This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

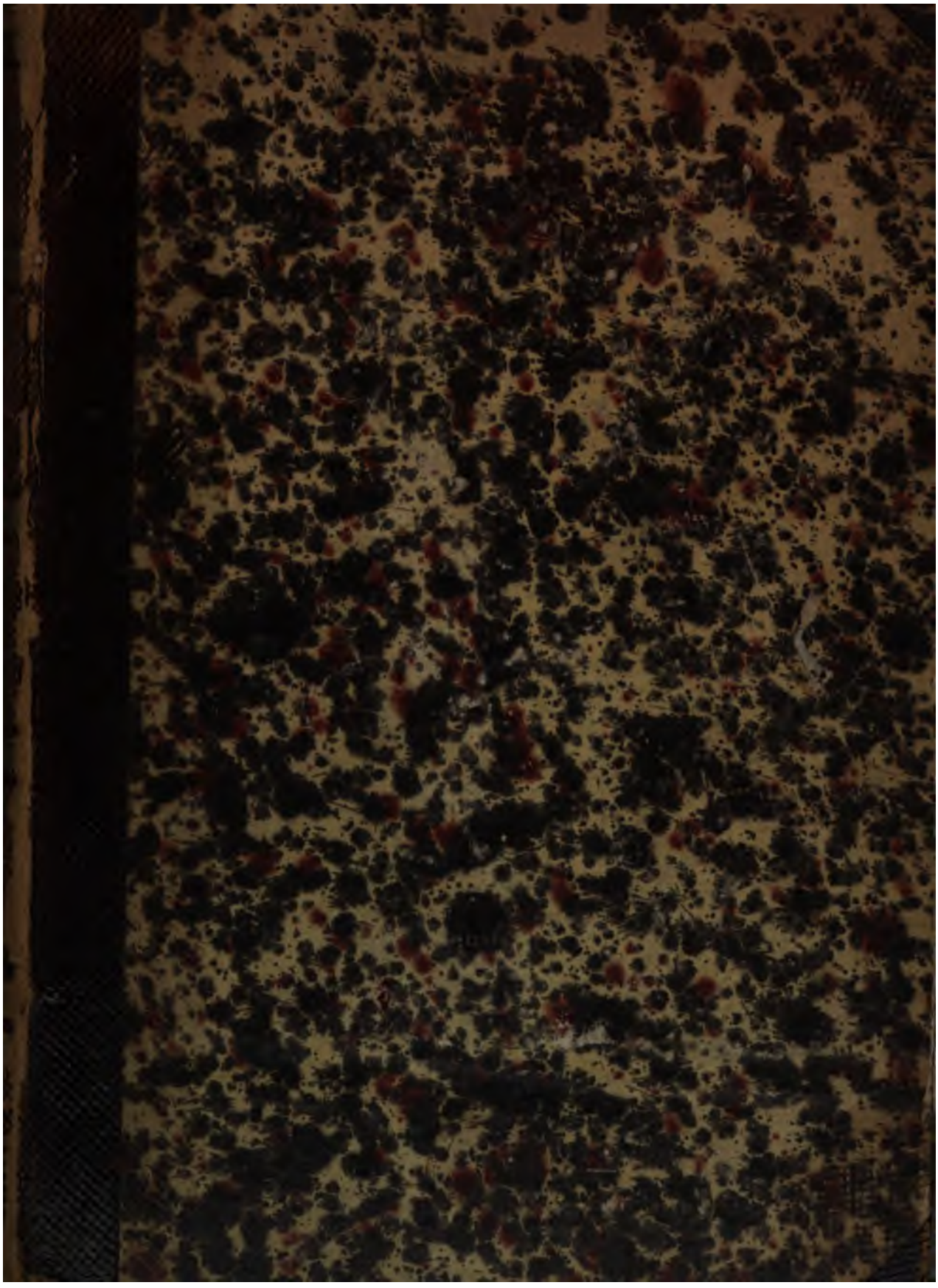
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

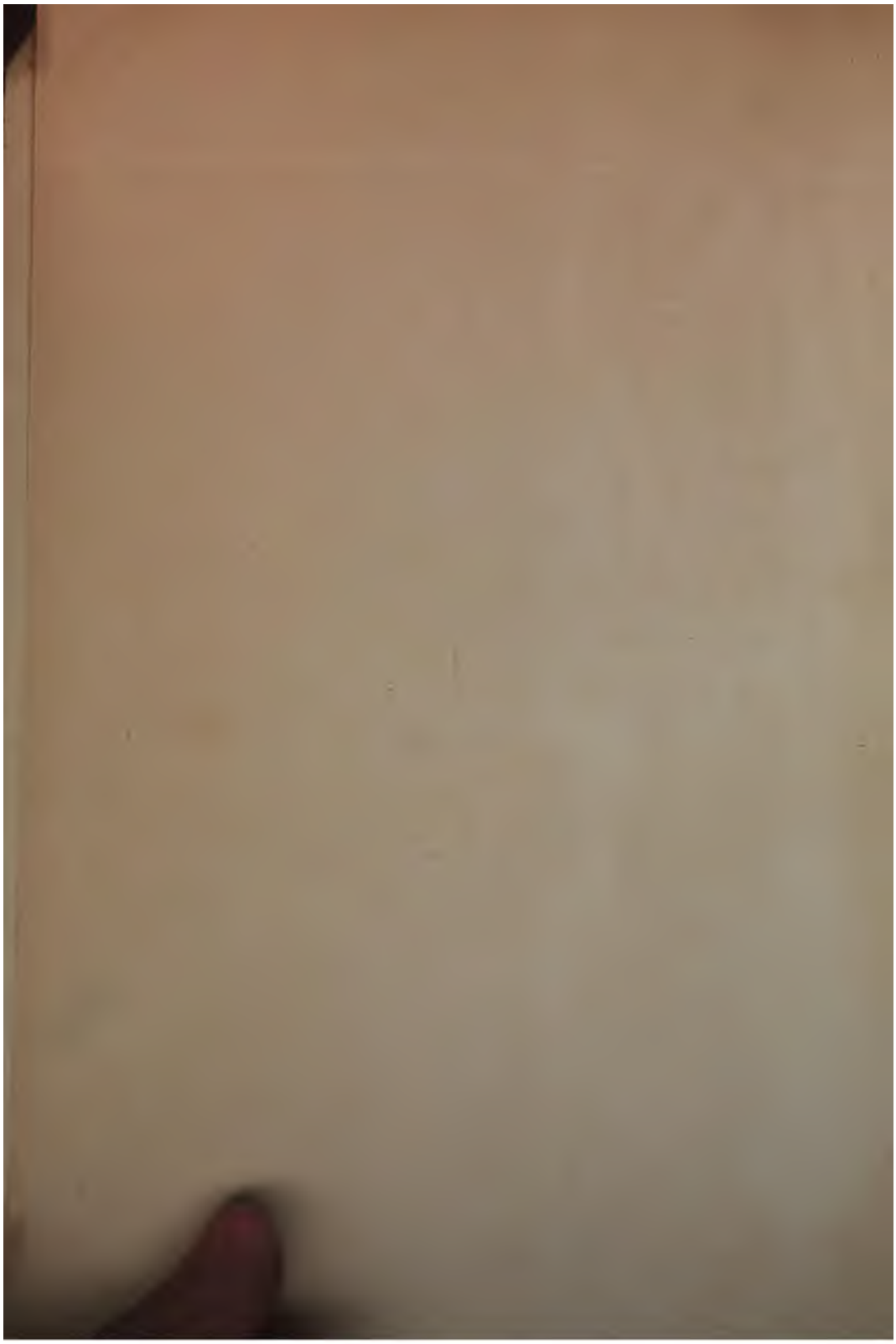


Ex · Libris · Max · de · Dortheim

Nr 4777.

Stanford University Libraries

Je 5687
2803



LEIPZIG. VOIGT & GÜNTHER.

MARIA THERESIA.

Maria Thereſia und ihre Zeit.

Maria Thereſia

und

ihre Zeit.

Von

Dr. Carl Ramshorn.

Mit 10 Portraits und 50 Illustrationen in Holzschnitt.

Leipzig,
Voigt & Günther.
1861.

TME

Seite
Inneres, Justiz, Finanzen 416
Wissenschaft, Kunst, Schule und Kirche 453
Landwirthschaft, Handel, Gewerbe 507
Familien- und Hofleben 515
Die Erzherzöge Joseph und Leopold 538
Tod des Kaisers 546
Die Zeit bis zur ersten Theilung Polens 556
Die erste Theilung Polens 572
Der bayerische Erbfolgekrieg 585
Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Cöln und Münster . 609
Die letzten Regierungsjahre Maria Theresia's 624
Maria Theresia's Tod 633

Einleitung.

Wie die Geſchichte anderer Nationen, ſo hat auch die Geſchichte der Deutſchen Zeiträume aufzuweiſen, in denen das Volk eine gewiſſe Ermattung und Lebensmüdigkeit blicken läßt. Den Charakter eines ſolchen Zeitraums tragen in der deutſchen Geſchichte offenbar die Jahrzehente von der Mitte des 17. bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts an ſich. Da iſt weder eine vorherrſchende, belebende Idee zu finden, die den Wünſchen, Arbeiten und Beſtrebungen des Volkes eine beſtimmte Richtſchnur gegeben hätte, noch finden ſich Männer, die als hervorragende Perſönlichkeiten auf den Gang der Ereigniſſe im deutſchen Geſammtvaterlande einen maßgebenden Einfluß hätten üben können. Während in den letzten Jahrzehenten des 17. Jahrhunderts in materieller Beziehung aller Orten die äußerſten Anſtrengungen gemacht werden mußten, um die furchtbaren Wunden, welche der 30jährige Krieg geſchlagen hatte, nur einigermaßen wieder zu heilen, war dies dieſelbe Zeit, in welcher unter den deutſchen Fürſten und Ständen die nationale Geſinnung ganz und gar unterging, ja der gute Genius des deutſchen Volks völlig erſtorben ſchien. War das ja dieſelbe Zeit, in welcher ein Ludwig XIV. nicht nur das geſammte deutſche Reich ungeſtraft

berauben und frech verhöhnen durfte, sondern auch durch die Autokratie in seiner Staatsverwaltung auf der einen Seite und durch die Zuchtlosigkeit, Verderbtheit und Verweichlichung in seinem Leben und Wandel auf der andern Seite ein so verlockendes Beispiel gab, daß mit nur sehr wenigen Ausnahmen das ganze Leben der Deutschen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Frankreichs Sünden und Frankreichs tonangebender Entsittlichung auf immer verfallen schien.

Schon das Gesammtleben der Deutschen jener Zeit als solches bot nichts als eine trübselige Jammergestalt. Die alten Reichstage hatten aufgehört, seitdem 1663 der perpetuirliche Reichstag zu Regensburg errichtet worden war, auf dem die Fürsten nicht mehr in Person erschienen. Während das Reich durch die Anerkennung schweizerischer und niederländischer Unabhängigkeit, durch den Verlust von Lothringen und eines großen Stücks der Rheinlande, von Ostpreußen, Livland und Kurland in seinem äußeren Umfange verloren hatte, wurde auch die Macht der Kaiser immer mehr und mehr beschränkt, das Ansehen derselben von Jahrzehent zu Jahrzehent geringer. Und wie es im großen Ganzen war, also war es auch im Einzelnen. Nicht die Interessen des Gesammtvaterlandes, sondern ausschließlich die Interessen der einzelnen fürstlichen Familien entschieden über die Schicksale der Völker. Durch die Nachbarschaft Frankreichs war die Neigung zur Autokratie an alle deutsche Fürstenhöfe gebracht worden, und also entstand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den deutschen Territorien, ebenso wie früher in Frankreich, eine fast allgemeine Jagd auf die Freiheiten und Rechte des Mittelalters, auf die Landstände und andere Bürgschaften des Lebens, eine Jagd ganz nach französischem Muster, die innerlich und äußerlich auch dieselben Stützpuncte suchte, die dereinst Ludwig XIV. für sein Herrenthum zu gewinnen gewußt hatte. Mit der einzigen Ausnahme von Preußen, wo der große Kurfürst den ersten festen Grund zu einer Neugestaltung des Lebens gelegt hatte, trat nirgends auch nur eine erfreuliche Kraft oder auch nur ein wohlthätiger Gedanke hervor. Ja selbst unter den vier Kaisern, welche in diesem Zeitraume den deutschen Zepter führten, war mit Ausnahme Kaiser Joseph's I., der aber, um maßgebenden Einfluß zu gewinnen, viel zu kurze Zeit regierte, nicht eine kräftige Individualität, welche dem nationalen Leben eine neue Basis zu geben im Stande gewesen wäre. Und so bietet die deutsche Geschichte dieses ganzen Zeitraums, mag man den Blick auf das Reich als Ganzes oder auf dessen einzelne Bestandtheile und Staaten

lenken, nichts als ein trübseliges Bild sittlicher Verkommenheit, geistiger Schwäche, leeren Mechanismus und autokratischen Uebermuthes.

Da erschienen um die Mitte des 18. Jahrhunderts an dem politischen Himmel des deutschen Vaterlandes zwei Sterne, deren wunderbares, hellleuchtendes Licht in den Herzen der Nation neue Hoffnungen wach rief. Und bald ward es vor der Welt offenbar, daß die Hoffnungen der deutschen Nation nicht ungegründet gewesen; auf die schöne Morgenröthe folgte, wenn auch erst nach einem neuen Kampfe im Norden wie im Süden, ein noch schönerer Tag, also daß das Jahr 1740 im Staatensysteme Europas der Wendepunct der älteren und neueren Zeit ward. Während das Haus Oesterreich, in welchem der Zeit der letzte männliche Sproß der Habsburger zu seinen Vätern ging, in herrlicher Verjüngung im Süden des Vaterlandes der Nation für ihr Leben und Streben eine neue sichere Bürgschaft wurde, sah die Nation von nun an im Norden des Vaterlandes den preußischen Adler Wache halten und also über dem Grabe des großen Kurfürsten sich durch eine zweite Bürgschaft gedeckt. Und das war ausschließlich das Werk der zwei großen Zeitgenossen, Maria Theresia's und Friedrich's II., durch deren unsterbliches Walten Sittlichkeit und Geistigkeit wieder in das deutsche Leben zurückkamen.

Die alte historische Wahrheit, daß, wenn eine große politische Aufgabe gelöst werden soll, zur rechten Zeit auch der rechte Mann an die Spitze der Völker und Staaten treten muß, fand ebensosehr in Maria Theresia wie in Friedrich II. abermals ihre volle Bestätigung. Was von der ernsten Geschichte an Auszeichnung, Lob, Ruhm und Ehre dem großen Friedrich zugetheilt werden muß, dasselbe gebührt auch Marien Theresien; in keiner Beziehung steht die deutsche Frau dem deutschen Manne nach. Wie auf seine Heroldsstimme im Norden, so öffneten sich auf ihre Stimme im Süden die Pforten einer neuen Zeit; wie er für die Ehre und Wohlfahrt seines Preußens lebte und starb, so war sie ihren gesammten, weitausgedehnten Staaten eine Landesmutter, der in ihrem Tode jeder ihrer Unterthanen Thränen der Dankbarkeit nachweinte; und wie endlich Friedrich's II. Persönlichkeit im Laufe aller nachfolgenden Jahrhunderte nie wird verdunkelt werden können, so wird auch die Krone der Ehre alle Jahrhunderte hindurch Marien Theresien verbleiben, als der deutschen Frau, die sich in ihrem Leben als die edelste ihrer Nation bewährte, einzig als Charakter, der Stolz ihres Geschlechts.

In vorliegenden Blättern nun soll das Leben dieser edeln Frau geschildert werden, wie sich dasselbe offenbarte ebenso im engen Kreise der Familie, wie im Rathe der Großen dieser Welt und inmitten ihrer Völker. Die Aufgabe ist eine ebenso erhabene wie schwierige; erhaben, da gerade die Regierung Maria Theresia's mehr als die Geschichte vieler anderer großer Regenten dafür Zeugniß gibt, daß die Schicksale der Völker und Staaten viel weniger von der großen Masse, als vielmehr von einzelnen im Vordergrunde stehenden Persönlichkeiten abhängig sind; aber auch schwierig, weil in der Zeichnung eines solchen Lebens bis auf den letzten Zug nicht nur das Gepräge der Wahrheit, sondern auch der Ruhm, die Ehre und Würde der Persönlichkeit sich abspiegeln muß, die sich die Feder zum Helden, in vorliegendem Falle zur Heldin ihrer Darstellung gewählt hat.

Maria Thereſia's Aeltern.

Es war am 20. October des Jahres 1740, als Kaiſer Karl VI., der Vater Maria Thereſia's, aus dem Leben ſchied. In ihm ſtarb der letzte männliche Sproß des erlauchten Habsburgiſchen Kaiſergeſchlechts, welches, ſeitdem der große Ahnherr dieſes Geſchlechts, Rudolph I., den deutſchen Thron beſeſſen, 467 Jahre lang die Geſchicke Oeſterreichs gelenkt und den urſprünglich kleinen öſterreichiſchen Staat zu einem der größten unſeres Erdtheiles gemacht hatte. Schon dieſes Moment dürfte es wohl rechtfertigen, wenn unſere Darſtellung, ehe noch von der großen Tochter geredet wird, ſich auch dem Vater zuwendet, dem die Vorſehung es gönnte, ſein erlauchtes Geſchlecht in glorreicher Verjüngung auf den Schauplatz treten zu ſehen. Neben dieſem Momente mahnen aber auch noch viele andere und gewichtigere zu einem Rückblicke in das Leben dieſes Mannes, und dieſe ſind insgeſammt beruhend in ſeiner Regententhätigkeit und der eigenthümlichen Art und Weiſe ſeines Waltens, welches, wie bekannt, ſeinen letzten Ausgangspunct ausſchließlich in einem wo möglich nach allen Seiten hin geſicherten Uebergang ſeiner Kronen auf das Haupt ſeiner Tochter fand. Ja, es muß geradezu als eine Unmöglichkeit bezeichnet werden, zu einem klaren und

richtigen Verſtändniß des Lebens und Strebens Maria Thereſia's kommen zu können ohne eine Vergegenwärtigung der väterlichen Regierungszeit. Und ebenſo wenig darf die Mutter unſerer Heldin ungenannt bleiben, welche auf deren körperliche wie geiſtige und moraliſche Entwickelung zweifelsohne einen noch größeren Einfluß übte, als der Vater.

Kaiſer Karl's VI. erſtes Auftreten auf der großen Bühne des politiſchen Lebens führt uns auf das Jahr 1700 zurück, das Sterbejahr König Karl's II., des letzten Habsburgers in Spanien. Dem Ableben dieſes Mannes, der kinderlos ſtarb, hatten ſchon lange vorher die europäiſchen Höfe und Diplomaten mit der äußerſten Spannung entgegengeſehen, da es eben fraglich blieb, wem das ſchöne Spanien, dazu die reichen Beſitzungen in Amerika und die herrlichen Nebenländer Burgund, Mailand, Neapel, erben würde. An Bewerbern fehlte es nicht, doch war die Sache eine ſehr verwickelte; und nicht blos deswegen, weil der nachmalige Kaiſer Karl VI., freilich jener Zeit noch ein fünfzehnjähriger Jüngling, zu dieſen Bewerbern gehörte, ſondern auch und noch mehr deswegen, weil die endliche Entſcheidung dieſer Erbſchaftsfrage auf die Geſtaltung des ganzen weiteren Lebens Karl's maßgebend einwirkte, muß bei Erwähnung des Vaters unſerer Heldin ſoweit in der Zeit zurückgegriffen werden.

Es bewarben ſich aber anfänglich um dieſe reiche Erbſchaft folgende drei Fürſten: Ludwig XIV. von Frankreich für ſeinen Neffen Philipp von Anjou; Kaiſer Leopold I. für ſeinen zweiten Sohn, unſern bereits mehrfach genannten Erzherzog, nachmaligen Kaiſer und Vater Maria Thereſia's, Karl, und endlich drittens Kurfürſt Maximilian Emanuel von Bayern für ſeinen Sohn und Kurprinzen Joſeph Ferdinand. Da aber nun der zuletztgenannte bayerſche Kurprinz noch vor König Karl II. von Spanien ſtarb (1699), blieben ſchließlich nur noch die zwei zuerſt genannten Bewerber übrig. Wie bekannt, trug endlich der franzöſiſche Geſandte in Madrid, Graf Harcourt, den Sieg davon, dem es gelang, dem kränkelnden Könige Karl II. und deſſen Miniſterium ein Teſtament abzuliſten, nach welchem Philipp von Anjou als der rechtmäßige Erbe der geſammten und ungetheilten ſpaniſchen Monarchie bezeichnet wurde, daher denn auch, las der längſterwartete Tod König Karl's II. am 1. November 1700 erfolgte, Ludwig XIV. triumphirend in den Ausruf ausbrach: „Nun gibt es keine Pyrenäen mehr!“ und ſofort die nöthigen Anſtalten traf, ſeinen Neffen nach Spanien zu ſenden, um den erledigten Thron in Beſitz zu nehmen.

LEIPZIG.
VOIGT & GUNTHER.
ELISABETH CHRISTINA.
MUTTER MARIA THERESIA'S.

Alſo machte Karl, der Vater unſerer Heldin, ſchon in ſeinem früheſten Jünglingsalter eine bittere Erfahrung. Er zählte, als ihm und ſeinem Fürſtenhauſe dieſe Kränkung ward, erſt 15 Lebensjahre. Und da ſich nun einestheils an dieſe Erfahrung ein eben ſo langwieriger wie blutiger und ſchließlich doch zum Nachtheil Karl's ausſchlagender Krieg knüpfte, anderentheils im weiteren Verlaufe der Zeit Karl in ſeiner eigenen Lebensgeſchichte die Streitfrage von friſchem auftauchen ſah, die ſich an das Ableben Karls II. von Spanien geknüpft hatte, kann es wohl um ſo weniger Wunder nehmen, daß die Erinnerung an dieſe trübe Erfahrung in Karl nur erſt mit ſeinem Tode erloſch, und daß dieſelbe auf ſein ganzes nachmaliges Regentenleben maßgebend einwirkte.

Näher auf den Kampf einzugehen, der unter dem Namen „ſpaniſcher Succeſſions- oder Erbfolgekrieg" durch König Karl's II. unglückſeliges Teſtament heraufbeſchworen ward, würde hier am unrechten Orte ſein. Eine Erwähnung deſſelben erſcheint aber um ſo dringender geboten, da in denſelben Karl's Vermählung fällt und wir ſomit Gelegenheit erhalten, mit Maria Thereſia's erhabener Mutter die erſte Bekanntſchaft zu machen.

In gleicher Weiſe, wie in den erſten Jahren des Kriegs Frankreichs Stern auf dem Schlachtfelde erbleichte, in gleichem Maße wuchſen inmittelſt die Hoffnungen unſeres Karl auf glücklichen Erfolg ſeiner gerechten Anſprüche. Bereits 1703 zu Wien unter dem Namen Karl's III. zum Könige von Spanien ausgerufen, begab er ſich gleich darauf über Holland nach England und ging im Januar 1704 mit 12,000 Mann holländiſch-engliſcher Truppen nach Spanien, wo er darauf am 2. Juli 1706 ebenfalls als Karl III. in Madrid feierlich proclamirt ward.

Alſo vom Glück begünſtigt, ſchritt Karl zu ſeiner Vermählung mit der eben ſo ſchönen, namentlich durch eine hohe, Ehrfurcht gebietende Geſtalt ausgezeichneten, wie geiſtreichen, liebenswürdigen und fürſtlich gebildeten Eliſabeth Chriſtina (geb. 28. Auguſt 1691), einer Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunſchweig-Lüneburg. Nachdem dieſelbe, wie es ihr zukünftiger Beruf als Regentin eines ſtrengkatholiſchen Staates zu erheiſchen ſchien, zu Bamberg am 1. Mai 1707 vom evangeliſchen Glauben zum katholiſchen übergetreten war*), erfolgte am 23. April des folgenden Jahres zu Hitzing bei Wien ihre

*) Ausführliches hierüber ſ. in Havemann's Geſch. von Braunſchweig-Lüneburg III. Bd. Göttingen, 1857. pag. 191 ff.

feierliche Trauung durch Procuration, wobei Kaiſer Joſeph I. die Stelle ſeines abweſenden Bruders Karl vertrat. Darauf vom engliſchen Admiral Leake nach Spanien geleitet, traf die hohe Frau ihren Gemahl in Barcelona, wo dann auch am 1. Auguſt 1708 das Beilager vollzogen ward.

Karl's Gemahlin kam zu einer Zeit nach Spanien, in welcher ein endlicher Sieg ihres Gemahls über den franzöſiſchen Prätendenten mehr als wahrſcheinlich ſchien. Und wenn auch die Lage der Dinge in Spanien ſelbſt vielleicht weniger zu ſolcher Hoffnung berechtigen mochte, um ſo glänzender waren die Triumphe, welche Karl's hohe Verbündete anderwärts über die franzöſiſchen Heere errangen. Brachten ja die großen Siege, welche die Verbündeten 1708 bei Oudenarde und 1709 bei Malplaquet in Belgien gewannen, den entmuthigten Ludwig XIV. dahin, daß er ſich bereits 1709 zum Frieden geneigt zeigte, und, nachdem er in dieſem Jahre die ihm geſtellten Friedensbedingungen als zu hochgeſpannt zurückgewieſen hatte, auch im Jahre 1710 ſeine Friedensanerbietungen mit Zugeſtändniß noch größerer Conceſſionen erneuerte. Und doch ſollten ſich die Verhältniſſe ſo fügen, daß ſchon ein Jahr ſpäter Karl's Sache verloren war. Der unerwartete Tod Kaiſer Joſeph's I. am 17. April 1711 rief nicht blos Karl mitten aus dem ſpaniſchen Kampfe, ſondern gab auch der ganzen Situation einen entſcheidenden Umſchwung. Denn da Joſeph ohne männliche Nachkommen ſtarb, fiel ſeine Erbſchaft an ſeinen Bruder Karl, denſelben Mann, um deſſentwillen der derzeitige Krieg mit Frankreich geführt ward, und der alſo nunmehr die zwei Kronen von Spanien und Oeſterreich auf ſeinem Haupte vereinigen ſollte. In gleicher Weiſe wie vorher die in Ausſicht geſtellte Uebermacht Frankreichs, alſo erſchien jetzt eine ſolche Uebermacht des Hauſes Habsburg den übrigen europäiſchen Mächten bedenklich; und alſo geſchah es, daß ſich zuerſt England mit Frankreich zu Utrecht 1713 verſtändigte, wobei Philipp von Anjou ſowohl von England als von Holland als König von Spanien anerkannt wurde.

Karl blieb, da er nach ſeines Bruders Joſeph's Tode die Regierung ſeiner Erbſtaaten ſeiner Mutter interimiſtiſch übertragen hatte, noch einige Zeit in Spanien, bis der Prinz Eugen in ihn drang, nach Deutſchland zurückzukehren. Jener Zeit auf Catalonien beſchränkt, mochte er es wohl für doppelt nothwendig erachtet haben, ſeine Intereſſen in Spanien auch ferner in eigener Perſon zu verfechten. Als indeß Eugen's wohlbegründete Mahnungen und Bitten bring-

licher wurden, folgte er dieſem Rufe, ſetzte aber zuvor noch zur weiteren Wahrung ſeiner Rechte in Catalonien eine Regentſchaft ein, an deren Spitze er ſeine Gemahlin ſtellte*), und ſchiffte ſich am 27. September 1711 zu Barcelona nach Genua ein. Bereits in Mailand erhielt er die Nachricht, daß er unterdeſſen auch zum deutſchen Kaiſer gewählt worden war, daher er ſich darauf ohne Säumen nach Frankfurt a. M. begab, wo er am 22. December als Kaiſer Karl VI. feierlich gekrönt wurde, während er im darauffolgenden Jahre zu Preßburg auch die ungariſche Krone erhielt.

So finden wir alſo gegen Ausgang des Spaniſchen Erbfolgekrieges die Aeltern unſerer Heldin auf eine längere Zeit von einander getrennt: den Vater, nunmehrigen deutſchen Kaiſer Karl VI., vollauf in Anſpruch genommen durch die Regierungsſorgen in ſeinen Erbſtaaten, die erhabene Mutter, Eliſabeth Chriſtina, die Rechte ihres Gemahls vertretend in Spanien. Wer möchte wohl in Zweifel ſein, weſſen Aufgabe jener Zeit die ſchwierigere war. Des Umſtandes nicht zu gedenken, daß Eliſabeth Chriſtina, die Fürſtentochter eines kleineren deutſchen Fürſtenhauſes, ſich ſeit ihrer Vermählung in Lebensverhältniſſe verſetzt ſah, die ihrer Natur nach über ihre frühere Anſchauung weit hinausgingen, ſo darf dagegen nicht außer Acht gelaſſen werden, daß ſich gegenwärtig an dieſe neuen Lebensverhältniſſe eine Verantwortlichkeit knüpfte, deren Schwere eine Frau ohne Zweifel doppelt fühlen mußte. Eliſabeth Chriſtina, in ihrer ſtellvertreteriſchen Regierungsthätigkeit nur unterſtützt von dem früheren Erzieher ihres Gemahls, dem Fürſten Anton Lichtenſtein, entſprach ihrer eben ſo wichtigen wie ſchwierigen Stellung in einer Weiſe, die nur mit höchſter Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen kann. Geſchick, Kraft, Muth, Entſchloſſenheit, treue Hingebung an das für ſie und ihre Sache mannhaft einſtehende, ritterliche Volk von Catalonien — von alledem gab ihr ſtellvertreteriſches Walten ein glorreiches Zeugniß, alſo daß das Volk von Catalonien mit einer Begeiſterung

*) Dies wurde den Ständen Cataloniens durch ein beſonderes Schreiben vom 26. Septbr. öffentlich bekannt gemacht, eine Schrift, welche zugleich davon Zeugniß gibt, mit welcher zärtlichen Liebe Karl ſeiner Gemahlin zugethan war. Vgl. „Neue genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten von den vornehmſten Begebenheiten, welche ſich an den europäiſchen Höfen zutragen, worin zugleich vieler Standes-Perſonen Lebensbeſchreibungen vorkommen.“ Leipzig, 1750 bei Joh. Sam. Heinſius. Der elfte Theil 1751, wo ſich eine ausführliche Biographie Eliſabeth Chriſtina's findet.

[illegible]

[illegible] Maria [illegible] [illegible]

[illegible] 21. März [illegible] am 11. September 1714 endlich [illegible] wie einst das alte Sagunt gegen die stolzen Römer gekämpft hatte, den Franzosen in die Hände und büßte seinen [illegible] Widerstand und seine Treue für Karl und dessen angebetete Gemahlin mit Strömen von Blut.

Hiermit war für Karl der Verlust der spanischen Krone entschieden, der stolze Gedanke Ludwig's XIV., den französischen Stamm auf den Königsstuhl von Madrid zu bringen, glücklich durchgeführt. Entschlossen, sein gutes Recht mit den Waffen zu erzwingen, setzte zwar Kaiser Karl auch nach dem Weggang seiner Gemahlin aus Spanien den Krieg fort, verwarf die ihm von Frankreich gemachten Anträge als ehrenrührig und ließ selbst in einer Schrift*) die Gründe bekannt machen, welche ihn bewogen, dem bereits erwähnten Frieden von Utrecht nicht beizutreten, aber leider nur zu bald mußte sich Kaiser Karl selbst gestehen, daß er mit seinem Plane schwerlich durchkommen werde. Denn nahm auch jetzt wieder das deutsche Reich an dem Kriege Theil, so blieb doch die Unter-

*) Vgl. hierüber, sowie über diese ganzen weitausgesponnenen Friedensunterhandlungen: Krones(?) Geschichte von Oesterreich. V. S. 826.

stückelung der spanischen Erbschaft, nun so war ja für die weitere Zukunft das anlockende Beispiel gegeben, daß bei dem Erlöschen des Mannesstammes in großen Staaten mit den Waffen in der Hand eine Ländertheilung zu erzwingen sei. Bei solchen, nur zu nahe liegenden Gedanken konnte Karl's Blick in die weitere Zukunft schwerlich ungetrübt bleiben, um so weniger, da sich in seiner eigenen Person wenigstens vor der Hand die große politische Streitfrage wiederholte, die sich an seinen Ahnen, Karl II. von Spanien, geknüpft hatte. Wie dieser der letzte Habsburger in Spanien gewesen, so war er selbst zur Zeit der letzte Habsburger in Oesterreich. Denn ob auch bereits mehrere Jahre in der glücklichsten Ehe lebend, hatte er doch auf die Freude, mit Kindern gesegnet zu werden, bisher verzichten müssen. Die Frage, wie es dereinst mit seinem Erbe werden würde, wenn seine Ehe auch fernerhin kinderlos blieb, mußte sich ihm als die bedeutungsvollste seines Lebens ankündigen. Und eben darum kann es auch nur als ein Schritt weiser Vorsicht und gewissenhafter Fürsorge angesehen werden, daß Karl schon wenige Jahre nach seiner Vermählung über sein dereinstiges Erbe Verfügung traf. Ja Solches wurde ihm geradezu zu einer Pflicht, einmal weil es problematisch blieb, ob seine Ehe in weiterer Zukunft mit Kindern gesegnet werden würde, dann aber auch, weil hierbei frühere gesetzliche Bestimmungen seines erlauchten Hauses mit in Betracht gezogen werden mußten.

In derselben Zeit, in welcher Karl's Gemahlin Spanien verließ, that Karl zur Regulirung der Erbfolge in seinem Hause den ersten Schritt. Es war am 19. April des Jahres 1713 Morgens um 10 Uhr, als er sämmtliche in Wien anwesenden geheimen Räthe in einer Conferenz um sich versammelte und mündlich ihnen verkündete, wie es dereinst nach seinem Tode mit der Erbfolge in seinen Staaten gehalten werden solle. Namentlich aber waren dabei zugegen folgende hochgestellte Staatsmänner: Prinz Eugen von Savoyen, Fürst von Trautsohn, Fürst von Schwarzenberg, Graf von Traun, niederösterreichischer Landmarschall, Graf von Thurn Obersthofmeister der Kaiserin-Mutter, Graf von Dietrichstein Oberstallmeister, Graf von Seilern Hofkanzler, Graf von Stahremberg Kammerpräsident, Graf von Martinitz der Jüngere, Graf von Herberstein Vicepräsident des Hofkriegsrathes, Graf von Schlick böhmischer oberster Kanzler, Graf von Schönborn Reichsvicekanzler, Erzbischof von Valencia, Graf von Sinzendorf Oberstkämmerer, Graf von Paar Obersthofmeister der verwittweten Kaiserin Amalia, Graf Philipp Ludwig von Sinzendorf Vice-

präsident des Reichshofrathes, Graf Nicolaus Palffy ungarischer Iudex curiae, Graf Illieshazy ungarischer Kanzler, Graf von Khevenhüller niederösterreichischer Statthalter, Graf Gallas, Graf von Salm Oberststallmeister der verwittweten Kaiserin, Marquis Romer königl. spanischer geheimer Staatssecretair, Graf Korins siebenbürgischer Vicekanzler. Das Protocoll aber nahm der kaiserliche Hofrath von Schickh, als zu dieser Feierlichkeit berufener öffentlicher Notar, auf.

In diesem, wie bereits erwähnt, vorläufig mündlich verkündeten und von Hofrath von Schickh zu Protocoll gebrachten Erbgesetze*) nun sprach Kaiser Karl fürs Erste als obersten Grundsatz aus: ewige Untrennbarkeit der Erbkönigreiche und Länder des Hauses Oesterreich. Ferner war festgesetzt die Erbfolge im Mannesstamme Karl's VI. nach dem Rechte der Erstgeburt, wogegen in Ermangelung des Mannesstammes die Descendenten Karl's VI. weiblichen Geschlechts nach dem Rechte der Erstgeburt zur ungetheilten Erbfolge berufen wurden, und dies waren drittens die Töchter Joseph's I. und ihre Descendenten auf eben diese Weise; viertens endlich nach Aussterben der jetzt regierenden karolinischen, sowie auch der josephinischen Linie die Schwestern Karl's VI. und ihre Descendenten; fünftens alle übrigen Linien nach dem Rechte der Erstgeburt in der aus ihr entspringenden Ordnung.

Diese von Kaiser Karl VI. aufgestellte österreichische Erbfolgeordnung erhielt den Namen „Pragmatische Sanction" und wurde, wie aus unserer weiteren Darstellung mehrfach erhellen wird, derjenige Gegenstand, der sich in Karl's VI. ganzem weiteren Leben als der Mittelpunct ankündigte, in welchem alle seine Regierungssorgen zusammenliefen, und zu dessen Sicherstellung Karl VI.

---

*) Vgl. Sporschil, Geschichte von Oesterreich V. S. 833, wo auf Grund der Forschungen Schrötter's (in dessen „Abhandlungen aus dem österr. Staatsrechte" V. S. 241. ff.) nachgewiesen ist, nicht nur daß dieses vom Hofrath Schickh zu Papier gebrachte Document als die eigentliche maßgebende Quelle der pragmatischen Sanction anzusehen ist, sondern auch daß dieses Erbfolgegesetz keine Neuerung, sondern nur eine Erneuerung der bei dem österreichischen Erzhause althergebrachten und gesetzlichen Erbfolgeordnung war. Ebenso ist daselbst angegeben, auf welche Weise spätere Abweichungen von dem Originale entstanden sind. In der angezogenen Stelle Schrötter's sind übrigens die früheren gesetzlichen Bestimmungen des österreichischen Erzhauses wörtlich angeführt, daher wir hier auf diese Schrift, die auch von Sporschil mit Recht als unübertroffen bezeichnet wird, besonders verweisen. Hiernach wird sich dann auch der Werth der Duller'schen Deduction ermessen lassen in dessen „Maria Theresia und ihre Zeit," Wiesbaden 1844.

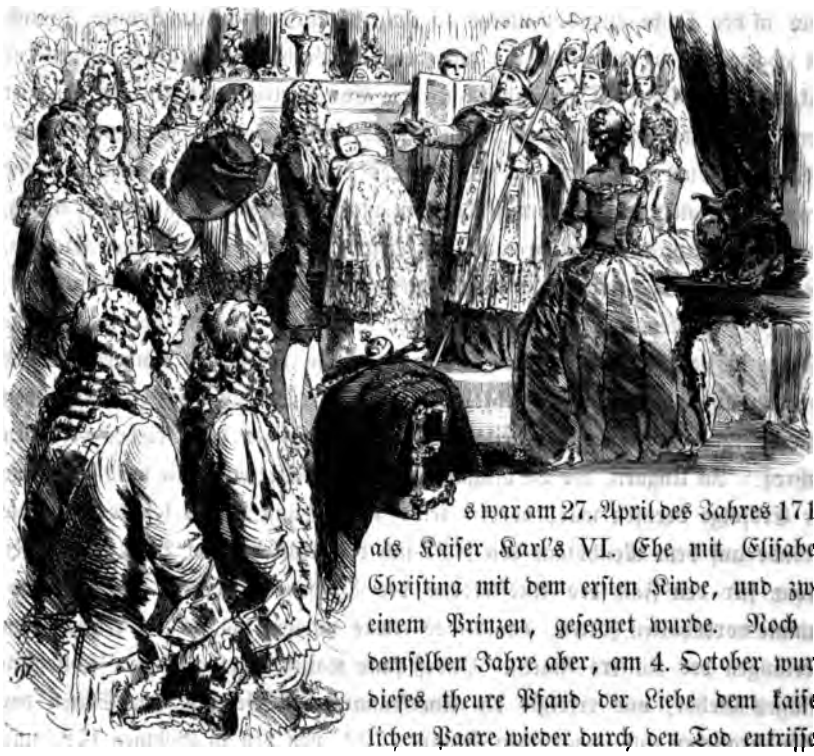
in späterer Zeit nicht nur die Zustimmung der verschiedenen Landstände seiner Staaten besonders noch nachzusuchen, sondern auch selbst die schwersten Opfer zu bringen kein Bedenken trug. Während das Gesetz, wie schon erwähnt, bereits 1713 den Staatsräthen vorgelegt ward, in einer Zeit, wo Karl's Gemahlin eben im Begriff stand, aus Spanien nach Oesterreich zurückzukehren, mußte indeß, bevor in der Sache etwas weiteres zu thun räthlich erscheinen konnte, füglich erst abgewartet werden, wie sich die ehelichen Verhältnisse Karl's in weiterer Zukunft gestalteten. Dann aber, als die Ehe wirklich mit Kindern gesegnet ward, aber nach dem Tode des ersten Kindes, eines Sohnes, es immer wahrscheinlicher wurde, daß die Erbfolge in den österreichischen Staaten auf eine Erzherzogin fallen werde, dann finden wir auch Kaiser Karl unausgesetzt thätig, seiner pragmatischen Sanction nach allen Seiten hin — daheim in seinen Staaten, wie im Auslande — sichere Garantien und unverbrüchliche Geltung zu verschaffen.

Die Anerkennung der pragmatischen Sanction Seitens der Landstände erfolgte in verschiedenen Jahren, am frühesten in denjenigen Ländern, welche dem Erzhause ohnehin durch Erbfolge angehörten. So gaben die österreichischen Stände ihre Zustimmung bereits 1720, die schlesischen im October desselben Jahres. In Ungarn, wo die pragmatische Sanction, soweit die weibliche Linie zur Erbfolge berufen war, vorerst keine Anwendung finden konnte, weil die Stände auf dem Reichstage von 1687 sich das Aufleben der Wahlfreiheit der Krone für den Fall des Aussterbens des Hauses Oesterreich im Mannesstamme vorbehalten hatten, dauerte es etwas länger, bis sich die Stände dem Verlangen des Kaisers fügten. Indeß fand Kaiser Karl auch hier schließlich williges Gehör, und erfolgte die Anerkennung des Gesetzes von Seiten der siebenbürgischen und ungarischen Stände 1722, von den in Böhmen 1723 und in den Niederlanden 1724.

So viel von Karl's Thätigkeit für Sicherstellung seiner pragmatischen Sanction in seinen eigenen Ländern, und erhellt schon hieraus, wie große Aufmerksamkeit er diesem Gegenstande zuwendete. Von den großen Opfern aber, die er nachmals brachte, um für das Gesetz auch vom Auslande Anerkennung und Bürgschaft zu erlangen, wird weiter unten die Rede sein, woraus dann weiter ersichtlich werden wird, wie die Sorge für seine pragmatische Sanction sich wie ein rother Faden durch seine ganze Regierungszeit hindurchzog und sich als der leitende Gedanke von fast allen seinen Regierungshandlungen kennzeichnete.

Maria Thereſia's Geburt.

Karl's VI. Krieg mit den Türken und mit Spanien.



s war am 27. April des Jahres 1716, als Kaiſer Karl's VI. Ehe mit Eliſabeth Chriſtina mit dem erſten Kinde, und zwar einem Prinzen, geſegnet wurde. Noch in demſelben Jahre aber, am 4. October wurde dieſes theure Pfand der Liebe dem kaiſerlichen Paare wieder durch den Tod entriſſen. Der Schmerz über dieſen herben Verluſt war bei dem kaiſerlichen Aelternpaare ebenſo groß wie die Theilnahme im ganzen öſterreichiſchen Staate allgemein. Indeß ſich demüthig dem Willen des Höchſten fügend, ertrug das hohe Aelternpaar den ſchmerzlichen Verluſt mit frommer Ergebenheit und würdiger Faſſung, die übrigens auch um ſo gerechtfertigter erſchien, da ſich der Zeit die Kaiſerin bereits wieder in geſegneten Umſtänden befand. Das theure Pfand aber, das die edle Frau jetzt unter dem Herzen trug, war unſere Heldin Maria Thereſia, welche das Licht der Welt erblickte am 13. Mai 1717 des Morgens wenige Minuten nach halb drei Uhr.

Die ganze kaiſerliche Reſidenzſtadt Wien durchdrang, als die Bevölkerung von dieſem glücklichen Ereigniß Kunde erhielt, ein Jubel, und während im St. Stephansdom unter feierlichem Glockengeläute der Biſchof von Wien, Graf Siegmund von Kollonitſch, im Beiſein des Domkapitels, der biſchöflichen Cur und des Stadtraths von Wien, unter Schall der Trompeten und Pauken den ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmte, wurden in der kaiſerlichen Burg die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um nach Befehl des Kaiſers die Taufe der neugeborenen Erzherzogin noch am Abende deſſelben Tages vornehmen zu können. Die ausgeſuchte Pracht und der wahrhaft kaiſerliche ceremoniöſe Glanz, womit dieſe heilige Handlung vollführt wurde, entſprach in jeder Weiſe der hohen Bedeutung, welche ſich für das erlauchte Kaiſerhaus an den Beſitz dieſes neuen, jungen Lebens knüpfte, daher auch eine nähere Beſchreibung*) dieſer religiöſen Feierlichkeit hier nicht am unrechten Orte ſein wird.

Während die ſogenannte Ritterſtube der Burg zu dem Orte auserſehen ward, wo die Taufe vorgenommen werden ſollte, wurde dieſelbe mit koſtbaren, von Gold, Silber und Seide gewirkten Tapeziereien ausſpalirt, auch mit vielen kryſtallinen Handblakern und andern Wandleuchtern beleuchtet und nächſt der Thür, wo man aus der Trabantenſtube hineinging, ein Baldachin von Goldſtoff aufgemacht und darunter ein Altar ſtaffelhoch aufgerichtet. Auf dieſem Altare war ein großes ſilbernes Crucifix mit ſechs ſilbernen Leuchtern, ingleichen das große und kleine goldene, mit vielen koſtbaren Steinen beſetzte Taufbecken, worin ſich das Taufwaſſer befand, in welches man fünf Tropfen Waſſer aus dem Fluſſe Jordan gegoſſen hatte, während zur weiteren Verherrlichung der heiligen Handlung auch zahlreiche Reliquien dabei ausgeſtellt waren, ſo: heiliges Blut, ein Dorn aus der Chriſtuskrone, einer von den Nägeln, womit Chriſtus an das Kreuz geheftet war ꝛc. Neben dem Altare zur rechten Seite, an dem Fenſter, ſtand ein mit einem rothſammetnen und goldenen Borden bebrämten Teppich bedeckter Tiſch und darauf ebenfalls ein ſilbernes Crucifix ſammt zwei dergleichen Leuchtern und einem rothſammetnen Polſter mit goldenen Borden, worauf nachher der Täufling gelegt ward. Nächſt dieſem Tiſch, gerade gegen den Altar, ſtand ein mit Goldſtoff überzogener Lehnſtuhl für Ihre regierende Kaiſerliche

*) Vgl. Staats- und Lebensgeſchichte Thereſien's der Großen von H***, Erfurt 1762, und die damit übereinſtimmende Darſtellung Duller's.

Majeſtät und die verwittwete Kaiſerin, auch nach dieſen ein Lehnſtuhl mit rothem Sammet und goldenen Borden für die Durchl. Erzherzoginnen, dann gegenüber ein mit rothem Sammet bedeckter Stuhl für den päpſtlichen Nuntius Spinola und den venetianiſchen Botſchafter, Ritter Grimani, bei der Thür der Galerie ein beſonderer Stuhl für den portugieſiſchen Prinzen, und über der Thür endlich war ein Gerüſt für die kaiſerliche Hofmuſik erbaut.

Dieſen ceremoniöſen Vorbereitungen entſprach auch die Taufhandlung ſelbſt. Nach acht Uhr Abends ſetzte ſich unter Trompeten- und Paukenſchall die Proceſſion in Bewegung. Voran ſchritten im höchſten Glanz wie in voller ſpaniſcher Grandezza alle Cavaliere und die niederöſterreichiſchen Stände, die Kaiſerlichen Geheimen Räthe und Kämmerer. Darauf kam der päpſtliche Nuntius und der Geſandte Venedigs. Hierauf Kaiſer Karl VI. im ſpaniſchen, reich mit Gold und Silber geſtickten Mantelkleide, mit einer rothen Feder auf dem aufgekrämpten Hute. Dann folgten in ſchwarzer, von Diamanten blitzender und reich mit Perlen geſchmückter Kleidung die Wittwen der verſtorbenen Kaiſer Leopold's I. und Joſeph's I., Eleonore und Wilhelmine Amalie. Hinter ihnen kam die Kaiſerliche Frau Aya, die Reichsgräfin von Thurn und Valſaſſina. Dieſer folgte der Fürſt Anton Lichtenſtein, Oberſthofmeiſter, Ritter des goldenen Vließes und Grand von Spanien, welcher auf einem weißatlaſſenen Kiſſen die Neugeborene trug, begleitet von zwei andern Rittern des goldenen Vließes, den Grafen Eifuentes und Oropeſa. Darauf kamen die Erzherzoginnen, die hinterlaſſenen Töchter Leopold's I. und Joſeph's I., paarweiſe, in goldgeſtickter, von Edelſteinen funkelnder Kleidung. Ihnen folgte die Oberſthofmeiſterin der regierenden Kaiſerin, die verwittwete Fürſtin Auersperg, und die Oberſthofmeiſterinnen der verwittweten Kaiſerinnen, die Freifrau von Fünfkirchen und die Gräfin Caraffa. Dieſen endlich ſchloſſen ſich zahlreiche Hofdamen, Frauen der erſten Beamten ꝛc., alle im höchſten Staate, an. Pathenſtelle vertraten die verwittwete Kaiſerin Wilhelmine Amalie und der päpſtliche Nuntius Spinola im Namen des Papſtes Clemens XI. Die Taufhandlung ſelbſt verrichtete der Biſchof von Wien, und dabei erhielt die Neugeborene die Namen: „Maria Thereſia Walpurga Amalia Chriſtina.“ Bemerkenswerth endlich, ſowie bezeichnend für die Religioſität des kaiſerlichen Hofes waren die Geſchenke, welche der Neugeborenen dabei zu Theil wurden. Die verwittwete Kaiſerin Eleonore ſchenkte ihr Reliquien der heiligen Thereſia, Wilhelmine Amalia aber

Reliquien des heiligen Ignatius von Loyola in koſtbarſter Demantfaſſung, und außerdem wurde von der zuletztgenannten verwittweten Kaiſerin zum bleibenden Andenken an den Geburts- und Tauftag ihrer Nichte auf dem Rennwege (einer Vorſtadt Wiens) der Grundſtein zu einem Kloſter gelegt, welches ſie, ein Gelübde zu löſen, für Nonnen nach der Regel St. Auguſtin's und der Stiftung des heil. Franz von Sales (daher ihr Name „Saleſianerinnen") erbaute, unter deren Verpflichtungen — neben den gewöhnlichen Kloſtergelübden — ſich auch die beſondere befand: junge adelige Damen ſtandesgemäß zu erziehen. Nach Vollendung dieſes Baues ſchlug Wilhelmine Amalia daſelbſt ihre Reſidenz auf, und wenn nicht ganz beſondere Veranlaſſungen ſie nöthigten, am Hofe zu erſcheinen, verließ ſie das Kloſter nie.

Maria Thereſia's Geburt fiel in eine für ihren kaiſerlichen Vater ziemlich ſorgenvolle Zeit. Nachdem nur erſt der Krieg um das ſpaniſche Erbe ſeine Endſchaft erreicht hatte, ſah ſich Kaiſer Karl in einen neuen Krieg mit der Türkei verwickelt, und in der Hoffnung, daß hierdurch Karl's Hände hinreichend gebunden ſeien, um gleichzeitig anderwärts nicht ausreichenden Widerſtand leiſten zu können, trat in derſelben Zeit auch der neue König von Spanien, Philipp V., von neuem gegen Kaiſer Karl unter die Waffen.

Die Türkei anlangend, ſo ſtand dieſelbe jener Zeit noch auf dem Frieden von Carlowitz (von 1699), in welchem ſie, von Oeſterreich, Polen, Venedig und Rußland gedrängt, Morea an Venedig, Podolien und Kaminiek an Polen, und den bei weitem größten Theil Ungarns an Kaiſer Leopold I. hatte abtreten müſſen. Solche Verluſte ſchmerzten wohl tief genug, um bei erſter beſter Gelegenheit den Kampf gegen die alten Feinde von neuem aufzunehmen. Der jetzt ausbrechende Sturm entlud ſich zunächſt gegen die Venetianer, und dabei ſahen ſich die Türken ſo entſchieden vom Glücke begünſtigt, daß die Republik Venedig in wenig Monaten ganz Morea, die Inſeln Tine und Cerigo, ſowie auch ihre letzten feſten Poſten auf Candia verlor. Mußte nun dieſes große Waffenglück der Türken an ſich ſchon Kaiſer Karl VI. eine ernſte Mahnung zur Vorſicht bringen, ſo nöthigte ein anderer Umſtand ſelbſt auch zu offener Parteinahme und ſelbſteigenem Handeln. Da nämlich nicht die Venetianer, ſondern die Türken den Frieden gebrochen hatten, war Kaiſer Karl kraft des Bündniſſes von 1684 verpflichtet, der Republik Venedig beizuſtehen. Dazu kam, daß, jemehr die Türken vom Waffenglücke begünſtigt wurden, Kaiſer Karl, als deren nächſter Nachbar, ſich in

ſeinen eigenen Landen um ſo mehr bedroht ſah. Alſo ſchloß Kaiſer Karl am 13. April 1716 mit der Republik Venedig ein neues Schutz- und Trutzbündniß und ſchritt, hierzu übrigens auch noch von ſeinem treueſten Rathgeber und tüchtigſten Feldherrn, dem Prinzen Eugen, beſonders aufgemuntert, zu einem neuen Kampfe gegen die Pforte. In demſelben erhielt Prinz Eugen wieder das Obercommando, und hatte Kaiſer Karl ſchon aus dem Grunde, daß er die Führung ſeiner Sache gerade dieſem treuen Dogen anvertrauen konnte, mit Zuverſicht auf einen glücklichen Erfolg in dem Kampfe gehofft, ſo ſah er ſich in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht. Prinz Eugen, der edle Ritter, gewann in dem Kampfe neue glänzende Lorbeeren. Am 5. Auguſt 1716 wurden die Türken bei Peterwardein von ihm furchtbar aufs Haupt geſchlagen, und ein Jahr darauf, am 16. Auguſt 1717, alſo gerade drei Monate nach Maria Thereſia's Geburt, nahm er Belgrad durch Sturm, Waffenthaten, welche ſchon im Jahre 1718 am 21. Juli zum Frieden von Paſſarowitz führten, in welchem Ehre, Ruhm und Gewinn Niemand weiter erntete als Kaiſer Karl. Während Venedig Morea verlor, behielt der Kaiſer alle Städte und Länder, welche in den Feldzügen von 1716 und 1717 durch Eugen erobert worden waren: das Temeswarer Bannat, die kleine Wallachei, Belgrad mit Serbien bis an den Timok und die Drina, Bosnien bis an die Unna, während ein eigener Handelstraktat den öſterreichiſchen Unterthanen weſentliche Vortheile ſicherte.

Indeß waren es nicht blos die in dieſem Türkenkriege gewonnenen Lorbeeren, womit Kaiſer Karl die Wiege ſeiner jungen Erbtochter ſchmücken konnte; zu dieſen Lorbeeren kamen gleichzeitig auch noch andere, nicht minder glänzende. In derſelben Zeit nämlich entbrannte noch ein anderer Krieg in Europa, der gegen Kaiſer Karl direct gerichtet war und nichts Geringeres zum Ziel hatte, als eine Vernichtung der Utrechter und Raſtadter Friedensſchlüſſe. Philipp V. von Spanien, eine matte und träge Natur, hatte mit ſeiner zweiten Gemahlin, Eliſabeth von Parma, den ſchlauen Italiener Alberoni*) an ſeinen Hof erhalten, der ſich bald zum leitenden Miniſter aufſchwang. Da nun die Königin Eliſabeth für die Söhne ihrer Ehe, denen der Thron von Spanien nicht werden konnte, einen andern wünſchte, zudem auch der Nationalſtolz der Spanier den Verluſt der ſpaniſchen Nebenlande nicht verſchmerzen konnte, faßte Alberoni den

*) Näheres über denſelben ſ. Sporſchil V. 846.

von der Königin mit großer Befriedigung aufgenommenen Plan, die Monarchie Karl's V. und Philipp's II. wieder herzuſtellen. Zu dem Ende benutzte er die Zeit, in welcher der Kaiſer mit den Türken in Krieg lag, und ſandte, während ausgeſprengt ward, die in See gegangene Macht ſei zur Hülfe der Venetianer gegen die Türken beſtimmt, im Auguſt 1717 eine anſehnliche Anzahl Truppen unter dem Marquis von Lede nach der Inſel Sardinien, welche ſich denn auch der ſpaniſchen Herrſchaft wieder unterwarf. Nun ſchlug ſich zwar hiergegen die Diplomatie der leitenden Mächte Europas ſofort ins Mittel, doch ließ ſich vor der Hand Spanien dadurch nicht zurückſchrecken, ſondern überfiel auch noch 1718 die Inſel Sicilien. Da aber ſchloſſen am 28. Juli 1718 England und Frankreich eine Allianz, zu der dann auch Kaiſer Karl VI. und die niederländiſche Republik traten (daher Quadrupelallianz genannt), um die Utrechter und Raſtadter Friedensſchlüſſe aufrecht zu erhalten, mit der Nebenbeſtimmung, daß Kaiſer Karl für die Inſel Sardinien die Inſel Sicilien durch Tauſch und der ſpaniſche Prinz Don Carlos die Anwartſchaft auf Toscana, Parma und Piacenza erhalten ſolle. Nun widerſtrebte zwar der ränkevolle Alberoni auch jetzt noch den Vorſchlägen dieſer Verbündeten und machte durch neue Ränke und Intriguen die Löſung des Streites noch ſchwieriger, indeß nahete doch bereits die Stunde ſeines Sturzes. Derſelbe erfolgte gegen Ende des Jahres 1719, und alsbald ward auch eine gegenſeitige Verſtändigung glücklich zu Stande gebracht. Nachdem die durch die Quadrupelallianz verbündeten Mächte am 18. Nov. 1719 im Haag eine Convention unterzeichnet hatten, wonach dem Könige von Spanien zum Beitritte noch drei Monate Friſt gegeben wurde, erfüllte König Philipp V. dieſen Willen ſchon am 26. Januar 1720, an welchem Tage er in einer eigenhändig ausgeſtellten Urkunde ſeinen Beitritt zur Quadrupelallianz erklärte, auf ſeine dem Utrechter Frieden widerſtreitenden Forderungen verzichtete und alſo ſich dem Begehr der Quadrupelallianz fügte. Am 30. September huldigte darauf Sicilien dem Kaiſer Karl, während gleichzeitig die Inſel Sardinien von kaiſerlichen Bevollmächtigten an König Victor Amadeus übergeben ward.

Wohl hätten dieſe ebenbeſchriebenen Ereigniſſe hier mit Stillſchweigen übergangen werden können, ſtünden dieſelben nicht nach einer Seite hin in directer Beziehung zu unſerer, jener Zeit allerdings noch jungen Heldin. Gerade dieſe Ereigniſſe nämlich, ſowie das ſich aus denſelben entwickelnde gleichzeitige

Leben an den europäiſchen Höfen, das uns in ein wahres Labyrinth von Cabalen, Intriguen und Ränken hineinführt, beſtimmten nicht nur die Stellung, welche Oeſterreich in weiterer Zukunft anderen europäiſchen Staaten gegenüber einnehmen ſollte, ſondern zeitigten auch Kaiſer Karl's Sorge für Anerkennung ſeiner pragmatiſchen Sanction im Auslande, eine Sorge, welche, wie ſich aus unſerer weiteren Darſtellung ergeben wird, von dieſer Zeit an bei ihm ſtereotyp wurde. Zunächſt offenbart ſich Solches bei einer weiteren Verfolgung des langausgedehnten Streites mit Spanien. Da nämlich durch die obenerwähnte Haager Convention der Streit über alle in Frage gekommenen Angelegenheiten nichts weniger als völlig ausgeglichen, noch weniger dem gegenſeitigen Mißtrauen der Mächte ein Ende gemacht war, ſollte, wie ſchließlich beſtimmt ward, ein Congreß zu Cambray die Sache vollends ins Reine bringen. Allein man kam auch hier zu keinem Endreſultate, und zwar um ſo weniger, da mittlerweile Spanien in bittere Feindſchaft mit Frankreich gerieth. Während der derzeitigen Unterhandlungen nämlich war man auch darüber übereingekommen, daß der junge Ludwig XV. eine ſpaniſche Infantin zur Gemahlin erhalten ſollte. Nun zerſchlug ſich aber dieſes Heirathsproject wieder, da der Herzog von Orleans, der Stifter deſſelben, 1723 ſtarb und der ihm folgende Herzog von Condé ſeinen jungen König mit Maria, der Tochter Stanislaus Leszinsky's, verlobte. In dieſer Hintanſetzung ſeiner Prinzeſſin fand der ſpaniſche Hof eine bittere Kränkung ſeiner Ehre, außerdem aber auch Veranlaſſung, alsbald in nähere Unterhandlungen mit Oeſterreich zu treten; und auf dieſe Weiſe kamen endlich dieſe beiden Mächte mit einander ins Reine.

Von ſpaniſcher Seite leitete die Unterhandlungen in Wien der politiſche Abenteurer Ripperda*), während kaiſerlicherſeits vornehmlich der oberſte Hofkanzler Graf von Sinzendorf in der Sache thätig war. In dem aus dieſen Unterhandlungen hervorgehenden Friedenstractat von Wien wurden nun die in der Quadrupelallianz enthaltenen gegenſeitigen Abtretungen wiederholt und dem Infanten Don Carlos die Nachfolge in den italieniſchen Herzogthümern im Falle ihrer Erledigung geſichert. Karl VI. verbürgte die ſpaniſche Thronfolgeordnung, Philipp V. dagegen die pragmatiſche Sanction. Ferner verpflichtete ſich Spanien, dem Kaiſer auf jedesmaliges Verlangen mit 20,000 Mann und 15 Kriegs-

*) Ueber ihn, ſowie über dieſe ganze Angelegenheit vgl. Sporſchil V, 851 ff.

ſchiffen, der Kaiſer aber dem Könige Philipp mit 30,000 Mann Beiſtand zu leiſten. Auch verſprach der Kaiſer dem Könige von Spanien ſeine guten Dienſte, ja ſogar ſeine Vermittelung, um von England die verſprochene Zurückgabe von Gibraltar und Minorca zu erlangen. Ja, wie man ſagte, ſollte in geheimen Artikeln dem Infanten Don Carlos ſelbſt die Hand Maria Thereſia's zugeſagt worden ſein.

Maria Thereſia zählte, als dieſe Allianz Oeſterreichs mit Spanien zu Stande kam, acht Jahre. Alſo wurde die pragmatiſche Sanction, das Geſchenk, welches Kaiſer Karl unſerer Heldin als eine Bürgſchaft ihres zukünftigen Glücks in die Wiege gelegt hatte, gewiſſermaßen das Vademecum, das Marien Thereſien begleitete von der Wiege bis auf den Tag, an welchem ſie die väterlichen Kronen und in denſelben die letzte Frucht dieſes Jugendgeſchenkes erntete. Denn ebenſowenig wie es eines politiſchen Scharfblickes bedarf, um zu erkennen, daß die eben abgeſchloſſene Allianz mit Spanien in Bezug auf Kaiſer Karl nur auf dem Wunſche baſirte, der pragmatiſchen Sanction auch nach außen hin Geltung und Verbürgung zu verſchaffen, ebenſowenig läßt ſich leugnen, daß derſelbe Wunſch auch in der weiteren Folgezeit als die ausſchließliche Motive von allen maßgebenden politiſchen Entſchließungen Kaiſer Karl's anzuſehen iſt. Und hierfür geben die der eben abgeſchloſſenen Allianz mit Spanien auf dem Fuße folgenden Ereigniſſe das erſte ſichere Zeugniß.

Die nächſte Folge dieſer Allianz war die ſofortige Auflöſung des Congreſſes zu Cambray, eine weitere, freilich aber auch viel bedenklichere ein Gegenbündniß zwiſchen Frankreich, England und Preußen, welches am 3. September 1725 zu Herrenhauſen bei Hannover abgeſchloſſen wurde und darum die „Hannöverſche Allianz" heißt. Zweck dieſer Allianz, welcher übrigens am 9. Auguſt 1726 auch die Generalſtaaten beitraten, war gegenſeitige Verbürgung des Beſitzſtandes der an ihr theilnehmenden Mächte. Es hätte in der That Wunder nehmen müſſen, hätte Kaiſer Karl den Abſchluß dieſes Bündniſſes als eine bloſe, leere Demonſtration hingenommen, ohne in Bezug auf die Billigung und weitere Sicherung ſeines Lieblingsgedankens beſorgt zu werden. Alſo kam es in Folge der Hannöverſchen Allianz zu weiteren Verbindungen, und in dieſen allen bildete, ſoweit ſich Kaiſer Karl dabei betheiligte, die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction jedesmal die Cardinalfrage. So ſchon in dem Vertheidigungsbündniß, welches Kaiſer Karl zu ſeiner weiteren Stärkung 1726 mit der Kaiſerin Katharina I. von Rußland abſchloß, worin, während ſich beide Mächte gegenſeitig 30,000 Mann

Hülfstruppen zuſicherten, Rußland Garant der pragmatiſchen Sanction würde; ſo ferner in einem anderen Bündniß, welches kurz darauf, am 12. October 1726 Kaiſer Karl mit König Friedrich Wilhelm I. von Preußen einging, welcher, weil er mittlerweile mit England in Feindſchaft gerathen war, dieſe neue Verbindung mit dem Kaiſer einging, der ihm abermals gegen Garantie der pragmatiſchen Sanction die Erbfolge in Jülich, Berg und Ravenſtein im Falle des Ausſterbens des Hauſes Kurpfalz zuſicherte.

So finden wir alſo Kaiſer Karl für ſeine pragmatiſche Sanction ſchon in der Zeit in weitem Umfange thätig, als Maria Thereſia noch im zarteſten Kindesalter ſtand. Denn ebenſo wie er aufs eifrigſte bemüht war, von außen her jeden möglichen Widerſpruch gegen dieſes ſein Hausgeſetz zu beſeitigen, ebenſo ſehr hatte er mittlerweile in gleichem Sinne in ſeinem eigenen Hauſe ſelbſt für die Zukunft geſorgt, wozu ihm übrigens dadurch noch beſondere Veranlaſſung wurde, daß ſeine Ehe unterdeß zwar noch weiter mit Kindern, aber wiederum mit Töchtern geſegnet und alſo es immer wahrſcheinlicher wurde, daß die Erbfolge in ſeinen Staaten dereinſt auf eine Erzherzogin übergehen würde. Dieſe jüngern Schweſtern Maria Thereſia's waren aber: die Erzherzogin Maria Anna, welche am 14. September 1718 das Licht der Welt erblickte, und die Erzherzogin Maria Amalia, geboren am 5. April 1724. Die Sorge Karl's dagegen anlangend, im eigenen Hauſe der Aufrechthaltung ſeiner pragmatiſchen Sanction gewiß zu ſein, ſo ſind ſchon früher die Jahre namhaft gemacht worden, in denen er bei den Landſtänden ſeiner verſchiedenen Staaten die Zuſtimmung zu dem Geſetze einholte. Gleich vorſorglich thätig für die Sache finden wir ihn in der ebenbeſchriebenen Zeit auch in ſeiner nächſten Umgebung, und zwar bei Gelegenheit der Vermählung ſeiner beiden Nichten, der Töchter Kaiſer Joſeph's I., von denen die eine, Erzherzogin Maria Joſephe, am 17. April 1719 mit dem Kurprinzen von Sachſen und ſpäteren König von Polen Auguſt III., die andere, Erzherzogin Maria Amalia, am 17. October 1722 mit dem Kurprinzen von Bayern, Carl Albrecht (nachmaligem Kaiſer Karl VII.), verbunden ward. Dabei mußten aber beide Erzherzoginnen vor und nach ihrer Vermählung mit einem feierlichen Eide der Erbfolge im Sinne der pragmatiſchen Sanction für ſich und ihre Erben entſagen*), während die ganz gleiche Verzichtleiſtung auch die beiden Kurprinzen

*) Vgl. Sporſchil V, 834 und die daſelbſt beigefügte Note.

wiederholt ausſtellten und deren Verzichtleiſtungen noch überdies von ihren Vätern wiederholt beſtätigt wurden.

So meinte alſo Kaiſer Karl die Bürgſchaft, die er ſeiner älteſten Tochter bereits in die Wiege gelegt hatte, geſichert. Eine andere Bürgſchaft für das künftige Glück ſeiner geliebten Erbtochter ſuchte indeß Kaiſer Karl ſammt ſeiner Gemahlin auch in einer ſorgfältigen, der Rückſicht auf die muthmaßliche Thronfolge vornehmlich Rechnung tragenden Erziehung dieſer Tochter; und dies führt uns auf die Jugendgeſchichte unſerer Heldin zurück.

Maria Thereſia's Jugend.

Aus unſerer bisherigen Darſtellung hat ſich ergeben, daß, je wahrſcheinlicher es Maria Thereſia's Vater ward, ſeine Kronen dereinſt auf eine Tochter vererben zu müſſen, mit deſto größerem Eifer von demſelben die Anerkennung ſeiner pragmatiſchen Sanction betrieben wurde. Ein gleiches, ja noch größeres Maß liebevoller Fürſorge läßt die Erziehung und Jugendbildung erkennen, welche Maria Thereſia als die muthmaßliche Thronerbin erhielt; und dabei ſteht das Verdienſt, welches ſich ihre erhabene Mutter um ſie erwarb, unzweifelhaft oben an. Denn während Maria Thereſia's intellectuelle Bildung, ſoweit in derſelben pädagogiſcher Einfluß, und nicht die überwiegende Macht des Genie's ſichtbar wird, nicht frei von Mängeln war, in denen ſich die Erziehungskunſt jener Zeit durchaus bewegte, erſcheint ihre Bildung gerade nach der Seite hin, wo die mütterliche Pflege und Sorgfalt maßgebend in das Erziehungswerk eingriff, urſprünglich ebenſo in wohlthuender und würdevoller Einfachheit und Natürlichkeit, wie ſpäter in wahrhaft bewunderungswürdiger Vollendung.

Neben der geiſtreichen Kaiſerin-Mutter, jedoch immer unter deren Oberaufſicht, leiteten die Erziehung Maria Thereſia's namentlich in ihren erſten Lebensjahren die Gräfinnen von Thurn und Valſaſſina, von Stubenberg und von Fuchs, welche Damen wieder in der hohen Stellung als „Aya" folgten. Die hervorragendſte Perſönlichkeit unter denſelben und zugleich auch diejenige,

welche ſpäter unter der Regierung Maria Thereſia's großen Einfluß gewann, war die zuletztgenannte dieſer Damen: die verwittwete Gräfin Charlotte Fuchs, aus der älteren, 1706 in den Grafenſtand erhobenen Familie dieſes Namens ſtammend, geborene Gräfin Mollart, noch beſonders bemerkenswerth als Schwiegermutter des Generalfeldmarſchalls Daun. Als Maria Thereſia in das unterrichtsfähige Alter getreten war, erhielt ſie Religionsunterricht von dem Pater Franz Xaver Vogel aus der Geſellſchaft Jeſu; in der Geſchichte und den verwandten Wiſſenſchaften von dem kaiſerlichen Rathe Gottfried Philipp von Spannagel, wobei noch beſonders bemerkt werden mag, daß das Studium der Geſchichte und noch mehr das der Genealogie ſchon frühzeitig Maria Thereſia's Lieblingsbeſchäftigung ward. An Sprachen erlernte ſie die lateiniſche, welche ihr als künftiger Regentin unentbehrlich war, die franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche; und ebenſo wurde ſie auch ſchon frühzeitig von tüchtigen Meiſtern in den ſchönen Künſten unterrichtet. Indeß trägt, wie bereits erwähnt, dieſe ganze wiſſenſchaftliche wie künſtleriſche Ausbildung Maria Thereſia's den Stempel der Oberflächlichkeit an ſich und gibt ebenſo deutliches Zeugniß von dem geringen Maß der Bildung jener Zeit im Allgemeinen wie von dem pädagogiſchen Ungeſchick derer, deren Händen die wiſſenſchaftliche Ausbildung Maria Thereſia's anvertraut war. Während ſo, um nur Eins anzuführen, ihre hiſtoriſchen und geographiſchen Studien, ſo lange dieſelben von den obengenannten Lehrern geleitet wurden, in realer wie in formeller Beziehung auf die von jenen Männern verfaßten mageren Compendien beſchränkt blieben, brachte die ſpätere Zeit den unleugbaren Beweis, daß auch ihrem Unterrichte in den Sprachen jede Gründlichkeit gefehlt hatte. Denn, wie hinlänglich bekannt und aus Maria Thereſia's zahlreichen Briefen und ſonſtigen Schriften zu erſehen iſt, ſchrieb ſie alle Sprachen, die ſie kannte, bis an ihr Ende nicht nur unorthographiſch, ſondern auch ungrammatikaliſch, während, wenn ſie eine fremde Sprache ſprach, ſtets zahlreiche Germanismen mit unterliefen, ebenſo wie ihr großer Gegner und Zeitgenoſſe, Friedrich der Große, das Deutſche nie ohne zahlreiche Gallicismen redete.

Bei alledem hieße es ebenſo die Manen unſerer unſterblichen Heldin verunglimpfen, wie man das Gedächtniß jener mit der Erziehung und Bildung Maria Thereſia's betrauten Männer beſchimpfen würde, wollte man die wiſſenſchaftliche Bildung Maria Thereſia's nach den Grundſätzen und Ergebniſſen

unſerer modernen Erziehungskunſt beurtheilen und in dieſem ſeinem Urtheile die Zeit ganz außer Spiele laſſen, welcher Maria Thereſia ſammt ihren Erziehern und Lehrern angehörte. Stellt man dagegen, wie es Pflicht der richtenden Geſchichte iſt, die ganze wiſſenſchaftliche Ausbildung, wie dieſelbe nachmals in unſerer zur Frau und Regentin erwachſenen Heldin zu Tage trat, in eine Parallele mit der Geſchmackloſigkeit der jener Zeit vorzugsweiſe betriebenen wiſſenſchaftlichen Studien überhaupt, mit der Macht der zahlreichen, jener Zeit noch anklebenden pädagogiſchen Vorurtheile, mit der Pedanterie in der jener Zeit noch alleingültigen Form und Methode, ſowie endlich mit dem Mangel aller, unſere moderne Erziehung ſo unendlich fördernder und erleichternder pädagogiſcher Hülfsmittel, ſo iſt weder Kaiſer Karl's VI. Abſicht zu verkennen, gerade dieſer ſeiner Tochter, als der muthmaßlichen Thronerbin, die allervorzüglichſte Bildung zukommen zu laſſen, die in ſeiner Zeit überhaupt nur im Reiche der Möglichkeit lag, noch auch hinwegzuleugnen, daß das Ergebniß dieſes edlen Strebens der Abſicht ſo vollkommen entſprach, daß Maria Thereſia mit dem Fond der ihr zu eigen gewordenen wiſſenſchaftlichen Bildung ihre Zeit bei weitem überflügelte. Dabei darf aber nun freilich nicht vergeſſen werden, nicht nur daß Maria Thereſia Alles, was ihr an ſtrengen Kenntniſſen abging, durch ihren natürlichen Verſtand, ihren durchdringenden Geiſt und ihren männlich feſten Willen erſetzte, ſondern auch, daß gerade jene, nach unſern gegenwärtigen Vorſtellungen, einſeitige und mangelhafte Bildung ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung einen Vorzug in ihr begründete, wenigſtens zu deſſen Begründung unendlich viel beitrug, der in unſeren Zeiten leider immer ſeltner ſichtbar wird, freilich aber auch füglich nicht gedeihen kann, weil in unſerer modernen Erziehung die jungen Geiſter in der Regel gleich von Haus aus durch die Maſſenhaftigkeit des Lernſtoffs überfüttert, durch die ſtete, ſelbſt bis in das reifere Alter andauernde ängſtliche Bevormundung verwöhnt, durch die Zerſplitterung und Verzettelung der Denkkraft erſchlafft und für jedes tiefere Denken untauglich gemacht werden. Jener Vorzug aber, der in Maria Thereſia ſchon in früher Jugend merklich hervortrat und, je weiter ſie in ihren Lebensjahren vorſchritt, ihr ganzes geiſtiges Leben in deſto herrlicherer Verklärung erſcheinen ließ, war beruhend in dem richtigen Zuſammenhalten und gleichmäßigen Anſpannen ihrer geiſtigen Kraft, in der Schärfe und Klarheit ihrer Anſchauung und in der Nüchternheit und Selbſtändigkeit ihres Urtheils. Als im Jahre 1733 bei Verhandlung der ſchließlich leider

abermals zu einem Kampfe führenden Frage über die polniſche Königswahl Maria Thereſia, der Zeit 16 Jahre alt, von ihrem Vater mit in den geheimen Staatsrath genommen ward, um an den diplomatiſchen Verhandlungen daſelbſt mit Theil zu nehmen, wurden, wie uns erzählt wird, nicht blos ihr Vater, ſondern auch alle kaiſerlichen Räthe durch die ſchlagende Richtigkeit des Urtheils, welches ſie, die noch zarte Jungfrau, in der Sache abgab, in tiefes Staunen verſetzt; wohl Beweis genug, daß jene obenangeführten Vorzüge ſchon frühzeitig in ihr eine beſtimmte Geſtalt gewannen.

Alle dieſe Vorzüge aber treten bei einer genaueren Betrachtung unſerer Heldin weit in den Hintergrund vor denen ihres Herzens und ihres Gemüths, und dies ſind zugleich diejenigen, die im Einzelnen wie im Ganzen deutlich auf die erziehende Hand und ſorgfältige Pflege ihrer vortrefflichen Mutter hinweiſen. Namentlich aber waren es drei Eigenſchaften, welche nach dieſer Seite hin ſchon in ihrem frühen Jugendleben in ſcharfer Ausprägung erkennbar wurden. Das war ihr überaus feines Gefühl für das Schickliche, ihre unübertreffliche Gutmüthigkeit und ihre unerſchütterliche ſittliche Selbſtändigkeit. Ihr feines Gefühl für das Schickliche anlangend, ſo iſt es hinreichend bekannt, daß Marien Thereſien, namentlich in ihren frühen Jugendjahren, eine große Lebhaftigkeit und Munterkeit eigen war, die, wo es die Gelegenheit mit ſich brachte, in ungetrübter Heiterkeit und Fröhlichkeit zu Tage trat, daher ſie denn auch in ihrer Jugend großen Gefallen am Tanze fand. Trotzdem findet ſich in ihrem Jugendleben kein Beiſpiel, wo jene Munterkeit in Ausgelaſſenheit, jene Fröhlichkeit in zügelloſe Ungebundenheit umgeſchlagen wäre; vielmehr wurzelte das feine Gefühl für das Schickliche ſo tief in ihr, daß jede ihrer Bewegungen, ſowie Alles was ſie that, Zeugniß gab von ihrer jungfräulichen Sittſamkeit, ihrem taktvollen Anſtand und ihrer reinen Begeiſterung für das wahrhaft Schöne. Und während dieſe rühmenswerthen Eigenſchaften ſchon ihrem Jugendleben das Gepräge weiblicher Hoheit und fürſtlicher Würde aufdrückten, verklärten dieſelben Eigenſchaften ſich in ihrem weiteren Leben zur vollendeten Humanität, ſo daß ſie eben nachmals in allen Lagen des Lebens immer als Frau und Kaiſerin in Einem erſchien. Geheiligt aber wurden dieſe Vorzüge durch ihre in ihrem empfindſamen und edelmüthigen Herzen wurzelnde, ſich nie verleugnende Gutmüthigkeit, die fremden Leiden nie die aufrichtigſte Theilnahme verſagte, ſtets zu Hülfe bereit war, mit ſchwärmeriſcher Innigkeit

die Bande der Liebe und Freundſchaft heilig hielt und in nie ermüdender Wohlthätigkeit und wahrhaft rührender Dankbarkeit ihren ſchönſten Ausdruck fand. Und hiermit ſtand denn endlich auch im vollſten Einklange die in ihrer ſtandhaften und unerſchrockenen Seele wurzelnde ſittliche Stärke und Selbſtändigkeit, unter deren ſchirmender Obhut ſelbſt ſchon noch in ihrem jungfräulichen Leben der ihr von Kindheit an eigene richtige Takt und Anſtand zu männlicher Seelenſtärke, ihr ſich ſtets gleichbleibendes wohlwollendes Weſen zur Großmuth, das von Kindesbeinen an in ihr lebende Gefühl für Wahrheit und Ehre zur Majeſtät ſittlicher Reife gedieh, ſo daß ſie ſchon noch als zarte Jungfrau in der Totalität ihrer Erſcheinung ſich als ein Charakter ankündigte, der, erhaben über alle Kleinlichkeiten des Lebens und die Befähigung, ja die Bürgſchaft, ſelbſt die ſchwerſten Stürme ſiegreich zu überwinden, in ſich tragend, in der Geſchichte der deutſchen Frauenwelt einzig daſteht.

Maria Thereſia's inneren Vorzügen entſprachen endlich auch ihre äußeren. Wie alle gleichzeitigen Schriftſteller, ſowie zahlreiche aus jener Zeit ſtammende Gemälde von ihr beſtätigen, war ſie in ihrer Jugend von blendender Schönheit und Anmuth, ſo daß ſie in ihrer Totalerſcheinung auf Jedermann, der ſie ſah, einen wahrhaft magiſchen Eindruck machte. Während ſie an Geſtalt, die ſich durch feinen Wuchs und hohe majeſtätiſche Haltung auszeichnete, über die meiſten Frauen ihrer Umgebung emporragte, war das vollkommene Ebenmaß ihrer Glieder noch ein Gegenſtand beſonderer Bewunderung. Zudem kam ein herrlicher, feiner Teint, ſowie ein üppig ſchönes blondes Haar. Ihr Angeſicht war ein herrliches Oval, belebt durch milde, und doch feurige, hellgraue Augen, die Naſe ſanft gebogen, der Mund überaus lieblich. Auch wird noch beſonders die bewunderungswürdige Schönheit ihrer Arme und Hände gerühmt. Ihre Stimme endlich war hell und wohlklingend, ihre Sprache raſch und in der Regel mit lebhaften Geberden begleitet. Maria Thereſia galt daher in ihrer Jugend und mit Recht für die vollendetſte Schönheit unter allen jener Zeit angehörenden Fürſtentöchtern Europas.

Maria Theresia's Vermählung.

Krieg um die polnische Krone.

Die Frage, wer dereinst Marien Theresien als Lebensgefährte zur Seite stehen würde, kam in der kaiserlichen Familie schon auf die Bahn, als Maria Theresia noch im zartesten Jugendalter stand. In gleicher Weise wie Maria Theresia geistig und körperlich sich mehr und mehr entwickelte und allgemach zur schönsten Fürstentochter Europas heranreifte, während mit jedem Jahre es immer wahrscheinlicher wurde, daß in dieser Perle des deutschen Kaiserhauses die Welt dereinst die Erbin der österreichischen Kronen zu begrüßen haben werde, in gleicher Weise gewann jene Frage an öffentlichem Interesse, wie an politischer Bedeutung. Dasjenige Project, welches zuerst auf die Bahn kam und, wie dasselbe es wohl auch verdiente, von Maria Theresia's Aeltern in vielfache Erwägung gezogen wurde, beruhte in dem Plane, Spanien wieder mit Oesterreich

zu vereinigen, zu welchem Ende Maria Thereſia ihre Hand dem ſpaniſchen Infanten Don Carlos reichen ſollte. In unſerer obigen Darſtellung iſt bereits erwähnt worden, wie von dieſem Projecte ſchon die Rede war, als Maria Thereſia noch im Kindesalter ſtand. Je weiter Maria Thereſia in den Jahren vorſchritt, um ſo größeres Intereſſe zeigte der Hof von Spanien für eine Verwirklichung dieſes Planes, und namentlich war es die Königin Eliſabeth von Spanien, welche mit allem Eifer dieſe Verbindung zu Stande zu bringen bemüht war. Und wie nun vollends Kaiſer Karl VI., als von Seiten Spaniens wirklich eine förmliche Werbung um Maria Thereſia's Hand erfolgte, nicht abgeneigt ſchien, dieſem Projecte ſeine Zuſtimmung zu geben, bot die Königin Eliſabeth erſt recht alle Mittel auf, die Sache zum endlichen Abſchluß zu bringen. Dennoch zerſchlug ſich dieſes Project wieder; und wer hätte es wohl Kaiſer Karl VI. verargen mögen, daß er ſchließlich doch Bedenken trug, die Wiedervereinigung Spaniens mit ſeinem erlauchten Hauſe um dieſen Preis zu Stande zu bringen. Freilich ſtimmte dieſe Weigerung Kaiſer Karl's mit den ehrgeizigen Plänen der Königin Eliſabeth ſo wenig zuſammen, daß dieſelbe ſeitdem ihren tödtlichen Haß gegen Oeſterreich unverhohlen zu erkennen gab, und, wie wir weiter unten ſehen werden, in weiterer Folge davon das Haus Oeſterreich ſich ſelbſt zu dem Verluſte von Neapel und Sicilien verſtehen mußte.

Ein zweites Heirathsproject beruhte in einem perſönlichen Wunſche des Prinzen Eugen von Savoyen, und wäre in ſeiner Verwirklichung zweifelsohne von noch umfangreicherer politiſcher Bedeutung geweſen, als jenes erſtere. Hiernach ſollte Maria Thereſia ihre Hand dem derzeitigen Kronprinzen von Preußen, ihrem nachmaligen großen Gegner, Friedrich II., reichen, eine Verbindung, welche wohl geeignet geweſen wäre, die Verhältniſſe des geſammten Europa's umzugeſtalten. Indeß ſcheint es nicht, daß die Abſicht Kaiſer Karl's VI. jemals ernſtlich auf eine ſolche Verbindung gerichtet geweſen ſei.

Den endlichen Sieg trug ein Mann davon, der den politiſchen Rückſichten Kaiſer Karl's VI. ebenſo entſprach, wie den Anforderungen des Herzens ſeiner edeln und erlauchten Tochter. Dies war Franz Stephan von Lothringen, der älteſte Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen. Geboren am 8. December 1708, und ſomit nicht ganz neun Jahre älter als Maria Thereſia, hatte ſich Franz Stephan bereits ſeit 1723 meiſtentheils am kaiſerlichen Hofe aufgehalten und durch ſeine feine Bildung, durch die Vortrefflichkeit ſeines Charakters und ſein

liebenswürdiges, einnehmendes Weſen die Liebe und Achtung der kaiſerlichen Familie in hohem Grade erworben. Er war zuerſt als Erbprinz nach Prag gekommen, wo ſich Kaiſer Karl VI. damals (1723) wegen der böhmiſchen Krönung aufhielt. Von hier folgte er dem Hofe nach Wien, wo der Kaiſer ſelbſt die Aufſicht über ſeine fernere Ausbildung übernahm, ihm die Grafen Cobenzl und Neipperg zu ſeinen Hofmeiſtern gab und ihn alſo in den engeren Familienkreis des Hofes hereinzog, daß er füglich ſchon jener Zeit als ein Glied des Erzhauſes betrachtet werden konnte. Nach dem Tode ſeines Vaters trat Franz Stephan 1729 die Regierung des Herzogthums Lothringen an, und ſchon war ſeine Vermählung mit Maria Thereſia beſchloſſen und feſtgeſetzt, als ein neuer Kriegsſturm über Europa kam, der eine Verſchiebung dieſer Vermählung auf eine ſpätere Zeit nothwendig erſcheinen ließ und hier um ſo weniger unerwähnt bleiben darf, weil durch denſelben der Länderbeſitz des Hauſes Oeſterreich eine weſentliche Umgeſtaltung erlitt.

Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem Kampfe gab der Tod des derzeitigen Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen Auguſt's II. (als Kurfürſt von Sachſen Friedrich Auguſt I. genannt) am 1. Februar 1733. Die hiermit erledigte polniſche Krone ward der neue Zankapfel. Während der ſeit der Schlacht bei Pultawa aus Polen verdrängte König Stanislaus Leszinski ſeine Anſprüche auf den polniſchen Thron erneuerte und dabei von Frankreich unterſtützt wurde, weil Ludwig XV. ſich mit des Stanislaus Tochter vermählt hatte, wünſchten Rußland und Oeſterreich den neuen Kurfürſten von Sachſen Friedrich Auguſt II. auf den polniſchen Thron. Friedrich Auguſt II. ſelbſt würde zur Erlangung der polniſchen Krone wohl weniger Luſt geſpürt haben, wenn nicht der Günſtling ſeines Vaters, der in wenigen Jahren vom Silberpagen zum Kammerpräſidenten emporgeſtiegene und im Juni 1733 zum Cabinetsminiſter erhobene, ſpätere Graf von Brühl ihn dazu angereizt hätte. Und der Einfluß dieſes Mannes gab endlich den Ausſchlag. In Polen ſelbſt erfolgte eine getheilte Wahl, indem ſich die eine Partei des Reichstags für Stanislaus, die andere für Friedrich Auguſt entſchied. Rußland erhielt dadurch von neuem eine ſchöne Gelegenheit, in die Verhältniſſe des ohnmächtigen Nachbarlandes einzugreifen. Alsbald erſchien eine ruſſiſche Armee und erzwang die allgemeine Anerkennung Friedrich Auguſt's, als König von Polen nunmehr Auguſt III. genannt. Kaiſer Karl VI., der nur bei Großglogau in Schleſien ein 16,000 Mann ſtarkes Obſervations-

„Schon am Tage vor der feierlichen Werbung war dem hohen Adel das Erſcheinen in Gala angeſagt worden. Am Vormittag des 31. Januar fuhr der Geheime Rath, Freiherr von Jaquemin, Franz Stephan's Geſandter am Wiener Hofe, in einer ſechsſpännigen Caroſſe nach der Kaiſerburg, der kaiſerliche Oberſtkämmerer und der kaiſerliche Oberſtſtallmeiſter begleiteten ihn, jeder in einem zweiſpännigen Wagen. Als ſie in dem Burghofe angelangt waren, ſchritt Franz Stephan in einem koſtbaren Kleide von kaſtanienbraunem Sammet, mit Silber durchwirkt, die Nähte mit Gold geſtickt, mit Diamanten ſtatt der Knöpfe, aus den Gemächern, welche er in der Burg bewohnte, durch die kaiſerliche Wacht- und Ritterſtube bis zur erſten kaiſerlichen Antichambre. Voran traten ihm in glänzenden Reihen ſeine Läufer, Lakaien und Edelknaben, ſodann ſeine ſtattlichen Cavaliere und Kämmerer, ſein Geſandter Jaquemin, die Marquis de Lamberti und de Lenoncourt, ſowie der Oberſtſtallmeiſter, der Reichsfürſt von Croan; der herzogliche Oberſtkämmerer Marquis de Gablier folgte ſeinem Gebieter. Am Eingang der erſten kaiſerlichen Antichambre, wo die Leibgarde im Gewehr ſtand, empfingen den fürſtlichen Freier der Oberſthofmeiſter Burggraf zu Reineck und Graf zu Sintzendorf, der Oberſtkämmerer Marcheſe von Pescora und der Oberſthofmarſchall Fürſt Heinrich von Auersperg; der Oberſthofmeiſter begleitete ihn dann bis zur Thüre der kaiſerlichen Retirade, an welcher ihn Karl VI. ſelbſt empfing und hereinführte. Alſobald wurde die Thür geſchloſſen und blieb es bis zur Beendigung der Unterredung zwiſchen beiden Fürſten, deren Inhalt die Werbung Franz Stephan's und das Jawort des Kaiſers bildeten. Nach gleichem Ceremoniel fand der Rückzug ſtatt, und der Prinz begab ſich nun, gefolgt von der genannten Begleitung, nach den Gemächern der regierenden Kaiſerin Eliſabeth Chriſtina. Im Audienzzimmer ſtanden in einer Reihe die Hofdamen, und als die Flügelthüren des Spiegelzimmers geöffnet wurden, führte Fürſt Auersperg den Prinzen in daſſelbe, an deſſen Eingang die Oberſthofmeiſterin der Kaiſerin und die Aya der jungen Herrſchaft ſtanden. An einen Tiſch gelehnt erwartete die Kaiſerin den Herzog von Lothringen, in kleiner Entfernung von ihr ſtand links die Erzherzogin. Die Kaiſerin ging dem Herzog erſt dann einen Schritt entgegen, als er die dritte Kniebeugung zu machen im Begriffe war. Nun fand die Werbung und Antwort ſtatt, wobei die Erzherzogin ihre ganze Aufmerkſamkeit blos ihrer Mutter zuwendete, bis ſie auf einen Wink derſelben das mit Juwelen beſetzte Miniatur-Portrait des Prinzen, ſtatt des Glaſes mit einem großen

LEIPZIG. VOIGT & GUNTHER.

FRANZ I.

Diamant bedeckt, entgegennahm und ihm den Handkuß geſtattete. Fürſt Auersperg begleitete ſodann den Prinzen bis zum Austritt aus dem Audienzzimmer zurück, worauf ſich der Letztere mit ſeinem Hofſtaat in ſeine Gemächer begab. Die Aufwartung bei der verwittweten Kaiſerin Wilhelmine Amalie erfolgte ſpäter, ſowie dieſelbe aus ihrem Kloſter am Rennweg in die Burg gekommen war. Auch hier dieſelbe Etiquette. Offene Mittagstafel mit Muſik, wobei die Hofdamen das Ehrenamt der Bedienung hatten, und wobei Franz Stephan das Portrait ſeiner Braut, welches ihm dieſe mittlerweile zugeſendet, auf der Bruſt tragend erſchien, beſchloß die Feſtlichkeiten dieſes Tages."

Am darauffolgenden Tage fand dann in Gegenwart des Kaiſers, der Kaiſerin ꝛc. die feierliche Verzichtleiſtung Maria Thereſia's ſtatt, wobei die hohen Verlobten endlich angeloben mußten:

1) daß, wenn der Kaiſer etwa noch mit männlichen Erben erfreut werden ſollte, die Erzherzogin mit ihren Deſcendenten in der Nachfolge zurückſtehen wolle;
2) dafern Maria Thereſia keine männliche Deſcendenz hinterließe, aber von der zweiten Caroliniſchen Prinzeſſin Tochter, Maria Amalia, übrig wären, daß die erſtere mit ihren Prinzeſſinnen Töchtern von der Nachfolge in den öſterreichiſchen Erblanden ausgeſchloſſen bleiben ſolle und wolle, und zwar ſo, daß Alles nach dem Rechte der Erſtgeburt gehalten würde;
3) daß der Herzog von Lothringen für ſeine Perſon niemals befugt ſein ſolle, die Succeſſion in den öſterreichiſchen Erblanden zu verlangen.

Als auch dieſe Angelegenheit geordnet war, erfolgte am 12. Februar 1736 die feierliche Trauung, und zwar abermals unter jenem umſtändlichen Ceremoniel und mit jener gediegenen, großartigen Pracht, durch welche ſich Kaiſer Karl's VI. Hofleben auszeichnete.*) Der päpſtliche Nuntius Paſſionei verrichtete nach erhaltener Vollmacht im Namen des Papſtes die Trauung, und damit er dieſelbe ſtehend und nicht ſitzend vornehme, hatte Kaiſer Karl VI. ſelbſt ein eigenes päpſtliches Breve erwirkt. Die Feierlichkeiten dauerten drei Tage, und in allen kaiſerlichen Erblanden wurden zur Ehre dieſes Tages große Feſte veranſtaltet. Dabei überreichten die Stände anſehnliche Geſchenke als die ſogenannte „Fräuleinſteuer." Die öſterreichiſchen gaben 100,000 Gulden, die böhmiſchen

*) Vgl. Geſchichte der merkwürdigſten deutſchen Frauen von Dr. Carl Ramshorn. Leipzig 1843. II, 238.

90,000, die ſchleſiſchen 50,000, die mähriſchen 30,000, die ſteyeriſchen 80,000, die kärnthneriſchen 50,000, die krainerischen 40,000, und der Werth aller Geſchenke zuſammengenommen, welche die Neuvermählten von den Reichsſtänden und auswärtigen Mächten erhielten, wurde auf eine Million Gulden angeſchlagen. Die verwittwete Kaiſerin gab der Braut ein Halsband und ein Ohrgehänge, welches 120,000 Gulden koſtete. Der Papſt ſendete der Braut eine geweihete goldene Roſe. Prinz Eugen beſchenkte den Bräutigam mit einem Degen und einem Stocke, beide reich mit Diamanten verziert, und die Braut mit einem nicht minder koſtbaren Juwel. Die Univerſität zu Wien ſtattete in der Perſon des Prorector Oppenritter ihren lateiniſchen Glückwunſch ab, welchen Maria Thereſia in gleicher Sprache beantwortete. Auch wurden zum Andenken an dieſes Vermählungsfeſt zwei Münzen geſchlagen in der Größe eines Zweiguldenſtückes, von denen namentlich die eine beſondere Erwähnung verdient, deren Gepräge auf die Theilnahme hinwies, welche das geſammte Deutſchland an dieſem Ereigniß genommen. Auf der einen Seite derſelben nämlich zeigen ſich in der Höhe die Strahlen der göttlichen Vorſehung nebſt einem gekrönten Adler und zwei Perſonen in römiſcher Tracht, welche das Brautpaar andeuten. Linker Hand befindet ſich oben ein Schutzgeiſt, der ein mit den Anfangsbuchſtaben der Namen beider Neuvermählten geziertes Schild hält. Unten zur rechten Hand ſitzt Deutſchland, die das Geſicht gegen den Himmel wendet und zu den Füßen einen Anker liegen hat mit der Ueberſchrift „spes nova Germaniae“ (d. i. neue Hoffnung Deutſchlands). Charakteriſtiſch übrigens auch für Maria Thereſia iſt der Umſtand, daß ſie bald nach vollzogener Vermählung in Begleitung ihres Gemahls nach dem Gnadenort Mariazell in Steyermark wallfahrtete, um daſelbſt ihre Andacht zu halten, bei welcher Gelegenheit ſie dem daſigen Marienbilde ein doppeltes goldenes, ringsum mit Diamanten beſetztes Herz zum Opfer darbrachte.

> „Die Verbindung des lothringiſch-öſterreichiſchen Stammes in dem neuen Durchlauchtigſten Ehepaare war der froheſte Tag meines ganzen Lebens, beſonders da ſich dieſes Ereigniß auf den Frieden mit Frankreich und auf die mit allen europäiſchen Staaten verbürgte pragmatiſche Sanction gründet“ —

ſo lautete die Stelle eines Briefes, welchen der edle Prinz Eugen am 23. März 1736 an den Baron Waſſenaer ſchrieb. Seit Karl VI. daran gearbeitet hatte,

ſeiner pragmatiſchen Sanction von Seiten der europäiſchen Cabinette Anerkennung zu verſchaffen, hatte Prinz Eugen immer und immer wieder auf das Unſichere ſchriftlicher Verträge hingewieſen und es nicht an Mahnungen fehlen laſſen, ſtatt der papierenen Verträge lieber für einen gefüllten Staatsſchatz und eine tüchtige Kriegsmacht zu ſorgen, worin nach ſeiner Ueberzeugung Marien Thereſien die ſicherſte Garantie gegeben werden könne, dermaleinſt die väterliche Erbſchaft in Ruhe und Frieden antreten zu können. Leider hatte der edle Mann mit dieſen ſeinen Mahnungen nicht durchzudringen vermocht; wie die eben angeführte Stelle aus jenem Briefe beweiſt, hatte ihn die Vermählung Maria Thereſia's mit Franz Stephan verſöhnt. Nicht aber darf hier unerwähnt bleiben, daß dies Eugen's letzte Freude auf Erden war.*) Am Morgen des 21. April 1736 fand ihn ſein Kammerdiener todt im Bette, nachdem er noch am Abende zuvor mit ſeiner langjährigen Freundin, der Gräfin Bathiany, dem Grafen Windiſchgrätz und dem ſchwediſchen Geſandten Grafen Teſſin Piket geſpielt hatte. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren 6 Monaten, aber ſein Geiſt war friſch und hell geblieben bis zu ſeinem Tode. Der Kaiſer ließ ihn wie einen Erzherzog von Oeſterreich beſtatten; ſechszehn Feldmarſchalllieutenants trugen ſeinen Sarg, und in der St. Stephanskirche zu Wien befindet ſich in der Capelle links vom Rieſenthore das herrliche Mauſoleum, das ihm das fürſtliche Haus Lichtenſtein errichten ließ. Treffend bemerkt der öfters angezogene Geſchichtsſchreiber weiter über den edeln Verblichenen: Prinz Eugen von Savoyen war unſtreitig der einzige Diener des Hauſes Oeſterreich, der die Eigenſchaften des Feldherrn und Staatsmannes in dem Grade in ſich vereinigte, der nothwendig iſt, um zu den großen Männern aller Zeiten gezählt zu werden. Seine Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich war unverwüſtlich, ſeine Treue fleckenlos, ſeine Uneigennützigkeit in jenem verderbten Zeitalter ohne Beiſpiel. Eugen war durch und durch eine edle, hochherzige Natur, ein treuer Freund, ein Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, ein Wohlthäter der Armen, geliebt von dem Volke, angebetet von dem Heere. Sein Verluſt war unerſetzlich, und leider mußte Kaiſer Karl VI. ſelbſt noch an ſeinem Lebensabende das Bekenntniß ablegen, daß mit Eugen's Tode von den öſterreichiſchen Waffen aller Segen gewichen ſei.

*) Vgl. Sporſchil V, 873.

LEIPZIG VOIGT & GUNTHER.

FRANZ II.

Diamant bedeckt, entgegennahm und ihm den Handkuß geſtattete. Fürſt Auersperg begleitete ſodann den Prinzen bis zum Austritt aus dem Audienzzimmer zurück, worauf ſich der Letztere mit ſeinem Hofſtaat in ſeine Gemächer begab. Die Aufwartung bei der verwittweten Kaiſerin Wilhelmine Amalie erfolgte ſpäter, ſowie dieſelbe aus ihrem Kloſter am Rennweg in die Burg gekommen war. Auch hier dieſelbe Etiquette. Offene Mittagstafel mit Muſik, wobei die Hofdamen das Ehrenamt der Bedienung hatten, und wobei Franz Stephan das Portrait ſeiner Braut, welches ihm dieſe mittlerweile zugeſendet, auf der Bruſt tragend erſchien, beſchloß die Feſtlichkeiten dieſes Tages."

Am darauffolgenden Tage fand dann in Gegenwart des Kaiſers, der Kaiſerin ꝛc. die feierliche Verzichtleiſtung Maria Thereſia's ſtatt, wobei die hohen Verlobten endlich angeloben mußten:

1) daß, wenn der Kaiſer etwa noch mit männlichen Erben erfreut werden ſollte, die Erzherzogin mit ihren Deſcendenten in der Nachfolge zurückſtehen wolle;
2) dafern Maria Thereſia keine männliche Deſcendenz hinterließe, aber von der zweiten Caroliniſchen Prinzeſſin Tochter, Maria Amalia, übrig wären, daß die erſtere mit ihren Prinzeſſinnen Töchtern von der Nachfolge in den öſterreichiſchen Erblanden ausgeſchloſſen bleiben ſolle und wolle, und zwar ſo, daß Alles nach dem Rechte der Erſtgeburt gehalten würde;
3) daß der Herzog von Lothringen für ſeine Perſon niemals befugt ſein ſolle, die Succeſſion in den öſterreichiſchen Erblanden zu verlangen.

Als auch dieſe Angelegenheit geordnet war, erfolgte am 12. Februar 1736 die feierliche Trauung, und zwar abermals unter jenem umſtändlichen Ceremoniel und mit jener gediegenen, großartigen Pracht, durch welche ſich Kaiſer Karl's VI. Hofleben auszeichnete.*) Der päpſtliche Nuntius Paſſionei verrichtete nach erhaltener Vollmacht im Namen des Papſtes die Trauung, und damit er dieſelbe ſtehend und nicht ſitzend vornehme, hatte Kaiſer Karl VI. ſelbſt ein eigenes päpſtliches Breve erwirkt. Die Feierlichkeiten dauerten drei Tage, und in allen kaiſerlichen Erblanden wurden zur Ehre dieſes Tages große Feſte veranſtaltet. Dabei überreichten die Stände anſehnliche Geſchenke als die ſogenannte „Fräuleinſteuer." Die öſterreichiſchen gaben 100,000 Gulden, die böhmiſchen

*) Vgl. Geſchichte der merkwürdigſten deutſchen Frauen von Dr. Carl Ramshorn. Leipzig 1843. II, 288.

ein Corps an der Save, welches gegen Bosnien bestimmt war, und der Graf Wallis ein Corps in Siebenbürgen, welches in die Walachei einbrechen sollte. Anfänglich gingen die Sachen ziemlich gut. Nachdem die Hauptarmee am 12. Juli 1737 die Grenze überschritten hatte, eroberte Seckendorf am 3. August die serbische Hauptstadt Nissa. Aber nur waren erst ein paar Monate verstrichen, als alles Glück von den österreichischen Waffen wich. Durch die Schuld des Generals Doxat, der übrigens dafür mit seinem Kopfe büßen mußte, ging Nissa bereits am 15. October wieder verloren, wogegen Seckendorf, der Obergeneral, solche Fehler beging, daß man ihn vor ein Kriegsgericht stellte und dann bis zum Tode des Kaisers zu Gräz gefangen hielt. Im zweiten Feldzuge waren die Türken den österreichischen Heeren überall und fortwährend überlegen und im dritten wurde sogar General Wallis bei Krotzka in Serbien von den Türken entscheidend aufs Haupt geschlagen, und dieser Unfall machte Wallis so muthlos, daß er von der ihm ertheilten kaiserlichen Vollmacht, den Frieden *) zu unterhandeln, Gebrauch machen zu dürfen glaubte, und weil er sich nicht stark genug hielt, Belgrad zu entsetzen, den Türken gegen Abtretung dieser Festung den Frieden anbot. Nun widerrief zwar Kaiser Karl VI. die dem General Wallis ertheilte Vollmacht und übertrug die Unterhandlungen dem General Neipperg, aber weder er, noch der gleichzeitig zum Heere entsendete General Schmettau war im Stande, das Schlimmste zu verhüten. Die Uneinigkeit zwischen Wallis und Neipperg, die Eifersucht der Oesterreicher auf die vom Kriegsglück mehr begünstigten Russen, die Untüchtigkeit der meisten österreichischen Oberofficiere, die Rathlosigkeit in Wien und endlich die Machinationen des französischen Botschafters am türkischen Hofe, Marquis von Villeneuve, beschleunigten den Abschluß eines ebenso übereilten wie schimpflichen Friedens. Bereits am 1. September 1739 unterzeichnete Neipperg die Präliminarien, und in Folge derselben wurde den Türken, ohne die Ratification des Kaisers abzuwarten, ja trotzdem daß Schmettau erklärte, die Festung Belgrad noch lange halten zu können, blos auf Befehl Wallis' und Neipperg's am 4. September das Kaiserthor von Belgrad und die alexandrinischen Kasernen eingeräumt, nachdem Tags zuvor 10 Bataillone und 10 Grenadiercompagnien der Besatzung abmarschirt waren.

*) Vgl. J. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs. 2. Aufl. Pest 1834—36. 10 Bde. Bd. VII.

Die kaiserliche Ratification, oder der Devinitivfriede zwischen dem Kaiser und der Pforte, erfolgte erst am 18. September im türkischen Lager vor Belgrad, und in demselben ward Alles geopfert, was der Passarowitzer Friede erworben hatte. Ganz Serbien mit den Festungen Belgrad und Sabacz, welche jedoch geschleift werden sollten, Neuorsowa und die kleine Walachei kamen hierdurch in den Besitz der Türken, ein Unglück, das über Kaiser Karl's VI. Lebensabend die düsterste Wolke verbreitete. Mußte ja in dem Belgrader Frieden nicht blos ein gut Stück Land, sondern selbst die alte Glorie der österreichischen Waffen aufgeopfert werden. Um dem Auslande gegenüber das Unglück wenigstens nicht im grellsten Lichte erscheinen zu lassen, erließ Kaiser Karl an die europäischen Höfe ein von Bartenstein abgefaßtes Rundschreiben, in welchem alle und jede Schuld auf Wallis und Neipperg geschoben wurde. Indeß hatten dieselben auch, wie man wohl wußte, allerdings am unverantwortlichsten gehandelt, so wußte man doch auch eben so gut, daß dieselben nicht die alleinige Schuld von dem Unglück trugen, und daß in Wien, im Rathe des Kaisers, ebenso große Fehler begangen worden waren wie auf dem Kriegsschauplatze, ein Umstand, der vielleicht noch mehr als der Verlust an Land dazu beitrug, die Autorität Oesterreichs zu schwächen. Wallis und Neipperg mußten übrigens den ganzen Zorn des Kaisers fühlen. Sie wurden Beide vor ein Kriegsgericht gestellt und gefangen gesetzt. Wallis kam auf die Festung Glatz, Neipperg nach Grätz, und Beide erhielten ihre Freiheit erst nach Kaiser Karl's VI. Tode wieder.

Die frohen Tage, welche Kaiser Karl VI. noch in den letzten Jahren seines Lebens sah, erblühten ihm einzig und allein in seiner Familie, und namentlich war es hier wieder die Verbindung seiner geliebten Tochter Maria Theresia mit Franz, welche, weil sie eben das Gepräge des höchsten menschlichen Glückes an sich trug, nicht blos an sich selbst, sondern auch in ihren weiteren Folgen Karl's Lebensabend erheiterte. Mitten in die Zeit des ebenbeschriebenen Türkenkriegs fiel nun auch der Tod des letzten Medicäers, des Großherzogs Johann Gaston von Toskana, am 9. Juli 1737, wodurch nach dem Wiener Frieden vom 3. October 1735 Maria Theresia's Gemahl auf den Thron von Toskana berufen ward. Ohne Zögern ergriff Franz Stephan von dem Lande Besitz und nahm den großherzoglichen Titel an. Allein, wenn wir oben bemerkten, daß die Vermählung Maria Theresia's die letzte eigentliche Freude gewesen sei, welche Kaiser Karl in seinem Alter erlebt habe, so finden wir eine Bestätigung hierfür

auch in Franz Stephan's Besitzergreifung von Toskana, da dieselbe nicht ohne trübe Färbung blieb. Des Umstandes nicht zu gedenken, daß der Eintritt dieses Ereignisses an eine Zeit erinnerte, welche dem Kaiser Karl schwere Opfer gekostet hatte, so fehlte auch wenig, daß sich an dieses Ereigniß ein neuer Krieg mit Spanien geknüpft hätte. Das Object, worum sichs dabei handelte, war die bewegliche Hinterlassenschaft des verstorbenen Großherzogs von Toskana, welche dessen Schwester, die verwittwete Kurfürstin Anna Marie Louise von der Pfalz an den neuen Großherzog Franz abgetreten hatte, auf welche aber auch Karl, der König von Neapel und Sicilien, Anspruch erhob, daher denn auch Spanien bereits zu rüsten anfing. Da indeß dem in der Zeit ganz von dem Türkenkriege in Anspruch genommenen Kaiser ebenso wenig an einem anderweitigen Kriege gelegen sein konnte, wie Frankreich, welches um Lothringens halber sich sofort mit in denselben verwickelt gesehen haben würde, überließ schließlich Kaiser Karl die Entscheidung der Sache gern der Vermittelung Frankreichs, wonach die Angelegenheit durch einen besonderen Vergleich ihre Erledigung fand. Und als diese erfolgt war, gab Kaiser Karl VI. auch seine Einwilligung dazu, daß Maria Theresia mit ihrem Gemahl eine Reise nach Toskana unternahm, um sich ihren neuen Unterthanen persönlich zu zeigen. Das junge Herrscherpaar, begleitet von einem außerordentlich zahlreichen und glänzenden Gefolge, trat die Reise am 17. December 1738 an und nahm seinen Weg über Klagenfurt, Botzen und Roveredo nach Dolce im Venetianischen. Nach längerem Quarantäneaufenthalt bei Verona erreichte das hohe Paar endlich glücklich das Ziel seiner Reise, Florenz, wo es am 20. Januar 1739 seinen feierlichen Einzug hielt und mit großem Jubel empfangen wurde. Von der bereits oben erwähnten verwittweten Kurfürstin von der Pfalz, der Schwester des letzten Medicäers, erhielt das junge Fürstenpaar Geschenke, deren Werth auf zwei Millionen Gulden geschätzt wurde. Von Florenz aus machten die hohen Reisenden auch einen Abstecher nach Livorno und Pisa, und gab schon der fürstliche Besuch an sich den Bevölkerungen dieser Städte Anlaß zur Freude, so wurde dieselbe in Livorno um ein Namhaftes erhöht, als der junge Großherzog bei dieser Gelegenheit 52 Galeerensclaven die Freiheit schenkte. Die Rückreise ging über Mailand und Innsbruck, und langten die hohen Reisenden in Wien wieder an am 30. Mai 1739.

Endlich blieb auch die Freude, welche dem Kaiser Karl in seiner theuern Tochter Nachkommenschaft erwuchs, nur eine halbe. Bereits am 5. Februar 1737

ging aus der Ehe Maria Thereſia's mit Franz Stephan eine Tochter hervor welche in der heiligen Taufe den Namen Maria Eliſabeth erhielt, aber ſchon am 7. Juni 1740 wieder ſtarb. Ebenſo war das zweite Kind, womit die Ehe geſegnet ward, eine Tochter: Maria Anna, geboren den 6. October 1738, und ſo auch endlich das dritte Kind: Maria Carolina, geboren 1740, geſtorben 1741. Die Hoffnung Kaiſer Karl's VI., noch vor ſeinem Tode einen männlichen Nachkommen zu begrüßen, blieb alſo unerfüllt, denn in demſelben Jahre, in welchem die Ehe Maria Thereſia's mit dem dritten Kinde geſegnet ward, ſchied Kaiſer Karl VI. aus dieſer Welt.

Bereits ſeit längerer Zeit hatte der Kaiſer an der Fußgicht gelitten, doch waren alle derartige Krankheitsanfälle nie von der Art geweſen, daß ſie zu ernſteren Beſorgniſſen Anlaß gegeben hätten. Anders, als im Anfang des October 1740 ein ſolcher Anfall wiederkehrte. Obgleich derſelbe, wie die früheren, ziemlich ſchnell wieder vorüberging, ſo war derſelbe doch unter anderen Symptomen aufgetreten und hinterließ nicht nur ein allgemeines Unwohlſein, ſondern machte auch die Aerzte bedenklicher. Leider wurde nur zu klar, daß das Fußübel nur das ſekundäre war, das Hauptübel aber tiefer lag. Das Leben mit den ungleich mehr trüben als freudigen Erfahrungen hatte Karl mürbe gemacht. Seine Lebenskraft, ſein Lebensmuth war gebrochen, und der letzte Türkenkrieg mit dem ſchimpflichen Belgrader Frieden hatten ihm den letzten Stoß gegeben. Leider hielt er ſich auch nicht recht nach der Vorſchrift ſeiner Aerzte.*) Obgleich noch ſehr angegriffen und darum von ſeinen Aerzten gewarnt, reiſte er im October mit ſeinem ganzen Hofe nach Halbthurn zur Jagd. Dies war ſein letzter Ausgang. Schon am 10. October des Nachts erkrankte er ſo ernſtlich, daß man ohne Säumen nach Wien zurückreiſte. Am 14. ſtellte ſich eine kurze Beſſerung ein, wogegen ſchon am 16. die Aerzte ihn aufgaben. Tags darauf begannen in den Kirchen die öffentlichen Gebete, die Wachen wurden verdoppelt, das Dragonerregiment Althann wurde von Korneuburg und Krems in aller Eile nach Wien beordert, man verbot bei ſtrenger Strafe Poſten oder Staffetten fortzuſchicken, die Theater wurden geſchloſſen, und daſſelbe mußte auch mit der Stadtbank geſchehen, weil der Zudrang Derjenigen, die ihr Geld haben wollten, ungeheuer

*) Nach Sporſchil V, 882, und Coxe's Geſchichte des Hauſes Oeſterreich. Deutſch von Dippold und Wagner. Leipzig und Altenburg. IV. Bd. 83 ff.

war. Am 18. October empfing der Kaiser aus den Händen des päpstlichen Nuntius Camillo Paulucci das heilige Abendmahl, worauf er seiner jüngern Tochter Maria Anna, seinem Schwiegersohne, dem Großherzog Franz von Toskana, und dessen Bruder, dem Prinzen Karl von Lothringen, den Segen ertheilte. Da Maria Theresia der Zeit selbst krank darniederlag und an dieser feierlichen Handlung nicht unmittelbaren Antheil nehmen konnte, richtete sich der sterbende Monarch in seinem Bett nach dem Krankenzimmer seiner geliebten Tochter hin und sendete ihr seinen Segen durch ihren Gemahl. Auch sprach er an demselben Tage noch mit mehreren seiner Räthe.

Als am 19. October sich der Krankheitszustand des Kaisers noch mehr verschlimmerte, empfing er von dem Hofpfarrer Bartholomäus Trillsam die letzte Oelung. In der darauf folgenden Nacht brach aber auch die Kraft der Kaiserin, Karl's hoher Gemahlin. So lange ihr Gemahl krank darnieder lag, war die Edle nicht von seinem Schmerzenslager gewichen. In der Nacht vom 19. zum 20. October war ihre Erschöpfung so groß, daß sie in Ohnmacht fiel. Kaum aber hatte sie sich nur dürftig wieder erholt, als sie an das Krankenbett ihres Gemahls zurückkehrte, der sie mit den Worten empfing: „Ach, Eure Liebden verlassen mich doch nicht!" Dies waren Kaiser Karl's letzte Worte. Nach 1 Uhr Morgens am 20. October 1740 verschied Kaiser Karl, im 56ten Jahre seines Alters. Am 24. October um 7 Uhr des Abends wurden die irdischen Ueberreste des letzten Habsburgers neben jenen seines Bruders Joseph's I. in der Kaisergruft bei den Kapuzinern in Wien feierlich niedergesetzt.

Bemerkenswerth ist das Urtheil, welches Friedrich der Große über Karl's Persönlichkeit fällte. Dasselbe lautet: „Er hatte von der Natur alle Eigenschaften erhalten, welche den guten Bürger bilden, aber keine einzige von denen, die den großen Mann machen." Karl VI. war von mittler Größe, brauner Gesichtsfarbe, durchdringendem Blicke und hervorragender Unterlippe. Sein ganzes Aeußere verkündete spanischen Ernst mit deutscher Gelassenheit. Obwohl er sehr hochfahrend war, zeigte er doch viel Herablassung und Leutseligkeit; obgleich dem Hofzwange ergeben und öffentlich sehr ernst, war er doch auf seinem Zimmer sehr heiter und äußerst mild gegen alle, die in seinem Dienste standen. Der Verstellung Feind, zwang er sich gar nicht, seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit zu verbergen, wenn er Gesandten Gehör gab. War er zufrieden, so sprach er klar und bestimmt mit ihnen; im entgegengesetzten Falle drückte er sich so unver-

LEIPZIG VOIGT & GÜNTHER.

KARL VII.

ständlich aus, daß sie seine Minister befragen mußten, um nur zu wissen, welche Antwort sie ihren Herren zu bringen hätten. Dabei liebte er Leibesübungen und Spiele, welche Gewandtheit erfordern, war ein trefflicher Schütze und guter Reiter, sowie er denn auch im Spanischen Erbfolgekriege großen Muth und persönliche Unerschrockenheit bewiesen hatte.

Soviel über Kaiser Karl's VI. persönliche Erscheinung. Werfen wir aber endlich am Schluß dieses Abschnittes noch einen kurzen Blick auf den Zustand, in welchem sich bei seinem Tode seine weitausgedehnten Staaten befanden, so läßt sich nicht leugnen, daß derselbe nicht befriedigte, und daß Kaiser Karl einer so bewegten Zeit, wie die war, in welche seine Regierung fiel, in mehr denn einer Beziehung nicht gewachsen war. Bei allen vorzüglichen Eigenschaften, welche ihn rühmlichst auszeichneten — und dabei muß vor Allem seiner äußerst wohlwollenden Gesinnung, seiner Milde und großen Herzensgüte gedacht werden — fehlten ihm der rechte politische Scharfblick, die rechte, vorurtheilsfreie Unbefangenheit im Urtheile, die rechte Energie des Willens, namentlich den Männern gegenüber, welche ihm als nächste Rathgeber und Minister unmittelbar zur Seite standen.

Karl's VI. Staaten waren bei seiner Thronbesteigung auf dem höchsten Gipfel von Glanz und Macht; erschöpft und gedemüthigt hinterließ er sie. Im Frieden von Utrecht und Rastadt (1714) erhielt Oesterreich aus der spanischen Erbschaft Belgien, Mailand und Neapel, zusammen 2650 Quadratmeilen, und im Frieden von Passarowitz (1718) von den Türken Temeswar, Krajowa, einen Theil von Serbien und Bosnien, gegen 1740 Quadratmeilen. Damals besaß Oesterreich im Ganzen 18620 Quadratmeilen, aber noch unter Kaiser Karl VI. verlor es Neapel und Sicilien, Parma und Piacenza, sowie Serbien und Bosnien wieder, und das Gebiet verringerte sich bis auf 10,430 Quadratmeilen. Mußte demnach der Tod Kaiser Karl's VI. schon in Rücksicht auf die territorialen Verhältnisse Oesterreichs als der Endpunkt einer schwachen Regierung bezeichnet werden, so erhielt außerdem diese Schwäche eine um so schärfere Ausprägung, als die politische Autorität des Staates nach außen wankend gemacht und die Beschaffung derjenigen Mittel, wodurch allein der nachfolgenden Regierung eine Wiederaufhülfe möglich werden konnte, trotz vielfacher Mahnungen und Warnungen, vernachlässigt worden war. Schon einmal wurde erwähnt, daß Prinz Eugen im Gegensatz zu Kaiser Karl's diplomatischen Unterhandlungen zu Gunsten seiner pragmatischen Sanction immer und immer

wieder darauf hingewiesen hatte, wie er, für seine Person, die höchste und letzte Garantie für volle Geltung des neuen Hausgesetzes einzig und allein in einer tüchtigen, zahlreichen Kriegsmacht und einem wohlgefüllten Staatsschatze suche. Am Grabe Kaiser Karl's VI. offenbarte sich der Fehler, den er sich durch Nichtbeachtung dieser Mahnung seines treuesten Rathgebers und besten Feldherrn hatte zu Schulden kommen lassen, in seiner ganzen Schwere. Seit dem Frieden von Belgrad figurirte die Armee zwar noch auf dem Papiere mit 175,000 Mann, aber ihr wirklicher Bestand betrug nur gegen 82,000 Mann, von denen 43,000 in Ungarn, 16,000 in Italien, 12,000 in den Niederlanden und 5 bis 6 Regimenter in den übrigen Erbstaaten standen. „Zahlen reden am besten;" die eben angeführten beweisen wohl deutlich genug, daß Prinz Eugen's Mahnungen und Warnungen völlig überhört worden waren. Noch schlechter stand es mit den Finanzen des Staates. Während die Staatseinnahmen des von Gott so unendlich reich gesegneten Staates unter Kaiser Karl VI. nur 30 Millionen Gulden betrugen, fand sich bei Kaiser Karl's Tode im Staatsschatze nicht mehr als die unbedeutende Summe von 100,000 Gulden. Und doch konnte die gewiß mehr als besorgnißerregende Gewißheit, daß es mit den Staatsfinanzen übel bestellt war, nichts weniger als etwas Auffälliges sich ankündigen, schon wenn Kaiser Karl nur seinen eigenen Haushalt mit den Staatseinnahmen in eine Parallele gestellt hätte. Wurde doch von demselben jährlich nicht weniger denn die Summe von 10 Millionen Gulden, mithin ein volles Dritttheil der gesammten Staatseinkünfte, beansprucht.

Schon des Gegensatzes halber, d. i. um dem nachmaligen vereinfachten Hofleben unter der Regierung Maria Theresia's die rechte Würdigung angedeihen zu lassen, wird es nicht ohne Interesse und nicht am unrechten Orte sein, dem Leser einige nähere Mittheilungen über das Leben zu machen, wie solches sich noch unter Kaiser Karl VI. am österreichischen Hofe gestaltete.

Der kaiserliche Hofstaat*) war in sechs Oberhofämter oder Stäbe eingetheilt, nämlich in den Oberhofmeisterstab, Oberhofkammerstab, Oberhofmarschallstab, Oberhofstallmeisterstab, Oberlandjägermeisterstab, Oberhoffalkenmeisterstab. Hier nur einiges Nähere über die beiden ersten. Unter dem Oberhofmeister standen

*) Vgl. Deutsche Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur neuen Zeit, von Karl Hagen. Frankfurt. V. Bd., S. 56, und Küchelbecker's Nachricht vom kaiserlichen Hofe.

der Oberhofkuchelmeister, der Oberhofstabelmeister, der Oberhofsilberkämmerer, der Hofunterſilberkämmerer, vier kaiſerliche Mundſchenken, zwei Vorſchneider, vierzehn Truchſeſſe, welche Stellen faſt ſämmtlich von Reichsgrafen verwaltet wurden, drei kaiſerliche Hofräthe, ein Obercontroleur, die Oberhofkapellane und Hofprediger, der Oberhoftanzmeiſter und das Ballet, die kaiſerliche Kapelle und die Sänger und Sängerinnen der Oper, ſieben Hofmedici, die Beamten der Bibliothek, der Garteningenieur, der Hofarchitekt, die Akademie der Maler und Bildhauer, die Hiſtoriographen, Poeten und Hiſtorici des Hofes, zwei Hofzuckerbäckerinnen, ein Hofbraumeiſter, eine Hofknopfmacherin, die Hatſchiere und die Trabantengarde. Unter dem Oberkuchelmeiſter ſtanden wieder der Kuchelinſpector, zwei Controleure mit vier Schreibern, ein Mundkoch, fünf Meiſterköche, drei Bäckereiköche, ein Mundkuchelthürhüter nebſt 27 Gehülfen.

Unter dem Hofkämmerer ſtanden ſämmtliche Kammerherren und Kammerdiener, die kaiſerlichen Beichtväter, die kaiſerliche Kunſtkammer, die Antiquitäten- und Medaillenſammlung, die Leibmedici, acht Leibchirurchen, Leibapotheker, Zahn- und Wundarzt, ein Leib-Perüquier, ein Kammerbarometermacher, neun Kammermaler, eine indianiſche Kammermalerin, ein Edelſteinſchneider, ein Kammergoldarbeiter, ein Kammerjuwelier, ein Kryſtallſchneider und Spiegelmacher, zwei Wappen-, Siegel- und Steinſchneider, vier Kammer-Medailleurs, ein Kammerballmeiſter und eine Menge anderer Handwerker.

Die Kaiſerin hatte einen Oberhofmeiſter, eine Oberhofmeiſterin, einen Beichtvater für ſich und das Frauenzimmer, fünf Kammerfräulein und zwölf Hofdamen, Kammerfrauen, Kammerdienerinnen, Gardedamen, ſämmtlich von Adel, ꝛc. ꝛc. Und nun, welche Summen wurden von einem ſolchen tauſendfach gegliederten Hofperſonale verſchlungen! Die kaiſerliche Hofkapelle allein koſtete jährlich 200,000 Thlr., die Muſiker, Sänger und Sängerinnen bezogen einen Gehalt von 4000 bis 6000 Gulden, ebenſo die kaiſerlichen Hofarchitekten, Hofmaler, Hofbildhauer, während ihnen ihre Leiſtungen noch einzeln bezahlt wurden. Und endlich, welche rieſenhaften Unterſchleife kamen hierbei mit vor! In den kaiſerlichen Hofrechnungen, die nach Kaiſer Karl's VI. Tode einer genauen Reviſion unterworfen wurden, fand man den Beweis hierfür. In den Kellerrechnungen z. B. waren für eine Hofdame täglich ſechs Kannen Wein, für fünf Kammerherren, wenn ſie mit dem Kaiſer auf der Jagd geweſen, nur an öſterreichiſchem Weine ein Eimer, für die verwittwete Kaiſerin Amalie Wilhelmine,

welche das strenge Leben einer Nonne führte, blos für den Schlaftrunk jeden Abend zwölf Kannen Ungarwein, für das Einweichen des Brodes für die Papageien des Kaisers jährlich zwei Faß Tokaier, zum Bade derselben funfzehn Eimer österreichischen Weines angesetzt, während in der Küchenrechnung sich ein Posten von 4000 Gulden jährlich nur allein für Petersilie fand.

Während aber so, wie aus diesen wenigen Andeutungen deutlich genug erhellen wird, Kaiser Karl VI. seiner großen Tochter und Erbin Zustände hinterließ, die der durchgreifendsten wie rücksichtslosesten Reform bedurften, kündigte sich dagegen seine Regierung in vielen andern Beziehungen als ein überaus segensreiches Walten an, dem im Ganzen wie im Einzelnen nur ein ungestörter Fortgang zu wünschen war. Und dieser Umstand legt uns schließlich noch die Pflicht auf, auch noch ein kurzes Wort über Kaiser Karl's VI. unermüdliche Sorge für Handel, Gewerbfleiß, Kunst und Wissenschaft zu reden. *)

Zuerst seine Sorge für den Handel anlangend, so beschränkte sich dieselbe nicht blos auf das Bestreben, demselben weitere Ausbreitung zu verschaffen, sondern er war auch aufs eifrigste bemüht, für denselben einen sichernden und schützenden Rechtszustand zu gewinnen. Während so von ihm die herrliche Kunststraße von Wien nach Triest und die Carolinenstraße zwischen Karlstadt und Fiume gebaut, Triest und Fiume zu Freihäfen erklärt, in Triest die levantische Handelsgesellschaft, in Wien die orientalische Handelscompagnie, in Ostende die ostindische Handelsgesellschaft gestiftet, ferner in Wien eine kaiserliche Porzellanfabrik, in Linz eine große Wollenzeugfabrik, in Heimburg die Aerarialtabakfabrik errichtet wurde, schloß er zum Schutze des Seehandels seiner Staaten mit den Seeräuberstaaten Sicherheitsverträge, unterwarf die vielen Privatmauthen im Innern seines Reiches vielfachen Beschränkungen und erließ bereits 1722 ein Handels- und Wechselrecht und im Jahre 1734 eine Fallitenordnung. Und kann nun hierbei auch allerdings nicht hinweggeleugnet werden, daß die Stiftung dieser genannten Handelsgesellschaften, ja selbst die in das Jahr 1714 fallende Stiftung einer Bank zu Wien deutliches Zeugniß ablegten, wie wenig gereifte Ansichten man jener Zeit noch über den Handel hatte, so kann doch auf der andern Seite wieder ebenso wenig bestritten werden, daß Kaiser Karl mit

*) Vgl. die vortreffliche Zusammenstellung hiervon in: Sporschil's österreich. Geschichte V., S. 885 ff.

allen diesen Unternehmungen nur das Beste wollte und dafür, daß diese Institute — von denen übrigens die in Ostende gestiftete Handelsgesellschaft 1731 wieder aufgegeben wurde — den beabsichtigten Nutzen nicht brachten, wenigstens nicht allein verantwortlich gemacht werden kann.

Mit Kaiser Karl's VI. Sorge für erweiterten und gesicherten Verkehr in seinen weitausgedehnten Staaten ging die für einen günstigen Gesundheitszustand Hand in Hand. Während er zur Abwehrung der Pest an der türkischen Grenze die Quarantaineanstalten errichtete, ließ er 1738, als die Pest im Heere ausgebrochen war, den Cordon an der Leitha ziehen. Ebenso erfreute sich Wien nach dieser Seite hin seiner besonderen Fürsorge. Nicht nur, daß er aus Sanitätsrücksichten den Gottesacker vom Stephansplatze vor das Schottenthor verlegte, so stiftete er auch das Spanische Spital und das neue St. Johannis-Armenhaus in Wien.

Von noch höherer Bedeutung endlich war Kaiser Karl's VI. ebenso unermüdliche wie wahrhaft kaiserliche Pflege der Künste und Wissenschaften. Unter den Künsten erfreute sich vor allen die Baukunst seiner hohen Gunst, und namentlich verdankt ihm Wien seine schönsten Bauwerke. So sind die dortige Karlskirche, die Reichskanzlei, die Hofbibliothek, die Winterreitschule, der kaiserliche Marstall, die Ingenieurakademie, die Favorite (das jetzige Theresianum), mehrere Kasernen, die beiden Denkmale auf dem hohen Markte zu Wien und der Springbrunnen auf dem neuen Markte, mit Figuren von Donner, insgesammt seine Schöpfungen.

Neben der Baukunst fand die Musik in Kaiser Karl VI. besondere Pflege, ja seiner Begünstigung vorzugsweise war es zu danken, daß diese Kunst sich schon noch vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland eigenthümlich und unabhängig von der italienischen entwickelte, wobei übrigens noch besonders erwähnt werden mag, daß Kaiser Karl VI. nicht blos selbst ausübender Künstler, sondern auch Compositeur war. Ja, Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oesterreich *) erzählt hierüber: „Er verstand Musik und setzte sogar eine Oper, welche auf dem Hoftheater aufgeführt ward, und deren Rollen mit Personen aus dem höchsten Adel besetzt waren. Da er auch gut spielte, so saß er oft unter den

*) Deutsch von Dippold und Wagner IV, S. 86.

Musikern im Orchester, und seine Töchter, die beiden Erzherzoginnen, tanzten im Ballet."

Und ebenso huldigte Kaiser Karl VI. endlich mit großer Vorliebe den strengen Wissenschaften, sowie er denn auch selbst wissenschaftlich hochgebildet war. *) „Er sprach fast alle lebenden Sprachen, lateinisch mit besonderer Eleganz, und war mit den römischen Classikern aufs innigste vertraut. In der Rechtsgelehrsamkeit besaß er die Kenntnisse eines Fachmannes, und seine geschichtlichen Kenntnisse gehörten zu den nicht gewöhnlichen. Die historischen Hülfswissenschaften, Diplomatik, Heraldik, Numismatik, Genealogie wurden von ihm mit Vorliebe unterstützt und fanden unter ihm und durch ihn Pfleger, die ewig eine ehrenvolle Stelle in der Literärgeschichte einnehmen werden: Gottfried Bessel Abt von Göttweih, die Gebrüder und Benedictiner des Stiftes Mölk Hieronymus und Bernhard Petz, Herrgott, der Graf Wurmbrand u. A. Auch gehören in Karl's VI. Zeit der von ihr ausgehenden Anregung nach Lambacher, Rauch, Senkenberg, Schrötter, Calles, Fröhlich, Gelehrte, wie sie kaum wieder in Oesterreich erschienen sind, und ohne welche und die vorhergenannten die österreichische Geschichte der früheren Zeiten noch in finsterer Nacht begraben sein möchte. Der Hofbibliothekar Gentilotti, der Leibarzt Garelli, der Hofastronom Marinoni waren die Zierden ihrer Wissenschaft. Den großen Muratori berief Karl VI. als kaiserlichen Historiographen nach Wien, doch kam derselbe nicht, weil der Kaiser bald nach der Ernennung starb. Zeno und Metastasio waren seine Hofdichter. Dem erhabenen Leibnitz († 1716) verlieh Karl den Freiherrnstand und gab ihm ein sehr beträchtliches Jahrgeld, das Doppelte versprechend, wenn er sich in Wien niederlassen würde. Er stand mit Leibnitz in Briefwechsel über die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften zu Wien, welche der Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften und der Verbesserung der deutschen Sprache gewidmet sein sollte. Kurz, unter Karl VI. wurden die Künste und Wissenschaften in Wien mit Feuereifer gepflegt; Eugen von Savoyen und der übrige höchste Adel folgten theils dem eigenen Triebe, theils dem Beispiele des Monarchen, und jene Zeit ist es, woher die großen Bücher- und Kunstsammlungen, welche die österreichische Hauptstadt besitzt, größtentheils datiren."

In gleichem Maße wie Kaiser Karl's VI. Regierung in diesen zuletzt be-

*) Der würdige Nachruf, den ihm Sporschil (V, S. 886,) zu Theil werden läßt.

rührten Beziehungen eine reich gesegnete gewesen war und zur höchsten Achtung und Bewunderung aufforderte, in gleichem Maße mußte seine Nachfolgerin, Maria Theresia, sich verpflichtet erachten, über diese Segnungen der väterlichen Herrschaft die Hände zu breiten, um eben ihren Staaten diese Segnungen zu erhalten und sie wo möglich zu weiterer Entwickelung zu bringen. Und wenn, wie weiter unten erhellen wird, die große Tochter des letzten Habsburgers mit ihrem eminenten Geiste nach glücklicher Ueberwindung der im Anfang ihrer Regierung über sie hereinbrechenden Stürme diese Aufgabe in einer Weise löste, die nur mit Staunen und höchster Bewunderung erfüllen kann und ihr für alle Jahrhunderte die Siegespalme sichert, so darf doch darum das Verdienst des würdigen Vaters nicht in den Schatten gesetzt werden und dem ruhmvollen Andenken des erhabenen Kaisers irgend welcher Abbruch geschehen; daher wir denn auch mit denselben Worten von ihm Abschied nehmen wollen, mit denen der oben in der Anmerkung genannte geistreiche Geschichtschreiber der Neuzeit seinen Nachruf schließt: „Zu den größten Fürsten seines Hauses hat Karl VI. nicht gehört, wohl aber zu den edelsten und besten."

Maria Thereſia's Regierungsantritt.

Als Kaiſer Karl VI. aus dieſer Welt ſchied und Maria Thereſia kraft der pragmatiſchen Sanction die Erbfolge im Hauſe Oeſterreich antrat, zählte dieſelbe noch nicht volle 24 Jahre. Die Aufgabe, welche der edeln Frau mit Uebernahme der Regierung wurde, geſtaltete ſich, wie ſie ſich nicht verhehlen konnte, doppelt ſchwierig, da ſie dieſen hohen Beruf unter Verhältniſſen antrat, welche, ganz abgeſehen von der Eigenthümlichkeit des Thronwechſels an ſich, nichts weniger als ruhigen Blicks in die Zukunft ſehen ließen. Während, wie wir in dem letzten Abſchnitte unſerer Darſtellung darzuthun ſuchten, die innere Lage des Staates kaum in einer Beziehung Befriedigung gewährte, konnte die junge Regentin auch nicht ohne Bangen nach außen ſehen; und dazu war Maria Thereſia, als ihr Vater ſtarb, ſelbſt ſo unwohl, daß ſie das Bett hüten mußte und den Segen des Sterbenden nicht perſönlich empfangen konnte. Aber mit dem feſten Willen und der Entſchloſſenheit einer männlich ſtarken Seele raffte ſich die Edle, ihrer Krankheit Trotz bietend und den gerechten Schmerz über den Verluſt des theuern Vaters überwindend, noch an demſelben Tage, an welchem ihr Vater geſtorben war, auf, ſo daß ſie ſchon Tags darauf die vornehmſten Staatsbeamten mit Würde empfangen, ſie vorläufig in ihren Aemtern beſtätigen und ſie für ſich in Eid und Pflicht nehmen und mit eigener Hand die Zügel der Regierung ergreifen konnte.

Schon dies erſte Auftreten Maria Thereſia's als Regentin iſt wohl geeignet, mit ebenſo hoher Achtung als Bewunderung zu erfüllen. Von gleichem Muth, gleicher Entſchloſſenheit, Unerſchrockenheit und Umſicht gibt auch ihr weiteres Walten in den erſten Tagen ihrer Regierung Zeugniß, wo ſie, weil ſie unter ihren theils altersſchwachen, theils muth-, kraft- und rathloſen Miniſtern irgendwelche Unterſtützung zur Förderung des neubegonnenen Werkes nicht fand, geradezu gezwungen war, die Rolle einer Selbſtherrſcherin im eigentlichſten Sinne des Wortes zu übernehmen. Zu der hohen Achtung aber, welche man von allen Seiten der jungen Herrſcherin entgegenbrachte, geſellte ſich auch die allgemeine Liebe, da, wovon auch nachmals ihre ganze Regierungszeit Zeugniß gibt, Maria Thereſia bei allen ihren Regentenhandlungen vom Anfang an bis an ihr Ende, neben ſtrenger Gerechtigkeit, auch die rechte Milde walten ließ, daher denn auch ihr ganzes Regentenleben eine Bewahrheitung der Worte: „iustitia et clementia" iſt, Worte, welche ſie ſich, wie bekannt, gleich bei Uebernahme der Regierung zu ihrem Wahlſpruch wählte. So wurden, um der herrſchenden Brodnoth Schranken zu ſetzen, auf Maria Thereſia's Befehl ſofort die kaiſerlichen Kornmagazine geöffnet und den geiſtlichen und weltlichen Herrſchaftsbeſitzern aufgegeben, ungeſäumt ein Gleiches zu thun. So wurde ferner auf von Seiten des Landvolks eingegangene, der jungen Herrſcherin gar wohl bekannte Klagen über Wildunfug ſofort eine Menge Wild geſchoſſen und das Fleiſch zu dem niedrigſten Preis verkauft; während in Steiermark, wo das Jahr zuvor dieſelben Klagen über zu großen Wildſtand in offene Empörung übergegangen und eine Anzahl Ruheſtörer zum Tode, oder zu langjährigem Gefängniß verurtheilt worden war, von Maria Thereſia ein Gnadenact geübt ward, dahin lautend, daß die zum Tode verurtheilten Rädelsführer, bevor ſie freigelaſſen wurden, eine Woche lang mit Eiſen an den Füßen und mit zwei an den Rücken gebundenen Hirſchgeweihen die Gaſſen der Hauptſtadt Grätz kehren mußten.

Von noch tiefergreifender und entſcheidenderer Wirkung dagegen waren die Neuerungen, welche Maria Thereſia gleich bei der erſten Conferenz traf, die ſie mit ihren Miniſtern hielt. Während jene oben angeführten Verfügungen ſich mehr auf Specielles und auf örtliche Uebelſtände bezogen, geben dieſe in genannter Miniſterconferenz zum Beſchluß erhobenen Anordnungen ein redendes Zeugniß nicht nur von Maria Thereſia's genauer Kenntniß des allgemeinen Zuſtandes ihrer Staaten, ſondern auch von der Klarheit ihrer Einſicht in Bezug

auf die gerade jetzt, beim Antritt ihrer Regierung, zu löſende Aufgabe, die vornehmlich darin beſtand, manches von ihrem Vater Verſäumte nachzuholen. Wie eine Verherrlichung des Andenkens an den großen Eugen erſcheint es daher, daß Maria Thereſia gleich in der erſten Berathung mit ihren Miniſtern mit aller Entſchiedenheit auf eine ungeſäumt vorzunehmende Vermehrung reſp. Neugeſtaltung der öſterreichiſchen Kriegsmacht drang, die namentlich in den letzten Regierungsjahren Kaiſer Karl's VI. auf in der That faſt unverantwortliche Weiſe vernachläſſigt worden war. Zu dem Ende wurde der Befehl erlaſſen, die Regimenter ſofort auf ihren vollzähligen Stand zu bringen, während gleichzeitig vom Hofkriegsrath an alle in Wien anweſende Officiere die Weiſung erging, ſich unverzüglich zu ihren Corps zu begeben. Und wenn nun ſchon durch dieſe Maßregeln in die ganze Armee neues, friſches Leben kam, ſo waren auch die unmittelbar darauf folgenden Anordnungen nur geeignet, die geſammten Truppen mit neuem Muth und neuer Zuverſicht zu erfüllen. Am weſentlichſten trug hierzu der Umſtand bei, daß alsbald unter den verſchiedenen Truppenkörpern eine Beförderung eintrat, bei welcher Gelegenheit mehreren verdienſtvollen Officieren höhere und einflußreichere Poſten angewieſen wurden. Und endlich ließ ſich auch hierbei die fürſtliche Gnade nicht unbezeugt. Durch hofkriegsräthliche Reſcripte vom 6. November 1740 wurden die Unterſuchungen gegen die Feldmarſchälle Guſtav Seckendorf und Wallis und den Feldzeugmeiſter Graf Neipperg, welche wegen ihres Benehmens im letzten Türkenkriege in Grätz, Glatz und auf dem Spielberge von Brünn in Haft ſaßen, ſowie die gegen den Oberſt Humprecht, welcher wegen Mitſchuld an der Uebergabe der Feſtung Niſſa infam kaſſirt worden war, aufgehoben, worauf dieſe genannten Männer alle ſofort ihre Freiheit wiedererhielten und in ihre früheren Ehren und Würden wieder eingeſetzt wurden, ein Gnadenact, wodurch Maria Thereſia in vielen Kreiſen des hohen Adels eine Begeiſterung und Sympathien für ſich erweckte, die ihr im weitern Verlaufe der Zeit gute Früchte trugen.

Mit gleicher Energie ſchritt Maria Thereſia ſofort nach ihrer Thronbeſteigung zu einer Umgeſtaltung des, ebenſo wie das Militärweſen, in tiefen Verfall gekommenen Finanzweſens. Auch hiervon, inſonderheit von den enormen Summen, welche unter Kaiſer Karl's VI. Regierung nur allein die kaiſerliche Hofhaltung verſchlungen hatte, iſt ſchon früher geredet worden. Maria Thereſia verlor keine Zeit, nach dieſer Seite hin durchgreifende Reformen vorzunehmen

und ſorgte vor Allem dafür, daß der eigene Haushalt vereinfacht und die Ausgaben des Hofes vermindert wurden. Zu dem Ende traf ſie nicht nur mit der rückſichtsloſeſten Strenge die nöthigen Maßregeln, um den von uns früher erwähnten, ebenſo zahlreichen wie wahrhaft ſchamloſen Unterſchleifen mit einem Male ein Ziel zu ſetzen, ſondern ließ auch eine große Menge überflüſſiger Hofofficianten verabſchieden, anderen, welche übermäßige Gehalte bezogen, dieſe nach Recht und Billigkeit mindern, eine Maſſe von unnützen Ausgaben in Wegfall kommen und überhaupt die ganze Hofhaltung allmälig ſo einrichten, daß derſelben ebenſowenig das Gepräge der kaiſerlichen Würde, wie das einer weiſen Sparſamkeit fehlte. Dabei muß aber noch beſonders erwähnt werden, daß in weiterer Folgezeit ein guter Theil des Finanzweſens, namentlich in den engern Grenzen der Hof-Haushaltung, ausſchließlich in den Händen Franz Stephan's, des Gemahls Maria Thereſia's, ruhte, welcher als Finanzmann excellirte und als ſolcher ſeiner Gemahlin durch Rath und That weſentliche Dienſte leiſtete.

In der ſchon mehrfach erwähnten erſten Conferenz, welche Maria Thereſia nach Uebernahme der Regierung mit ihren Miniſtern hielt, wurde endlich auch das Teſtament des verſtorbenen Kaiſers Karl eröffnet. In demſelben hatte es Kaiſer Karl dem Ermeſſen ſeiner Gemahlin anheimgegeben, die Regierung mit ihrer Tochter Maria Thereſia in Gemeinſchaft zu übernehmen. Die Kaiſerin-Wittwe, Eliſabeth Chriſtina, verzichtete jedoch hierauf und zog ſich mit ihrer zweiten Tochter, der Erzherzogin Maria Anna, in das Kloſter der Saleſianerinnen auf dem Rennwege zu Wien zurück, wo ſchon die Wittwe Kaiſer Joſeph's I., Wilhelmine Amalia, von welcher das Kloſter zur Erziehung der weiblichen adeligen Jugend geſtiftet worden war, in ſtiller Abgeſchiedenheit lebte.

Der politiſch wichtigſte Schritt indeß, welchen Maria Thereſia ebenfalls kurz nach ihrem Regierungsantritt that, war, daß ſie am 21. November 1740, alſo nur einen Monat nach dem Tode ihres Vaters, ihren Gemahl, Franz Stephan, zum Mitregenten erklärte, ein Schritt, nicht blos darum von hoher Bedeutung, weil ſie damit deutlich zu erkennen gab, welche Stellung ſie für ihren Gemahl in ihren eigenen Staaten beanſpruchte, ſondern auch darum, weil ſie durch denſelben, wie auch die gleichzeitige Uebertragung der böhmiſchen Kurſtimme an Franz Stephan bewies, ihrem Gemahl den Weg zum Kaiſerthrone anzubahnen ſuchte. Nun handelte ſich's hierbei in erſterer Beziehung — in Rückſicht auf Franz Stephan's Stellung am Hofe — zwar nur um ein zu ſtei-

Anwarterinnen, Wir Unſers geliebteſten Gemahls, des Herzogs von Lothringen und Bar, Großherzogs von Toscana Liebden, wie Ihro hierunter hohe Geburt, groſſe Verdienſte und mit Uns glücklich getroffener Vermählung, das Wort ohne das Sprechen, die Mitregierung geſammt Unſrer Erbkönigreiche und Länder auf- und übertragen. Wir thun alſo ein ſolches hiemit und in Kraft gegenwärtiger Acte mit wohlbedachten Rath und ganz freyen Willen nicht nur für Uns, ſondern auch für Unſere ſämtliche jetzige und künftige eheliche Leibeserben, auf welche nach Unſer die Erbfolge in die von Uns innen habende Erbkönigreiche und Länder nach dem Recht der Erſtgeburt fallen dörfte, und zwar dergeſtalt, wie es nur immer ohne Abbruch der pragmatiſchen Sanction am kräftigſten und am bündigſten ſeyn kan, in der unzweifelhaften Zuverſicht, daß gleichwie in dem Fall, da nach Unſeren Abſterben der Nachfolger oder die Nachfolgerin von ſothanen Unſeren ehelichen Leibeserben das 18te Jahr annoch nicht erreicht hätte, die Regierung geſammter Erbkönigreiche und Länder, ohne das tutorio nomine et paterno Unſers geliebten Gemahls Liebden zukäme; alſo auch in dem anderweitigen Fall, des ſodann bereits erreicht habenden 18jährigen Alters keiner und keine aus dieſen Unſeren ehelichen Leibeserben die ſchuldigſte kindliche Ehrerbietung dergeſtalten auſſer Augen laſſen werde, um im mindeſten die von Uns Ihren Vater, Unſers geliebten Gemahls Liebden obermeldeter maſſen übertragenen Mitregierung anzufechten. Damit jedoch dieſe Uibertragung und von Uns erklärte Willensmeynung von niemanden, wer der gleich ſeye, mindeſten Abbruch obenangeführter pragmatiſchen Sanction oder derer darauf ſich gründender beſchworner Verzichts und reſp. Acceptations- und Adhäſionsurkunden mißgebraucht oder mißgedeutet werden möge; ſo wiederholen Wir nicht nur alles, was wegen der ungekränkten Feſthaltung oben allſchon ſich ganz klar ausgedruckt befindet, ſondern es haben auch Unſers geliebten Gemahls Liebden zu deſſen mehreren Bekräftigung beſondere Reverſales auf das bündigſte als ſie ſeyn können, ausgeſtellt ꝛc.

II. Reverſales J. königl. Hoh. des Herrn Herzogs von Lothringen und Großherzogs von Toscana ꝛc. wegen der Mitregierung.

Wir Franz ꝛc.

Urkunden und bekennen hiemit für Uns, Unſere Erben und Nachkommen und thun anbey zu wiſſen, allen denen es zu wiſſen vonnöthen haben. Demnach Ihro Majeſtät Unſere geliebteſte Gemalin Maria Thereſia ꝛc. Uns die Mitregierung geſammter Ihres in Gott ruhenden Herrn Vaters kaiſerl. Majeſt.

ohnmittelbar anheimgefallener Erbkönigreiche und Länder aufzutragen, auf Art und Weise, wie nachstehende Acte des mehrern zu erkennen giebt:

fiat insertio.

So nehmen Wir nicht nur diese Uns als beschehene Uibertragung des Mitgenusses, Mitverwaltung und Mitregierung sothaner Erbkönigreiche und Länder für die darinn ausgedruckte Zeit dankbarlich und mit dem ausdrücklichsten Anhang an, von daher den Vorzug vor Ihro Majest. Unserer Gemalin, als der forthin verbleibenden alleinigen Erbin, nicht zu verlangen, sondern Wir verbinden Uns auch noch über das mittelst gegenwärtiger feyerlichen Reversalien auf das kräftigste, als es nur immer denen Rechten nach beschehen kan, zur vollständigen Beobachtung und getreuer Erfüllung aller darinn enthaltenen Clausuln keine davon ausgenommen, als worwider Uns keine ausgedächt werden mögende Ursache oder Einwendung schützen kan noch soll. Insonderheit machen Wir Uns auf das kräftigste nochmalen anheischig zu allem, was in oben einverleibter Acte von ungekränkter Festhaltung der pragmatischen Sanction vom 19. April 1713, dann von der genauen Nachlebung Unserer beschwornen Acceptationsurkunde Ihro Majest. Unsrer Gemalin gleichfals beschworner Verzicht, und endlich von dem ausgefallnen und ausdrücklichen Vorbehalt aller deren weiteren Anwarter oder Anwarterinnen vermöge sothaner pragmatischen Sanction zukommenden Rechten enthalten und vorgesehen ist; Als wider welches alles nur auf die Art, wie obstehet, übertragene Mitregierung zum mindesten Behelf nicht zu dienen hat; gleichwie auch von Unserer Willensmeynung ungemein entfernet sind, darauf jemalen zu verfallen. Zu dessen Urkund ꝛc. Wien den 21. Nov. 1740.

III. Uibertragungsacte zu Vertretung der königl. churböhmischen Stimme an des Herrn Herzogs von Lothringen königl. Hoheit.

Wir Maria Theresia ꝛc.

Thun kund und bekennen hiemit gegen alle und jede, so gegenwärtigen offenen Brief lesen werden, oder dessen Inhalt zu wissen nötig haben. Nachdem durch den höchstbetrübten Hintritt weyland Unsers in Gott ruhenden Herrn Vaters kaiserl. Majest. sämmtliche von Deroselben innen gehabten Erbkönigreichen und Landen Uns, als ältester Tochter und alleiniger Erbin, vermög der in Unserm Erzhaus eingeführter und in dessen uralter Verfassung gegründeter, nicht minder von sothanen gesammten Erbkönigreichen und Ländern mit submissesten Dank angenommener, auch von dem teutschen Reich und denen meh-

reſten europäiſchen Mächten garantirter Erbfolgsordnung zugefallen ſeynd, ſo haben Wir nicht minder die Regierung Unſers Erbkönigreichs Böhmen, als aller übriger vorbeſagter Länder alſogleich angetreten.

Da nun nach deutlicher Masgabe der güldenen Bulle Kaiſer Karl's IV. oberwehntem Königreich die churfürſtliche Würde anklebet und in eben dieſer güldenen Bulle denen Privilegiis, Rechten und Gewohnheiten ſothanen Königreichs, als worinnen ſich bey Erlöſchung des Mannsſtamms die weibliche Erbfolge kundbarermaſſen gründet und auf das ſorgfältigſte vorgeſehen worden. So kan zwar, daß ungehindert der Erlöſchung des Mannsſtammes Unſers Erzhauſes dieſe Churwürde von wegen Ihrer ganz beſonderen Beſchaffenheit annoch fürdauere, einiger Anſtand um ſo weniger vorwalten, als theils vor und theils ſeit der errichteten goldenen Bull die weibliche Erbfolge in beſagtem Königreich ſchon dreymal ſtatt gehabt, ohne daß jemalen dieſe Fürdauerung in mindeſten Zweifel zu ziehen, jemanden eingefallen wäre, ſondern vielmehr die churfürſtliche Würde und Stimme ohne einige Widerrede jedesmal begleitet und ausgeübt worden, damit jedoch eben erwehnter churfürſtl. Stimme halber ſowol von der jeweiligen Erbin Gemal und jezuweilen ſogar von dortigen Ständen vertreten worden, auch ſonſten wegen Ausübung dieſer, was der Churwürde anhängig iſt, alles in die vollſtändige Klarheit geſetzt werde:

So übertragen Wir dieſelbe für Uns und Unſere Deſcendenten beyderley Geſchlechts, itzige und künftige, kraft gegenwärtigen und offenen Briefs Unſers geliebten Gemals, des Herzogs von Lothringen und Bar, Großherzogs von Toscana Liebden, alſo vollkommentlich, als nur immer ſothane Stimme und was der königlich böhmiſchen Churwürde ſonſten anklebet, von Uns oder einem jeweiligen gekrönten König von Böhmen verſehen werden könte, in der ganz unzweifelhaften Zuverſicht, daß keiner und keine aus Unſeren itzigen und zukünftigen Deſcendenten die ſchuldigſte kindliche Ehrerbietung dergeſtalt auſſer Acht laſſen werde, um im mindeſten die von Uns Ihren Vater, Unſers geliebten Gemals Liebden, oberwehntermaſſen übertragene Vertretung der königlich churböhmiſchen Stimme und alles deſſen, was dieſer Churwürde ſonſt anklebet, anzufechten. Se. Liebden können und mögen ſolchemnach administratorio nomine auf Wahlreichsdeputationscollegial- und andern Tägen bey allen und jeden ordinären und extraordinären churfürſtlichen Zuſammenkünften entweder in eigner Perſon, oder durch hierzu bevollmächtigte Botſchafter, Geſandſchafte und

Miniſters, alles dasjenige thun, verrichten und ausüben, was die der Crone Böheim anklebende Churwürde nur immer mit ſich bringet und vermag, nirgend, nichts davon ausgenommen, ſo alles, jedoch ohne mindeſten Abbruch der uns proprio nomine allein zukommender unmittelbaren Nachfolge in vielbeſagtes Königreich Böhmen ſelbſten, und deſſen einverleibte auch ſämtliche übrige von wehl. Unſers Herrn Vaters Majeſtät beſeſſene Erbkönigreiche und Länder, wie ſothane Nachfolge in der pragmatiſchen Sanction vom 19. April 1713 erkläret ſich befindet, folglich auch ohne mindeſten Abbruch deren Anwarter oder Anwarterinnen, wann auf ſelbe nach denen darinn ausgedrückten Fällen die Erbfolge ſothaner ſammentlichen Erbkönigreichen und Ländern fallen ſolte, zu verſtehen iſt; wohergegen bis dahin gegenwärtiger feyerlichſter Uibertragungsact ſeine vollſtändige Kraft und Würde in allen dahin einſchlagenden Puncten und Fällen allerdings zu haben hat. Zu deſſen Urkund ꝛc. Wien den 1. November 1740.

Endlich hatte auch ſofort nach Kaiſer Karl's VI. Tode Maria Thereſia von ihrer Thronbeſteigung den europäiſchen Höfen Kenntniß gegeben; und während nunmehr, nachdem alle Truppenkörper der jungen Regentin den Eid der Treue geleiſtet hatten, die verſchiedenen Landſtände der öſterreichiſchen Staaten ihre Huldigung darbrachten — von den niederöſterreichiſchen Landſtänden nahm Maria Thereſia die Huldigung in eigner Perſon entgegen und zwar am Tage nach der Erhebung ihres Gemahls zum Mitregenten —, liefen nach und nach die Antwortſchreiben der fremden Höfe ein. Wie begreiflich, knüpfte ſich an dieſe Schreiben faſt alle ein außergewöhnliches Intereſſe. Denn hatte auch Kaiſer Karl VI. durch Aufſtellung der pragmatiſchen Sanction ſein ganzes Leben hindurch ſelbſt mit großen Opfern daran gearbeitet, ſeiner Tochter einen geſicherten Thron zu hinterlaſſen, ſo lag doch jetzt, wo die Erfüllung der pragmatiſchen Sanction zur Thatſache geworden war, die Frage, ob ſich hiergegen von keiner Seite her irgend ein Widerſpruch erheben werde, wohl mehr als nahe. Zudem hatten ſich gleich bei Maria Thereſia's Thronbeſteigung die beunruhigendſten Gerüchte verbreitet, deren Grundloſigkeit wenigſtens zum Theil ſelbſtverſtändlich durch nichts beſſer widerlegt werden konnte, als durch günſtig lautende Antwortſchreiben der verſchiedenen europäiſchen Höfe. Hatten ja ſelbſt die kaiſerlichen Miniſter, wie ein Augenzeuge*) verſichert, kaum nachdem ihr Herr die Augen

*) Vgl. Coxe IV, S. 96 und die daſelbſt befindliche Anmerkung.

geſchloſſen, in ihrem Kleinmuth „die Türken ſchon in Ungarn geſehen, die Ungarn empört, die Sachſen in Böhmen einbrechen, die Bayern vor den Thoren von Wien und Frankreich alle aufwiegelnd."

Unter ſolchen Umſtänden war es daher von doppelter Wichtigkeit, daß die meiſten der von auswärtigen Höfen einlaufenden Antwortſchreiben günſtig lauteten. Denn ob auch außer dem Kurfürſten von Bayern, deſſen Miniſter laut gegen die Thronbeſteigung Maria Thereſia's eiferten, auch noch der Kurfürſt von Köln, der Bruder des Bayernfürſten, und der Kurfürſt von der Pfalz Marien Thereſien nur als Erzherzogin anerkannten, ſo wurde dieſer Widerſpruch mehr als ausreichend aufgehoben durch die freundlichen und wohlwollenden Geſinnungen*), welche Marien Thereſien von anderen Seiten, namentlich von größeren Staaten, ausgeſprochen wurden.

Der König von Preußen gab in einem Briefe an den Gemahl Maria Thereſia's viel Freundſchaftsverheißungen und ſchien geneigt, dem Hauſe Oeſterreich zu dienen. Auguſt III., König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, zeigte ebenfalls die größte Ergebenheit für Maria Thereſia's Perſon und bot ſeinen Beiſtand zur Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanction an. Gleich freundlich äußerten ſich Rußland, der König von Sardinien und der Papſt. Die Generalſtaaten faßten einen Beſchluß, ihren Verbindlichkeiten ſowohl in Betreff des Vertrags wegen der Grenzplätze, als der pragmatiſchen Sanction nachzukommen. Der König von England ließ Marien Thereſien verſichern, er werde ihrer Freundſchaft pflegen und mit ihr zu Europas gemeinem Beſten wirken. Von Frankreich, deſſen Antwort man freilich am ungeduldigſten erwartete, kam zwar keine öffentliche Antwort, dagegen gab Amelot, Staatsſekretär in der Behörde für die auswärtigen Angelegenheiten, mündliche Verſicherungen der Geneigtheit ſeines Königs und Herrn, ſeine Verbindlichkeiten zu beobachten. Dieſer ſowohl, wie Cardinal Fleury bezeigten auch in Briefen an Fürſt Liechtenſtein, den öſterreichiſchen Geſandten, ihr Beileid über den Tod des Kaiſers und entſchuldigten die Verzögerung der ſchriftlichen Antwort ihres Hofes damit, daß man die Formularien, wie an Könige von Ungarn geſchrieben zu werden pflege, in dem Staatsarchive noch nicht habe auffinden können. Am 20. Januar 1741

*) Die ausführlichſten Nachrichten hiervon gibt Coxe IV, S. 92, welcher Quelle wir hier folgen.

aber — unterdeſſen hatte man alſo die Formularien gefunden — lief auch von Verſailles ein ſolches Beileids- reſp. Anerkennungsſchreiben ein, und nicht blos ſeiner eigenthümlichen Form halber, ſondern auch um die nachmalige Stellung Frankreichs zu Marien Thereſien in das rechte Licht zu ſetzen, theilen wir dies Actenſtück wörtlich mit.*)

A très-Haute, très-Excellente, très-Puissante Princesse,

Notre très-Chère et très-Aimée Bonne Soeur et Cousine la Reine de Hongrie et de Bohème.

Très-Haute, Très-Excellente et Très-Puissante Princesse, Notre Très-Chère et Très-Aimée Bonne Soeur et Cousine! La lettre du 21. Novembre dernier, par laquelle Votre Majesté Nous a notifié le decès de Notre très-Chèr et très-Aimé Frère et Cousin l'Empereur Charles VI. Son Père, Nous exprime aussi l'étendue de l'Affliction de Votre Majesté en ce triste événement. La considération de sa juste douleur augmente les regrets, que Nous cause la perte d'un Prince, pour qui, depuis l'union sincère, qu'il avait contractée avec Nous, Notre amitié étoit devenu aussi parfaite, que Notre estime l'a toujours été; et les sentimens, que Votre Majesté nous témoigne, ne peuvent que fortifier et perpetuer ceux, que Nous avons pour Elle. Sur ce Nous prions Dieu etc.

Ecrit à Versailles le 20. Janvier 1741.

Votre bon Frère et Cousin Louis.

Nach einer ſolchen Kundgebung freundlicher Geſinnung durfte Maria Thereſia gewiß mit ebenſo großem Rechte zuverſichtlichen Blicks in die Zukunft ſehen, wie es zu entſchuldigen war, daß ſie den Mahnungen des britiſchen Cabinets, Frankreichs Freundſchaftsverſicherungen nicht zu trauen, kein Gehör gab. Denn ebenſo wenig wie die weiter unten näher zu beleuchtenden Anſprüche des kleinen Bayern ſich als ſtichhaltige erwieſen, ebenſowenig ſtand zu erwarten, daß das unter ſeiner Schuldenlaſt ſeufzende Frankreich ſich ohne Noth in einen neuen, ernſten Kampf verwickeln werde. Und von welcher Seite her wäre wohl

*) Vgl. Sporſchil VI, S. 12 in der Note.

ſonſt noch etwas Entſcheidendes zu befürchten geweſen? Nur ein flüchtiger Blick auf den Zuſtand, in welchem ſich zu jener Zeit die einzelnen Staaten unſers Erdtheils befanden, brachte das unleugbare Zeugniß, daß in der Geſammtheit des europäiſchen Staatenſyſtems*) noch nie eine ſo allgemeine Schwäche ſichtbar geworden war, wie gerade damals. Von Frankreich wurde bereits geredet. Die jener Zeit deutlich zu Tage tretenden inneren Schäden des Landes, von denen die traurige Finanzlage des Staates, das allgemeine Sittenverderbniß und die Mißachtung des Hofes am ſchwerſten in die Wagſchale fielen, mahnten den ohnehin zum Frieden geneigten greiſen Premierminiſter und Cardinal Fleury viel zu ſehr zur äußerſten Vorſicht, als daß Maria Thereſia von dieſer Seite her etwas Ernſtliches hätte befürchten ſollen. Spanien ferner hatte jener Zeit erſt Philipp V., dann Ferdinand VI. zu ſeinen Häuptern, zwei Regenten, durch deren Ungeſchick das Land für immer aus der Reihe der Staaten vom erſten politiſchen Range verdrängt ward. Das gleichzeitige Italien konnte mit Recht für eine politiſche Null angeſehen werden; denn während die italieniſchen Freiſtaaten unter andauerndem Siechthum von Tag zu Tage ohnmächtiger wurden, und der Papſt in ſeinem Widerſtreben gegen die unaufhaltſam vorwärtsſchreitende Aufklärung der Zeit ſichtbar im Nachtheil blieb, war das kleine Sardinien der einzige italieniſche Staat, der in dem damaligen politiſchen Leben Europas ſeinen Namen wenigſtens einigermaßen geltend zu machen ſuchte. Der Schweiz mangelte bereits ſchon jener Zeit jede innere Einheit. Die Niederlande hatten bei all ihrem Reichthum ihr altes politiſches Gewicht bereits ſeit dem Utrechter Frieden eingebüßt. Das ſchon längere Zeit geſchwächte Schweden ward noch mehr geſchwächt durch die jener Zeit thätigen, im franzöſiſchen und ruſſiſchen Solde ſtehenden Parteien der „Hüte" und der „Mützen." In Polen ward fort und fort die innere Zwietracht genährt. Die Türkei ward ſchon jener Zeit als „ein kranker Mann" angeſehen. Beſſer ſtand es in dem gleichzeitigen Dänemark und Rußland. Allein wenn auch der erſte dieſer beiden Staaten ſeit des milden Chriſtian's VI. Regierungsantritt (1730) der lang entbehrten Ruhe ſich wieder freuen und dann unter den Segenshänden eines Friedrich's V. und eines Bernſtorf's herrlich

*) Vgl. Kaiſer Joſeph II. und ſeine Zeit von Dr. Carl Ramshorn, S. 8 ff.

emporblühen konnte, ſo vermochte doch die Staatsmacht Dänemarks nicht, ein entſcheidendes Gewicht in die politiſche Wage des gleichzeitigen Europa zu legen. Und was endlich Rußland anlangt, ſo war daſſelbe in dieſem Zeitraume allerdings die erſte Macht des Nordens, blieb aber doch immer nur der Repräſentant einer maſſenhaften Kraft, faſt aller Civiliſation noch entbehrend und ſonach nicht vermögend, den politiſchen Einfluß zu äußern, den ein Staat äußern kann, welcher nicht blos durch die Größe ſeines Areals und ſeiner Bevölkerung, ſondern auch durch Intelligenz ſeines Herrſchers und ſeines Volkes vor andern hervorragt. Der einzige Staat, der jener Zeit in mehr denn einer Beziehung Achtung gebietend daſtand, und von welchem bei jeder Veränderung, die etwa die politiſchen Verhältniſſe Europas erleiden würden, entſcheidende Schritte erwartet werden durften, war Großbritannien. Denn gehörte auch der gleichzeitige König Englands, Georg II., nicht gerade zu den hervorragenden Talenten, ſo blieb ihm doch der unbeſtreitbare Ruhm, daß er ſeine Zeit verſtand und ſammt ſeinen einſichtsvollen Räthen für das Intereſſe ſeiner Staaten und Colonien redlich thätig war.

Dies die Lage Europas, als Maria Thereſia den öſterreichiſchen Thron beſtieg und unter allen Staaten einzig und allein das kleine Bayern hiergegen offenen Widerſpruch erhob, und noch dazu einen Widerſpruch, dem ein ſtichhaltiger Rechtsgrund durchaus abging. Sicher hätte es nur von einer kleinen, ja kleinmüthigen Seele gezeigt, hätte Maria Thereſia durch dies einzige und ausſchließliche Zeichen der Mißgunſt ſich in ihrem Vertrauen für die Zukunft beirren laſſen. Und ſelbſt dann, wenn ſie dem Gedanken Raum gab, daß Bayern von Frankreich beeinflußt ſei, mußten nicht dagegen die ihr von Frankreich nur erſt mündlich und ſchriftlich gegebenen Freundſchaftsverſicherungen ſie in der Hoffnung beſtärken, daß Frankreich einen ernſtlichen Conflict vermeiden und äußerſten Falls ebenſo wie die übrigen Cabinete Europas einer friedlichen Beilegung des Streits das Wort reden werde? Rechnet man aber hierzu endlich noch das Hauptmoment: das Bewußtſein Maria Thereſia's, die Vertheidigerin einer gerechten Sache zu ſein, ſo hätte es in der That Wunder nehmen müſſen, hätte Maria Thereſia und gerade ſie, die männlich entſchloſſene, thatkräftige Frau, ohne Vertrauen in die Tage der Zukunft geblickt. Wie gerecht aber ihre Sache gerade Bayern gegenüber war, wird mehr als zur Genüge aus folgender Erörterung der bayerſchen Anſprüche hervorgehen.

Bereits in unſerer früheren Darſtellung iſt erzählt worden, daß der derzeitige Kurfürſt von Bayern, Karl Albrecht, zur Gemahlin eine Tochter Kaiſer Joſeph's I., Maria Amalia, hatte. Nun gründete aber Karl Albrecht ſeine Anſprüche nicht auf dieſe verwandtſchaftlichen Beziehungen zu Oeſterreich — und hierzu war ihm ſelbſt die Möglichkeit benommen, da ſeine Gemahlin, wie ebenfalls ſchon früher bemerkt ward, bei ihrer Vermählung ausdrücklich auf die ganze öſterreichiſche Erbſchaft hatte Verzicht leiſten müſſen, — ſondern ſuchte ſein Recht geltend zu machen als Nachkomme der Tochter Kaiſer Ferdinand's I., Anna, bei deren Vermählung mit dem bayerſchen Herzog, Albrecht V., in die Ehepacten geſetzt worden war, „daß, wenn Ferdinand's Söhne ohne männliche Erben abgingen, Anna, ſeine Tochter, mit ihren Söhnen erben ſollte," eine Beſtimmung, die übrigens auch Ferdinand's I. Teſtament wiederholte. So wenig nun auch die dermalige Lage der Dinge hierbei in Betracht kommen konnte, ſo beharrte der Kurfürſt Karl Albrecht doch ſtandhaft auf ſeinem Widerſpruche und betrachtete ſich als Erbe der ganzen Monarchie Karl's VI., trotzdem daß nicht nur ſeine Gemahlin bei ihrer Vermählung, ſondern er ſelbſt auch unmittelbar darauf mit feierlichen Eiden der Erbfolge entſagt hatte. Und als nun Karl Albrecht an dieſe eidlichen Verſicherungen erinnert ward, erklärte er: „er habe zwar die Erbfolgeordnung in Anſehung ſeiner Gemahlin, Maria Amalia, angenommen, aber damit keineswegs ſeinen Nachkommen ein Recht rauben können oder wollen, welches ihnen durch das Teſtament Kaiſer Ferdinand's I. (vom 1. Juni 1543) zugeſichert worden; ſeine Gemahlin habe ſich zwar als Erzherzogin von Oeſterreich ihres Rechtes begeben, nicht aber das Anrecht des Hauſes Bayern vergeben können und wollen." Und denſelben Anſichten ſuchte denn auch Karl Albrecht unmittelbar nach dem Ableben Kaiſer Karl's VI. Geltung zu verſchaffen.*) Kaum daß den verſchiedenen Geſandten in Wien der Tod des Kaiſers und die Thronbeſteigung Maria Thereſia's officiell notificirt worden war, ſo begab ſich der bayerſche Geſandte in Wien, Graf Peruſa, zu allen Conferenzminiſtern, wie zu allen anweſenden Botſchaftern der fremden Cabinete und verlangte, daß Maria Thereſia als Erbin und Nachfolgerin in den öſterreichiſchen Erbſtaaten nicht anerkannt und nichts unternommen werden möchte, was den unbeſtreitbaren Rechten ſeines Gebieters nachtheilig wäre. Auch

*) Vgl. Sporſchil VI., S. 12.

gab er das Anzeigeſchreiben von dem Tode des Kaiſers und der Thronbeſteigung Maria Thereſia's als Königin von Ungarn und Böhmen zurück, indem ſein Hof ſie in dieſer Eigenſchaft nicht anzuerkennen vermöge. Endlich begehrte Graf Peruſa auch, daß ihm die Originalurkunden des Teſtaments des Kaiſers Ferdinand's I. zur Einſicht vorgelegt würden, aus welcher Staatsſchrift ſich die Rechtmäßigkeit der bayerſchen Anſprüche ergeben werde. Das erſte Anſinnen wurde mit Entrüſtung zurückgewieſen, das zweite dagegen ohne Bedenken bewilligt, und ſo wurden denn am 4. November 1740 dem Grafen Peruſa in voller Verſammlung aller Miniſter und aller Geſandten der auswärtigen Kronen und der Reichsfürſten die Originalurkunden der Teſtamente und Codicille Ferdinand's I. vorgelegt. Zur Beſchämung des bayerſchen Geſandten fand ſich aber hierbei, daß die bayerſche Abſchrift des Textes in einem Worte von dem Originaltexte weſentlich abwich. Während nämlich das Teſtament nach der bayerſchen Abſchrift die Stelle enthielt: „Mit dieſer angehefften Erklärung, die wir hiermit thun, daß in ſolchem Falle (wenn alle unſere geliebte Söhne ohne männliche Leibes-Erben abgingen) bemeldete beede Unſere Königreiche Hungarn und Böheim ſammt ihren anhängenden Landen an Unſere älteſte Tochter, ſo zu derſelben Zeit im Leben ſeyn wird, erben und fallen ſoll", — hieß es im Originaltexte nicht männliche Leibes-Erben, ſondern eheliche Leibeserben. Maria Thereſia ließ hiervon — und wer hätte ihr ſolches verargen ſollen — durch ihre Geſandten den auswärtigen Höfen ſofort die nöthige Mittheilung machen, wogegen Bayern nunmehr die ſeltſame Behauptung aufſtellte, unter ehelichen Leibeserben ſeien nur männliche zu verſtehen. Am 20. November verließ Graf Peruſa auf Befehl ſeines Hofes Wien und in derſelben Stunde, wo ſolches geſchah, wurde von ihm auch noch dem oberſten Hofkanzler Grafen Sinzendorf, den ungariſchen und böhmiſchen Kanzlern und dem niederöſterreichiſchen Landmarſchall eine Proteſtation des Kurfürſten von Bayern gegen die Thronbeſteigung Maria Thereſia's in das Haus geſchickt.

So entſchieden nun aber auch das Auftreten Bayerns war, und ſo wenig auch Maria Thereſia die Größe der ihr von dieſer Seite drohenden Gefahr verkannte und unterſchätzte — daher auch alsbald an die böhmiſche Grenze Truppen geſendet wurden, um einen etwaigen Einfall der Bayern abzuwehren — ſo verlor dieſe ſo unverhohlen ausgeſprochene Feindſchaft Bayerns doch auch wieder unendlich an Bedeutung, da ſie ohne Nachdruck blieb. Denn nicht nur, daß

vorerſt auch nicht ein auswärtiges Cabinet für Bayern offene Partei nahm, im Gegentheil, wie ſchon erwähnt, Maria Thereſia von allen Seiten zufriedenſtellende Freundſchaftsverſicherungen erhielt, ſo verblieb auch vor der Hand der ganze Streit ein bloſer Federkrieg, mit ſo großer Leidenſchaftlichkeit auch in den jener Zeit erſcheinenden bayerſchen Staatsſchriften die Anſprüche Bayerns verfochten wurden.

Auftreten Friedrich's II. von Preußen.

n demſelben Jahre, in welchem Kaiſer Karl VI. aus dem Leben ſchied und die Kronen von Oeſterreich, Ungarn und Böhmen auf Maria Thereſia's Haupt kamen, ſchied auch — nur wenige Monate früher, am 31. Mai 1740 — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen aus der Welt, die Krone und außer derſelben ein ſchlagfertiges Heer und eine gefüllte Schatzkammer hinterlaſſend ſeinem großen Sohne Friedrich II. Geboren am 24. Januar 1712, zählte demnach Friedrich II., als er den väterlichen Thron beſtieg, erſt 28 Jahre. Dennoch dürfte wohl kaum jemals ein Regent ſeinen hohen Beruf mit gleich großer Ueberlegung und Entſchloſſenheit, mit gleich großem Selbſtbewußtſein, mit gleich großer Klarheit in Erkenntniß ſeiner Aufgabe übernommen haben, wie Friedrich II. Denn wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß in demſelben ein Mann auf der großen Bühne des Lebens erſchien, in welchem ſich, wie in faſt allen anderen gleichzeitigen Staatsoberhäuptern, der trübe Charakter der Zeit, der Scepticismus, der Materialismus, ja ſelbſt Atheismus abſpiegelte, ſo gibt doch gleich ſein erſtes Auftreten ein unleugbares Zeugniß dafür, daß die eben genannten ſchlechten Auswüchſe der Zeit, die in den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen Schlaffheit und Schwäche erzeugten, ſeine Kraft und ſein Genie ungeſtört gelaſſen, ja im Verein mit den Leiden und Widerwärtigkeiten, denen ſeine Jugend durch die überſtrenge und harte Erziehung ſeines Vaters ausgeſetzt war, ſchon in ſeinem frühen Mannesalter ſeinem Charakter jene unbeugſame Kraft und Selbſtändig-

keit verliehen hatten, die ihn in den Stand setzte, selbst unmöglich Scheinendes möglich zu machen.

Das Jahr 1740 wurde im europäischen Staatensysteme der Wendepunkt der älteren und neueren Zeit. Viel trug dazu unstreitig der Geist der Zeit bei, ungleich mehr aber die beiden größten Träger der Zeit: Maria Theresia, die größte Frau, Friedrich II., der größte Mann des Jahrhunderts, beide von der Vorsehung bestimmt, auf ihren Thronen eine ungleich größere politische Rolle zu übernehmen, als ihre Vorfahren auf denselben gespielt hatten, beide insbesondere bestimmt, das deutsche Leben nach der Individualität der deutschen Volksstämme, freilich erst unter dem Donner der Geschütze, dann aber auch unter der Palme des Friedens, in diejenigen Bahnen hineinzuweisen, auf denen der gesammten Nation die sichersten Bürgschaften für dauerndes Glück und dauernde Ehre erwuchsen.

Friedrich II. hatte, wie schon mehrfach erwähnt, von seinem Vater ein schlagfertiges Heer und eine gefüllte Schatzkammer geerbt. Dessenungeachtet erwartete die öffentliche Meinung Europas in ihm, der sich vor seiner Thronbesteigung sechs Jahre lang in Rheinsberg in aller Stille und Innigkeit mit Philosophie, Dichtkunst, Geschichte und Tonkunst beschäftigt hatte, nichts weniger als einen kriegslustigen König, geschweige einen Helden auf dem Schlachtfelde und den Schöpfer eines neuen Kriegssystems. Namentlich würdigten, wie sich nur zu bald ergab, die Rathgeber Maria Theresia's die Individualität Friedrich's nicht richtig, wenn auch denselben darum schwerlich ein Vorwurf gemacht werden kann, da selbst in Friedrich's unmittelbarer und nächster Umgebung Niemand im entferntesten in ihm den Herrscher ahnte, der er wirklich wurde. Indeß bedurfte es nur der kurzen Frist weniger Tage, um wenigstens diejenigen, die sich in seiner unmittelbaren Nähe befanden, darüber zu vergewissern, was sie von dem neuen, jungen Regenten zu erwarten hatten. Wenige Tage nach Friedrich's Thronbesteigung schrieb einer seiner früheren Günstlinge, voll von seinen glücklichen Aussichten, an einen Freund nach Paris: „Endlich hat unser Kronprinz den Thron bestiegen. Eilen Sie, nach Berlin zu kommen. Sie machen gewiß Ihr Glück, und es warten Ihrer fröhliche Tage und Genüsse aller Art." Leider hatte der gute Mann, während er diese Zeilen schrieb, nicht bemerkt, daß unterdeß der junge König in das Zimmer getreten war und hinter seinem Stuhle die von ihm niedergeschriebenen Worte las. Sofort ergriff der König den Brief,

zerriß ihn und warf ihn auf die Erde, indem er dabei ausrief: „Was soll das? Die Possen haben jetzt ein Ende!" Und also war es in der That: die Possen hatten jetzt ein Ende; die ernste, große Arbeit des Herrschers sollte beginnen. Dabei aber fehlten ihm auch die Vorzüge nicht, die durchweg allen großen Regenten eigen sind. Während er, wie seine große Zeitgenossin Maria Theresia, Alles selbst that und seine Minister nur auszuführen hatten, was er befahl, war von seinen Geheimnissen selbst in seiner nächsten Nähe so wenig zu erfahren, daß sogar die fremden Gesandten an seinem Hofe in ihren Berichten an ihre Souveräne sich hierüber in Klagen ergingen. Ein solches Räthsel war es nun auch, daß die kriegerischen Uebungen, welche unter seinem Vater üblich gewesen, nach dessen Tode nicht nur nicht eingestellt, sondern noch vermehrt und mehrere neue Regimenter errichtet wurden. Selbst als im October 1740, nachdem die Nachricht von dem Tode Kaiser Karl's VI. eingelaufen war, die Kriegsrüstungen noch umfänglicher wurden, konnte Niemand enträthseln, was der König beabsichtigte. Erst als in Frankfurt und Krossen Magazine angelegt und einzelne Truppen nach dieser Gegend hin commandirt wurden, gewannen bestimmtere Vermuthungen Raum, wovon denn auch der österreichische Gesandte in Berlin sofort seinem Hofe Kenntniß gab. Allein auch jetzt noch schenkten die Staatsräthe in Wien diesen Gesandtschaftsberichten keinen Glauben, ja hielten sich zu diesem Zweifel um so mehr für berechtigt, da auch von dem unterdeß nach Berlin gesendeten Marquis di Botta*) genauere und zuverlässige Nachrichten durchaus nicht zu erlangen waren.

So konnte Friedrich II., während man in Wien ehrlich genug war und die jener Zeit von den europäischen Höfen einlaufenden Glückwünsche und Freundschaftsschreiben für baare Münze ansah, ohne irgendwelches Hinderniß seine gleich nach seinem Regierungsantritt begonnenen Rüstungen vollenden. Und erst dann, als diese soweit vollendet waren, daß der Erfolg von seinem Angriff auf Schlesien gesichert schien, theilte er (am 5. December 1740) dem Marquis di

*) Derselbe Mann, welcher in seiner Unterredung mit dem König auf seine Weise das Gespräch auf seine Reise von Wien nach Berlin lenkte, dabei die Wege in Schlesien mit scharfen Worten tadelte und versicherte, dieselben wären durch die Ueberschwemmungen in solchen Zustand gerathen, daß kaum ein einzelner Reisender sie zu passiren vermöge, worauf der König in seiner lakonischen Weise nichts weiter entgegnete als: „Ei nun, das Schlimmste, das dem Reisenden begegnen kann, ist doch nur, daß er sich beschmutzt."

Botta seine wirklichen Absichten mit, fügte dieser Mittheilung zwar nun auch gleich die Bedingungen bei, unter denen der drohende Sturm abgewendet und das bisherige gute Vernehmen zwischen Oesterreich und Preußen nicht nur erhalten, sondern auch noch mehr befestigt werden könne, gab aber, als Botta hierüber bestürzt an ihn die Worte richtete: „Sire, Sie werden das Haus Oesterreich vielleicht zu Grunde richten, aber Sich selbst gewiß auch!" hierauf die kategorische Antwort: „es hängt blos von der Königin ab, die gemachten Anerbietungen anzunehmen."

Mit Friedrich's II. Ansprüchen auf einen Theil des österreichischen Erbes hatte es folgende Bewandniß. In Schlesien waren vor Alters die Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau von Herzögen polnischer Abkunft beherrscht, die sich zur Zeit Kaiser Karl's VI. freiwillig an das Königreich Böhmen angeschlossen, dabei aber die freie Verfügung über ihre Besitzungen sich ausdrücklich vorbehalten hatten. In diesem Sinne war daher im Jahre 1535 zwischen den damaligen Besitzern der Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau und dem damaligen Kurfürsten von Brandenburg ein sogenannter Erbvertrag abgeschlossen worden, worin festgesetzt war, daß, wenn die Familien jener Fürsten in Schlesien ausstürben, der Kurfürst von Brandenburg ihre Lande erben solle. Der damalige König von Böhmen und nachmalige Kaiser, Ferdinand, erkannte diesen Erbvertrag nicht an, und als nun im Jahre 1675 jenes polnische Fürstenhaus in Schlesien wirklich ausstarb, zog Kaiser Leopold I. das Land ein, ohne auf jene alten Erbverträge irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Auf diese alten Erbverträge nun stützte Friedrich II. seine Ansprüche in Bezug auf die drei genannten schlesischen Herzogthümer. Außerdem beanspruchte er aber auch noch das Herzogthum Jägerndorf, und zur Begründung der Ansprüche auf dieses Herzogthum mußte auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges zurückgegangen werden. In diesem Kriege nämlich hatte Herzog Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf die Schlesier gegen Kaiser Matthias und dessen Nachfolger Ferdinand II. angeführt. Nachdem aber durch die Schlacht am weißen Berge Böhmen besiegt worden war, konnte sich auch Schlesien nicht halten und wurde, während Herzog Johann Georg in die Acht erklärt ward, von Kaiser Ferdinand in Besitz genommen. Nun hatten zwar, da Johann Georg ein brandenburgischer Prinz war, dessen brandenburger Vettern gehofft, daß der Kaiser ihre Rechte auf die Besitzungen des Geächteten anerkennen würde, allein auch darauf hatte Kaiser

Ferdinand keine Rücksicht genommen und Jägerndorf für sich behalten. Nach langen und fruchtlosen Verhandlungen über diese Streitfrage zwischen den brandenburgischen Fürsten und dem kaiserlichen Hofe schloß endlich Kaiser Leopold mit dem großen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, einen Vergleich ab, worin Kaiser Leopold versprach: er wolle, um den Kurfürsten zu befriedigen, den an die Mark grenzenden schwiebusser Kreis an Brandenburg abtreten. Und dies war denn darauf auch wirklich geschehen. Dabei aber hatte der Kaiser des Kurfürsten Sohn, den nachmaligen ersten König von Preußen, in einem geheimen Vertrage zu dem Versprechen zu bewegen gewußt, daß er, wenn er den Kurhut erhalte, den schwiebusser Kreis wieder an Oesterreich abtreten wolle. Diese Rückgabe erfolgte dann auf Grund eines förmlichen Vertrags im Jahre 1694, und dabei erhielt der Kurfürst von Brandenburg für das wiederabgetretene Land von Oesterreich nicht nur die Summe von 100,000 Thalern, sondern auch die seinem Hause schon früher ertheilte Anwartschaft auf Ostfriesland, sowie auf die Herrschaften Limburg und Speckfeld in Franken bestätigt. Doch erneuerte auch bei dieser Gelegenheit Brandenburg seinen Vorbehalt auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau.

Dies die rechtliche Seite von Friedrich's II. Begehr, und bedarf es nicht einer weitläufigen Deduction, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß sich ebensoviel für als gegen diese Rechtsansprüche vorbringen ließ. Indeß suchte Friedrich II., wie er selbst eingesteht, den Hauptgrund zu seinem Unternehmen nicht sowohl in der Gerechtigkeit seiner Ansprüche, als vielmehr in der Macht, dieselben durchzusetzen. Und diese mit einem Male zur vollkommensten Geltung zu bringen und dadurch der preußischen Monarchie eine festere Unterlage und eine bedeutende Erweiterung und Machtverstärkung zu geben, dazu boten die gleichzeitigen Verhältnisse bei der über die österreichische Erbschaft begonnenen politischen Gährung die günstigste Gelegenheit. Und — eine rasche, freilich aber auch den ganzen Erdtheil überraschende That, welche die zum Kampfe unvorbereitete Lage Maria Theresia's benutzte, führte zum Sieg.

Nachdem sich seine Armee in Bewegung gesetzt, verließ Friedrich II. selbst auch unmittelbar nach einem Hofmaskenballe Berlin, traf am 14. December mit seiner Armee in Krossen zusammen und stand am 16. December auf der schlesischen Grenze. Gleichzeitig hatte er aber auch, wohl mehr der Form wegen,

seinen Ober-Hofmarschall, Grafen von Gotter, nach Wien abgesendet, um dort zu unterhandeln. Da aber derselbe in Wien erst ein paar Tage nach dem Einrücken der preußischen Truppen in Schlesien eintraf und hierüber begreiflicher Weise manche Stimme der Verwunderung und des Tadels laut wurde, bemerkte Friedrich II., dies sei geschehen, weil die Armee schneller gereist sei als der Gesandte. Was aber nun Graf Gotter's Mission anlangt, so hatte derselbe den Befehl, dem österreichischen Hofe zu erklären: sein König und Herr sei bereit, mit seiner ganzen Macht gegen alle offenen und geheimen Feinde, die nach der Zerstückelung der Erbschaft Karl's VI. strebten, Marien Theresien beizustehen, auch wolle er mit Oesterreich, Rußland und den Seemächten zur Behauptung ihrer Staaten ein Bündniß schließen, ferner Marien Theresien zwei Millionen Gulden vorschießen, sowie endlich ihrem Gemahle, dem Großherzoge Franz von Toscana, die Stimme von Kur-Brandenburg zur Kaiserwahl geben, wofern Maria Theresia seine Ansprüche auf Schlesien befriedigen wolle. Weigere sich dagegen die Königin, auf diese Forderung einzugehen, so solle Gotter den Krieg erklären.

Die Aufnahme, welche Graf Gotter in Wien fand, wo man über diesen Angriff ebenso entrüstet wie bestürzt war, entsprach dem Verfahren, welches König Friedrich II. in Anwendung zu bringen kein Bedenken getragen hatte. Maria Theresia ließ Gotter gar nicht vor sich, sondern beauftragte ihren Gemahl, ihn zu empfangen. Dieser aber gab dem Grafen Gotter die Erklärung *) ab: „Die Königin habe kein Recht, auch den kleinsten Theil eines Erbes zu veräußern, dessen Untheilbarkeit so sehr verwahrt und verbürgt sei." Als hierauf Gotter erwiederte: „So habe ich hier nichts mehr zu thun," darauf aber der Großherzog auf seine Frage: „sind Ihre Schaaren nicht bereits in Schlesien?" eine bejahende Antwort erhielt, gab der Großherzog noch die Schlußerklärung: „Kehren Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, so lange er auch nur einen Mann in Schlesien hat, werden wir uns mit ihm auf keine Erörterung einlassen. Ist er aber nicht in Schlesien eingerückt, oder geht er zurück, so werden wir zu Berlin verhandeln. Botta hat schon Verhaltungsbefehle; noch heute soll er weitere bekommen. Der König von Preußen kann zufriedengestellt werden, ohne daß er uns zu entreißen sich anmaßt, was abzutreten nicht in

*) Vgl. Coxe IV, S. 97.

unserer Macht steht. Was mich betrifft, so würde ich nicht um die Kaiserkrone, nicht um die Weltherrschaft ein einziges Recht der Königin aufgeben, noch ein Zoll breit Landes, das ihr gehört, abtreten."

Dieser bündigen Erklärung des Großherzogs Franz folgte dann sofort der Befehl an Gotter, Wien und die österreichischen Staaten binnen der kürzesten Zeit zu verlassen. Ja die Erbitterung gegen Preußen am ganzen österreichischen Hofe erreichte jener Zeit einen so hohen Grad, daß die Hofleute Maria Theresia's dem Grafen Gotter mit beißendem Spott begegneten, ihm u. A. bemerkend: „es zieme einem Fürsten, dessen Amt gewesen wäre, als Erzkämmerer des Reichs dem verstorbenen Kaiser das Waschbecken zu reichen, keineswegs, seiner Tochter Gesetze vorzuschreiben."

So war also der Würfel gefallen, der Kampf unvermeidlich, woraus freilich der Zeit Marien Theresien eine um so größere Gefahr erwuchs, da einestheils, wie bereits erwähnt, der Krieg ihr ganz unerwartet kam, anderntheils aber auch das von Preußen gegebene Beispiel nur zu bald böse Früchte trug, indem sich nunmehr auch andere Staaten ermuthigt fühlten, gegen Oesterreich eine feindliche Stellung einzunehmen. Zwar erließ Maria Theresia unter'm 29. December 1740 an die deutschen und auswärtigen Höfe ein energisches Schreiben, worin sie auf die Verpflichtungen hinwies, welche von den Cabineten durch Anerkennung der pragmatischen Sanction übernommen worden seien und, hierauf sich stützend, die verschiedenen Höfe zu treuem Beistand aufforderte, allein — nur eine kurze Zeit und die offen zu Tage tretende Treulosigkeit und Wortbrüchigkeit aller ihrer bisherigen Freunde brachte ihr die Gewißheit, daß sie in dem bevorstehenden Kampfe auf fremde Hülfe nicht rechnen könne.

Der erste schlesische Krieg.

Als Friedrich II. in Schlesien einrückte, war das Land, höchstens mit Ausnahme von ein paar stärkeren Festungen, in völlig wehrlosem Zustande. Schon darum konnte es daher nicht Wunder nehmen, daß er sich gleich bei seinem ersten Auftreten aufs entschiedenste vom Glücke begünstigt sah. Indeß trug auch noch ein anderer Umstand wesentlich dazu bei, für sein Unternehmen gleich von vornherein einen günstigen Boden zu gewinnen. Und dies war die eigenthümliche Art und Weise seines Auftretens, nicht blos als Feldherr, sondern auch als König und Herr des Stück Landes, das er gleich bei seinem ersten Anfall in seine Gewalt bekommen hatte. Während unter allen seinen Truppen die musterhafteste Ordnung und die strengste Mannszucht sichtbar ward, garantirte Friedrich II. auch in dem gleich bei seinem Erscheinen in Schlesien erlassenen Patent jedem Schlesier ungekränkten Besitz seines Eigenthums, sowie ungestörte Ausübung seiner Religion, durch welche letztere Zusage vorzugsweise er außer-

ordentlich viel gewann, da die Mehrzahl der Bewohner Schlesiens, ja wohl zwei Drittel derselben, Protestanten waren, denen bis dahin eine freie Ausübung ihrer Religion nicht gestattet war. Endlich aber machte Friedrich II. auch durch seine eigene Persönlichkeit einen mächtigen Eindruck, indem Jedermann, der mit ihm irgendwie in nähere Berührung kam, ebenso sehr über des Königs prunklosses, einfaches und schlichtes Wesen, wie über seine Herablassung und Leutseligkeit freudig erstaunte.

Den ersten Widerstand fand Friedrich II. vor der Festung Glogau, welche der Graf von Wallis mit 800 Oesterreichern besetzt hielt. Um sich indeß die Vortheile nicht entgehen zu lassen, die, wie Friedrich II. richtig berechnete, ein rasches Vorwärtsgehen mit sich bringen mußte, wurde die Festung eingeschlossen und die weitere Blokade dem Erbprinzen Leopold von Dessau übertragen, während die übrige preußische Heeresmacht zu ihren weiteren Operationen sich in zwei Abtheilungen theilte, von denen die eine unter dem Feldmarschall Schwerin ihren Weg über Liegnitz und Schweidnitz nach Frankenstein nahm, die andere aber unter Friedrich II. selbst sich nach Breslau wandte. Bereits am 1. Januar 1741 stand Friedrich mit seinen Truppen in den Vorstädten von Breslau, von wo er die Stadt zur Uebergabe auffordern ließ. Auch hierbei sah sich Friedrich nicht wenig vom Glück begünstigt. Breslau, seit uralter Zeit im Besitz großer Vorrechte und Gerechtsame, hatte jener Zeit u. A. auch noch das Recht, nur eigene Söldner zu seiner Besatzung zu nehmen. Als daher kurz vor Friedrich II. der österreichische General Graf Brown vor Breslau erschienen war und den Versuch gemacht hatte, die Stadt mit seinen Truppen zu besetzen, hatten sich die Breslauer, unter Berufung auf ihre Gerechtsame, diesem Begehr widersetzt und dadurch dem Grafen Brown die Nöthigung gebracht, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Als jetzt Friedrich II. vor der Stadt erschien, blieb derselben kaum eine andere Wahl, als sich Friedrich's Begehr zu fügen. Denn nicht nur, daß die präsente Streitkraft der Stadt der preußischen Macht bei weitem nachstand, so machten auch die geringen Vorräthe an Lebensmitteln einen längeren Widerstand geradezu unmöglich. Breslau fügte sich daher Friedrich's Begehr, und so hielt derselbe, nachdem er am 2. Januar in einem besondern Vertrage der Stadt Neutralität, sowie fernere Aufrechthaltung ihrer Vorrechte und Gerechtsame zugesichert hatte, am 3. Januar in der Stadt seinen feierlichen Einzug. Schon nach wenig Tagen aber setzte er sich mit seinen

Truppen, von denen er nur ein Infanterie-Regiment in den Vorstädten Breslaus zurückließ, wieder in Bewegung, nahm Ohlau und Namslau und wendete sich, nachdem er auch die Festung Brieg hatte einschließen lassen, nach Frankenstein, wo er sich wieder mit Schwerin vereinigte. Wenige Tage darauf ergab sich auch Ottmachau, wogegen die stärkste Festung des Landes, Neisse, sowohl einem Sturm als einem dreitägigen heftigen Bombardement so entschiedenen Widerstand leistete, daß es Friedrich für's gerathenste fand, auch diese Festung vor der Hand einzuschließen. So war also gegen Ende Januars 1741 ganz Schlesien von Krossen bis zum Paß Jablunka in preußischen Händen; nur Glogau, Brieg und Neisse widerstanden, blieben aber blokirt. Während die preußischen Truppen Winterquartiere bezogen, kehrte Friedrich II. selbst am 26. Januar über Liegnitz nach Berlin zurück, um daselbst in eigener Person für die weitere Zukunft die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Der große Erfolg, dessen sich König Friedrich II. in so unendlich kurzer Zeit zu erfreuen hatte, läßt deutlich erkennen, wie gering und unbedeutend jener Zeit die österreichische Kriegsmacht in Schlesien war. Es bestand dieselbe im Ganzen aus gegen 3000 Mann, befehligt von dem österreichischen Generallieutnant, Grafen Brown. Einer solchen Macht gegenüber mußte Friedrich II. im Vortheil bleiben. Ja es hätte Wunder nehmen müssen, wenn es anders gekommen wäre. Dessenungeachtet versuchte er jetzt von Berlin aus neue Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe, daher er denn auch jener Zeit an den Gemahl Maria Theresia's u. a. die mit seinem Auftreten freilich im grellen Widerspruche stehenden Worte schrieb: „Mein Herz hat keinen Theil an dem Weh, das mein Arm Ihrem Hof gethan," allein wie die früheren, so wies Maria Theresia auch diese neuen Vorschläge auf das bestimmteste zurück, trotzdem daß die Wortbrüchigkeit der früheren Garanten der pragmatischen Sanction jetzt in ihrer ganzen Ausdehnung und Widerlichkeit klar zu Tage trat und der edeln Frau alle und jede Hoffnung auf eine fremde Unterstützung so gut wie vernichtete.

Es war in der That, als sollte die Welt erfahren, daß Treue und Glaube von den gleichzeitigen Häuptern der europäischen Staaten gänzlich gewichen seien. Am ersten, freilich auch am widerlichsten, offenbarte sich Rußlands Treulosigkeit. Unter der schwachen Regentin Anna vermochte dort jener Zeit Alles der Graf Münnich. Durch denselben Mann russischerseits und durch General Winterfeld preußischerseits war bereits am 17. December ein förmliches Vertheidigungs-

bündniß*) zwischen Rußland und Preußen abgeschlossen worden, in welchem sich beide Staaten gegen jeden Angreifer, mit alleiniger Ausnahme der Türkei und Persiens, gegenseitige Hülfe garantirten. Nicht minder unthätig und taub für Maria Theresia's gerechte Hülfsforderung blieben der König von Polen und die von Preußen bedrohten und Frankreich fürchtenden Holländer, wogegen der Versailler Hof zwar auch jetzt noch Marien Theresien seine durchaus friedlichen Absichten versichern ließ, mittlerweile aber aufs eifrigste nicht nur mit Friedrich II. von Preußen, sondern auch mit dem Kurfürsten von Bayern unterhandelte. König Georg II. von England**) ferner erkannte zwar die Rechtmäßigkeit der Hülfsforderung Oesterreichs an, rieth aber vor der Hand zu einem schleunigen Abkommen mit dem König von Preußen, trug seine und der Generalstaaten Vermittelung an und versprach, falls seine Mühe vergeblich wäre, seinen Beitrag an Hülfstruppen (12,000 Mann) zu stellen. Und was endlich Bayern anlangte, so hatte Kurfürst Karl Albrecht seine Ansprüche auf das österreichische Erbe bisher allerdings nur auf diplomatischem Wege geltend zu machen gesucht; aber, wie sich jetzt zeigte, war der ebenso eitle wie hoffärtige Mann nichts weniger als gewillt, sich auch ferner passiv zu verhalten. Durch Friedrich II., der sofort nach seinem Auftreten in Schlesien mit ihm in Unterhandlung getreten war und ihm versprochen hatte, ihn zum Kaiserthrone verhelfen zu wollen, ermuthigt, traf auch er jetzt die nöthigen Anstalten, sein vermeintliches Recht mit Gewalt der Waffen zu erzwingen.

Unter solchen Umständen konnte sich daher Maria Theresia, die sich also bei Vertheidigung ihres guten Rechts einzig und allein auf sich selbst angewiesen sah, die Nothwendigkeit ernstlicherer und nachdrücklicherer Maßregeln nicht länger verbergen. Zu dem Ende ließ sie zuerst in Mähren eine bedeutende Truppenmacht sammeln und übergab deren Befehligung einem Krieger aus Eugen's Schule, dem alten, nur erst durch ihre Gnade aus dem Gefängniß befreiten Feldmarschall Neipperg. Allein weil Mangel an Speichern, schlechte Wege und strenge Jahreszeit diesem Feldherrn nicht gestatteten, vor Ende des Märzmonates über die mährischen und schlesischen Gebirge zu gehen, mußte

*) Vgl. Sporschil VI, S. 14 und die in der Note angezogene Quelle: Koch-Schöll, Histoire abrégée des Traités II, S. 295.

**) Vgl. Coxe IV, S. 99.

Friedrich II., der bereits im Februar seiner schlesischen Armee bedeutende Verstärkungen zuführte, einen nicht unerheblichen Vorsprung gewinnen. Noch war die Zusammenziehung der österreichischen Truppen nicht vollendet, als die Welt von einer neuen glücklichen Waffenthat Friedrich's II. Nachricht erhielt. Friedrich's Bleiben in Berlin währte nur eine sehr kurze Zeit; schon am 19. Februar brach er wieder zur Armee nach Schlesien auf. Am 9. März fiel die bis dahin blokirte Festung Glogau in preußische Hände. Der langen Blokade überdrüssig, wagten in der Nacht zum 9. März die Truppen des Erbprinzen von Dessau einen Sturm, und in Zeit von einer Stunde war die Festung sammt ihrem Commandanten, dem Grafen von Wallis, der im Handgemenge gefangen genommen wurde, im Besitz der Preußen. Die kleine österreichische Besatzung der Festung streckte die Waffen. Es konnte nicht fehlen, solch ebenso rasche wie glückliche That mußte allerwärts für ein günstiges Vorzeichen für den weiteren Siegesflug der preußischen Adler angesehen werden. Schon nach Verlauf von wenigen Wochen sollten diese Erwartungen ihre Bestätigung finden.

Es war Anfang April des Jahres 1741, als Feldmarschall Neipperg, der dem ihm gewordenen Auftrage zufolge bei Olmütz eine bedeutende Truppenmacht zusammengezogen hatte, über Herrmannstadt in Oberschlesien einrückte, Grotkau nahm und sich darauf nach Ohlau wendete, um den dort stehenden starken preußischen Belagerungspark zu nehmen. Von Grotkau aus hatte er den General Lentulus mit dem Befehle entsendet, die Preußen, welche eine Brücke bei Sorge geschlagen hatten, nicht über den Fluß zu lassen. Abends am 9. April lagerte Neipperg seine Truppen in Mollwitz und zwei andern Dörfern in der Gegend von Brieg ein, in zuversichtlicher Hoffnung des kommenden Tages harrend, an welchem der oben angeführte Plan zur Ausführung gebracht werden sollte.

Als Friedrich II. vom Einrücken Neipperg's in Schlesien Nachricht erhielt, brach auch er mit den Seinen auf, marschirte aber mehrere Tage, ohne sichere Nachricht über die Stellung der Feinde zu erhalten. Endlich, am 7. April, als bei heftigem Schneegestöber das Heer bei Michelau über die Neisse ging, um Grotkau zu erreichen, stieß man auf feindliche Husaren. Es kam zu einem kleinen Scharmützel und in demselben wurden etwa 40 Mann Oesterreicher von den Preußen zu Gefangenen gemacht, von welchen nun Friedrich über Neipperg's Plan nähere Kunde erhielt. Da er die Oesterreicher im Besitz Grotkaus sah, blieb ihm, um sein Geschütz in Ohlau zu retten, nichts Anderes übrig, als eine

Schlacht zu wagen — die erste in dem verhängnißvollen Kriege. Da es am 9. April außerordentlich stark schneite, konnten nähere Recognoscirungen nicht vorgenommen werden. Als sich aber am 10. der Himmel aufheiterte, erfuhr man schon am frühen Morgen, daß die Oesterreicher in Mollwitz und den benachbarten Dörfern ständen, sowie daß Feldmarschall Neipperg sein Hauptquartier in Mollwitz habe. Noch an demselben Morgen setzte sich daher die preußische Armee in vier Colonnen*), die Artillerie und das Gepäck als fünfte in der Mitte, gegen Hermsdorf in Bewegung und marschirte dann in zwei Linien auf, die erste vom Feldmarschall Schwerin, die zweite von dem Erbprinzen Leopold von Dessau befehligt, und hatte drei Schwadronen Husaren zur Reserve. Während Solches geschah, lagerten die Oesterreicher, die von der Annäherung des Feindes keine Ahnung hatten, immer noch ruhig in ihren Dörfern. Ja Feldmarschall Neipperg wurde erst durch aus Brieg aufsteigende Raketen aufmerksam gemacht, daß Etwas im Werke sei, schickte daher endlich eine Patrouille gegen Hermsdorf, und erst durch diese erhielt er Nachricht von der Anwesenheit des feindlichen Kriegsheeres. Sofort wurden nun die Truppen aus den Dörfern zusammengezogen und in zwei Treffen aufgestellt, die Reiterei wie bei den Preußen auf den Flügeln, mit einer Reserve von vier Husarenregimentern. Aber noch war die österreichische Infanterie im Aufmarsche begriffen, als das preußische Heer mit klingendem Spiele anrückte und die Schlacht**) mit einem heftigen Geschützfeuer eröffnete. Jedes Heer zählte einige 20,000 Mann, so jedoch, daß die Oesterreicher an Reiterei den Preußen um ein Gutes überlegen waren. Auch stand die preußische Reiterei der österreichischen an Güte bei weitem nach. Dieser Vorzug aber wurde reichlich wieder aufgewogen durch die Vortrefflichkeit der preußischen Infanterie, die eine Fertigkeit im Marschiren, Schwenken und Feuern hatte, wie keine Truppe in der Welt. Sechsmal in der Minute mußte der Soldat, mitten im Marsche, in der Linie vorrückend, laden und feuern können. Dabei hatten die Preußen bereits eiserne Ladestöcke, die Oesterreicher dagegen immer noch die leichtzerbrechlichen hölzernen. Indeß mußte König Friedrich II. gleich beim Beginn des Kampfes die Erfahrung

*) Vgl. Sporschil VI, S. 16.

**) Die ausführlichste Beschreibung der Schlacht bei Mollwitz s. Varnhagen v. Ense, Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin. Berlin, 1841.

machen, daß er es mit einem ebenso tapfern wie kampfgeübten Feinde zu thun habe. Schon war es nahe daran, daß das österreichische Fußvolk durch die preußische Artillerie gesprengt wurde, als sich der österreichische, aus Reiterei gebildete linke Flügel unter Anführung des tapfern Generals Römer auf den preußischen rechten, ebenfalls Reiterei, stürzte und hier Alles über den Haufen warf. König Friedrich II. war bemüht, einige zersprengte Schwadronen zu sammeln und führte sie ins Feuer zurück, allein auch dieser Versuch blieb ohne Erfolg. Die Schlacht schien für die Preußen verloren. König Friedrich II. selbst verließ, auf den dringenden Rath Schwerin's, das Schlachtfeld*) und sprengte mit einer Schwadron Gensd'armen, die aber bald unterwegs zurückblieb, bis nach Oppeln, sieben Meilen vom Schlachtfelde entfernt, das Obercommando dem Feldmarschall Schwerin überlassend. Indeß bekam der Kampf bald nach des Königs Flucht eine andere Wendung. Während General Römer von einer Kugel durchbohrt fiel und seine Reiterei durch das Feuer von zwei preußischen Grenadierbataillonen in Unordnung gerieth, warf Schwerin mit vielem Geschick den linken Flügel der Preußen auf die rechte Flanke der Oesterreicher und entschied dadurch den Sieg der Seinen. Unter großen Verlusten traten die Oesterreicher den Rückzug über Grotkau nach Neisse an, wohin ihnen Schwerin vierzehn Schwadronen, die gegen Ende der Schlacht von Ohlau her eintrafen, eine halbe Meile weit nachsendete. Schwerin selbst lagerte mit seinen siegreichen Truppen die Nacht über auf der Wahlstatt.

König Friedrich II., der, wie bereits erwähnt, in einem Striche bis nach Oppeln geritten war, fand diese Stadt bereits von den Oesterreichern besetzt und wurde daher, als er des Nachts mit einigen Officieren vor den Thoren ankam, mit Flintenschüssen empfangen. Es blieb ihm also nichts übrig, als umzukehren und sein Nachtquartier in einer Mühle zu nehmen. Mit Tagesanbruch kehrte er nach Löwen zurück und hier erfuhr er durch den ihm nachgesendeten Herrn von Bülow, daß die Schlacht gewonnen sei. Freudig überrascht, aber auch voll Scham, begab er sich auf das Schlachtfeld zu seinen siegreichen, freilich aber auch hart mitgenommenen Schaaren. Schwerin selbst war zweimal verwundet; gleiches Schicksal hatten noch drei andere Generale. Im Ganzen betrug der preußische Verlust 890 Mann an Todten, 3030 Mann an Verwundeten und

*) Napoleon sagt darüber von Friedrich: „Er ergriff die Flucht vor seinem eigenen Siege."

693 Mann an Vermißten. Unter den Gebliebenen befanden sich die Generallieutenants Graf Schulenburg und Prinz Friedrich, zweiter Sohn des Markgrafen Friedrich Albert von Brandenburg-Schwedt. Der Verlust der Oesterreicher betrug 808 Mann an Todten, 2157 an Gefangenen und 1445 Mann an Vermißten. Außer dem Feldmarschalllieutenant Römer fand auch Feldmarschalllieutenant Göldi in der Schlacht seinen Tod; Feldmarschalllieutenant Brown und vier andere Generale wurden verwundet. Sechs österreichische Kanonen und mehrere Fahnen waren endlich die Siegestrophäen der Preußen, deren Tapferkeit übrigens selbst die Oesterreicher Gerechtigkeit widerfahren ließen, daher denn auch ein österreichischer General hierüber schrieb:*) „Ich habe in meinem Leben keine schönere Armee gesehen, als die preußische. Sie rückte mit einer unglaublichen Ordnung an. Ihre Glieder und Linien waren so geschlossen und bewegten sich so ebenmäßig, als wenn sie auf dem Paradeplatze wären. Ihr blitzendes Gewehr that in der Sonne seine Wirkung und sie feuerten so geschwind und so zusammen, daß es war, als wenn es donnerte." Uebrigens rühmte aber auch Friedrich selbst dankbar die Wunder, die sein Fußvolk gethan hatte, wogegen die Cavallerie harte Scheltworte von ihm hören mußte, die, wie er sich in seiner derben Sprache ausdrückte „sich wie schlechte Kerls aufführte." Daß er jedoch selbst „mit Neipperg gleichsam um die Wette Fehler begangen habe," gestand er ebenso unverhohlen ein. Als Ursache**) des Verlustes der Schlacht für die Oesterreicher wird angegeben: die Sorglosigkeit, mit welcher Neipperg seine Cantonnirungen bezogen hatte; seine Geringschätzung des Königs von Preußen, von dem er keinen Angriff erwartete; die Stellung des österreichischen Fußvolks in vier Gliedern, wodurch die Wirkung seiner Feuerwaffen, welche ohnedies gering war, noch mehr geschwächt wurde; der Angriff Römer's mit seiner ganzen Reiterei, ohne für sie eine Reserve zu bilden; endlich und hauptsächlich die Nichtunterstützung seines Angriffs durch die Anführer des österreichischen Fußvolkes.

Noch mag endlich folgende Anekdote hier einen Platz finden, die schon wegen der dabei betheiligten Persönlichkeiten nicht ohne Interesse ist. Im Gefolge Friedrich's II. befanden sich, als er nach Schlesien ging, auch einige hervor-

*) Vgl. Reiche, Friedrich der Große und seine Zeit. Leipzig, 1840. S. 63.
**) Vgl. Sporschil VI, S. 18.

ragende Gelehrte, so unter andern auch der Präsident der Academie, Maupertuis, der selbst als Zuschauer der Schlacht bei Mollwitz mit beiwohnte. Um den Kampf näher zu betrachten, war derselbe auf einen Baum gestiegen, wurde aber von österreichischen Husaren entdeckt, gefangen genommen und nach Wien transportirt. Indeß war seines Bleibens dort nicht lange. Kurz nach der Schlacht bei Mollwitz sah sich Friedrich II. veranlaßt, den Cardinal Zinzendorf, Bischof von Breslau, aufheben zu lassen, weil derselbe gegen sein Versprechen, sich in die Kriegsangelegenheiten nicht mischen zu wollen, im geheimen Einverständniß mit den Oesterreichern geblieben war. Seiner verrätherischen Rolle überführt, wurde er auf Friedrich's II. Befehl von seinem Amte entfernt und nach Wien geschickt, worauf Maria Theresia sofort auch Maupertuis zurückschickte.

So hatten denn also in der Schlacht bei Mollwitz Friedrich's II. Truppen ihre erste Probe abgelegt und in der Hauptsache sie trefflich bestanden. Das waren die ersten Tropfen der Bluttaufe, welche die Größe des preußischen Staates erfahren mußte. Die erste Frucht dieses ersten Sieges der Preußen war die Eroberung von Brieg, welches der Commandant Piccolomini am 4. Mai 1741 nach tapferer Gegenwehr übergeben mußte. Kurz darauf bezog Friedrich II. ein festes Lager bei Strehlen, einem fünf Meilen von Brieg entfernten Städtchen, während Neipperg längere Zeit hinter der Neisse stehen blieb.

Der ganze Schwerpunkt des durch den Verlust der Schlacht bei Mollwitz über Marien Theresien gekommenen Unglücks lag unzweifelhaft in den moralischen Folgen der Schlacht. In gleichem Maße wie die preußischen Truppen sich durch den glücklich errungenen Sieg gehoben und ermuthigt fühlten und in der öffentlichen Meinung ungemein gewannen, in gleichem Maße schwand unter den österreichischen Truppen das alte Selbstvertrauen und die rechte Zuversicht. Und doch war dies immer noch das geringere Uebel. Das weit größere lag in dem unmittelbar nach der Schlacht deutlich zu Tage tretenden völligen Umschwung in der Gesinnung der europäischen Cabinete, indem Friedrich's Beispiel zur Nachahmung reizte, nunmehr Maria Theresia's Feinde mit einem Male Muth bekamen und durch die Schlacht bei Mollwitz hinreichende Veranlassung erhielten, bei ihren Ansprüchen sich nicht mehr auf weitausgedehnte diplomatische Unterhandlungen zu beschränken, sondern die lästige Maske wegzuwerfen und mit ihren Forderungen offener hervorzutreten. Hatte daher Friedrich II., als er gegen Oesterreich das Schwert zum ersten Male erhob, ganz allein gestanden,

so schaarte sich jetzt von Maria Theresia's Feinden einer nach dem andern um ihn, und sein Lager bei Strehlen ward bald der Schauplatz der wichtigsten Verhandlungen, er selbst der Mittelpunkt der europäischen Diplomatie. Der französische Marschall Belle-Isle erschien, um eine Allianz zu schließen, der englische Lord Hyndford erschien, der hannöversche Gesandte von Schwichelt kam, beide mit sehr verschiedenen Instructionen versehen, holländische Abgeordnete erschienen, insgesammt um auf Grund gegenseitiger Verständigung ihre vermeintlichen Ansprüche von Neuem geltend zu machen. Am geschäftigsten operirte Frankreich; es unterhandelte mit aller Welt, mit Bayern, mit Sachsen, mit Preußen, mit Sardinien, mit Spanien, in der Hoffnung, im Gewirre eines neuen Kriegs Ausdehnung bis an den Rhein zu gewinnen. Nach Frankreichs Plan sollte der österreichische Staat ganz aufgelöst werden, etwa Ungarn und Oesterreich gedachte man Marien Theresien zu lassen, das Uebrige sollte an andere Mächte ausgetheilt werden. Das verlockende Beispiel, welches Friedrich II. gegeben hatte, verbunden mit den weitausgedehnten französischen Intriguen, brachten mit einem Male ganz Europa in Bewegung.

An dem Versailler Hofe war man bei allem Haß gegen Oesterreich Anfangs doch ziemlich zurückhaltend gewesen. Der greise Cardinal Fleury, der damals noch das französische Staatsruder lenkte, wußte nur zu gut, was seinem Lande frommte und richtete sein ganzes Bestreben auf Erhaltung des Friedens. Nach Friedrich's II. siegreichem Auftreten aber änderte sich dies. Fleury's hohes Alter und ihren Einfluß mißbrauchend, wußten die beiden Brüder Belle-Isle den französischen Hof ganz für ihre kriegerischen Absichten zu gewinnen, so daß schließlich selbst auch Fleury zu der von der Kriegspartei beabsichtigten und in Aussicht gestellten Zertrümmerung der österreichischen Macht seine Hand bot. Zu dem Ende begab sich der Marschall Belle-Isle mit einem glänzenden Gefolge zuerst nach Strehlen zu König Friedrich II., um vor allem mit diesem sich zu verständigen. Die Frucht dieser Zusammenkunft war ein Traktat, worin König Friedrich seine Stimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl dem Kurfürsten Karl Albrecht zusagte, Frankreich dagegen sich anheischig machte, zur Bekämpfung Oesterreichs zwei Armeen nach Deutschland zu senden, eine nach Bayern, und eine andere nach Westphalen, durch welche letztere Friedrich II. in den Stand gesetzt wurde, gegen Sachsen und Hannover freie Hand zu behalten.

Nach Abschluß dieser Verhandlungen begab sich Belle-Isle nach München,

wo übrigens mittlerweile auch ein spanischer Gesandter, Marquis von Montijo, angekommen war, der, wie wohl kaum erwähnt zu werden braucht, aus keiner andern Absicht kam, als um deretwillen Belle-Isle erschien. Auch Spanien machte nämlich auf die Erbschaft der österreichischen Monarchie Anspruch, indeß war aus diesen, zudem ganz ungerechtfertigten Ansprüchen mehr als deutlich herauszuerkennen, daß der stolzen Königin Elisabeth es nur darum zu thun war, auch ihrem zweiten Sohne Don Philipp eine Krone zu verschaffen, ebenso wie im Wiener Frieden von 1735 ihr erster Sohn Don Carlos in den Besitz der Krone von Neapel und Sicilien gekommen war. Sowohl diese Unterhandlungen nun zwischen Spanien und Bayern, als auch diejenigen, welche nach Eintreffen Belle-Isle's zwischen Frankreich und Bayern in Gang kamen, wurden in Nymphenburg gehalten und führten schließlich im Mai 1741 zu einem Vertrag, worin einestheils Frankreich dem Kurfürsten von Bayern einige Millionen Livres und 60,000 Mann versprach zur Unterstützung seiner Ansprüche auf die österreichische Monarchie und zur Erlangung der Kaiserwürde, anderntheils aber Kurfürst Karl Albrecht sich anheischig machte, dann, wenn er Kaiser geworden, von den Franzosen nichts von dem zurückzuverlangen, was sie am Rhein und in den Niederlanden erobern würden.

Was halfen nun alle die zahlreichen und großen Opfer, welche Kaiser Karl zur Anerkennung seiner pragmatischen Sanction gebracht, und alle die zahllosen, auf Ehre, Recht und Glauben wohlversiegelten Staatsschriften, in welchen Kaiser Karl die rechte Bürgschaft für eine ruhige Nachfolge Maria Theresia's in seinen Staaten zu finden geglaubt hatte? Ging ja die Treulosigkeit so weit, daß jetzt, wo man allerdings mit den gewaltigsten Mitteln auf eine Zertrümmerung der österreichischen Macht hinarbeitete, schon noch bevor im November 1741 Bayern, Sachsen und Preußen sich enger an einander anschlossen, die Anspruch erhebenden Mächte sich bereits über die Theilung Oesterreichs geeinigt hatten! Und hiernach sollte Preußen Niederschlesien und die Grafschafft Glatz, Sachsen Mähren und Oberschlesien erhalten, und dabei hatte man sich selbst über die Grenzen zwischen dem preußischen und sächsischen Schlesien geeinigt. Bayern ferner sollte Böhmen, Oberösterreich, Tyrol und den Breisgau erhalten, Frankreich hatte sich die Niederlande ausersehen, Spanien wollte Parma, Piacenza und die Lombardei, und Sardinien endlich sollte wegen seiner Ansprüche auf Mailand mit einer Entschädigung abgefunden werden. Sonach würde von der

ganzen österreichischen Monarchie Marien Theresien nur Ungarn, Oesterreich unter der Enns und Inneröstereich verblieben sein.

Indeß hatte man die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wie schon vor Ausbruch des Kriegs, so verharrte Maria Theresia auch nach der Schlacht bei Mollwitz, trotzdem daß dieselbe auf das ganze Wiener Cabinet den entmuthigendsten Eindruck gemacht hatte, auf ihrer Weigerung, von Schlesien auch nur eine Handbreit Landes abzutreten. Und hatte sich die edle Frau bei dieser Weigerung vordem lediglich auf ihr gutes Recht gestützt, so hatte dasselbe mittlerweile auch noch einen neuen und besonderen Stützpunkt erhalten. Denn mitten in die Zeit, in welcher die eben geschilderten, verhängnißvollen diplomatischen Unterhandlungen in Strehlen und in Nymphenburg gepflogen wurden, fiel ein Ereigniß, durch welches die gesammte österreichische Monarchie mit neuen Hoffnungen erfüllt wurde. Dies war die glückliche Entbindung Maria Theresia's von einem männlichen Nachkommen, dem nachmaligen Kaiser Joseph II. Während die ganze Nation durch den bis in die untersten Schichten der Bevölkerung ausgedehnten allgemeinen Jubel über dies glückliche Ereigniß deutlich zu erkennen gab, daß es die hohe Bedeutung desselben begriff, empfing Maria Theresia in diesem jungen Sproß ihrer glücklichen Ehe eine neue Verpflichtung, Alles daran zu setzen, um das väterliche Erbe ungeschmälert zu bewahren. Während sie noch kurze Zeit vor ihrer Entbindung fast kleinmüthig und verzagt an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Lothringen, geschrieben hatte: „noch weiß ich nicht, ob mir aus der ganzen väterlichen Erbschaft eine einzige Stadt übrig bleiben wird, in welcher ich meine Entbindung ruhig abwarten kann," — erscheint die edle Frau nach der Zeit, trotzdem daß mittlerweile ihre politische Lage mit jedem Tage gefährlicher wurde, gerüstet mit einem Vertrauen, einem Muth, einer Entschlossenheit und Fassung, die nur mit der höchsten Bewunderung erfüllen kann.

Joseph erblickte das Licht der Welt am 13. März 1741 Morgens 3 Uhr, daher auch sein Vater äußerte, das Kind werde dereinst sehr wachsam sein, eine Prophezeihung, die, wie bekannt, vollkommen in Erfüllung gegangen ist. Seine Taufpathen waren Papst Benedict XIV. und Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen (als König von Polen August III. genannt), von denen der erstere durch den Cardinal Kollonitsch, der letztere durch den Prinzen von Hildburghausen vertreten ward; und in gleicher Weise, wie auf die Nachricht von diesem glücklichen Ereignisse mitten in trüber Zeit die freudigste Bewegung sich in der

ganzen Monarchie kundgab, ebenso und in noch viel höherem Maße offenbarte sich die Freude in dem engeren Kreise des Hofes und der Residenzstadt Wien. Ließ doch Maria Theresia selbst, um ihren der Gottheit schuldigen Dank auch der Kirche zu bethätigen, unter Anderem das Bild eines Kindes aus Gold in gleicher Schwere wie der neugeborene Prinz anfertigen, um solches der Mutter Gottes zu Maria-Zell als Opfer darzubringen. Ingleichen war es wohl nicht minder bezeichnend, daß selbst der in Wien anwesende türkische Gesandte, um auch seiner Theilnahme an dem glücklichen Ereigniß einen Ausdruck zu geben, unter die Armen der Hauptstadt Geld auswerfen ließ.

Es hätte in der That befremden müssen, wenn Maria Theresia in der gehobenen Stimmung, die sich bei der Geburt Joseph's im ganzen Umfange der Monarchie in tausendfachen Zeichen aufrichtiger Anhänglichkeit und Liebe zu ihrer Person zu erkennen gab, nicht auch für sich selbst Beruhigung, Trost und frische Zuversicht gefunden hätte. Und, wie schon erwähnt, war vordem ihr Muth und ihre zuversichtliche Hoffnung wirklich wankend geworden, so hatten diese Tage neuen mütterlichen Glücks ganz unzweifelhaft den allerentschiedensten Einfluß auf ihre weitere Denk- und Handlungsweise. Beweis hierfür ist ihre unerschütterliche Standhaftigkeit und Unerschrockenheit auch in der Zeit, als nach der Schlacht bei Mollwitz die meisten ihrer Räthe und Minister kleinmüthig verzagten und ihre zahlreichen Feinde mit ihren Forderungen offener hervortraten. Selbst auch dann, als sie durch englische Vermittelung Nachricht von dem zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossenen Bündniß erhielt und nicht nur ihr Gemahl, sondern auch ihre Minister dringend mahnten, der Stimme des englischen Gesandten Robinson, der zur Nachgiebigkeit rieth, Folge zu leisten, konnte sie nicht vermocht werden, dem König von Preußen erhebliche und annehmbare Zugeständnisse zu machen. Und als sie nun vollends auf Grund ihrer Allianz mit England im Juni vom englischen Parlamente 300,000 Pfund Sterling Subsidiengelder zugesichert erhielt, dagegen aber, weil mittlerweile die Lage immer bedenklicher wurde, sowohl von Seiten des englischen Gesandten, als ihres Gemahls und ihrer Minister die Mahnung, sich mit Preußen zu vergleichen, immer dringender wurde, verharrte sie erst recht auf ihrer bisherigen Weigerung. Denn ob sie auch der Zeit endlich nicht ungeneigt schien, auf einen gütlichen Vergleich einzugehen, so beschränkte sie sich doch auch jetzt nur auf solche Vergleichsanerbietungen, die, wie sich Jedermann voraussagen konnte, von König Friedrich II.

zurückgewiesen werden mußten. Das österreichische Geldern, das Herzogthum Limburg und im äußersten Falle das Herzogthum Glogau, das war Alles, was sie an Friedrich II. abzutreten sich bereit erklärte, als sie dem eindringlichen Zureden des englischen Gesandten Robinson füglich nicht weiter ausweichen konnte und dieser nun Anfang August zur Uebermittelung dieser Zugeständnisse nach Strehlen abging. Was jedes unbefangene Urtheil sich vorausgesagt und Maria Theresia selbst zweifelsohne erwartet hatte, geschah; Friedrich II. wies diese Anerbietungen nicht nur mit Bitterkeit zurück, sondern fügte dem auch noch die Drohung hinzu, daß er, wofern er binnen sechs Wochen nicht ganz Niederschlesien mit Breslau abgetreten erhalte, noch vier Herzogthümer mehr erobern würde.

So zog sich also der Knoten immer enger zusammen; die Gefahr eines allgemeinen Kriegs rückte immer näher. Während Karl Albrecht von Bayern bereits im Felde erschien, wartete ein französisches Heer nur des Befehls, über den Rhein zu gehen. Also erfolgte noch ein Versuch, den Streit auf diplomatischem Wege zur Ausgleichung zu bringen, daher der englische Gesandte nochmals die Reise nach Schlesien unternahm, um nochmals mit Friedrich II. in Unterhandlungen zu treten. Zu solchen kam es aber diesmal nicht, indem Friedrich II., der ohnehin dem englischen Gesandten Robinson persönlich abgeneigt war, jetzt denselben gar nicht vor sich ließ, vielmehr an den schon früher genannten englischen Botschafter am preußischen Hofe, Lord Hyndford, die Erklärung*) abgab, „daß, wofern er die Freundschaft, welche zwischen Preußen und Großbritannien bestünde und bestehen solle, werth hielte, die Fortsetzung derselben von Robinson's schleuniger Entfernung abhinge; widrigenfalls würden Se. Majestät nicht nur sich beklagen müssen, sondern eine solche Widersetzlichkeit dem Wunsche des Königs von England beimessen, ihn mit einem Menschen, für welchen er so viel Abscheu hegte, zu Unterhandlungen zu zwingen." Ja dieser Erklärung ließ Friedrich II. unmittelbar nach Robinson's Entlassung einen Brief an Lord Hyndford folgen, worin es hieß: „Sagen Sie dem Wiener Hof, der Kurfürst von Bayern wird Kaiser, meine Verbindlichkeiten gegen ihn und den König von Frankreich sind so feierlich, so unauflöslich und unverletzbar, daß ich nie so treue Bundesfreunde verlassen werde, um mich an einen Hof zu schließen, der sich nie mit mir versöhnen wird. Es ist nicht mehr Zeit, die Königin von Ungarn zu vertheidigen;

*) Vgl. Coxe IV. S. 116 ff. und die dortigen Anmerkungen.

an ihr ist es, sich ihrem strengen Schicksal zu unterwerfen. Mylord, ich müßte den Verstand verloren haben, wenn ich nur für möglich halten sollte, für diese Fürstin gegen meine Freunde zu kämpfen."

Derselbe verdienstvolle Schriftsteller, dem wir diese Nachricht verdanken, findet den Grund von der hartnäckigen Weigerung Maria Theresia's, auch nur um Etwas nachzugeben, in einem dreifachen Umstande: einmal in dem Charakter Maria Theresia's selbst, dann in der untergeordneten Stellung ihres Gemahls und endlich in der Schwäche und Befangenheit ihrer Minister. Und in der That, bedarf Maria Theresia ob der unerschrockenen Vertheidigung ihres guten Rechts und ihres hieraus unmittelbar folgenden Widerstrebens der Absichten Friedrich's II. irgend einer Rechtfertigung, so hat der genannte Schriftsteller eine solche unserer Heldin in der würdigsten Weise zu Theil werden lassen, indem er hierüber bemerkt: „Maria Theresia war als einstige Erbin der völlig ungetheilten österreichischen Alleinherrschaft erzogen. Von der zartesten Kindheit auf hatte sie einen hohen Begriff von der Würde und Macht ihres erlauchten Hauses. Sie sah ihre Staaten nur als ein Pfand an, wovon sie nichts veruntreuen könne, und glaubte, wenn sie auch nur eine Landschaft abträte, die Gewähr der meisten europäischen Mächte für die pragmatische Sanction zu verlieren. Die Grundlage, worauf ihre Rechte ruhten, auch nur von einer Seite angreifen, hieß, nach ihrer Ansicht, das Ganze erschüttern, und einen Anspruch genehmigen so viel, als unzählige andere wecken. Zu diesen politischen Beweggründen kamen noch Gewissensbedenken, für welche Maria Theresia sehr empfänglich war. Sie glaubte sich durch den Eid, welchen sie geleistet, die pragmatische Sanction aufrecht zu halten, gebunden. Die Geburt des Erzherzogs Joseph, der in der Zeit der Unterhandlung mit Friedrich II. zur Welt kam, bestärkte sie in ihrem Entschluß und Widerstreben, auf irgend einen Theil dieses Erbes, das einst ihrem Sohne zufallen sollte, zu verzichten."

Die untergeordnete Stellung ferner anlangend, auf welche sich Maria Theresia's Gemahl selbst als „Mitregent" angewiesen sah, so ist hiervon schon früher geredet worden; nur darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Franz Stephan in den eben geschilderten weitläufigen Unterhandlungen mit Friedrich II. sich schon deswegen auf eine strenge Passivität angewiesen sehen mußte, weil hierbei nicht blos die Abtretung Schlesiens, sondern auch die Erhebung seiner eigenen Person auf den deutschen Kaiserthron in Frage kam und verleumderische Zungen

das Gerücht verbreiteten, er wolle durch Abtretung einer österreichischen Provinz sich die Wahlstimme des Königs von Preußen erkaufen. Ueberdies war aber auch Franz Stephan mit seiner Empfehlung Neipperg's — denn daß demselben in dem Kriege das Obercommando anvertraut worden war, verdankte er lediglich der Verwendung Franz Stephan's — so schlecht gefahren, daß er wohl auch in diesem Umstande eine Veranlassung finden mußte, seinen Willen dem seiner Gemahlin unterzuordnen.

Unter den Ministern Maria Theresia's aber endlich war auch nicht ein einziger, welcher der schwierigen Lage der obwaltenden Verhältnisse gewachsen gewesen wäre. Anfangs der neuen Regierung hatten dieselben, wie der oben angezogene Geschichtschreiber bemerkt, das Geschlecht, die Jugend und Unerfahrenheit ihrer Gebieterin benutzt, ihr Gemüth durch hofmeisterlich und schneidend gegebenen Rath empört und alle Machtvollkommenheit in ihren Händen zu behalten gesucht. Aber sie besaßen nichts, was ihnen das Zutrauen einer jungen Fürstin hätte erwerben können, die sehr geistreich war, viel Anlage für Geschäfte hatte und die Zügel der Regierung selbst führen wollte. Ganz abgesehen davon, daß die Verhältnisse, wie sich dieselben seit Maria Theresia's Thronbesteigung gestaltet hatten, in ihrer Neuheit mit dem diesen Männern bis dahin gewohnten Geschäftsgang in directem Widerspruche standen, so bedurfte es jetzt, wenn man anders der schwierigen Lage Herr werden wollte, jugendlichen Muthes, rascher Entschlüsse und unbeugsamer Energie, Anforderungen, die an Männer wie Sinzendorf, Stahrenberg, die beiden Harrachs und Königseck, die größtentheils bereits das Alter drückte, schwerlich gestellt werden konnten. Je weniger dies nun dem Scharfblicke Maria Theresia's entgehen konnte, um so mehr mußte daher die jugendliche, entschlossene und thatkräftige Regentin sich verpflichtet fühlen, der eigene Wächter und Vertheidiger ihrer Rechte zu werden und da, wo ihre Räthe insgesammt kleinmüthig verzagend zur Nachgiebigkeit riethen, mit unerschütterlicher Festigkeit ihre Selbständigkeit zu bewahren und unbeugsamen Muthes der Gefahr Trotz zu bieten. Außerdem fand sich in Maria Theresia's Cabinet nur ein einziger Mann, der in der gegenwärtigen Lage ihre Ansicht theilte, aber dieser einzige Mann war gerade derjenige, der sich ihres größten Vertrauens zu erfreuen hatte: der geheime Staatssekretär Bartenstein, ein Mann, der schon unter Kaiser Karl VI. großen Einfluß geübt hatte und ebensosehr durch seine Kenntnisse, wie durch sein einschmeichelndes Wesen, seine Be-

geisterung für das Haus Oesterreich und seine Geschäftsgewandtheit gar bald auch die Gunst Maria Thersia's sich zu erwerben wußte. Und fast gewinnt es den Anschein, als wenn Maria Theresia in dem Umstande, daß gerade dieser Mann in seinen politischen Ansichten jetzt mit ihr harmonirte, zumal derselbe darum von den übrigen Räthen gehaßt wurde, eine Veranlassung mehr gefunden habe, auf ihrem Willen zu verharren und jeden Vergleich mit Preußen zurückzuweisen. Bartenstein erklärte: *) „Die Freundschaft des Königs von Preußen ist gefährlicher als seine Feindschaft. Man hat sich nichts Gutes von ihm zu versehen. Der einzige Weg, mit ihm in Frieden zu leben, ist ihn zu stürzen. Des Königs von Preußen Sinn ändern wollen, ohne ihn zu stürzen, heißt, einen Mohren weiß waschen wollen." Ebenso gut konnte aber auch Maria Theresia sagen: „Mir Schlesien entreißen, heißt, aus meinem Diadem die schönste Perle herausbrechen." Und bei einer solchen Gesinnung — und diese hatte nicht nur Maria Theresia wirklich, sondern in derselben wurde sie auch von Bartenstein bestärkt — konnte ein Bedenken oder eine Ungewißheit über die dem Feinde gegenüber einzunehmende Stellung füglich kaum Raum gewinnen. Dabei dürfen aber auch noch zwei andere Männer nicht ungenannt bleiben, welche ebenso wie Bartenstein für den äußersten Widerstand gegen Preußen riethen und, zumal sie als Männer von hoher und einflußreicher Stellung dann und wann im Staatsrath gegenwärtig waren, für die Ansicht Bartenstein's ein schweres Gewicht in die Wagschaale legten. Dies waren: Graf Colloredo, Stahrenberg's Schwiegersohn, und Graf Kinsky, Kanzler in Böhmen, welcher letztere es geradezu aussprach, daß es besser sei, selbst das Dasein des Hauses Oesterreich daran zu wagen, als auch nur einen Theil seiner Erbbesitzungen abzutreten. Endlich aber konnte es auch Marien Theresien nicht entgehen, daß genau ebenso wie sie selbst und die zuletzt genannten Männer auch die gesammte Bevölkerung der österreichischen Monarchie, sowie insbesondere die ganze österreichische Aristokratie und die gesammte österreichische Geistlichkeit gesinnt war, ein Moment, welches, in Verbindung gebracht mit der Sympathie, die von Seiten der englischen Nation Marien Theresien zu erkennen gegeben wurde, zweifelsohne in der Sache den Ausschlag gab. Und also war und blieb die Losung: — Krieg.

Vom Krieg in Schlesien war nach der Schlacht bei Mollwitz eine längere

*) Vgl. Coxe IV, S. 121.

Zeit nur wenig zu spüren. Wohl kam es hier und da zu kleinen Streifpartien, zu einer ernsteren Waffenthat aber nicht. Dagegen verlor während dieser Zeit die Stadt Breslau in Folge ihrer Weigerung, den König Friedrich mit Geld zu unterstützen, die ihr zugesicherte Neutralität. Bereits am 23. Juni begehrte Friedrich von der Stadt einen Geldzuschuß von 500,000 Thalern, was aber der Rath der Stadt, gestützt auf die mit Friedrich abgeschlossene Neutralitäts-Convention, ablehnte. Diese Weigerung, auf welcher übrigens der Magistrat der Stadt bei weiteren Verhandlungen hierüber verharrte, entschied über das fernere Schicksal der Stadt.*) König Friedrich selbst freilich erwähnt von dieser Geldforderung nichts, sondern gibt als Grund von seinem Vorgehen gegen die Stadt geheime Intriguen an, die in Breslau von einer Anzahl katholischer Geistlicher und vornehmer Frauen geschmiedet worden seien, um die Stadt wieder in die Hände der Oesterreicher zu bringen. Indeß weist schon die Art und Weise, wie die Besetzung der Stadt durch die Preußen erfolgte, deutlich darauf hin, daß die Veranlassung zu dieser Maßregel jene Geldverweigerung war. Feldmarschall Schwerin und der Erbprinz von Dessau erhielten den Befehl, sich durch List, ohne Aufopferung von Blut, in den Besitz von Breslau zu setzen. Es wurde daher an den Magistrat das Gesuch gestellt, einem preußischen Regimente freien Durchmarsch durch die Stadt zu erlauben, um an das jenseitige Ufer der Oder zu gelangen. Der Rath Breslau's ging darauf ein; allein kaum hatten die preußischen Truppen das Thor der Stadt durchschritten, als die Stadtmiliz mit ihrem Stadtmajor an der Spitze, sowie die Bewohner der Stadt inne wurden, daß sie getäuscht seien. Als nämlich die preußischen Grenadiere ihren Marsch nach dem großen Marktplatze und nicht nach dem Oder-Thore nahmen, meinte der Stadtmajor, die Truppen hätten aus Unkenntniß diesen Weg genommen, und wollte ihnen den rechten Weg zeigen. Da aber rief ihm Prinz Leopold von Dessau zu: „Stecke Er seinen Degen ein und reite Er nach Hause!" eine Aufforderung, welcher selbstverständlich der also enttäuschte Stadtmajor alsobald nachkam. Und so erfolgte denn am Morgen des 10. August die Besitznahme von Breslau, ohne daß dabei auch nur ein Tropfen Bluts vergossen wurde. Alle Feindseligkeiten,**)

*) Daß dies der wirkliche Sachverhalt, ist aus archivalischen Documenten von Heinrich Wuttke nachgewiesen worden in einem trefflichen, kleineren historischen Aufsatze: „Breslau zur Zeit der Eroberung Schlesiens von den Preußen," in dem Breslauer Volkskalender für 1845.

**) Vgl. Reiche, Friedrich der Große, S. 67.

welche bei dieser Gelegenheit vorfielen, bestanden in einer Ohrfeige, die der General von Münchow einer Schildwache gab, die beim ersten Schlagbaume Wache stand und diesen zuziehen wollte. Friedrich selbst erfuhr die Einnahme der Stadt durch Kanonenschüsse, welche von Station zu Station abgefeuert wurden. Unmittelbar nach Besetzung der Stadt nahm Schwerin dem Rathe, der Bürgerschaft und der Stadtmiliz den Huldigungseid ab und ließ in der Stadt ein Dankfest*) feiern.

Während dieser Vorgänge in Schlesien begannen nun auch Karl Albrecht von Bayern und die Franzosen ihre Feindseligkeiten. Bereits am 31. Juli wurde die Stadt Passau von dem bayerschen General Minuzzi überrumpelt, wogegen Mitte August 30,000 Franzosen unter dem Marschall Broglio über den Rhein gingen und durch den schwäbischen Kreis, der mit Frankreich und Bayern einen Neutralitätsvertrag schloß, nach dem Inn marschirten, sich Anfang September mit den Bayern vereinigten, darauf in Oberösterreich einrückten und Linz wegnahmen. So kam plötzlich selbst Wien in Gefahr, und hätte Karl Albrecht jener Zeit auf die Stadt einen kühnen Angriff gewagt, so würde möglicher Weise, da eben Wien damals auf einen Angriff ganz unvorbereitet war, sein Unternehmen von einem glücklichen Erfolge begleitet gewesen sein.

Indeß hierzu sollte es nicht kommen. Mittlerweile hatte auch Maria Theresia Angesichts der immer dringender werdenden Gefahr für umfangreiche Rüstungen Sorge getragen, und Heil dem Regenten, dem in Zeiten der Noth solche Hülfe zu Theil wird, wie sie damals Marien Theresien wurde. Schon bei den jener Zeit statthabenden Werbungen gab sich zu ihren Gunsten eine allgemeine Begeisterung kund. Von allen Seiten strömten Kampflustige herbei und sammelten sich bereitwillig unter den Fahnen ihrer jungen Königin. Nirgends eine Spur von Mißmuth, wie sich solcher wegen der strengen Disciplin in der österreichischen Armee und der langen und schweren Dienstzeit wohl öfter kund-

*) Hierbei kam es zu einem interessanten Vorfall. Zu den bei dem Feste zu haltenden Predigten waren besondere Texte vorgeschrieben. Zur Frühpredigt war der Text: I. Timoth. 2, 1 u. 2; zur Amtspredigt Ps. 61, 7 u. 8; zur Vesperpredigt Ps. 28, 8 u. 9. In der öffentlichen Bekanntmachung hatte sich aber ein ärgerlicher Druckfehler eingeschlichen, indem bei der ersten Angabe nicht I. Timoth. 2, 1 und 2, sondern I. Timoth. 2, 12 stand. In ersterer, der richtigen Stelle, steht: „So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhliches und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit." Die andere Stelle dagegen lautet: „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht, daß sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei." Vgl. Preuß, Friedrich der Große I, S. 184.

gegeben hatte, sondern überall jugendlich frischer Muth und feste Entschlossenheit. Noch auffallender zeigte sich dies jetzt in dem bedrängten Wien.*) Unter der Leitung des Feldzeugmeisters Grafen Ludwig Andreas von Khevenhüller, der Zeit Commandanten in Wien, griff, sowie die erste Nachricht von der nahenden Gefahr einlief, Jung und Alt zu den Waffen. Wie früher zur Zeit der Türkennoth, waren auch jetzt wieder die lebensfrischen Musensöhne die Ersten auf dem Platze, die ganze Bürgerschaft der Stadt, selbst Greise und Gebrechliche nicht ausgenommen, folgte dem gegebenen Beispiele. Alle bürgerlichen Arbeiten ruhten, Alles war beschäftigt mit Ausbesserung der Festungswerke, Waffenfertigung, Einübung des Kriegsdienstes; eine unermüdliche Rührigkeit ging durch die ganze Stadt. Kein Stand schloß sich aus, selbst solche, die bereits ihre schuldigen Kriegsdienste geleistet, oder die durch ihre Stellung davon frei waren, griffen zu den Waffen. Künstler, Jäger, Hofbefreite bildeten eigene Corps. Sogar das zarte Geschlecht, Frauen und Jungfrauen, legten mit Hand ans Werk und betheiligten sich bei den zur Vertheidigung der alten Hauptstadt nothwendig gewordenen Arbeiten ebenso, wie die Mitglieder des Magistrats und wie die an stille Ruhe gewöhnten Klosterbrüder. Ja auch im Auslande, namentlich unter der Frauenwelt, zeigte sich die lebhafteste Theilnahme an dem Geschick der jungen Königin, und als in England zu ihren Gunsten Subscriptionen eröffnet wurden, unterzeichnete unter andern eine einzige Subscribentin die namhafte Summe von 50,000 Pfund Sterling!

So großartig nun aber auch diese Anstrengungen waren und so herrlich sich in denselben die unvertilgbare Liebe und Anhänglichkeit der Bevölkerung zu ihrer jungen Königin abspiegelte, so reichten dieselben zu einem erfolgreichen Kampfe mit allen der Zeit auftretenden Feinden doch lange noch nicht aus. Ja selbst die riesenhaften Arbeiten, die in jenen Tagen Wien zu seiner Vertheidigung unternahm, würden schwerlich genügt haben, wäre nicht mittlerweile noch andere und noch kräftigere Hülfe gekommen. Und diese Hülfe kam von einer ganzen, tapfern Nation, dem treuen Wächter im Osten Europas, dem kampfmuthigen Volke der Ungarn.

Bereits bei ihrer Krönung in Preßburg, am 25 Juni 1741, hatte Maria Thersia sowohl durch ihre persönliche Erscheinung, als auch durch die Art und

*) Vgl. Ramshorn, Joseph II. S. 19

Weise ihres Auftretens unter den Ungarn eine große Begeisterung für sich rege gemacht, und namentlich gründete sich diese Begeisterung auf den Umstand, daß sie bei der hierzu bestimmten Eidesleistung alten, großen nationalen Erinnerungen Rechnung getragen hatte. Als die Krone dieser nationalen Erinnerungen aber galt jener Zeit den Ungarn der auf der Reichsversammlung von 1222 von König Andreas II. gegebene große Freiheitsbrief des ungarischen Volkes, die Magna charta Ungarns, gewöhnlicher die Bulla aurea Sacratissimi Regis Andreae II. genannt, ein Decret, welches nachmals das Fundament der ungarischen Constitution wurde und den Ungarn große Vorrechte und Privilegien zusicherte, unter andern auch das Recht der Selbsthülfe gegen den König, d. h. das Recht, daß sich jeder Edelmann widersetzen dürfe, sobald der König die ihnen verwilligten Privilegien beeinträchtigen wolle. Es würde am unrechten Orte sein, wollten wir hier alle die blutigen Kämpfe namhaft machen, welche im Laufe der nachfolgenden Jahrhunderte zur Wahrung dieser Privilegien und Vorrechte unternommen wurden. Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß das eben erwähnte, in dem Freiheitsbriefe garantirte Recht der Selbsthülfe gegen den König bereits von Leopold I. 1687 auf dem Reichstage zu Preßburg aufgehoben worden war, während auf demselben Reichstag auch bestimmt ward, daß Ungarn im Habsburgischen Hause zwar erblich sein, aber nach dessen Erlöschen den Ständen das Recht zustehen sollte, einen neuen König zu wählen. Wenn daher einige Schriftsteller behauptet haben, Maria Theresia habe bei Beschwörung des Andreas'schen Freiheitsbriefes auch jenen das Recht der Selbsthülfe gegen den König enthaltenden Paragraphen des Decrets mit beschworen, so ist dies ein Irrthum, da eben dieser Paragraph längst cassirt und auch eine Wiederaufnahme desselben von den ungarischen Ständen weder 1722 bei ihrer Anerkennung der pragmatischen Sanction, noch jetzt bei Maria Theresia's Krönung und wirklichem Regierungsantritte beansprucht worden war. Hatte nun aber Maria Theresia schon dadurch, daß sie bei ihrer Krönung alle Satzungen, Rechte und Freiheiten des Königreichs Ungarn und namentlich auch den Andreas'schen Freiheitsbrief beschwor, die Herzen der ungarischen Nation für sich gewonnen, so steigerte sich die Freude über ihre Thronbesteigung zu einem lauten, fast beispiellosen Jubel der Begeisterung, als nach vollendeter Krönungsfeierlichkeit die in blendender Schönheit prangende Frau in ungarischer Nationaltracht, mit dem Schwerte des heiligen Stephan umgürtet, altem Brauche gemäß, auf einem prachtvoll geschirrten

schwarzen Roß durch die Stadt nach dem sogenannten Königsberg ritt, diesen in gestrecktem Laufe hinansprengte und, auf dem Gipfel angekommen, das entblößte Schwert nach allen vier Weltgegenden schwang — ein alter Brauch, womit den Ungarn angedeutet werden sollte, daß der neugekrönte König bereit sei, sie gegen alle ihre Feinde zu vertheidigen. Tausendfache Lebehochs auf die hohe Frau, geheiligt durch aufrichtige Segenswünsche für ihr königliches Walten, stiegen ebensowohl bei dieser Ceremonie, wie bei dem unmittelbar darauf folgenden glänzenden Bankett zum Himmel empor, und selten ist wohl eine derartige Festlichkeit abgehalten worden, wo Innigkeit, Eintracht, Liebe und Begeisterung unter allen Festtheilnehmern in so herrlicher Weise zu Tage getreten wäre, wie hier. Dabei zeichnete sich dies Krönungsmahl auch ebensosehr durch Reichthum wie durch äußern Glanz und verschwenderische Pracht aus. Während der Erzbischof von Gran und der Palatinus der jungen Königin Tuch und Wasser reichten und Magnaten die Speisen auftrugen, wurden die Reichsstände an funfzehn Tafeln kostbar bewirthet, wogegen dem Volke zu allgemeiner Ergötzlichkeit der gebratene Krönungsochse preisgegeben und aus Brunnen rother und weißer Wein geschenkt wurde.

Und hatte schon dieses erste Erscheinen Maria Theresia's in der Mitte des urkräftigen Ungarvolkes schöne Hoffnungen auf ein glückliches und gedeihliches Regiment der jungen Herrscherin wach gerufen, so brachten die Verhandlungen des unmittelbar nach der Krönungsfeierlichkeit zusammentretenden Reichstags die Gewißheit, daß jene Hoffnungen nicht unzeitige gewesen. Wo sichs um eine gerechte, dem Lande wirklich ersprießliche Forderung handelte, da fand dieselbe die bereitwilligste Aufnahme und Gewähr, und namentlich wurden, wie aus unserer späteren Darstellung der eigentlichen Regententhätigkeit Maria Theresia's erhellen wird, schon auf diesem Reichstage in Bezug auf das Justizwesen und die Religionsverhältnisse Reformen angebahnt, die nur eine glückliche Zukunft in Aussicht stellten.

Dies Alles zusammengenommen, wie hätte, nachdem zwischen Regentin und Regierten ein so schönes, glückverheißendes Band der Liebe geknüpft worden war, wie hätte wenige Wochen später die edle, plötzlich von allen Seiten bedrohte und sammt ihrem Hause und ihrem ganzen Lande der äußersten Gefahr preisgegebene Frau in dem eben mit dem Ungarvolke geschlossenen Bunde des Vertrauens und der Liebe nicht einen Hoffnungsanker für die weitere Zukunft

erblicken ſollen? Alſo wendete ſich Maria Thereſia in ihrer Noth dahin, wohin ſie die Stimme ihres Herzens wies, an die treuen Ungarn.

Es war am 11. September 1741, als Maria Thereſia in ungariſcher Nationaltracht, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte und mit dem königlichen Schwerte umgürtet, im Schloſſe zu Preßburg in Mitten der ungariſchen Reichsſtände erſchien, um den daſelbſt verſammelten Getreuen das zu offenbaren, des ihr tiefbekümmertes Herz voll war. Nachdem ſie auf dem Throne ſich niedergelaſſen, ergriff zunächſt der Kanzler das Wort und deutete in einer kurzen Anſprache der Verſammlung an, worum ſichs handelte. Schon ſeine Rede brachte unter den Verſammelten eine ſichtbare Bewegung hervor. Darauf aber wendete ſich Maria Thereſia ſelbſt an die Verſammlung und ſprach in lateiniſcher Sprache folgende Worte:

„Afflictus rerum nostrarum status nos movit, ut fidelibus perchari regni Hungariae statibus de hostili provinciae nostrae hereditariae Austriae invasione, et imminente regno huic periculo, adeoque de considerando remedio propositionem scripto faciamus. Agitur de regno Hungariae, de persona nostra, prolibus nostris et corona. Ab omnibus derelicti unice ad inclytorum statuum fidelitatem, arma et Hungarorum priscam virtutem confugimus, impense hortantes, velint status et ordines in hoc maximo periculo se securitate personae nostrae, prolium, coronae et regni quanto ocius consulere, et ea in effectum etiam deducere. Quantum ex parte nostra est, quaecunque pro pristina regni huius felicitate et gentis decore forent, in iis omnibus benignitatem et clementiam nostram regiam fideles status et ordines regni experturi sunt.“*)

*) Zu Deutſch: „Die betrübte Lage unſerer Angelegenheiten hat uns beſtimmt, unſere geliebten und getreuen Stände in Ungarn von dem Einbruch des Feindes in Oeſterreich und den Gefahren des Reichs in Kenntniß zu ſetzen und ſie um ein Mittel gegen ſolches Unglück zu erſuchen. Ungarn iſt bedroht, meine Perſon iſt bedroht, meine Kinder, meine Kronen ſind bedroht. Von Allen verlaſſen, nehme ich meine Zuflucht zu den getreuen Ständen, zu den Waffen und zur alten Tapferkeit der Ungarn, mit der dringenden Bitte, daß die Stände des Reichs ſich ungeſäumt über die Mittel berathen, welche für meine, meiner Kinder und meiner Krone Sicherheit die zweckmäßigſten ſind und dann zur Ausführung gebracht werden mögen. Was mich anlangt, ſo können die getreuen Stände und die ungariſche Nation in Allem, was zur Herſtellung allgemeiner Wohlfahrt und des alten Glanzes dieſes Reichs dient, auf meine Mitwirkung rechnen.“ Vgl. Coxe IV, S. 128.

So einfach diese Rede war, so gewaltig war der Eindruck, den dieselbe auf die Zuhörer hervorbrachte. Die Säbel aus ihren Scheiden ziehend, riefen die von tiefer Rührung ergriffenen Magnaten wie aus einem Munde: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“*) Und das heilige Versprechen, mit Gut und Blut, mit Mannschaft und Geld ihr beistehen zu wollen, empfing Maria Theresia noch in derselben feierlichen Stunde, sowie denn die Aushebung von sechs neuen ungarischen Regimentern auf der Stelle zum Beschluß erhoben ward. Es war eine heilige Scene, die hier Maria Theresia erlebte, und von so gewaltigem Eindruck auf die edle Frau, daß sie, die bis an das Ende ihrer Rede eine ruhige, würdevolle Haltung behauptet hatte, vor Rührung in Thränen ausbrach.

Daß Maria Theresia in dieser Versammlung mit ihrem Söhnchen Joseph auf dem Arm erschienen sei, ist eine Fabel. Vielmehr wurde der junge Prinz erst zehn Tage später nach Preßburg gebracht und dann der Versammlung der Stände gezeigt, wozu übrigens an diesem Tage noch eine besondere Veranlassung vorlag. Schon vordem nämlich war Maria Theresia mit den ungarischen Ständen wegen Anerkennung ihres Gemahls, des Großherzogs Franz Stephan, als Mitregenten in Unterhandlungen getreten. Eine Gewähr dieser Forderung aber hatte Maria Theresia von dem Reichstage nicht erlangen können. Jetzt, wo es galt, für die edle Frau und ihr Reich mit Gut und Blut einzustehen, fügte sich der ungarische Reichstag auch diesem Begehr. Am 21. September leistete darauf Franz Stephan in Gegenwart der Stände im großen Rittersaale den vorgeschriebenen Eid, und nach Vollendung dieses feierlichen Actes war es, wo Maria Theresia den erst Tags zuvor in Preßburg angekommenen jungen Prinzen Joseph auf ihren Armen erhob und der Versammlung zeigte. Bei dem Anblick des Kindes ergriff die Magnaten neue Rührung, so daß die erhebende Scene vom 11. September sich wiederholte und unter neuen Lebehochrufen auch das: „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia“ von neuem erscholl, während auch bei dieser Gelegenheit die ungarischen Getreuen wiederholt die Erklärung abgaben, daß, wenn Mangel an Geld eintrete, sie jeden Augenblick bereit seien, ihr Gold und Silbergeschirr in die königliche Münze zu schicken, und, wenn dies noch nicht ausreiche, man die Kirchenschätze in Anspruch nehmen werde. Und was die Ungarn versprochen, das hielten sie auch. Fünfzehn-

*) Zu Deutsch: „Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia!“

tausend Erle saßen auf, ja selbst der alte Palatin Palffy sattelte. Und an die Ungarn schlossen sich die Völker des östlichen Oesterreichs, deren Namen man bisher kaum gehört hatte, die Raizen, Panduren, Kroaten, Slavonier, Uskoken, Morlacken, Theisser, Maroschen, Warasdiner, Nationen von ungeheurer Wildheit und Grausamkeit, freilich nicht geeignet, um der wohldisciplinirten preußischen Armee im offenen Felde zu begegnen, wohl aber, um das unglückliche Bayerland bis aufs Letzte auszusaugen und in eine Wüste umzuwandeln.

Indeß verstrich, ehe sich das ungarische Aufgebot sammeln und im Felde erscheinen konnte, so sehr die Sache auch beschleunigt wurde, doch noch einige Zeit, so daß unterdeß die Feinde Maria Theresia's einen noch größeren Vorsprung gewinnen konnten und somit die Bedrängniß Maria Theresia's noch größer und gefahrdrohender wurde. Während, wie schon eben erzählt ward, die Bayern in Verbindung mit den Franzosen in Oberösterreich vordrangen und schließlich Linz wegnahmen, rückte ein anderes französisches Heer unter Marschall Maillebois in Westphalen ein, um Marien Theresien auch die hannöverisch-englische Hülfe abzuschneiden, indem Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover, es nicht dabei bewenden ließ, sein Parlament zu Subsidiengeldern für Marien Theresien zu veranlassen, sondern unterdessen in Person nach Hannover kam, um daselbst für Maria Theresia eine Armee zu sammeln. Das Erscheinen der Franzosen machte Georg II. um sein Kurfürstenthum so besorgt, daß er von einer weiteren Parteinahme für Maria Theresia abstand und am 27. September mit Frankreich einen Vergleich abschloß, durch welchen er sich verpflichtete, als Kurfürst von Hannover, welches Land für neutral erklärt wurde, die Wahl Karl Albrecht's von Bayern zum deutschen Kaiser nicht hindern, und sowohl Marien Theresien nicht beistehen, als auch den Unternehmungen ihrer Feinde keinen Widerstand entgegensetzen zu wollen.

Ja mittlerweile mußte Maria Theresia auch noch nach mehreren anderen Seiten hin eine nicht minder bittere Erfahrung machen. Nicht nur daß jetzt auch noch die Kürfürsten von Köln und von der Pfalz, sowie der König von Sardinien der Allianz mit Bayern und Frankreich beitraten und Spanien ernstlicher zu rüsten anfing, so schloß sich gleichzeitig auch Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, der sich sammt seinem Minister Brühl dadurch bestechen ließ, daß man ihm die Erwerbung von Mähren und Oberschlesien in Aussicht stellte, eng an Frankreich und Bayern an und brachte ein Heer von 22,000 Mann auf die

Beine, welches darauf nach öffentlicher Bekanntmachung „der Ursachen, welche Ihro Königliche Majestät in Polen und Churfürstliche Durchlaucht in Sachsen veranlasset, mit gewaffneter Hand in das Königreich Böheim und andere zu der Succession weyland Kaisers Karl VI. Majestät gehörige Lande einzurücken" im October unter dem Oberbefehl des Grafen Rutowski in Böhmen einrückte.

Wäre Kurfürst Karl Albrecht von Bayern ein ebenso großer Feldherr gewesen, wie er sich durch Hoffart und Eitelkeit kennzeichnete, so würde in der ebenbeschriebenen Zeit, wo Marien Theresien ausreichende Militärmacht noch gebrach, ein rascher Zug nach Wien schwerlich ohne günstigen Erfolg geblieben sein. Statt dessen aber wendete Karl Albrecht, nachdem er die Stände des Landes ob der Enns gezwungen hatte, ihm die Erbhuldigung zu leisten, seine Schritte Böhmen zu, um in Prag die Königskrone zu gewinnen, eine Unternehmung, die denn auch, wie weiter unten erzählt werden wird, vollständig glückte, in ihren weiteren Folgen aber doch Karl Albrecht ins Verderben führte, während sie in dem Augenblicke, wo sie in Gang kam, die Situation der beiden streitenden Hauptparteien, Oesterreichs und Preußens, wesentlich änderte.

In gleichem Maße nämlich, wie das Auftreten der Franzosen in Deutschland den größten und besten Theil der Nation mit Entrüstung erfüllte, in gleichem Maße kam dem König Friedrich II. von Preußen Karl Albrecht's Kriegszug nach Böhmen ungelegen, da, im Fall dieser Zug glückte, leicht auch Schlesien den Preußen wieder verloren gehen konnte. Und eine solche Befürchtung kennzeichnete sich bei einer genaueren Inbetrachtnahme der Verhältnisse um so weniger als eine unzeitige, einmal weil der verrätherischen Politik des Versailler Hofes nicht zu trauen war, dann aber auch weil Friedrich's II. Stellung zu Sachsen, welches früher aus Eifersucht auf Preußen sich mehr auf die Seite Oesterreichs geneigt hatte, jetzt aber seine Farbe wechselte und an dem Zuge nach Böhmen sich betheiligte, nichts weniger als eine Zuverlässigkeit, geschweige eine sichere Bürgschaft auf einen ungeschmälerten Besitz des eroberten Schlesiens bot. Es kann daher nicht befremden, daß Friedrich II. jener Zeit den dringenden Mahnungen des englischen Botschafters, Lord Hyndford, der auch jetzt noch mit allem Nachdruck zu einem gütlichen Vergleiche mit Maria Theresia rieth, geneigteres Gehör schenkte als früher. Und so kamen abermals, selbstverständlich ganz im Geheimen, diplomatische Unterhandlungen in Gang, die denn auch am 9. October zwischen König Friedrich II., dem preußischen Oberst Golz, dem Feldmarschall

Neipperg, dessen Adjutant Lentulus und Lord Hyndford zu Oberschnellendorf*) zu einem Abschluß gebracht wurden, indem man daselbst einen Vertrag einging, welcher die Abtretung von ganz Niederschlesien nebst den Städten Breslau und Neisse enthielt. Es ward festgesetzt, daß dieser Vertrag ein unverletzbares Geheimniß bleiben und für nichtig angesehen werden solle, sobald der Wiener Hof ihn verlautbare. Auch kam man überein, daß zum Schein die Scharmützel zwischen beiden Heeren fortgingen und die Belagerung und Uebergabe von Neisse nach dem Brauche geschehe. Ein Theil des preußischen Heeres sollte seine Winterquartiere in Oberschlesien beziehen, ohne jedoch zu brandschatzen und erzwungene Werbungen zu machen. Der König von Preußen machte sich verbindlich, nichts weiter als die Abtretung Niederschlesiens und der Stadt Neisse zu verlangen, nach Auslieferung dieser Festung weder gegen Maria Thersia, noch gegen den König von England als Kurfürsten von Hannover, noch gegen irgend einen ihrer Bundesgenossen zu handeln und Feldmarschall Neipperg auf seinem Rückzuge nach Mähren nicht zu behindern. Endlich einigte man sich dahin, wo möglich vor Ausgang des Jahres einen bestimmten Vertrag abzuschließen.

Friedrich II. hat nicht Unrecht, wenn er in der „Geschichte seiner Zeit" sagt: „Man muß bekennen, wenn es ein Fatum gibt, so offenbart es sich an dem Grafen Neipperg, welcher vorherbestimmt zu sein scheint, für seine Souveraine die entehrendsten Verträge zu schließen." Ging es ja sogar soweit, daß, weil dem König Friedrich viel daran gelegen war, seinen Bundesgenossen die Kunde dieser Oberschnellendorfer Uebereinkunft zu verbergen, er sich von Lord Hyndford sogar eine schriftliche Erklärung ausstellen ließ, daß diese Unterhandlung ohne Erfolg geblieben sei. Nichtsdestoweniger brachte dieser Vertrag, wenn auch durch denselben Friedrich II. nichts weniger als bleibend gebunden wurde, Marien Thersien einen großen Vortheil, da sie dadurch wenigstens interimistisch einen, und zwar den unternehmendsten ihrer Feinde los wurde, und alle ihre Macht zusammendrängen konnte, um sie gegen die Franzosen, Bayern und Sachsen zu richten. Denn die Punkte, wodurch eben Maria Thersia dem König von Preußen gegenüber wenigstens vor der Hand freie Hand erhielt, wurden gehalten. Nicht nur, daß sich Neisse verabredeter Maßen nach zwölftägiger

*) Siehe Coxe IV, S. 132 und die daselbst angezogenen Quellen.

Einschließung, am 31. October, ergab, so führte auch Neipperg seine Armee nach Mähren zurück, worauf ein Theil der preußischen Armee unter Schwerin Cantonnirungen in Oberschlesien bezog, der andere Theil aber unter Leopold von Dessau zur Einschließung von Glatz abging. Am 4. November kam darauf Friedrich II. nach Breslau und nahm daselbst in dem Fürstensaale des Rathhauses am 7. November die Huldigung*) des Landes entgegen.

Unterdessen hatten Maria Theresia's Feinde im Felde nicht unbedeutende Fortschritte gemacht. Bereits am 24. October war Kurfürst Karl Albrecht von Bayern bei Mautern über die Donau gegangen und hatte den Marsch nach Böhmen angetreten. Gleichzeitig rückten die Truppen, welche bisher in der Oberpfalz gestanden hatten, unter dem General Minuzzi ebenfalls in Böhmen ein und vereinigten sich mit einem Corps Franzosen unter Gassion und Clermont-Tonnerre bei Pilsen. Unmittelbar darauf erfolgte dann die Vereinigung dieser Corps mit dem kurfürstlichen Hauptheere, welches der Graf Törring befehligte, und ohne Säumen rückte nun diese ganze Heeresmasse auf Prag los, so daß, als nun auch die obenerwähnten 22,000 Mann Sachsen unter Rutowsky auf der andern Seite von Prag Position faßten, gegen Mitte Novembers die Stadt völlig eingeschlossen war.

Gegen diese Heeresmacht rückte aber auch in derselben Zeit, um wo möglich Prag zu retten, ein ansehnliches österreichisches Heer in Böhmen ein. Zunächst nämlich hatte der Großherzog Franz Stephan unmittelbar nach Abschluß des Oberschnellendorfer Vertrags den neuen Aushub von Ungarn nach Znaim geführt; zu ihm stieß dann Feldmarschall Neipperg mit den Trümmern des schlesischen Heeres, Graf Khevenhüller und zwei Regimenter der Wiener Besatzung, und kurz nachher Fürst Lobkowitz mit einem Beobachtungscorps aus Pilsen. Da dieses Heer im Ganzen 60,000 Mann zählte, hätte es wohl für einen Entsatz Prags ausgereicht. Am 22. November kam der Großherzog nach Tabor und

*) Bei dieser feierlichen Handlung war merkwürdiger Weise das Reichsschwert vergessen worden, dessen Knopf bei solcher Gelegenheit gewöhnlich zum Küssen gegeben wird. Als König Friedrich II. dies inne ward, zog er seinen Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte, und gab denselben dem Grafen Schwerin, der ihn während der Huldigung als Reichsschwert hielt. Vgl. Preuß, Friedrich der Große Bd. I, S. 184 ff. und die dort angezogenen Quellen. Daselbst ist auch eines Ausführlichen erzählt, welche Regierungshandlungen mit dem Huldigungsacte verbunden waren.

am 25. stand er nur noch vier Meilen von Prag; allein, trotz der forcirten Märsche, kam diese Hülfe zu spät.

Prag, wie bekannt durch die Moldau in zwei Theile geschieden und ebendeswegen von weitausgedehntem Umfang, zählte jener Zeit nur 3000 Mann Besatzungstruppen unter dem Oberbefehle des Grafen Ogilvy, war also durchaus nicht in der Lage, einer solchen Heeresmacht, wie die französisch-bayerisch-sächsische Armee repräsentirte, erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Dennoch schickte sich Graf Ogilvy, der von der Annäherung des Großherzogs Franz Stephan Kenntniß hatte und bis zu dessen Eintreffen die Stadt halten zu können hoffte, zur Gegenwehr an und wies die an ihn ergangene Aufforderung, den französischen Truppen freien Ein- und Durchzug zu gewähren, mit der Erklärung zurück: „daß er bei Annäherung fremder Truppen keinen andern Befehl habe, als die Stadt Prag gegen jeden feindlichen Angriff bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, und daß er die Treue, die er dem Erzhause von früher Jugend an gewidmet habe, demselben auch in seinem Alter bethätigen werde." Und in der That durfte Ogilvy nicht blos wegen der Annäherung des großherzoglichen Entsatzungsheeres, sondern auch aus anderen nicht unwichtigen Gründen sich von seinem muthigen Beginnen einen günstigen Erfolg versprechen. Nicht nur daß die Stadt wohl befestigt und reich mit Vorräthen versehen war, so trat auch sofort die ganze Bürgerschaft und Studentenschaft zur Vertheidigung der Stadt unter die Waffen, während die ungünstige Jahreszeit zu der Hoffnung berechtigte, daß die Feinde bei ihren Belagerungsarbeiten auf manches unvorhergesehene Hinderniß stoßen würden.

Leider aber gingen die Hoffnungen Ogilvy's nicht in Erfüllung. Von einer Belagerung der Stadt absehend, beschlossen die Feldherren des feindlichen Heeres, die Stadt lieber zu stürmen und bestimmten zu dieser Unternehmung die Nacht vom 25. zum 26. November. Und die Unternehmung gelang, und zwar hauptsächlich durch Anwendung einer List, durch welche sich, ganz wie man gehofft hatte, die Besatzung der Stadt täuschen ließ. Eine Stunde nach Mitternacht nämlich stellte sich eine Abtheilung Franzosen dem Strahower Thore gegenüber auf, begann eine furchtbare Kanonade und verleitete dadurch Ogilvy, den größten Theil der Besatzungstruppen nach dieser Seite hin zu dirigiren und die weitausgedehnten Wälle der übrigen Stadttheile von Truppen zu entblößen. Dieser Angriff der Franzosen war aber blos ein Scheinangriff; der eigentliche

Angriff dagegen war gegen die Neustadt und gegen die Kleinseite am Karlsthore gerichtet. Dadurch nun, daß diese Theile der Stadt nur eine geringe Vertheidigungsmannschaft hatten, sahen sich die Stürmenden bei ihrem Angriffe außerordentlich begünstigt, daher denn auch in wenig Stunden das Werk gethan war. Morgens 5 Uhr befand sich die ganze Stadt in der Gewalt der Alliirten, deren Verlust an Todten und Verwundeten nur gering war.*) Graf Ogilvy und die kaiserliche Besatzung gaben sich, als ein weiterer Widerstand zur Unmöglichkeit wurde, kriegsgefangen. Von einer Plünderung aber blieb Prag, obgleich es durch Sturm in die Hände der Sieger gefallen war, verschont. Während nach Erstürmung der Stadt, da die Verbündeten musterhafte Mannszucht hielten, sofort wieder Ruhe in die Stadt einzog und jeder Bürger in gewohnter Weise seinem Geschäfte nachging, hielt der eitle Kurfürst Karl Albrecht seinen Einzug im alten Prager Königsschlosse.

Auf erhaltene Nachricht von der Erstürmung Prag's blieb dem Großherzog Franz Stephan kaum eine andere Wahl, als sich mit seinem Heere zurückzuziehen. Mit dem einen Theile des Heeres zog er sich hinter die Budweiser Sümpfe, während er selbst in Budweis sein Hauptquartier nahm; den andern Theil des Heeres dirigirte er nach Chrudim, um Oesterreich zu decken, eine Stellung, die außerordentlich geschickt gewählt war, weil durch dieselbe die französischen und bayerschen Truppen, welche im Lande ob der Enns standen, von dem Hauptheere abgeschnitten wurden. Nichtsdestoweniger würde er sich kaum hier haben halten können, wenn Karl Albrecht mit seiner ganzen ihm jener Zeit zu Gebote stehenden Macht nachgerückt wäre. Statt dessen aber überließ sich derselbe in seiner Eitelkeit wohlgemuth seiner Siegesfreude und ließ sich am 19. December unter großem Pompe von dem Erzbischof von Prag, Fürsten Moritz Gustav von Manderscheid und Blankenheim, zum böhmischen Könige krönen. Gegen vierhundert Prälaten, Ritter und Herren, deren Besitzungen in der Gewalt des Feindes waren, leisteten die Huldigung; die bei weitem größte Zahl der Vornehmsten des Reichs hatten entweder schon vor Ankunft des

*) Bemerkenswerth ist, daß bei der Erstürmung von Prag sich vier natürliche Söhne des Königs August des Starken ausgezeichnet hatten: Rutowsky, der Oberbefehlshaber der Sachsen und unter ihm der Graf Cosel und der Chevalier de Saxe, endlich der nachmals so berühmte Graf Moritz von Sachsen, welcher im französischen Heere die Abtheilung befehligte, die den Angriff auf die Neustadt ausführte. (Siehe Sporschil VI, S. 28.)

Feindes die Stadt verlassen, oder verließen dieselbe jetzt. Der Eid wurde in deutscher und böhmischer Sprache abgelesen; die Landtagsproposition geschah in lateinischer Sprache. Diejenigen hohen Würdenträger, welche sich der neuen Regierung nicht unterwarfen und darum Prag verließen, waren: Johann Ernst Graf von Schaffgotsch, oberster Burggraf; Stephan Graf von Kinski, Oberstlandhofmeister; Heinrich Graf von Schlick, Oberstlandmarschall; Joseph Graf von Wrbna, Oberstlandrichter; Philipp Joseph Graf von Gallas, oberster Lehnsrichter; Wenzel Graf von Kokorschowa, Appellationspräsident. Nicht minder glänzende Namen befanden sich aber auch unter den Männern, welche sich willig der neuen Ordnung der Dinge fügten. Repräsentirt aber wurde die neue Herrschaft durch eine von Karl Albrecht ernannte Statthalterschaft, welche unter dem Namen einer „Hof-Deputation" fungirte, und an deren Spitze Philipp Krakowsky, Graf von Kolowrat stand, während zum obersten Befehlshaber Prags Karl Albrecht seinen natürlichen Stiefbruder, den Grafen von Bayern, ernannte.

Nach seiner Krönung blieb Karl Albrecht nur noch wenige Tage in Prag. Er verließ dasselbe bereits am 29. December und begab sich nach München, und von da ebenfalls nach kurzem Aufenthalte nach Mannheim, von wo er darauf nach Frankfurt eilte, um sich nun auch noch die deutsche Kaiserkrone aufsetzen zu lassen.

Schon früher ist darauf hingedeutet worden, wie Maria Thersia gleich nach dem Tode ihres Vaters darauf hingearbeitet hatte, ihrem Gemahle, dem Großherzoge Franz Stephan, die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, daher sie denn auch, um ihm die Wahlstimme Böhmens zuzuwenden, welche nach der Reichsverfassung von keinem Weibe gegeben werden konnte, ihn gleich nach ihrer Thronbesteigung zum Mitregenten erhob. Das oben geschilderte Waffenglück Karl Albrecht's führte nicht blos zu dem Verluste von Böhmen, sondern wirkte auch entscheidend auf den Frankfurter Wahltag. Nach ziemlich langen Verhandlungen kam man zu dem Endbeschluß, daß weder Maria Thersia noch ihr Gemahl Franz Stephan die böhmische Kurstimme führen dürfe, suspendirte diese Stimme, nöthigte dadurch den Freiherrn von Prandau, den Maria Thersia und Franz Stephan als kurböhmischen Wahlgesandten nach Frankfurt gesendet hatten, die Wahlstadt zu verlassen, und wählte schließlich einstimmig Karl Albrecht zum deutschen Kaiser, als welcher derselbe den Namen Karl VII. annahm. Am 30. Januar 1742 hielt darauf Karl Albrecht in Frankfurt seinen Einzug, worauf

am 12. Februar seine feierliche Krönung statthatte. Die bittere Erfahrung mußte er freilich mit in den Kauf nehmen, daß ihm Maria Theresia die Anerkennung als Kaiser verweigerte, während sie gleichzeitig an den Kurfürsten von Mainz, der die Auslieferung des Reichsarchivs an den neuen Kaiser verlangte, die Erklärung abgab, daß das Reichsarchiv ohne irgendwelche Widerrede an den künftigen römischen Kaiser ausgeliefert werden würde, sobald die Wahl desselben wahrhaft frei und gesetzmäßig wäre.

Mit der Erhebung Karl Albrecht's auf den Kaiserthron hatten indeß die Feinde Maria Theresia's, insbesondere Karl Albrecht selbst, das Aeußerste gegen sie erreicht. Indem Karl VII. den eiteln Titel als deutscher Kaiser annahm, verlor er fast seine sämmtlichen Staaten, ja in denselben Tagen, als an ihm die Krönung vollzogen ward, sah Europa den österreichischen Doppeladler bereits wieder in vollem Siegesfluge. Schon zwei Tage nach Karl's VII. Krönung besetzten die Oesterreicher Karl's Hauptstadt, München.

Schon oben wurde erzählt, daß Franz Stephan nach dem mißlungenen Entsatz von Prag eine starke Stellung bei Budweis genommen und einen Theil seiner Truppen nach Chrudim dirigirt hatte, wodurch, wie ebenfalls schon dort bemerkt ward, die französischen und bayerschen Truppen, die im Lande ob der Enns standen, von dem Hauptheere abgeschnitten wurden. Aus dieser Stellung aber erwuchs jetzt den Oesterreichern auch noch der zweite, nicht minder große Vortheil, daß nunmehr, nachdem mittlerweile bedeutende Truppenmassen aus Ungarn herangezogen worden waren, von Oesterreich aus mit um so größerem Nachdrucke ein Angriff auf die Feinde gemacht werden konnte. Den Oberbefehl über diese aus verschiedenen Provinzen, namentlich aus Ungarn zusammengezogene, aus 30,000 Mann bestehende Truppenmasse erhielt Feldmarschall Graf Ludwig Andreas von Khevenhüller, derselbe Mann, dessen Tüchtigkeit und Umsicht sich erst vor Kurzem wieder auf die glänzendste Weise bewährt hatte, als es galt, die gefährdete Hauptstadt Wien vor einem feindlichen Ueberfall möglichst sicher zu stellen.

Khevenhüller's Armee war in drei Divisionen*) getheilt. Die erste Division oder das Hauptcorps, bei welchem Khevenhüller sich in Person befand, wurde commandirt von dem Feldzeugmeister Grafen Wurmbrand, dem Feld-

*) Vgl. Sporschil VI, S. 31.

marschalllieutenant Grafen von Bernes und den Generalmajoren Bärenklau und Graf Leopold Palffey. Die zweite Division wurde von dem Feldmarschalllieutenant Grafen Karl Palffy commandirt und stand als Beobachtungscorps bei Enns auf beiden Ufern der Donau. Die dritte Division endlich und zugleich diejenige, bei welcher die meisten Husaren und Croaten, nebst den Warasdinern und Panduren standen, commandirte der Feldmarschalllieutenant Graf Mercy und der Feldwachtmeister von Dungern. Neben dieser Khevenhüller'schen Armee operirte gleichzeitig noch ein besonderes, aus 3000 Mann bestehendes Corps unter dem Oberbefehl des Feldmarschalllieutenants von Molck von Steiermark aus, um sich in den Besitz des Salzkammergutes zu setzen.

Die Operationen Khevenhüller's begannen im December 1741 und wurden in überraschender Schnelligkeit mit dem besten Erfolge gekrönt. Nachdem die Oesterreicher siegreich die Enns überschritten und 25,000 Franzosen unter dem Grafen Segur verjagt hatten, besetzte Bärenklau, während gleichzeitig Molck im Salzkammergute ankam, bereits am 3. Januar 1742 Gmunden und Ischl, wogegen Mercy bei Kremsmünster den bayerschen Obersten Pottier mit seinem Commando gefangen nahm und Dungern Efferdingen eroberte. Binnen wenig Tagen war das ganze Land ob der Enns vom Feinde gesäubert; die ganze bayersch-französische Macht hatte mit einem Male allen und jeden Halt verloren und zog sich unter Minuzzi und Segur in Linz zusammen. Da die Besatzung der Stadt Khevenhüller's Aufforderung, gutwillig das Gewehr zu strecken, zurückwies, schritt Khevenhüller zur Belagerung, ließ aber, während er selbst vor Linz stehen blieb, seine Vortruppen vorwärts gehen, um in Bayern selbst einzurücken. Und auch hierbei sahen sich die Oesterreicher in kurzem wieder auf's Entschiedenste vom Glück begünstigt. Nicht nur daß Ried und der wichtige Paß von Schärding fast ohne Schwertstreich erobert wurde, so half es auch nichts, daß Feldmarschall Graf Törring mit einem bayerschen Corps in der Richtung von Passau her Linz zu Hülfe eilte, obschon es demselben gelang, am Morgen des 17. Januar die Brückenschanze von Schärding zu überrumpeln. Schon am Nachmittag desselben Tages wurde er von Bärenklau wieder aus dieser Stellung vertrieben und darauf von diesem, in Verbindung mit den mittlerweile aus Vilshofen herbeigeeilten Truppen Menzel's, völlig aufs Haupt geschlagen. Vier Kanonen, eine Haubitze, mehrere Fahnen, sowie das Gepäck und Silbergeschirr des Grafen Törring fiel dabei als Siegesbeute den Oester-

reichern in die Hände. Linz hielt sich darauf nur noch wenige Tage. Nachdem bereits am 16. Januar ein heftiger Ausfall der Belagerten zurückgeschlagen worden war, begann Khevenhüller, in Verbindung mit dem unterdeß im Lager eingetroffenen Großherzog Franz Stephan, am 23. Januar das Bombardement. Noch am Abend desselben Tages ergab sich die Stadt auf Capitulation. Unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen Maria Theresia zu dienen, erhielt Tags darauf die Besatzung, bestehend aus 8700 Mann zu Fuß und 1400 Reitern, freien Abzug mit allen Kriegsehren. Solches geschah am 24. Januar 1742 — an demselben Tage, an welchem Karl Albrecht in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt ward!

Wie Karl Albrecht, so empfand der Zeit und in noch viel empfindlicherem Maße die Wandelbarkeit des Glücks auch sein von ihm verlassenes Bayerland. Während Karl Albrecht in eitler Hoffart in Frankfurt den Kaiser spielte, hausten die wilden Kriegsgesellen, welche Marien Theresien aus den entferntesten Provinzen ihres weitausgedehnten Reichs zu Hülfe geeilt waren, sowie sie nur den ersten Schritt auf bayerschen Grund und Boden gethan hatten, mit barbarischer Wildheit und Grausamkeit im Lande Karl Albrecht's. Und, wie nicht zu verwundern: je wilder und roher einzelne Corpsführer, desto entsetzlicher und zügelloser waren die ihrem Befehle untergebenen Mannschaften. Zu den berüchtigtsten Führern der Art gehörten vorzugsweise zwei: der Husarenoberstlieutenant Menzel und der Pandurenführer Trenk. Ersterer, ein geborner Leipziger, trat bei Ausbruch des ersten schlesischen Krieges aus russischen Diensten in die österreichische Armee und zeichnete sich ebenso sehr durch Tapferkeit und Tollkühnheit wie durch Wildheit und Grausamkeit aus. Zeugniß hierfür gibt unter Andern auch seine Kundmachung, welche er unterm 7 Januar 1742 von Ried aus an die Bewohner des unglücklichen Bayerlandes erließ, worin am Schluß es wörtlich lautet: „Dahero werden durch mich alle Unterthanen und Insassen des Churfürstenthums Bayern ermahnet und gewarnet, sich keineswegs in Wehr und Waffen zu setzen, es seye denn die darin im Lande regulirte Miliz; daferne aber solches geschehe und die sogenannten Landfähnler sich unterstehen würden, aufzusetzen, und wider mich offensive zu agiren, so erkenne selbe vor keine Miliz, wird auch nach der Raison de guerre mit ihnen keiner Gestalt verfahren werden, massen selbe in lauter Lumpengesinde, nichtswürdig und odieusen Leuten bestehet, und also solche von mir mit keinem andern Tractament oder Pardon

gewürdiget werden sollen, als daß einer dem andern Nase und Ohren abschneiden, und folglich, wann solches geschehen, der civilen Justitz zum Aufhencken übergeben werden sollen." Noch viel wilder und barbarischer zeigte sich Trenk*) mit seinen Horden, ein Mann von merkwürdigen Lebensschicksalen. Geboren 1711 zu Reggio, wurde er — mit seinem vollen Namen Franz Freiherr von der Trenk — obgleich sein Vater kaiserlicher Oberstlieutenant, ein geborner Preuße und Protestant war, in Oldenburg bei den Jesuiten erzogen und trat bereits in seinem 16. Lebensjahre in kaiserliche Kriegsdienste, die er aber schon 1738 wegen eines groben Excesses wieder verlassen mußte. Darauf in russischen Kriegsdiensten erwarb er sich in den damaligen Türkenkriegen die Zuneigung des russischen Feldmarschalls von Münnich, der ihm übrigens zweimal das Leben rettete, indem er zweimal wegen Subordinationsvergehen zum Tode verurtheilt worden war. Nach der Zeit lebte er auf seinen Gütern in Slavonien, bis beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges Maria Theresia ihm auf sein Ansuchen erlaubte, ein Corps Panduren zu errichten, das im Laufe des Kriegs bis auf 5000 Mann stieg. Mit dieser wilden Schaar bildete nun Trenk immer die Vorhut, Alles vor sich niederwerfend und jeden seiner Schritte bezeichnend mit Morden, Brennen, Plündern und den entsetzlichsten Unmenschlichkeiten. Dabei aber war er ein überaus schöner Mann, von unglaublicher Stärke, gegen alle Beschwerden abgehärtet und von hervorragenden militärischen Kenntnissen, sowie er denn auch sieben Sprachen fertig sprach. Indeß trieb er seine Erpressungen, seine Raubsucht und Gräuelthaten aller Art so weit und konnte sich so wenig an Subordination gewöhnen, daß ihm schließlich 1746 ein peinlicher Proceß gemacht und er zu lebenslänglicher Haft auf dem Spielberge zu Brünn verurtheilt wurde, wo er 1749 starb, wie man behauptete an Gift, das er freiwillig genommen habe.

Daß eine Kriegführung, wie die eben geschilderte Menzel's und Trenk's, die ganz unwillkürlich an die furchtbaren Zeiten des dreißigjährigen Kriegs erinnert, ebensosehr außer dem Willen Maria Theresia's wie ihres Gemahls und ihres Oberfeldherrn Khevenhüller lag, bedarf wohl kaum einer besonderen

*) Vgl seine Autobiographie: „Merkwürdiges Leben und Thaten des Freiherrn Fran von der Trenk (Wien 1807), und Franz von der Trenk, dargestellt von einem Unparteiischen (C. F. Hübner), mit einer Vorrede von Schubart (3 Bdchen., Stuttgart 1788).

Erwähnung. Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, daß es Maria Theresia gar wohl verstand, unter ihren Truppen einen ächt militärischen Geist, den rechten Muth und die rechte Begeisterung fort und fort wach zu erhalten, und daß, was in dieser Beziehung ihr großer Gegner, Friedrich II., durch das lebendige Beispiel und persönliche Bravour erreichte, von Maria Theresia durch Anwendung der allereinfachsten, freilich aber auch immer ihren ganzen Seelenadel, sowie ihre ächt weibliche, taktvolle Weisheit offen zu Tage legenden Mittel erreicht wurde. Die gleich näher zu beschreibende Zeit, in welcher ihre Truppen unter Khevenhüller nach Wiedereroberung Oberösterreichs siegreich nach Bayern vordrangen und in kurzem München besetzten, liefert hierfür ein ebenso eclatantes wie wahrhaft erhebendes Beispiel. In dieser Zeit nämlich sendete unter'm 27. Februar Maria Theresia an Khevenhüller in dessen Heerlager ihr in Lebensgröße gemaltes Bild, den jungen Prinzen auf dem Arme haltend, mit folgendem rührenden Handschreiben *):

„Hier hast Du eine von aller Welt verlassene Königin vor den Augen, was meinest Du wird aus dem Kinde werden? Siehe! Deine gnädigste Frau vertrauet Dir, als einem getreuen Diener, mit diesem Bildniß ihre ganze Macht, und Alles, was ihre Herrschaft vermag. Handle, o Held! als ein getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten gedenckest. Nimm die Gerechtigkeit zum Schilde, und thue, was Du gerecht zu sein glaubest. Sey unpartheilich in Beurtheilung unserer Feinde, folge denen grössesten Thaten des in Gott ruhenden Lehrmeisters Eugenii, und sey versichert, daß Du mit Deinem Geschlechte jetzo und zu ewigen Zeiten von uns und unsern Nachkommen alle Gnade, Huld und Danckbarkeit, vor der Welt aber einen unsterblichen Ruhm erlangen wirst. Solches betheuren Wir Dir bei unserer Majestät. Lebe wohl und streite wohl.

Maria Theresia."

Der alte Biograph unserer Heldin bemerkt bei Mittheilung dieses Schreibens noch: Diesen Brief las hochgedachter Feldmarschall der ganzen Generalität und vielen vornehmen Officiers bey der Tafel vor, welcher bey allen eine solche Gemüths-Bewegung erregete, daß sie sich vor Thränen nicht enthalten konnten,

*) Der Allerdurchlauchtigsten und großmächtigsten Mariä Theresiä ꝛc. Helden- und Kriegs-Geschichte ꝛc. Erfurth. 1743. S. 190.

von ihren Stühlen aufstanden, und sich zusammen verbanden, den letzten Blutstropfen für ihre theuerste Königin aufzusetzen, auf deren Gesundheit und fernern Fortgang ihrer gerechten Waffen die Pocale alsdann frisch herum giengen. Als man das schöne Bild hernach denen versammleten Soldaten vorgetragen, und gezeiget, haben dieselben ihre Säbels und Degens entblöset, sie geküsset, und die Küsse dem Portrait zugeworffen."

Nach der Einnahme von Linz stand einem weiteren und um so rascheren Vordringen der österreichischen Truppen nach dem Bayerland nichts mehr im Wege. Nachdem sich noch die Festungen Oberhaus und Passau ergeben hatten, in welcher letztern Stadt Khevenhüller am 27. Januar von dem Fürstbischof Cardinal Lamberg auf's Ehrenvollste als Befreier empfangen wurde, breitete sich die österreichische Armee an der bayerschen Grenze so aus, daß der rechte Flügel von Passau, der linke von Braunau aus zu operiren begann. Bärenklau rückte, nachdem er Deggerndorf an der Donau und Dingelfingen an der Isar besetzt hatte, gegen Landshut vor, welches sich ohne Widerstand ergab, während gleichzeitig Menzel Wasserburg eroberte und bereits am 13. Februar München zur Capitulation zwang, worauf übrigens auch noch ein Corps Tyroler erschien, das unterdeß die Landesgrenze überschritten hatte und sich nun mit der Menzeln nachrückenden österreichischen Hauptarmee vor München vereinigte. Khevenhüller genehmigte die Capitulation, und wurde in derselben festgesetzt, daß Personen und Eigenthum, ständische Rechte und städtische Privilegien unangetastet bleiben sollten. Nichtsdestoweniger hatte München, eine bedeutende Contribution, wozu es sich nebst Nymphenburg verstehen mußte, ungerechnet, von den plünderungssüchtigen Corps, die sich unter der österreichischen Armee befanden, unendlich viel zu leiden. So befand sich also nun im Anfange des März 1742 ganz Bayern von den tyroler Alpen bis an die Donau in der Gewalt der Truppen Maria Theresia's, während der Kurfürst von Bayern, Karl Albrecht, in Frankfurt den Kaiser spielte.

Indeß gab dieses entschiedene Glück der österreichischen Waffen auch dem König Friedrich II. von Preußen Veranlassung, aus seiner durch den Oberschnellendorfer Vertrag ihm zudictirten Zuschauerrolle wieder herauszutreten. Die Bedingung, daß der Vertrag ein unverletzbares Geheimniß bleiben solle, war nicht eingehalten worden und zwar, wie Friedrich II. vermuthete, aus keinem andern Grunde, als um ihn bei seinen Verbündeten in ein schlechtes Licht

zu setzen und ihn mit denselben zu entzweien. Friedrich II. hielt sich daher der in dem Vertrage eingegangenen Verpflichtungen für entbunden, leugnete das Abkommen öffentlich ab, und schloß sich, um seinen bisherigen Verbündeten zu beweisen, daß er nicht gemeint sei sie zu verlassen, enger an den Kurfürsten von Bayern an. Die nächste Folge davon war, daß bereits noch im December 1741 Friedrich II., um sich Schlesien zu erhalten, wieder die Offensive ergriff. Während daher Ende des Jahres 1741 12,000 Preußen in Böhmen einrückten und der Erbprinz Leopold von Dessau am 9. Januar 1742 Glatz nach hartnäckiger Vertheidigung eroberte, besetzte Schwerin Troppau und Jägerndorf, wendete sich dann nach Mähren und nahm am 27. December 1741 Olmütz. König Friedrich II. selbst aber begab sich darauf nach Dresden, um den König August oder eigentlich dessen allmächtigen Minister Brühl dahin zu bewegen, sich zur Eroberung Mährens in Gemeinschaft mit ihm in Thätigkeit zu setzen und zu dem Ende die sächsischen Truppen mit den Preußen zu vereinigen. Friedrich ward in Dresden mit dreimaliger Abfeuerung von 82 Kanonen und andern ausgesuchten Festlichkeiten empfangen; allein den eigentlichen Zweck seiner Reise, die Ueberlassung eines Hülfscorps, erlangte er nur mit außerordentlichen Schwierigkeiten, und zwar einmal weil man ihm nicht recht traute, dann aber auch, weil Niemand wußte, wer der Zeit in Dresden eigentlich Regent war. Am 21. Januar 1742 kam Friedrich in Prag an, um daselbst mit den französischen und bayerschen Heerführern den ferneren Verlauf des Feldzuges ebenfalls zu verabreden, und bereiste dann seine böhmischen und schlesischen Standquartiere. Anfang Februar schritt darauf Friedrich zur Ausführung seines mit seinen Alliirten besprochenen Operationsplanes. Während er sich an der Spitze von 15,000 Mann bei Trebisch mit den Sachsen vereinigte, besetzte ein anderes preußisches Corps Wischau, Hradisch, Kremsir und die ungarische Grenze. Und wirklich sah sich Friedrich II. anfänglich abermals vom Glück begünstigt; ja die Zieten'schen Husaren wagten sich so tief in's österreichische Land, wie in allen folgenden Kriegen unter Friedrich kein preußisches Corps mehr gekommen ist; sie streiften bis Stockerau, der letzten Station vor Wien. Trotzdem mißglückte der Feldzug, konnte wenigstens nicht nach dem Plane zur Ausführung gebracht werden, den Friedrich II. ursprünglich verfolgt hatte. Schuld daran war ausschließlich die Eifersucht der Sachsen, die nur mit Widerwillen den Befehlen des Königs von Preußen Folge leisteten und eine ernste Kriegführung geradezu

unmöglich machten. Kam es ja sogar so weit, daß, als Friedrich II. Anfang März Brünn zu belagern anfing, König August, der zur Beschießung der Stadt die Kanonen hergeben sollte, sich dessen weigerte, aus keinem andern Grunde, als, weil es ihm, wie er erklärte, an Geld fehlte. Und doch wußte die Welt, daß er nur erst die Summe von 400,000 Thalern zum Ankauf eines großen grünen Diamanten verwendet hatte! Wie hätte unter solchen Umständen ein wirklich entscheidendes Ziel erreicht werden können?

Müde, sich für fremde Zwecke aufzuopfern, zog sich daher Friedrich II. aus Mähren zurück. Während ein Theil seines Heeres unter dem Prinzen Dietrich von Anhalt und dem Feldmarschall Schwerin ein Lager bei Olmütz bezog, das man aber aus Mangel an Lebensmitteln bald wieder verlassen mußte, verlegte Friedrich die andere Hälfte seines Heeres zwischen die Elbe und Sassawa im böhmischen Kreise Chrudim, wogegen gleichzeitig die Sachsen nun Mähren ebenfalls verließen und in den Leitmeritzer und Satzer Kreis rückten, wo sie nicht weit von der sächsischen Grenze ihre Quartiere bezogen. Als bei der Gelegenheit der sächsische Minister von Bülow an Friedrich II. die Frage richtete: „aber, Sire, wer wird nun meinem Herrn die Krone von Mähren aufsetzen?" gab ihm dieser zur Antwort: „mein Herr, eine Krone gewinnt man nicht anders, als mit grobem Geschütz, und es ist der Sachsen eigene Schuld, wenn es zur Einnahme Brünns daran gefehlt hat."

In dieser angegebenen Stellung stand Friedrich mit seinen Truppen vier Wochen, und da er während der Zeit sich mehr als zur Genüge überzeugte, daß auch von den in seiner Nähe unter dem Oberbefehl des Marschalls Broglio stehenden Franzosen, die Eger genommen und Pisek besetzt hatten, eine Unterstützung nicht zu erwarten war, würde ihm der Zeit ein billiges Abkommen mit dem Wiener Hofe wohl mehr als erwünscht gewesen sein. Dazu aber war wenigstens der Zeit noch keine Aussicht vorhanden, um so weniger, da mittlerweile Maria Theresia's Schwager, der kühne Prinz Karl von Lothringen, an der Seite des alten erfahrenen Feldmarschalls Königseck, welche beiden Männer unterdeß dem Großherzog Franz Stephan und dem General Neipperg im Obercommando gefolgt waren, mit seiner Armee aus Mähren über Deutschbrod heranzog, um womöglich nach Ueberwindung der preußischen Heeresmacht den Franzosen und Bayern Prag zu entreißen. So wurde also die Fortsetzung des

Kampfes unvermeidlich und die weitere Entscheidung der Sache abermals auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht gesetzt.

Diese Entscheidung kam am 17. Mai 1742 durch die Schlacht bei Chotusitz und Czaslau, in der Nähe von Kuttenberg in Böhmen. Die numerische Stärke der beiden an diesem Tage gegeneinander kämpfenden Armeen hielt sich ziemlich das Gleichgewicht. Die Oesterreicher zählten 30,600 Mann, die Preußen 28,200 Mann, nur waren die Oesterreicher am Geschütz den Preußen um das Doppelte überlegen. Die Schlacht dauerte von Morgens 8 Uhr bis zu Mittag, und beiderseits wurde mit der äußersten Tapferkeit und Hartnäckigkeit gekämpft. Namentlich tilgte die österreichische Infanterie die am Tage von Molwitz erfahrene Schmach. Aber der Sieg blieb doch in den Händen der Preußen. Der Verlust war auf beiden Seiten ziemlich beträchtlich. Die Oesterreicher verloren 1052 Mann an Todten, darunter 40 Officiere; 1773 Mann an Verwundeten, darunter 157 Officiere und 3369 Mann an Vermißten und Gefangenen und darunter 44 Officiere. Die Preußen dagegen verloren an Todten 2004 Mann, darunter 33 Officiere, an Verwundeten 1463 Mann, darunter 96 Officiere; an Gefangenen und Vermißten 730 Mann, darunter 16 Officiere. Am furchtbarsten war auf Seite der Preußen die Reiterei mitgenommen worden.

Friede von Breslau.

Die Schlacht bei Chotusitz und Czaslau war von großen Folgen. Während auf der einen Seite König Friedrich II. eines Krieges überdrüssig war, in welchem er, wie die Verhältnisse jetzt lagen, eigentlich nur noch den Vorkämpfer für treulose und unzuverlässige Bundesgenossen zu machen hatte, und in dessen Verlaufe, wie er sich nicht verhehlen konnte, seine Streitkräfte, ob er auch siegreich geblieben, nicht unbedeutend mitgenommen worden waren, mußte es auf der andern Seite ebensosehr in Marien Theresien's Interesse liegen, mit diesem einen ihrer zahlreichen Gegner sobald als nur möglich auseinander zu kommen. Denn nicht nur, daß sie darüber unmöglich mehr in Zweifel sein konnte, daß, so lange sie noch einen Theil ihrer Streitkräfte gegen Frankreich und Bayern kehren mußte, ihre ihr außerdem noch zur Verfügung stehende Macht der preußischen nicht gewachsen war, so boten auch die Cabinete der Seemächte, namentlich England, alles Mögliche auf, um Marien Theresien dahin zu bestimmen, sich mit Friedrich II. zu verständigen. Unter solchen Umständen konnte die Schlacht

von Czaslau nur dazu beitragen, die endliche Aussöhnung der beiden streitenden Parteien zu beschleunigen. Und so kam man denn, da man eben auf jeder von beiden Seiten den Frieden ernstlich wollte, über die dem Friedensschluß zu Grunde zu legenden Bedingungen bald überein, sodaß bereits am 11. Juni 1742 Lord Hyndford, kraft der von Maria Theresia erhaltenen Vollmacht, und Graf Podewils, als Bevollmächtigter Friedrich's II., in Breslau die Friedenspräliminarien unterzeichnen konnten. Diesen folgte darauf am 28. Juli 1742 der Definitivfriede zu Berlin und am 6. December desselben Jahres der schlesische Grenzreceß, der zu Ratibor unterzeichnet wurde.

In diesem Frieden*) nun überließ Maria Theresia mit völliger Souveränetät und Unabhängigkeit von der Krone Böhmen und ihrer Lehnsherrlichkeit an den König von Preußen und dessen Erben das Herzogthum Nieder- und Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz und dem mährischen District Katscher; dagegen behielt sie von Schlesien das Fürstenthum Teschen, den jenseits der Oppa gelegenen Antheil der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf und den südlichen Theil vom Fürstenthum Neisse, so daß 102 schlesische Quadratmeilen von Schlesien österreichisch blieben, während 841 schlesische oder 641 geographische Quadratmeilen preußisch wurden. Und während hierüber der Grenzreceß zu Ratibor die näheren Bestimmungen enthielt, entsagte König Friedrich in dem Berliner Frieden für sich und für seine Erben allen alten und neuen Ansprüchen an Marien Theresien. Ferner wurde festgesetzt, daß die katholische Religion in Schlesien in ihrer dermaligen Verfassung bleiben sollte, wogegen allen Einwohnern ihre Privilegien zugesichert wurden, mit Vorbehalt unumschränkter Gewissensfreiheit für die Protestanten und der dem Souverän des Landes zustehenden Gerechtsame. Und weil die katholische Kirche von Schlesien größtentheils zur Breslauer Diöcese gehörte, einige Bezirke jedoch unter der geistlichen Gerichtsbarkeit anderer Bischöfe standen, namentlich die Grafschaft Glatz unter dem Prager Sprengel, Troppau, Jägerndorf und Katscher unter dem von Olmütz, Pleß sammt Beuthen unter dem von Krakau, so änderte Preußen daran auch nichts. Da aber nun die Einkünfte Schlesiens noch von Karl's VI. Zeiten her an englische und holländische Handelshäuser verpfändet waren, übernahm

*) Vgl. Preuß, Friedrich der Große I., S. 192 und die daselbst angezogenen weiteren Quellen.

Preußen die Befriedigung der engliſchen, Maria Thereſia dagegen die der holländiſchen Häuſer.

Eingeſchloſſen endlich in den Berliner Frieden waren Georg II. als König von England und Kurfürſt von Hannover, Rußland, das Haus Braunſchweig, Dänemark, die Generalſtaaten und der König von Polen als Kurfürſt von Sachſen.

So hatte alſo Maria Thereſia durch den Friedensſchluß von Breslau Schleſien verloren, ein Land, das ſie ſelbſt als den ſchönſten Edelſtein ihrer Krone bezeichnete. Es war unſtreitig ein ſchweres und großes Opfer, welches ſie bringen mußte, aber doch nicht zu groß, um ſich den ungeſchmälerten Beſitz des übrigen väterlichen Erbes zu ſichern. In ihrem edeln Herzen freilich konnte ſie gerade dieſen Verluſt nimmer verſchmerzen, daher ſie denn auch ſeitdem, ſowie ſie einen Schleſier ſah, jedesmal Thränen vergoß.

Alſo endete der erſte ſchleſiſche Krieg, damit aber freilich noch nicht der öſterreichiſche Erbfolgekrieg.

Fortsetzung des österreichischen Erbfolgekriegs bis zum abermaligen Auftreten Friedrich's II.

Was Maria Thereſia beim Abſchluß des Breslauer Friedens zumeiſt gehofft hatte, nach Verſtändigung mit Preußen mit deſto größerem Erfolge den Krieg gegen ihre übrigen Feinde führen und beſtehen zu können, ging alsbald in der erwünſchteſten Weiſe in Erfüllung. Zunächſt aber waren es die glücklichen Operationen ihrer Feldherrn in Böhmen, wodurch nicht nur ihre gerechte Sache wieder feſteren Halt bekam, ſondern auch diejenigen der europäiſchen Cabinete, die ihr freundlich geſtimmt waren, veranlaßt wurden, für ſie, die erhabene Frau, auf beſtimmtere und entſchiedenere Weiſe Partei zu ergreifen.

Schon im vorigen Abſchnitte iſt erzählt worden, wie noch vor Abſchluß des Breslauer Friedens die Oeſterreicher bemüht waren, wieder in den Beſitz von Böhmen zu kommen und vor Allem Prag wieder zu gewinnen. Demſelben Ziele war ihr Hauptaugenmerk auch nach der Zeit zugewendet. Begonnen wurde dieſe Unternehmung von dem Fürſten von Lobkowitz, der mit einem Reſervecorps von 10,000 Mann bei Budweis ſtand und kurz vor Abſchluß des Breslauer Friedens einen Angriff auf Frauenberg machte, aber von den Marſchällen Broglio und Belle-Isle, die von Piſek her den Ihrigen zu Hülfe kamen, zurück-

geschlagen wurde. Besseren Erfolg hatte ein zweiter Angriff, nachdem Prinz Karl von Lothringen mit seiner Armee zu Fürst Lobkowitz gestoßen war. Bei diesem zweiten Angriff auf Frauenberg wurden die Franzosen gezwungen, sich mit Verlust ihres Gepäcks und vieler Mannschaft zurückzuziehen, so daß nun die Oesterreicher, da mittlerweile ein weiteres österreichisches Corps unter dem Feldmarschall von Festeticz aus Mähren über Czaslau und Kuttenberg heranrückte, ungehindert auf Prag losgehen konnten. Diese Unternehmung auf die böhmische Hauptstadt erschien aber gerade jetzt um so wichtiger und versprach um so größeren Erfolg, da einestheils durch die eben angegebenen Operationen der Oesterreicher die ganze, der Zeit in Böhmen befindliche französische Heeresmacht nach Prag zurückgedrängt, anderntheils ein französisches Corps von 10,000 M., welches der Herzog von Harcourt seinen Landsleuten zu Hülfe zu führen suchte, durch Khevenhüller an den Ufern der Donau in Schach gehalten wurde. Und auch bei dieser Unternehmung sahen sich die Oesterreicher wieder auf's Entschiedenste vom Glück begünstigt. Nachdem Pisek, Pilsen und Krumau wiedererobert worden waren, lagerte sich bereits gegen Ende des Monats Juni die österreichische Armee, die mit den 18,000 M. frischer Truppen des Feldmarschalls von Festeticz zusammen gegen 70,000 M. zählte, rund um Prag, so daß nach Herbeischaffung von schwerem Geschütz sofort zur Belagerung der Stadt geschritten werden konnte.

An das glückliche Gelingen dieses strategischen Zuges knüpften sich für Maria Theresia große Vortheile, und zwar nicht blos in Bezug auf die weitere Kriegführung, sondern auch in Rücksicht auf die Stimmung der europäischen Cabinete, die, seitdem sich den österreichischen Waffen das Glück wieder zuwendete, immer mehr und mehr zu der Ueberzeugung kamen, daß das Bestehen Oesterreichs mit einer großen Macht doch nöthig sei, um die bourbonischen Höfe in den rechten Schranken zu halten. So entschiedenes neues Waffenglück nun, wie die Einschließung Prags, konnte selbstverständlich nur dazu beitragen, die an den europäischen Höfen für Oesterreich ohnehin schon günstige Stimmung nur noch günstiger zu machen. Während so schon noch gegen Ende des Jahres 1741 Marien Theresien von den Generalstaaten 840,000 Gulden Hülfsgelder bewilligt worden waren, nahm auch England, wo inzwischen im Februar 1742 das Ministerium Robert Walpole hatte abdanken müssen und Lord Carteret, ein entschiedener Freund des Hauses Oesterreich, an's Ruder gekommen war, noch offener

und entschiedener für Maria Theresia Partei, zahlte nicht nur die seitherigen Hülfsgelder fort, sondern bewilligte auch weitere Summen für Aufstellung eines Heeres, welches von Flandern aus gegen die Franzosen agiren sollte. Und endlich gestalteten sich auch in Italien die Verhältnisse günstig für Maria Theresia.

Da aber gerade die derzeitigen italienischen Verhältnisse als die Hauptursache angesehen werden mußten, warum England in der angegebenen Zeit so entschieden für Oesterreich Partei nahm, wird es nicht am unrechten Platze sein, wenn wir, bevor von den weiteren Kriegsereignissen in Deutschland geredet wird, eine Schilderung der gleichzeitigen Verhältnisse in Italien hier einschalten.

Schon in unserer früheren Darstellung ist erzählt worden, wie unserer Heldin, als sie den väterlichen Thron bestieg, auch ihre Besitzungen in Italien streitig gemacht wurden, und namentlich wurde dort schon erwähnt, daß sich's hier vornehmlich um die Lombardei handelte, welches Land die Königin Elisabeth von Spanien für ihren zweiten Sohn Don Philipp begehrte. Indeß war dies nicht der einzige Feind, mit dem es Maria Theresia in Italien zu thun hatte. Wie Spanien, im engen Bunde mit Neapel und im Einverständniß mit Frankreich, die Lombardei begehrte, so erhob der Herzog von Modena Ansprüche auf Ferrara und schloß sich in der Hoffnung, mit Hülfe Spaniens um so leichter zu seinem Ziele kommen zu können, eng an Spanien an. Endlich war noch eine dritte Macht, welche ebenfalls nach Erweiterung ihres Besitzes strebte: König Karl Emanuel von Sardinien, der Ansprüche auf Mailand erhob, bei weiterer Verfolgung derselben aber, wie weiter unten erhellen wird, mehr seinen eigenen Weg ging, in der Erwartung, auch ohne Frankreichs und Spaniens Mitwirkung seine Absicht erreichen zu können.

Der Plan der ebengenannten, Marien Theresien feindlichen Mächte ging nun dahin, daß eine spanische Armee von 15,000 M. nach Italien geschickt werden sollte, der, wie man meinte, in Verbindung mit neapolitanischen, sardinischen und französischen Truppen, es leicht werden würde, die ohnehin schon anderwärts in Anspruch genommenen Oesterreicher aus Italien zu vertreiben. Daher wurde denn auch vom Wiener Hofe, gleich nachdem Feldmarschall Otto Ferdinand Graf von Traun, Generalcommandant und Statthalter von Mailand, Mantua, Parma und Piacenza, in diesen Herzogthümern die Erbhuldigung für Maria Theresia hatte leisten lassen, Graf Wenzel Anton von Kaunitz nach Florenz gesendet, um eine Landung der Franzosen und Spanier im Großherzogthum Toscana nach

Möglichkeit zu hindern. Indeß hatte man es nicht der Sendung dieses Staatsmannes, sondern einem andern Umstande zu danken, daß die Landung spanischer Truppen in Italien, die schon im Frühjahr 1741 beabsichtigt war, unterblieb. Schuld daran waren die Engländer, welche bereits seit Jahresfrist mit Spanien im Krieg lagen und der Zeit mit ihrer Flotte unter dem Oberbefehl des Admirals Haddock an den spanischen Küsten so strenge Wache hielten, daß an ein Auslaufen spanischer Schiffe aus spanischen Häfen nicht zu denken war. Es zog sich daher diese Unternehmung in die Länge, und erst im Herbste des Jahres 1741 gelang es einer französischen Flotte, welche aus dem Hafen von Toulon lief, sich mit der zu gleicher Zeit abgesegelten Flotte der Spanier zu vereinigen und, ohne von der englischen Flotte aufgehalten zu werden, glücklich nach Italien zu gelangen, ein Ereigniß, welches in England so große Sensation und so allgemeinen Unwillen erregte, daß, wie bereits oben erwähnt wurde, das Ministerium Walpole abdanken mußte.

Auf die Verhältnisse in Italien blieb indeß diese Landung spanischer Truppen vor der Hand noch ohne erhebliche Folgen, wenn sie auch nach einer Seite hin die Situation klärte, indem König Karl Emanuel von Sardinien, gleich nachdem die Landung der Spanier erfolgt war, die Erklärung abgab, daß er seine Ansprüche auf Mailand auf eigene Faust und Gefahr, unabhängig von Frankreich und Spanien, zu verfechten gedenke. Anders dagegen gestalteten sich die Verhältnisse, als Ende Januar 1842 ein zweiter Transport spanischer Truppen in Italien landete, und in Folge davon König Karl Emanuel von Sardinien den immer-dringender und dringender werdenden Vorstellungen Englands Gehör schenkte, sich von seiner Verbindung mit Frankreich und Spanien ganz lossagte und unter Englands Vermittelung mit Oesterreich in directe Unterhandlung trat. Schon am 1. Februar führte dies zu einem höchst wichtigen, wie für das Interesse Oesterreichs höchst günstigen Ergebniß, indem an diesem Tage Graf Schulenburg für Maria Theresia und der Graf Ormea für Karl Emanuel zu Turin einen Vertrag unterzeichneten, worin Maria Theresia dem König Abtretungen im Mailändischen und die Uebertragung der Rechte auf Finale verhieß, König Karl Emanuel dagegen die Zusage gab, keine fremde Macht in die Lombardei zu lassen, ein Uebereinkommen, dem dann die Vereinigung der sardinischen Truppen mit den österreichischen unter dem Grafen Traun auf dem Fuße folgte.

Dies die Lage der Dinge in Italien, als den Oesterreichern die oben be-

schriebene Einschließung Prags gelang und unmittelbar darauf, wie ebenfalls schon bemerkt ward, die Belagerung der Stadt begann. Oesterreichs Adler, dem man ursprünglich so gern die Flügel ganz beschnitten hätte, flog wieder hoch, während Frankreich sich nicht nur auf dem Felde der Ehre in den Hintergrund gedrängt und in seinem stolzen Uebermuthe gedemüthigt sah, sondern auch in Bezug auf seine Politik bei den europäischen Fürsten und Völkern mehr und mehr in Mißcredit kam. Unter solchen Umständen war es daher Marien Theresien gewiß nicht zu verargen, daß sie die französischen und bayerschen Friedensvorschläge, die jener Zeit auf die Bahn kamen, auf das Allerbestimmteste zurückwies, ja selbst auch dann, als von Seiten ihrer nächsten Umgebungen Anstrengungen gemacht wurden, sie milder und nachgiebiger zu stimmen, mit der äußersten Consequenz und Festigkeit auf ihrer einmal ausgesprochenen Willensmeinung verharrte. Die Art und Weise, wie diese Friedensunterhandlungen geführt wurden, bietet manches Interessante; insbesondere aber gaben diese Unterhandlungen ein redendes Zeugniß von Maria Theresia's vollkommen unabhängiger und selbständiger Regententhätigkeit, die mit um so größerer Bewunderung erfüllt, je markirter dabei der unerschütterliche Muth und edle Charakter der hohen Frau in den Vordergrund tritt.

Den ersten Versuch, die in Prag eingeschlossenen Franzosen aus dieser gefährlichen Situation zu befreien, machte der in Prag miteingeschlossene französische Marschall Belle-Isle, der zu dem angegebenen Zwecke um eine Unterredung mit dem in der österreichischen Belagerungsarmee befehligenden Feldmarschall Grafen Königseck nachsuchte. Graf Königseck ging auf diesen Vorschlag ein und gewährte die Unterredung am 2. Juli 1742 auf dem Schlosse Komorzan. Da aber dabei Belle-Isle Prag unter der alleinigen Bedingung zu übergeben versprach, wenn der Besatzung freier Abzug zugestanden werde, Königseck dagegen die Erklärung abgab, daß seine erhabene Herrin darauf bestehe, daß sich die Prager Besatzung kriegsgefangen gäbe, in welchem Falle den übrigen in Böhmen stehenden französischen Truppen freier Abzug aus dem Königreiche zugestanden werden würde, führte diese denkwürdige Unterredung zu keiner Einigung. Doch gab Königseck schließlich das Versprechen, nach Wien einen Eilboten zu senden, um die weiteren Verhaltsbefehle bei seiner Herrin einzuholen.

Inzwischen war dem französischen Hofe genaue Kunde geworden, wie schlimm es mit den französischen Truppen in Böhmen stand, daher der greise Cardinal

Fleury, dem der ganze Krieg zuwider war und das gleichzeitige große innere Elend Frankreichs tief in's Herz schnitt, einen Schritt weiter ging als Belle-Isle und in einem Briefe an den Grafen Königseck Frieden anbot. Allein auch dieser Versuch scheiterte. Ohne sich auf irgendwelche Unterhandlungen einzulassen, ließ Maria Theresia den Brief Fleury's, aus dem die gleichzeitige Schwäche Frankreichs deutlich herauszulesen war, veröffentlichen und wiederholte das nämliche Verfahren bei Einlaufen eines zweiten Schreibens, in welchem sich der königliche französische Premierminister über gemißbrauchtes Vertrauen beklagte.

Es war allerdings eine bittere Kränkung, welche mit diesem Verfahren dem französischen Hofe zugefügt ward. Aber ebenso wie dieselbe vor dem Richterstuhle jedes Unparteiischen als eine wohlverdiente bezeichnet werden mußte, in gleicher Weise lieferte dies Verfahren Maria Theresia's der Welt einen deutlichen Beweis, daß in ihrer Person die österreichischen Staaten ein Oberhaupt erhalten hatten, welches wohl wußte, was es wollte, eine Frau, welche neben einem unbeugsamen Rechtsgefühl auch Muth, Entschlossenheit und Kraft genug besaß, Großes zu wollen, am allerwenigsten aber gemeint war, die Ehre ihrer Gut und Blut willig für sie einsetzenden Nation leichten Kaufs dahinzugeben. Und daher hatten denn auch alle weiteren Vermittelungsversuche, die von Seiten der Franzosen gemacht wurden, dasselbe Schicksal wie die genannten. Wohl zumeist bestimmt durch die mittlerweile von Tag zu Tag höher steigende Noth in Prag, wendete sich Belle-Isle bereits am 20. Juli abermals an Feldmarschall Königseck, bot nunmehr die Uebergabe von Prag, Eger und Frauenberg gegen freien Abzug der Besatzungen an und trug auf eine abermalige Unterredung an. Königseck aber ging weder auf Unterhandlungen ein, noch gewährte er die erbetene Unterredung, sondern sendete die neuen Vorschläge Belle-Isle's direct nach Wien, wo dieselben abermals, trotzdem daß jetzt Maria Theresia's Gemahl, sowie dessen Bruder Prinz Karl von Lothringen und mehrere Staatsräthe sich geneigt zeigten, den französischen Vorschlägen Gehör zu geben, auf's Allerbestimmteste zurückgewiesen wurden. Ja in Gegenwart ihres ganzen Hofes erklärte*) jetzt Maria Theresia: „Ich will dem französischen Heere keine Capitulation bewilligen; ich verbiete, daß man mir irgend einen Vorschlag oder Entwurf, der vom Cardinal

*) Coxe IV. S. 147

kommt, mittheilt; Alles, was von ihm kommt, würde mir verdächtig sein. Wende er sich an meine Bundesgenossen! Diese Gnade allein gewähre ich ihm." Als man ihr hierauf meldete, daß Belle-Isle neue Vorschläge gethan habe, sagte sie noch stolzer: „Ich erstaune über des Marschalls Forderung. Man muß Er sein, um sie zu wagen. Mit Geld und allerlei Versprechungen hat er die Religion fast aller Reichsfürsten berückt, um Deutschland gegen mich zu empören und mich zu zerschmettern. Nicht ich, nicht meine Nachkommen werden vergessen, daß er in Friedenszeiten Kundschafter in Luxemburg gehalten, die Besatzung zu verführen und die Stadt anzuzünden. Ich habe zu viel mit dem französischen Hofe zu schaffen gehabt; gezwungen vom Drang der Zeiten habe ich meine königliche Würde vergessen und an den Herrn Cardinal in Ausdrücken geschrieben, welche den härtesten Felsen erweicht hätten. Er hat meine Bitten verschmäht; man hat mir geantwortet, ich käme zu spät, der allerchristliche König hätte sich bereits in Verbindlichkeiten eingelassen, welche zu brechen nicht mehr in seiner Macht stünde. Ich habe Urkunden in Händen; sie beweisen, daß man Deutschland an allen vier Enden anzünden, die Reichsgrundgesetze umstürzen und hier Aufruhr erregen wollte. Ich will diese Beweise der Nachwelt überliefern, damit das Reich künftig nicht in eine Schlinge gehe, worin es das Gesetz einer auswärtigen Macht annehmeu müßte."

Mittlerweile stieg die Noth der in Prag eingeschlossenen Franzosen von Tag zu Tag höher und höher. Man litt Mangel selbst an den nothwendigsten Lebensmitteln. Da suchte Frankreich seine Rettung und fand dieselbe wenigstens zum Theil in einem kühnen Wagstück. Schon früher wurde bemerkt, daß ein französisches Corps von 10,000 M. unter dem Herzog von Harcourt, welches den Franzosen in Prag zu Hülfe kommen sollte, der Zeit von Khevenhüller an den Ufern der Donau in Schach gehalten wurde. In derselben unthätigen Stellung befand sich dieses Corps auch jetzt noch, wo in Prag Hülfe immer nothwendiger wurde. Ja, weil eben bei einem Vordringen mit seinen Leuten Harcourt fürchten mußte, ganz aufgerieben zu werden, hatte er selbst einem mittlerweile an ihn ergangenen höheren Befehle, zum Entsatz der in Prag eingeschlossenen Besatzung aufzubrechen, nicht Folge geleistet. In gleicher Lage nun wie Harcourt befand sich Marschall Maillebois, der mit seinem Corps am Niederrhein stand und hier von dem Heere zurückgehalten wurde, welches, wie ebenfalls schon erwähnt, der Zeit von England unter dem Oberbefehl des Lords Stair in den

Niederlanden auf die Beine gebracht wurde. Somit schien eine Rettung der Franzosen in Prag durch eins von diesen beiden französischen Hülfscorps, wofern nicht ganz Außerordentliches geschah, ein Werk der Unmöglichkeit. Indeß, was eben unmöglich schien, geschah dennoch, und zwar auf besondere Anordnung und ausdrücklichem Befehl des französischen Königs Ludwig's XV. selbst, gegen den Rath des Cardinals Fleury. Auf Grund dieses höheren Befehls gab Maillebois, während er zur Beobachtung der Engländer nur eine kleine Abtheilung seines Corps in Flandern zurückließ, plötzlich seine bisherige Stellung auf, rückte in Eilmärschen nach Bayern vor und kam bereits am 14. September zu Amberg in der Oberpfalz an, wo ein kleines Corps bayerischer Truppen unter dem aus den österreichischen in bayerische Dienste übergetretenen Feldmarschall Seckendorf zu ihm stieß. Gleichzeitig aber war der Oberbefehl über das Harcourt'sche Corps an Graf Moritz von Sachsen übergegangen, dem es zu derselben Zeit gelang, durch geschickte Bewegungen Khevenhüller zu täuschen und sich schließlich mit Maillebois zu vereinigen, worauf sofort Seckendorf zur Wiedereroberung Bayerns abgesendet wurde, Maillebois selbst aber mit einer Macht von 60,000 M. nach Böhmen aufbrach.

Das Belagerungsheer vor Prag hatte kaum von diesen Operationen des Feindes Nachricht erhalten, als seinerseits Veranstaltung getroffen wurde, sich rechtzeitig zu sichern und die glücklich begonnene, wenn auch langsam fortschreitende Belagerung Prags zu decken. Zu dem Ende verließ der Prinz von Lothringen seine Stellung vor Prag und zog mit dem größten Theile der Belagerungsarmee nordwestlich, um den Marschall Maillebois bei Saatz und Kaden den Weg zu verrennen. Indessen kamen dessenungeachtet die Franzosen durch alle diese ebenangegebenen strategischen Bewegungen doch wieder in einen nicht unbedeutenden Vortheil.

Zunächst machte das unter Seckendorf nach Bayern entsendete Corps große Fortschritte. Ja Seckendorf sah sich vom Glück so begünstigt, daß er nach Verjagung Khevenhüllers den bisher flüchtigen Kaiser Karl VII. am 2. October im Triumphe in seine Residenzstadt München wieder einführen konnte. Durch die Entfernung des Herzogs von Lothringen von der Prager Belagerungsarmee dagegen erhielt Marschall Broglio die Möglichkeit, Prag mit 12,000 M. zu verlassen, mit denen sich derselbe nun nach Leitmeritz zog, um sich womöglich mit Maillebois zu vereinigen. Da jedoch mittlerweile Khevenhüller sich mit der

österreichischen Hauptarmee vereinigt hatte, die nun im Saatzer Kreise feste Stellung nahm, mißglückte Broglio's eben angegebene Unternehmung, daher derselbe, nachdem er in Schloß Tetschen und in die Stadt Leitmeritz Besatzungen gelegt hatte, den Rest seines Corps nach Prag zurücksendete, wogegen er selbst für seine Person glücklich zum Heere Maillebois' entkam. Später übernahm er den Oberbefehl über diese Truppen. Maillebois aber, der sich wegen Mangels an ausreichenden Lebensmitteln, sowie weil unter seinen Truppen bösartige Krankheiten ausbrachen, in seiner bisherigen Stellung nicht länger halten konnte, ging über Eger nach der Oberpfalz zurück. Von da aus versuchte er dann in Oberösterreich einzubrechen, wurde aber daran von Prinz Karl gehindert und bezog darauf Anfang December zwischen dem Isar, der Donau und dem Inn Winterquartiere.

Somit blieb immer wieder die Belagerung Prags, die jetzt vom Fürst Lobkowitz geleitet wurde, die Hauptunternehmung des Feldzugs vom Jahre 1742. Um so gerechteren Tadel verdiente es daher, daß auf diese Unternehmung von Seiten der Belagerer nicht die Aufmerksamkeit verwendet wurde, welche zweifelsohne die Sache verlangte. Nach und nach war die Noth in der Stadt so groß geworden, daß man an der Tafel des Marschalls Belle-Isle sich mit Pferdefleisch und Brod begnügen mußte. Dazu kam, daß der Winter, und zwar ein sehr strenger Winter, frühzeitig und in Folge davon Mangel an Holz eintrat. Wenn daher Fürst Lobkowitz in diesem kläglichen Zustande der Belagerten eine sichere Bürgschaft fand, daß die Uebergabe der Stadt im Laufe des Winters erfolgen müsse, so war diese Hoffnung allerdings eine wohlbegründete; allein ebensowenig gerechtfertigt war es, daß Lobkowitz das endliche Gelingen seiner Unternehmung ausschließlich von der steigenden Noth der Belagerten abhängig machte, und weder für eine Beschleunigung der Einnahme Prags die rechten Mittel in Bewegung setzte, noch im entferntesten daran dachte, eine seitens der Belagerten etwa eintretende That der Verzweiflung zu hindern. Denn nicht nur daß Lobkowitz, im zuversichtlichen Glauben, daß ein Entkommen der Franzosen aus der eingeschlossenen Stadt eine Unmöglichkeit sei, sein Lager weit von der Stadt hinwegverlegte und in näherer Nähe derselben zur fernerweiten Bewachung nur 5000 Husaren zurückließ, so blieb auch überhaupt die ganze Beobachtung der Stadt eine oberflächliche und schläfrige.

Marschall Belle-Isle war nicht der Mann, der sich solche Vortheile bieten

ließ, ohne sie nach Kräften zu nützen. Vor keinem Hinderniß, weder vor der kalten Jahreszeit, noch vor der Ermattung seiner Truppen, überhaupt vor keiner Gefahr zurückschreckend, wartete er nur des günstigen Augenblicks, wo er es wagen dürfe, sich aus der Stadt nach Eger zu retten. Und der Augenblick kam. Nachdem ganz in der Stille alle zum Abzug aus der Stadt nöthigen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln getroffen worden waren, verließ Belle-Isle unter dem Vorgeben, aus der Gegend von Königssaal einen Transport Lebensmittel herbeizuschaffen, in der Nacht vom 16. December Prag durch das Carlsthor, ohne bei seinem Austritt aus der Stadt von den österreichischen Beobachtungstruppen bemerkt zu werden. Mit sich aber führte Belle-Isle den größten Theil der bisher in Prag eingeschlossen gewesenen Truppen: 11,000 Mann Fußvolk mit 3000 Pferden, 30 Kanonen und Lebensmitteln auf zwölf Tage, außerdem aber auch noch, um die in Prag zurückbleibende schwache Besatzung sicher zu stellen, vierzig Geißeln, unter denen sich Graf Kolowrat, ein Domprobst, mehrere Appellationsräthe, Jesuiten, Rabbiner, reiche Bürger und Banquiers befanden.

Der Weg von Prag bis Eger beträgt 20 deutsche Meilen; da aber Belle-Isle selbstverständlich alle Punkte umgehen mußte, die von österreichischen Truppen besetzt waren, brauchte er zu dieser Strecke nicht blos 20, sondern 30 Meilen. Der Verlust, der seinen Leuten unterwegs durch die zahlreichen Angriffe der ihn verfolgenden Oesterreicher zugefügt ward, war im Ganzen nicht bedeutend, desto furchtbarer aber der, den der beschwerliche Marsch selbst brachte. Während der Marsch*) durch unwegsame Gegenden, über gefrornes Sumpfland, durch fast undurchdringliche Wälder führte, hatten die Soldaten zur Nahrung nichts als gefrornes Brod, zum Lager Schnee und Eis, worauf sie sich ohne Bedeckung strecken mußten. Vor Strapaze und Kälte kamen unterwegs über 1200 Mann um. Die Wege, die von den Franzosen eingeschlagen worden waren, gewährten einen grauenhaften Anblick. Sie waren mit Leichen bedeckt, man sah Haufen zu hundert und zweihundert, Hauptleute und Gemeine durcheinander. Viele andere hatten Glieder erfroren und mußten sie sich dann in Eger abschneiden lassen; unter den übrigen richtete ein bösartiges Fieber fürchterliche Verwüstung an. Belle-Isle selbst, der an Gicht litt und deswegen weder gehen noch reiten konnte, ließ sich überallhin, wo seine Gegenwart nöthig war,

*) Coxe IV, 152 fg., und die dort angeführten Quellen.

tragen. Doch erkundete und zeigte er alle Wege und führte über das Kleinste Aufsicht. Dafür aber hatte er, trotz des großen Verlustes, den er erlitt, die Freude, die auserlesensten französischen Truppen aus Prag zu retten, alle Kanonen mit seines Herrn Wappen mitzunehmen und dem Feinde nichts zu hinterlassen, was ihm als Siegeszeichen hätte dienen können.

Das war der denkwürdige, kühne Rückzug der Franzosen unter Belle-Isle aus Prag nach Eger im Winter des Jahres 1742, ein Marsch, der in der Geschichte mit Recht große Berühmtheit erlangt hat und von Geschichtsschreibern gleich hart getadelt, wie gelobt worden ist. Vielleicht der competenteste Richter, Friedrich der Große, läßt Belle-Isle darum die vollste Anerkennung zu Theil werden, und bemerkt nur dazu: „Das Einzige, was man Belle-Isle vielleicht zum Vorwurf machen kann, war, daß er auf dem Marsche seine Leute nicht genug schonte." Belle-Isle erreichte übrigens mit den Truppen, die den Marsch aushielten, das französischer Seits noch besetzte Eger erst nach zehn Tagen.

In Prag waren nur noch 6000 Franzosen, zum guten Theil Kranke und Verwundete, zurückgeblieben. Fürst Lobkowitz hatte kaum von dem glücklichen Abmarsch Belle-Isle's Kunde erhalten, als er, wie nicht zu verwundern, über das glückliche Gelingen dieser Unternehmung höchlich erbittert, näher an Prag heranrückte und die zurückgebliebene kleine Mannschaft aufforderte, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Da erstand aber in der Person Chevert's, der die kleine Besatzung befehligte, den Franzosen ein neuer Retter, indem derselbe dem an ihn abgesendeten österreichischen Hauptmann die ganz bestimmte Erklärung abgab, daß er, wofern Fürst Lobkowitz ihm nicht kriegerische Ehre, also freien Abzug, zugestehen werde, Prag an allen vier Ecken anzünden und sich sammt den Seinen unter den Trümmern der Stadt begraben werde. Solche Erklärung blieb nicht ohne Wirkung; und so erhielt Chevert mit allen noch marschfähigen französischen Truppen am 2. Januar 1743 freien Abzug. Auch diese Mannschaften nahmen ihren Weg nach Eger.

An demselben Tage, an welchem die Franzosen von Prag abzogen, hielt Fürst Lobkowitz mit seinen Truppen seinen feierlichen Einzug in der Stadt, deren Einwohner, frohbewegt über ihre endliche Erlösung aus so schwerer Angst und langer Noth, ihn unter großem Jubel willkommen hießen.*) Leider nur kam es

*) Wegen Befreiung der Stadt aus langer Trübsal wurden an vielen Orten, namentlich auch in Wien, mancherlei Festlichkeiten angestellt. Vielleicht mit am härtesten waren übrigens

dabei zu einem rohen soldatischen Excess, indem die Husaren nach ihrem Einzuge die Judenstadt plünderten, deren Bewohner beschuldigt wurden, mit den Franzosen und Bayern im Einverständniß gelebt zu haben. Uebrigens wurde aber auch, nach Wiederbesetzung Prags durch die Oesterreicher, auf Befehl Maria Theresia's eine Untersuchung eingeleitet und über diejenigen Bewohner der Stadt Gericht gehalten, welche in der ebenbeschriebenen Zeit, namentlich bei der Krönung Carl Albrecht's, für die Fremdherrschaft gar zu bereitwillig Sympathien an den Tag gelegt hatten. Indeß ließ die edle Herrscherin durchweg, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, die äußerste Milde walten, und selbst da, wo das Gericht sich für das Aeußerste, die Todesstrafe, entschieden hatte, übte sie großmüthig Gnade. Ein Bürger wurde wegen Schmähreden ausgepeitscht, der Kreissekretär David, welchen der Kurfürst wegen seiner Willfährigkeit in den Ritterstand und zum Kreishauptmann erhoben hatte, zum Tode verurtheilt, aber auf der Richtstätte begnadigt; Einige vom Adel und Bürgerstande wurden mit Geldstrafen belegt, Andere des Landes verwiesen, dem Prager Erzbischof, Fürsten Manderscheid, wegen seiner Krönung des Kurfürsten von Bayern zum König von Böhmen der Hof untersagt, die Meisten aber begnadigt oder ignorirt.*)

So war also am Ende des Feldzuges von 1742 ganz Böhmen bis auf Eger wieder zurückerobert, so daß der Krönung Maria Theresia's als Königin von Böhmen nichts entgegenstand. Dieselbe erfolgte dann auch am 12. Mai 1743 unter ebenso großer Pracht, wie unter dem allgemeinen Jubel der Bevölkerung.**) Die Krönung selbst aber wurde nicht von dem eigentlich dazu berechtigten Erzbischof von Prag und Primas von Böhmen, Fürsten von Man-

in Prag die Klöster mitgenommen worden, daher auch ein Mönch aus Prag jener Zeit schrieb: „Wir Klosterleute wissen am besten, was die Belagerung gekostet hat. Wir haben unsere Gelübden, fürnemlich das Gelübd der Armuth, niemals besser gehalten als damals; und wo dieses einen rechtschaffenen Münch ausmacht, so ist die ganze Stadt ein Kloster oder vielmehr ein Armenhaus worden, wo alle Tage Fasttag ist." Auch gab die Wiedereinnahme Prags zu witzigen Bemerkungen Anlaß. So wurde auf den Fürsten von Lobkowitz, welcher den Taufnamen Christian führte, folgendes Chronostichon gemacht: DVX ChrIstIanVs IVbet eXIre ChrIstIanIssIMos.

*) Vgl. Geschichte von Böhmen von Karl Wilmarshof. Leipzig 1844. S. 244.

**) Bezeichnend für den Charakter Maria Theresia's war die Aufnahme und Abfertigung eines bayerischen Couriers, der bei der Krönungsfeierlichkeit mit einem bayerischen Protestationsschreiben erschien. Ohne sich an die Protestation zu kehren, ließ Maria Theresia den Courier mit einer ziemlichen Anzahl goldener Krönungsmünzen beschenken, die er seinem Herrn mitbringen sollte, zum Beweis, daß seine Einsprache ohne Wirkung gewesen.

derscheid vollzogen, der, wie eben erwähnt wurde, in Ungnade gefallen war, sondern von dem Bischof von Ollmütz.

Endlich ist auch noch der gleichzeitigen Vorgänge in Italien Erwähnung zu thun, wo das Jahr 1742 für die Interessen Maria Theresia's nicht minder glücklich verlief, wie in Böhmen. Von entscheidenden Folgen war hier zunächst der Umstand, daß den vereinigten österreichisch-sardinischen Truppen unter dem Grafen Traun und dem König von Sardinien, Carl Emanuel, als Oberbefehlshaber über die feindliche Macht ein Mann gegenüberstand, dem es zur Lösung der Aufgabe, die ihm dabei wurde, ebenso sehr an der nöthigen Energie, wie an dem rechten Geschick gebrach. Das war der Herzog von Montemar, der vor Ausbruch des italienischen Kriegs in Madrid Kriegsminister und Präsident des Kriegsraths gewesen war und bereits 1741 das Obercommando gegen Oesterreich in Italien erhalten hatte. Der matten Kriegführung und dem Zaudern dieses Mannes hatten es vorerst die verbündeten Oesterreicher und Sardinier zu danken, daß noch im Sommer des Jahres 1742 von ihnen Modena besetzt werden konnte. Bereits am 29. Juni wurde vom Feldmarschall Graf Traun die Citadelle von Modena, wenige Wochen darauf, am 22. Juli, auch Mirandola erobert, während König Carl Emanuel die Spanier und Franzosen vom Eindringen in die sardinischen Staaten aus der Provence her abhielt. Außerdem aber brachte das energische Auftreten der Engländer für Maria Theresia auch hier wieder wesentliche Vortheile. Es war nämlich am 19. August 1742, als urplötzlich vor Neapel eine englische Flotte unter dem Commodore Matthews erschien und sich dem königlichen Palaste und dem neuen Castell gegenüber auf Kanonenschußweite vor Anker legte. Durch diesen drohenden kriegerischen Besuch ebenso sehr überrascht wie in Furcht gesetzt, versammelte König Carl von Neapel sofort seine Minister und entsendete, nachdem er mit denselben Rath gehalten, Abgeordnete an Bord der englischen Flotte, um vom Commodore Matthews über den Zweck seiner Sendung nähere Auskunft zu verlangen. Da gab der Commodore die kategorische Erklärung ab: „er habe Befehl, den König von Neapel aufzufordern, seine zur Bekriegung Maria Theresia's mit den Spaniern vereinigten Truppen zurückzurufen; im Weigerungsfalle werde er Neapel zusammenschießen, und möge solchenfalls Seine Majestät bestimmen, an welchen Ort der Welt er mit seiner Gemahlin gebracht zu werden wünsche." Zur Bekräftigung dieser Drohung zog der Commodore seine Uhr aus der Tasche mit der Schluß-

bemerkung: „daß dem Hofe eine Stunde Bedenkzeit gegeben sei.“ Wohl oder übel mußte sich König Carl dem trotzigen Begehr fügen, unterzeichnete eine Neutralitätsacte und entsendete noch in derselben Stunde an die Truppen einen Courier mit dem Befehl, sich sofort von den Spaniern zu trennen, was denn auch geschah. Nun wurde zwar bald darauf der unfähige Herzog von Montemar vom Heere abgerufen und das Obercommando über die spanischen Truppen dem Grafen de Gages übergeben, allein auch dieser Wechsel im Commando blieb auf den weiteren Verlauf des Feldzugs bis zum Schluß des Jahres 1742 ohne wesentlichen Einfluß. Bereits im Monat October bezogen die beiderseitigen Heere ihre Winterquartiere: die Spanier nahmen dieselben im Bononischen und Romagna, die Oesterreicher und Sardinier in den Herzogthümern Modena und Parma.

In gleicher Weise wie also das Kriegsjahr 1742 für die Angelegenheiten Oesterreichs günstig schloß — denn mit alleiniger Ausnahme von Bayern, welches, wie oben erwähnt ward, im October wieder verloren gegangen war, blieben die Oesterreicher überall im Vortheil — in gleicher Weise stand das Glück den Oesterreichern auch wieder im Anfang des Jahres 1743 zur Seite. Und dabei war es namentlich für die weitere Zukunft von besonderer Wichtigkeit, daß in demselben Maße, wie die Stellung, die Maria Theresia sich selbst und ihrer Herrschaft zu gewinnen wußte, immer achtunggebietender wurde, Frankreichs politisches Gewicht und Ansehen je länger je tiefer sank. Am 29. Januar 1743 ging der alte Cardinal Fleury mit Tode ab. Schon als er an die Spitze des Ministeriums trat, fand er die Finanzen Frankreichs zerrüttet, den Handel verfallen, den Credit vernichtet, den Hof wenig geachtet, die Kirche in Verwirrung, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation verarmt und entkräftet. Seiner Liebe zum Frieden war es zu danken, daß sich unter seiner Oberleitung die Verhältnisse Frankreichs etwas besserten. Allein auf die Dauer konnte er nicht helfen. Und wie es einmal nach Kaiser Karl's VI. Tode den beiden Brüdern Belle-Isle gelungen war, in dem alten Manne wieder Kriegsgedanken wach zu rufen und Frankreichs Theilnahme an dem Kampfe gegen das Haus Oesterreich durchzusetzen, da brachen alsbald alle die Wunden wieder auf, an denen vordem Frankreich krank gelegen und an deren Heilung Fleury vorübergehend gearbeitet hatte. Nach Fleury's Tode wurde es nicht besser, sondern noch schlimmer. Wohl blieb auch nach der Zeit in dem großen Kampfe gegen Oesterreich das französische

Cabinet noch eine lange Weile des Ganzen bewegender Mittelpunkt, allein damit blieben auch, ja kamen seit Fleury's Tode erst noch recht zur Geltung die alten hochfliegenden Gedanken: Zertrümmerung des österreichischen Staates, Beugen der auf dem Meere allerdings immer gewaltiger werdenden englischen Macht. Aber weil nun eben diese hochfliegenden Gedanken blieben, ohne daß nur irgend Jemand, am allerwenigsten der von selbstherrlichem Stolze verblendete und von elenden Menschen und Buhlerinnen beherrschte Ludwig XV. darnach frug, welche ungeheuren Opfer dem Lande aufgelegt wurden, eben darum blieb auch das alte Elend, der alte Jammer im Lande, der von Tag zu Tag immer höher stieg und der Nation um so weher that, je mehr auf der einen Seite das Streben nach Realisirung jener hochfliegenden Gedanken sich als ein eitles und vergebliches herausstellte und je weniger auf der andern Seite die ganze elende Wirthschaft in Frankreich der übrigen europäischen Welt verborgen blieb.

Der Feldzug von 1743 nahm seinen Anfang in Bayern, wo Anfang Mai's der bayerische Feldmarschall Seckendorf vom Prinzen Carl von Lothringen im Verein mit Marschall Khevenhüller über die Isar zurückgedrängt und gleich darauf auch noch das Corps des bayerischen Generals Minuzzi nach einem mörderischen Kampfe aufgerieben wurde. Nicht nur daß die Bayern Fahnen, Geschütz und Gepäck verloren, so gerieth auch Minuzzi selbst dabei in Gefangenschaft. Darauf wendete sich Khevenhüller gegen Broglio, der mit den Franzosen, trotz Seckendorf's Zureden, unbeweglich zu Osterhoven stand, nunmehr aber vorerst bis Ingolstadt zurückwich und dann, ohne für die Rettung Bayerns irgend etwas zu thun und trotzdem, daß eine Verstärkung von 12,000 Mann von des Herzogs von Noaille's Heere zu ihm stieß, bis über den Rhein zurückging. Gleichzeitig schloß Fürst Lobkowitz Eger ein, verjagte den Marschall von Sachsen aus der Oberpfalz und stieß zu dem Prinzen von Lothringen, während General Steinitz, aus Tyrol kommend, den Feind in die rechte Flanke nahm.

Durch dieses rasche und entscheidende Waffenglück der österreichischen Heere kam Karl VII. abermals in große Noth. Kleinmüthig suchte er, von den Franzosen verlassen, sein Heil in einer abermaligen Flucht aus seiner Residenz, schrieb an Marschall Broglio: „Ich sehe wohl, daß mir keine andere Zuflucht übrig bleibt, als solche in der Edelmüthigkeit meiner Feinde zu suchen. Ich werde mich auch selbiger überlassen," und befahl dem Feldmarschall Seckendorf, wegen Neutralität seiner Erbstaaten mit den Oesterreichern in Unterhandlung zu treten.

Das Resultat davon war der Neutralitätsvertrag zu Niederschönfeld vom 27. Juni 1743, worin Kaiser Karl VII. seinen Ansprüchen auf die österreichische Erbfolge entsagte und sein Land, sowie die bis jetzt noch von den Bayern besetzten Städte bis zum allgemeinen Frieden den Oesterreichern überließ. Karl selbst aber ging darauf nach Augsburg und von da nach Frankfurt, seine Truppen aber nach Franken. So kam also Bayern von Neuem in die Gewalt der Oesterreicher. Schon am 9. Juni waren dieselben wieder in München eingezogen; im August wurde daselbst eine österreichische Landesverwaltung eingesetzt, an deren Spitze der Graf Goes stand, und gleich darauf mußten, trotz des Widerspruchs Kaiser Karl's VII., die bayerischen Stände der Königin Maria Thersia für die Zeit, in der die kurbayerischen Lande im Besitz der Oesterreicher seien, den Eid des Gehorsams schwören.

Nicht minder glücklich für Maria Thersia gestalteten sich die Dinge in derselben Zeit anderwärts. Mittlerweile nämlich hatte auch das früher schon mehrfach erwähnte englische Heer, welches König Georg II. in den Niederlanden auf die Beine gebracht hatte und den eigenthümlichen Namen „pragmatische Armee" führte, unter dem Oberbefehl des Lords Stair sich gegen den Rhein in Bewegung gesetzt. Unterwegs von hannöverschen und hessischen Truppen verstärkt, ging diese Armee am 14. Mai über den Rhein, langte am 23. in der Gegend von Frankfurt an und suchte nun sich mit den Truppen Khevenhüller's und des Prinzen Carl von Lothringen zu vereinigen, die vom Oberrhein anrückten.

Gegner dieser Truppen war eine französische Armee von 55,000 Mann unter dem Oberbefehl des Marschalls Noailles. Um die Unternehmungen der pragmatischen Armee, namentlich deren Vereinigung mit dem Prinzen Carl, zu verhindern, ging Noailles bereits am 24. April 1743 bei Speyer über den Rhein, besetzte darauf bei Aschaffenburg, bis wohin unterdessen auch das englisch-hessische Heer vorgedrungen war, den Main und gewann daselbst eine so überaus günstige Stellung, daß Lord Stair mit seiner Armee in die äußerste Noth gerieth. König Georg II. von England, der, um an dem Feldzuge persönlich Theil zu nehmen, unterdessen mit seinem Sohne, dem Herzog von Cumberland, sich nach dem Continent übergeschifft hatte, kam jetzt gerade noch zur rechten Zeit, um sich von der bedenklichen Lage, in der sich seine Truppen befanden, mit eigenen Augen überzeugen zu können. Er übernahm den Oberbefehl über die Armee selbst und

beschloß nach Hanau aufzubrechen, zu welchem Ende er am 27. Juni um Mitternacht das Lager abbrechen ließ und sich mit seinen Truppen in der Richtung auf Aschaffenburg in Bewegung setzte. Zu gleicher Zeit verließ aber auch Noailles, von der Absicht der feindlichen Armee unterrichtet, seine bisherige Stellung, ging bei Seligenstadt über den Main und gedachte so die Engländer während ihres Marsches anzugreifen. Bei Dettingen, einem Dorfe am rechten Mainufer, zwei Meilen unterhalb Aschaffenburg, trafen die beiden Armeen auf einander, und so kam es hier wieder einmal zu einer blutigen Schlacht. Zum großen Nachtheil für die verbündeten Truppen hatten die Franzosen eine Stellung, die denselben außerordentliche Vortheile bot. Während das Gros der Armee sich quer über eine weite, nach vorn überdies durch einen Bach gedeckte Ebene in voller Schlachtordnung aufstellen konnte, war der rechte Flügel der Franzosen bis an Welmisheim und den Main ausgedehnt, ihr linker Flügel dagegen durch ein Holz gedeckt. Die Engländer, die wegen Mangels an Raum in acht Treffen hintereinander aufmarschiren mußten, wurden daher nicht nur an einer freien Entfaltung ihrer Streitkräfte vollkommen gehindert, sondern erlitten auch durch das fortwährende Flankenfeuer der Franzosen furchtbaren Schaden. Da aber half das Ungestüm des Herzogs Grammont, eines Neffen des Marschalls von Noailles, der, wie er die furchtbaren Wirkungen des französischen Geschützfeuers bemerkte, seine Flügelstellung verließ und durch einen directen Angriff des Feindes dessen völlige Vernichtung zu entscheiden meinte, dadurch aber gerade das Gegentheil bewirkte, indem nunmehr die jenseits des Mains aufgestellte versteckte Batterie der Franzosen schweigen mußte und die Verbündeten freiere Hand bekamen. In Folge davon ging die Schlacht für die Franzosen verloren, wenn auch die Verbündeten ihren Sieg ziemlich theuer bezahlen mußten. Die Franzosen gingen darauf über den Main und Rhein zurück, wogegen Georg II. Hanau glücklich erreichte, wohin dann auch Prinz Carl und Khevenhüller kamen, um gemeinschaftlich mit Georg über den weiteren Kriegsplan Rath zu halten. Beschlossen wurde nun hier, daß König Georg mit der pragmatischen Armee bei Mainz den Rhein passiren und sich gegen den Elsaß wenden, Prinz Carl dagegen den Rhein bei Basel überschreiten und nach Lothringen vordringen sollte, um dann in Burgund und in der Champagne Winterquartiere zu nehmen. Zur vollen Ausführung aber konnte dieser Plan nicht gebracht werden. Während, wie schon oben erwähnt ward, Noailles erst über den Main, dann über den Rhein zurück-

ging, worauf er sich mit Broglio vereinigte, um den Elsaß zu decken, sah Prinz Carl, nachdem sein Versuch, bei Breisach über den Rhein zu gehen, gescheitert war, sich genöthigt, Ende Octobers nach Bayern und in die Oberpfalz zurückzukehren und seine Truppen in Winterquartiere zu legen. König Georg II. dagegen passirte zwar mit der pragmatischen Armee Ende Augusts bei Mainz den Rhein, rückte dann Ende September nach Speyer und Germersheim vor, und ließ im October die von den Franzosen verlassenen Linien bei Landau zerstören, ging aber darauf über den Rhein zurück und legte seine Truppen ebenfalls in Winterquartiere.

In Italien begannen die Kriegsoperationen des Feldzugs von 1743 ziemlich spät. Wie schon in dem vorigen Jahre vom Herzog von Montemar der Krieg nur matt geführt worden war, ebenso mußte dessen Nachfolger im Commando, Graf de Gages, der Laßheit und des Zauderns beschuldigt werden. Endlich langte von Madrid an Graf de Gages der Befehl an, binnen drei Tagen den Feind anzugreifen, oder seinen Abschied zu nehmen. Gages brach daher von Bologna auf, um nachzuholen, was er bisher versäumt hatte. Dabei wendete er die äußerste Vorsicht an, um den Zweck seines Ausmarsches Niemandem zu verrathen und die Oesterreicher wo möglich mit einem Angriffe zu überraschen. Dessenungeachtet aber hatte Graf Traun von dem plötzlichen Vorgehen des Feindes rechtzeitig Nachricht erhalten und seine Truppen bei Campo Santo zusammengezogen. So kam es hier am 8. Februar 1743 zu einer Schlacht. In derselben ward auf beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung gefochten, daher denn auch die Verluste an Mannschaften auf beiden Seiten ziemlich beträchtlich waren. Die Krone der Tapferkeit errang sich dabei der alte, jener Zeit 66jährige Feldmarschall Graf Traun, dem zwei Pferde unter dem Leibe todtgeschossen wurden, dennoch aber es weder an Muth noch Kraft gebrach, auf einem dritten — bei dessen Besteigen die österreichischen Grenadiere in den begeisterten Ruf ausbrachen: „Unser Vater Traun lebt!" — den blutigen Kampf an der Spitze der Seinen mit zu Ende zu führen. Die Schlacht kostete den Spaniern 3976 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, während der Gesammtverlust der Oesterreicher 1703 Mann betrug. Aber trotz dem, daß die Spanier doppelt so viel verloren, wie ihre Gegner, auch nach Beendigung des Kampfes in Eile den Rückzug nach Rimini antraten, trotzdem behaupteten sie, da sie mehrere Fahnen und einiges Geschütz erbeutet hatten, daß die Ehre des Sieges ihnen

gebühre. Uebrigens blieb seitdem die spanische Armee, über welche der Zeit der Herzog von Modena das Commando übernahm, das ganze Jahr 1743 hindurch unthätig. Traun rückte nach der Schlacht in seine vorige Stellung, besetzte außerdem die Uebergänge am Panaro und legte Truppenabtheilungen in den Kirchenstaat, über welche letztere Maßregel aber von Seiten Roms am Hofe zu Wien bittere Klagen erhoben wurden. In Folge davon, sowie weil seine eifersüchtigen Feinde in Wien ihn darum zu verdächtigen bemüht waren, fühlte sich der alte brave Haudegen veranlaßt, sein Commando niederzulegen und nach Wien zu gehen, um in Person von seiner erhabenen Herrscherin eine strenge Untersuchung über sein Verfahren zu erbitten. Statt dessen aber erhielt er von Maria Theresia die gewiß ebenso von ihrer Liebe zur Gerechtigkeit, wie von ihrer großen Seele zeugende Antwort: „Ich denke von Euch wie jeder Rechtschaffene," Worte, die eine besondere Bekräftigung noch dadurch erhielten, daß dem alten Traun zu seiner weiteren Rechtfertigung und Genugthuung der Orden des goldenen Vließes verliehen ward. Den Oberbefehl in Italien aber übernahm Fürst Lobkowitz, wogegen Traun im Jahre 1744 in Deutschland bei der Armee des Prinzen Carl von Lothringen sich neue Lorbeeren errang. Bevor jedoch vom Fürsten Lobkowitz etwas Weiteres im Felde unternommen ward, kam es wieder einmal zu diplomatischen Unterhandlungen, die in ihrem Abschluß zu einem auf den weiteren Verlauf der Dinge höchst einflußreichen Ergebniß führten und darum auch hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen.

Gegenstand der Unterhandlungen war die Erfüllung des schon früher erwähnten, von Seiten Maria Thereſia's dem König von Sardinien am 1. September 1742 gegebenen Versprechens, zum Entgelt für seine Bundesgenossenschaft mit ihr sich mit Abtretungen an Land abfinden zu wollen. Da sich nun die definitive Regulirung dieser Angelegenheit mehr und mehr in die Länge zog und selbst die dem Interesse König Carl Emanuel's freundlichen Vermittelungsversuche Englands im Cabinet Maria Thereſia's erfolglos blieben, knüpfte Carl Emanuel, um vorerst sein eigenes Interesse zu wahren, im Geheimen Unterhandlungen mit Spanien und Frankreich an. Unter solchen Verhältnissen blieb Maria Thereſia nichts Anderes übrig, als den noch dringender werdenden Mahnungen Englands Gehör zu geben und sich abermals zu einem Opfer zu verstehen. Und so kam es am 13. September 1743 zu Vormio (Worms) zwischen Sardinien, Oesterreich und England zu einer neuen Offensiv- und Defensiv-

Allianz, in welcher durch den Minister Lord Carteret für England, den österreichischen Gesandten am Londoner Hofe, Ignaz Johann von Wasner für Maria Theresia und den sardinischen Gesandten in London, Ritter von Osoro, für König Carl Emanuel die Abtretung österreichischen Gebietes an Sardinien zum endlichen Abschluß gebracht und die weitere gegenseitige Hülfsleistung der drei Mächte neuen Bestimmungen unterstellt wurde.

In diesem „Wormser Bündniß" nun garantirten sich die drei genannten Mächte zunächst alle ihre Besitzungen in Gemäßheit der seit 1703 geschlossenen Traktate.*) Der König von Sardinien leistete für sich und seine Erben Verzicht auf die Ansprüche des Hauses Savoyen auf das Herzogthum Mailand und übernahm auf's Neue die Garantie der pragmatischen Sanction. Maria Theresia machte sich verbindlich, ihre Streitkräfte in Italien, sobald dies der Krieg in Deutschland gestatte, auf 30,000 Mann zu bringen, Carl Emanuel dagegen verpflichtete sich zur Aufstellung eines Heeres von 45,000 Mann. England aber versprach eine starke Flotte im mittelländischen Meere zu halten und an den König von Sardinien während der Dauer des Kriegs 200,000 Pfd. Sterling jährliche Subsidien zu zahlen. „In Betracht der Freundschaft des Königs Carl Emanuel für das Haus Oesterreich und seines kräftigen Beistandes" trat Maria Theresia an Sardinien mit voller Souveränetät ab: das Gebiet von Vigevano, den zwischen dem Po und dem Ticino und den jenseits des Po gelegenen Theil des Herzogthums Parma, einen Theil des Herzogthums Piacenza mit der Stadt gleiches Namens, einen Theil der Landschaft Anghiera, und endlich, jedoch unter Vorbehalt des Rückkaufs, die Markgrafschaft Finale.

Vor Abschluß dieses Traktats hatte Maria Theresia, als Englands Mahnungen dazu immer dringender wurden, geäußert: „England will Opfer auf Opfer von mir. Wenn ich, was man verlangt, abtrete, so wird es sich nicht der Mühe lohnen, das, was mir in Italien bleibt, zu vertheidigen, und die Wahl, die man mir läßt, ist, mich von England oder von Frankreich ausplündern zu lassen." Diese bittern Worte fanden in dem Wormser Bündniß zum guten Theil ihre volle Bestätigung, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß unter den obwaltenden Umständen es kaum in dem Bereiche der Möglichkeit lag, die Fortdauer der sardinischen, ebenso durch Zweideutigkeit wie durch Habsucht gekenn-

*) Vgl. Sporschil. VI. S. 46.

zeichneten Bundesgenossenschaft mit anderen und geringeren als den eben angegebenen Opfern zu erkaufen.

Erst nach Abschluß dieser neuen Allianz schritt man im Felde zu neuer Thätigkeit. Zunächst rückte Fürst Lobkowitz nach Rimini vor, trieb die Spanier bis hinter Foglio, bezog aber bald darauf, ebenso wie die Spanier, wegen vorgerückter Jahreszeit Winterquartiere. Nach den Alpen hin dagegen eroberte ein unter dem Oberbefehl des spanischen Infanten Don Philipp stehendes spanisch-französisches Heer ganz Savoyen und versuchte darauf in Piemont durch Erstürmung der Linien von Chateau-Dauphin, welche die Bergpässe deckten, einzudringen. Da aber kam es am 7. und 8. October zu einem höchst blutigen Kampfe, in welchem die spanisch-französische Armee von dem König Carl Emanuel, der die sardinischen Truppen in Person commandirte, mit großem Verluste zurückgeschlagen wurde, worauf sie sich wegen einbrechenden Winters nach der Dauphiné und der Provence zurückzog.

Also endete der Feldzug von 1743 in Italien. Nicht aber kann von dem Jahre geschieden werden, ohne vorher auch dessen noch zu gedenken, was während der zuletztbeschriebenen Ereignisse auf dem Wege diplomatischer Unterhandlungen von den kriegführenden Mächten theils zum Abschluß gebracht, theils eingeleitet und zu noch energischerer Kriegführung vorbereitet wurde. Vor Allem ist hierbei nochmals des Wormser Bündnisses Erwähnung zu thun, welches sich als eigentlicher Ausgangspunkt aller in jene Zeit fallender diplomatischen Unterhandlungen ankündigte. Zur nächsten Folge hatte dasselbe, daß im Gegensatz zu der engeren Verbindung zwischen Sardinien, Oesterreich und England nun auch Frankreich und Spanien in eine noch engere Verbindung traten und am 25. October zu Fontainebleau einen Traktat mit einander schlossen, in welchem sich nicht nur Frankreich verpflichtete, an Sardinien den Krieg zu erklären, sondern auch beide Staaten sich gegenseitig gelobten, das Schwert nicht eher aus der Hand zu legen, bis Spanien in seinen Ansprüchen auf das österreichische Erbe befriedigt und Oesterreich durch Frankreich gedemüthigt sei.

Andererseits gelang es in derselben Zeit auch Marien Theresien, den Kreis ihrer Verbündeten durch eine neue Allianz zu erweitern. Das war ihr neues Bündniß mit Sachsen, welches am 20. December 1743 von dem Grafen Bünau für Kurfürst Friedrich August II. und vom Grafen Uhlefeld für Maria Theresia unter Zusicherung von 20,000 Mann Hülfstruppen abgeschlossen wurde, freilich

aber, wie sich schon noch im Jahre 1744 zeigte, nicht wenig dazu beitrug, daß zu den derzeitigen Feinden Maria Thereſia's bald auch ihr erſter und gefährlichſter, Friedrich II. von Preußen, wieder im Felde erſchien.

Im Uebrigen verging der Winter des Jahres 1743 mit Kriegsrüſtungen beider kriegführenden Theile, und waren dieſelben auf jeder von beiden Seiten von ſo bedeutendem Umfang, daß die Ausſicht auf entſcheidende Ereigniſſe nur als eine gerechtfertigte erſcheinen konnte.

Die erſten Wochen des Jahres 1744 brachten unſerer Heldin beſondere Freude, aber auch beſonderes Leid. Am 7. Januar 1744 feierte Maria Thereſia's einzige Schweſter, Maria Anna, ihre Vermählung mit dem Prinzen Carl von Lothringen, ein Feſt, das am Hofe mit großer Pracht gefeiert wurde und unter der Bevölkerung des geſammten öſterreichiſchen Staates die innigſte, aufrichtigſte und freudigſte Theilnahme fand. Dabei wurde die hohe Braut von Marien Thereſien zur Statthalterin der öſterreichiſchen Niederlande ernannt, daher das junge Paar bereits Ende Februars Wien verließ, um eben nach den Niederlanden überzuſiedeln. Leider nur war dieſe eheliche Verbindung von kurzer Dauer. Schon am 16. December deſſelben Jahres ward Maria Anna in Folge einer zu frühzeitigen Niederkunft eine Beute des Todes.

Veranlaſſung zu Leid aber, ja zu großem Leid gab Marien Thereſien am Anfang des Jahres 1744 der Tod des Feldmarſchalls Ludwig Andreas Khevenhüller, welcher am 26. Januar 1744 in einem Alter von 61 Jahren an der Lungenſucht ſtarb. Schon noch unter der Regierung Kaiſer Karl's VI. als zuverläſſiger, treuer und eifriger Freund des öſterreichiſchen Hauſes bewährt, wurde er auch von unſerer Heldin, wie er es verdiente, als der Allergetreueſten Einer hochgeſchätzt und geliebt, daher aber auch von ihr im Tode tiefbetrauert. Als Maria Thereſia Nachts 11 Uhr von ſeinem Abſcheiden Nachricht erhielt, vergoß ſie bittere Thränen und ſagte: „Ich verliere an ihm einen getreuen Unterthan und Beſchützer, welchen einzig und allein Gott der Allmächtige belohnen kann.“ Die ſterblichen Ueberreſte des Verblichenen wurden in der Schottenkirche zu Wien beigeſetzt.

Wir kehren zu den Kriegsereigniſſen zurück und müſſen dabei vor Allem nochmals darauf hinweiſen, daß der Feldzug von 1744 ſchon in Rückſicht auf die demſelben vorausgehenden Rüſtungen ſich vor denen der früheren Jahre weſentlich auszeichnete. Außerdem gewann derſelbe aber auch noch durch ein zweites

Moment ernstere Bedeutung und einen von den früheren verschiedenen Charakter. Dies Moment war beruhend in der veränderten Stellung, welche von nun an Frankreich in dem Kriege einnahm. Während nämlich bisher Frankreich nur als Bundesgenosse der einen kriegführenden Partei im Felde erschienen war, trat es jetzt, um sich directer an dem Kampfe zu betheiligen, aus dieser mehr untergeordneten Rolle heraus und erklärte am 15. März 1744 an Georg II. von England und gleich darauf auch an Oesterreich und Holland den Krieg. Nicht belehrt durch die Tage der Vergangenheit, nicht gewarnt durch das immer deutlicher zu Tage tretende Elend im eigenen Lande, verharrte also der stolze Herr des schönen Frankreichs nach wie vor auf seinen hochfliegenden Gedanken und stolzen, theuern Träumen. Ja, um diese Träume zu verwirklichen, gedenkt er, gleich als ob es ihm bisher noch an Platz gefehlt habe, wo er das Geld seiner Nation hinwerfen konnte, die halbe Welt in Brand zu setzen, die Kriegsfurie in Deutschland, in Italien, in den Niederlanden, ja selbst in England loszulassen.

Am frühzeitigsten — bereits im Februar — begannen die Feindseligkeiten Frankreichs gegen England, die indeß als Oesterreich nur mittelbar und entfernt berührend auch nur im Vorübergehen eine Erwähnung finden mögen. Erhielt unsere obige Bemerkung, daß jener Zeit Frankreich gewissermaßen nach einem Platz gesucht habe, wo es das Geld hinwerfen konnte, ihre volle Bestätigung, so war dies vor Allem bei dieser wahrhaft thörichten Unternehmung gegen England der Fall. Um England zu schwächen, bediente sich das französische Cabinet nochmals der Familie Stuart und sendete Carl Eduard, den armseligen Sohn des noch armseligeren Jacob's III., nach Schottland, sah sich aber, wie vorauszusehen gewesen, in seiner Hoffnung, auf diese Weise England zu fassen, völlig getäuscht, indem die Unternehmung gänzlich mißlang. Nur in einer Beziehung blieb diese Expedition nicht ohne nachtheilige Wirkung, und zwar dadurch, daß König Georg II., um England selbst zu decken, einen Theil der Truppen von dem in den Niederlanden aufgestellten Heere wenigstens temporär aus den Niederlanden herausziehen und nach England zurückschicken mußte, obgleich der Zeit eine ansehnlichere Streitmacht nirgendwo nothwendiger war als eben gerade in den Niederlanden, worauf die Franzosen bei Beginn des neuen Feldzugs ihren Hauptangriff richteten.

Die Abberufung der englischen und holländischen Corps nach England war Ursache, daß die Streitmacht der Verbündeten derjenigen der Franzosen schon numerisch bei weitem nachstand. Während ursprünglich die Verbündeten

80,000 Mann zählten, betrug ihre Macht nach Abgang jener Truppen nur gegen 50,000, denen die Franzosen ein Heer von 100,000 Mann entgegenstellten. Es hätte Wunder nehmen müssen, wenn die Franzosen bei solcher Uebermacht nicht im Vortheil geblieben wären. Während König Ludwig XV. selbst sich nach Lille begab, um an dem Feldzuge Theil zu nehmen, überschwemmten die Franzosen unter Anführung des Marschalls von Sachsen die Niederlande und nahmen, da sich sofort ein Festungskrieg entspann, in zwei Monaten Courtray, Menin, Ypern, Fort Knocke und Furnes. Zu so raschen und glänzenden Fortschritten trug aber neben dem numerischen Uebergewicht des französischen Heeres ganz besonders der Umstand bei, daß in der Oberleitung dieser Truppen nicht blos die nöthige Einheit, sondern auch die rechte Consequenz und Energie herrschte, welche Vorzüge dem Commando der verbündeten Armee ganz und gar abgingen. Hier commandirte als Befehlshaber über die Engländer und zugleich als Oberbefehlshaber über das Ganze Marschall Wade, ein im Alter schon weit vorgeschrittener, bedenklicher und verdrießlicher Mann, als Befehlshaber der österreichischen Truppen General Fürst Ahremberg, der in den Umgebungen von Hennegau reiche Güter hatte und Egoist genug war, um eher auf Erhaltung seiner Güter, als auf eine rechte Förderung der öffentlichen Angelegenheiten bedacht zu seyn; als Befehlshaber der holländischen Truppen endlich Prinz Moritz von Nassau, der, weil er an die gemessensten Verhaltungsbefehle gebunden war, wo möglich noch weniger dem Gang der Dinge eine entscheidende Wendung geben konnte. Eine solche Kriegführung konnte unmöglich eine tröstliche Aussicht in die Zukunft eröffnen. Kein Wunder daher, daß, nachdem einmal jene obenangeführten festen Plätze in die Hände der Franzosen gefallen waren, der Verlust der Niederlande gewiß schien.

Da aber bewirkte plötzlich ein Einfall der Oesterreicher im Elsaß den Niederlanden eine günstige Diversion. Hier commandirten der französische Marschall Coigny und der bayersche Feldmarschall Seckendorf, und zwar stand der Erstere an der Queich, Letzterer bei Philippsburg und längs des Rheins bis Fort Louis. Gegen diese Truppen nun setzte sich im Mai 1743 die österreichische Hauptarmee in Bewegung, über welche abermals Prinz Carl von Lothringen den Oberbefehl führte. Statt des unterdeß zur ewigen Ruhe eingegangenen Khevenhüller aber stand dem Prinzen jetzt zur Seite der Sieger von Campo Santo, der alte kriegsbewährte Graf Traun. Im Gegensatz zu den Truppen, welche in den Nieder-

landen für Maria Thereſia fochten und, wie bereits erzählt ward, einer ebenſo mangelhaften Führung anvertraut waren, wie ſie vom Unglück wahrhaft verfolgt wurden, ſah ſich die Armee des Prinzen Carl bei allen ihren, zum Theil ziemlich ſchwierigen Unternehmungen auf's Entſchiedenſte vom Glück begünſtigt. Zuvörderſt gelang ſo vollſtändig ein falſcher Angriff, durch welchen die Feinde über den Punkt, wo das öſterreichiſche Heer über den Rhein zu gehen gedachte, vollkommen getäuſcht wurden. Während am 1. Juli General Nadaſty mit 9000 Huſaren und Panduren oberhalb Philippsburg in Kähnen über den Fluß ſetzte und die Franzoſen überfiel, folgte Prinz Carl ohne den mindeſten Verluſt über Weißenau und Schreckh, worauf die Linien von Germersheim, Lauterburg und Weißenburg genommen wurden, ſo daß Prinz Carl mit ſeiner 60,000 Mann ſtarken Armee urplötzlich mitten im Elſaß ſtand. Nun verſuchte zwar Coigny Weißenburg wiederzuerobern, vermochte aber nichts auszurichten und wurde ſchließlich bis Molsheim zurückgedrängt. Die Oeſterreicher ſperrten darauf Fort Louis; Prinz Carl machte Anſtalt in Lothringen einzufallen. Seine leichten Truppen ſtreiften über die Saar bis gegen Luneville, ſo daß es Ludwig's XV. Schwiegervater, der Titularkönig Stanislaus, für's Gerathenſte fand, ſich ſammt ſeinem ganzen Hofſtaat ungeſäumt aus Luneville zu entfernen.

Es war eine große Demüthigung, die alſo wieder einmal über das ſtolze Frankreich kam. König Ludwig XV. machte daher, um den erlittenen Verluſten wieder beizukommen, ungeſäumt eine neue große Anſtrengung. So wie ihm die Nachricht geworden, daß die öſterreichiſche Armee im Elſaß ſtehe, wurde ſofort Marſchall Noailles mit 30,000 Mann aus den Niederlanden ebenfalls nach dem Elſaß geſchickt, während König Ludwig XV. ſelbſt von Lille gleichfalls nach dem Elſaß aufbrach, unterwegs aber zu Metz ſchwer erkrankte. Ein zweites Corps von 10,000 Mann ſammelte ſich unter dem Herzog von Harcourt bei Pfalzburg, ein drittes nicht minder ſtarkes zog Marſchall Belle-Isle in Lothringen zuſammen.

So ſtanden die Dinge, als auch der um ſein Schleſien beſorgte Friedrich II. wieder im Felde erſchien, wodurch es zum ſogenannten zweiten ſchleſiſchen Krieg kam, alſo benannt, inſofern ſich der Kampf auf Preußen und Oeſterreich, ſpäter auch auf Sachſen, allein bezog.

Der zweite schlesische Krieg.

Ein altes Wort gibt zur Regel: Wenn du den Frieden willst, so halte dich kriegsbereit. Nie ist diese Regel wohl entschiedener zur Geltung gebracht worden, als durch König Friedrich II. von Preußen nach seiner Acquisition von Schlesien. Stammen ja die Worte:

„Man muß, damit der Staat nicht seinen Ruhm verliere,
Im Schoß' des Friedens sich der rauhen Kriegskunst weih'n."

aus des großen Königs eigenem Munde. Während Friedrich II. nach dem Frieden von Breslau alle Hülfsmittel seines reichen Geistes aufbot, um seinen Unterthanen die Verluste des Kriegs zu ersetzen und dem Volke die Segnungen des Friedens zu verschaffen, verwendete er auch, da er wohl wußte, wie tief Marien Theresien der Verlust Schlesiens schmerzte, die umfangreichste Sorge auf das Heerwesen. Die Regimenter wurden um ein Drittheil verstärkt, in Schlesien mehrere neue Cavallerie-Regimenter errichtet und solchergestalt die Kriegsmacht, die noch vor vier Jahren, beim Tode Friedrich Wilhelm's, aus nur 76,000 Mann bestand, auf mehr als 120,000 Mann gebracht. Auch war König Friedrich II. eifrig bemüht, dieser Streitmacht, auf welcher die Sicherheit seines Staates ruhte, die höchst mögliche Vollkommenheit zu verschaffen. Und neben allen diesen Sorgen für das Militär, wie für Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie und Gewerbe hatte er in Zeit von zwei Jahren seine leeren Kassen wieder gefüllt und sich in den Stand gesetzt, einen Feldzug, zu dem er etwa durch die Umstände gedrängt werden würde, aus eigenen Mitteln führen zu können, ohne dem Lande

Opfer anzumuthen, oder fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen. Aufmerksamen Blicks den politischen Horizont im Auge behaltend, fand Friedrich II. in den eben obwaltenden Verhältnissen für den fernerweiten Besitz des nur erst eroberten Schlesiens so viel Bedenkliches, daß es ihn abermals zu einer raschen, kühnen That drängte. Seit er vom Bunde gegen Oesterreich vom Kriegsschauplatz abgetreten war, hatte sich dieser Staat ansehnlicher kriegerischer Erfolge zu erfreuen gehabt, und je maßgebender dieselben waren, um so näher lag wohl dem König Friedrich die Vermuthung, daß, wenn Maria Theresia erst mit Frankreich einen vortheilhaften Frieden geschlossen hätte, dieselbe auch keinen Anstand nehmen würde, alles Mögliche aufzubieten, um das ihr über Alles theure Schlesien wiederzugewinnen. Und während solchenfalls von Frankreich, das schon wegen der Religion, noch mehr aber wegen seines früheren Abfalls von der gemeinschaftlichen Sache ihm abgeneigt war, sich schwerlich erwarten ließ, daß es den Breslauer Frieden aufrecht erhalten werde, war Solches noch viel weniger von König Georg II. von England zu hoffen, an welchem sammt seiner ganzen Nation in der letztverflossenen Zeit Maria Theresia den treuesten Bundesgenossen gehabt hatte. Diese Reflexionen erhielten aber auch noch in den bereits oben erwähnten diplomatischen Unterhandlungen besonderen Nachdruck. In gleichem Grade wie schon das „Wormser Bündniß" vom 13. September 1743 den König Friedrich bedenklich machen mußte, in gleichem Grade machte ihn das Bündniß Maria Theresia's mit Sachsen vom 20. December 1743 besorgt, worin Marien Theresien alle Länder, welche sie vor 1739, ja noch früher (1703 und 1731) gehabt hatte, folglich auch Schlesien garantirt wurden. Die Tendenz seiner Gegner, ihm Schlesien wieder zu entreißen, schien demnach einem Zweifel nicht mehr unterworfen. Eine weitere Fortsetzung der großen kriegerischen Erfolge Oesterreichs in der ebenverflossenen Zeit konnte einer baldigen Verwirklichung dieses Planes gewiß nur förderlich werden. Also schien es Friedrich II. die passendste Zeit, dem Kriegsglück Oesterreichs einen Damm vorzulegen. Dem Bedenken seiner Minister und Räthe aber begegnete er mit der kategorischen Erklärung: „daß es stets die größte Narrheit sei und bleibe, einem Unglück nicht zuvorzukommen, welches zu verhüten man die Mittel in den Händen habe."

Indeß ging Friedrich II. bei der weiteren Verfolgung seines einmal gefaßten Planes mit der äußersten Vorsicht zu Werke. Im Gegensatz zu den aus dem Wormser und aus dem sächsischen Bündniß hervorgegangenen zwei Parteistellun-

gen suchte er daher vorerst mit den übrigen deutschen Fürsten eine dritte Partei zu stiften, um so den Frieden herzustellen, ohne die Franzosen hereinzuziehen — ein Plan, der, wie bekannt, in neuerer Zeit in dem Napoleon'schen Rheinbund eine Nachahmung fand. Und allerdings möchte kaum bezweifelt werden können, daß ein solcher Bund jener Zeit wohl im Stande gewesen sein würde, die Interessen seiner Glieder gegen die österreichische Uebermacht mit Erfolg zu vertheidigen. Indeß scheiterte dieser Versuch, daher Friedrich wiederum in Unterhandlungen mit Frankreich trat und mit diesem ein neues Bündniß schloß, nach welchem Frankreich Hannover selbst angreifen, den König von Schweden zu einem Angriffe auf das Herzogthum Bremen veranlassen, und die Oesterreicher, sobald sie den Rhein verließen, so nachdrücklich verfolgen und den Krieg nicht eher beendigen wollte, bis Böhmen an den Kaiser Karl VII. überlassen und von diesem drei böhmische, an Schlesien grenzende Kreise dem König von Preußen abgetreten würden. Damit aber nun dieses Bündniß Friedrich's mit Frankreich und seine neue Theilnahme am Kriege nicht als ein Bruch des Breslauer Friedens erscheine, so schloß er mit Kaiser Karl VII., dem Kurfürsten von der Pfalz und dem König von Schweden, als Landgrafen von Hessenkassel, am 22. Mai 1744 noch ein besonderes Bündniß, welches in der Geschichte den Namen „Frankfurter Union" erhalten hat. Oeffentlicher und angeblicher Zweck Friedrich's war hierbei: die Rechte Kaiser Karl's VII. und des deutschen Reichs, sowie die Ruhe in letzterem zu schützen und zu erhalten, wonach also sein Benehmen blos als Unterstützung des Reichsoberhauptes von Seite eines Reichsfürsten angesehen werden sollte. Nichtsdestoweniger aber ließ Friedrich in einem geheimen Vertrage mit dem Kaiser auch von diesem sich den nördlichen Theil von Böhmen versprechen, so daß es also nicht eben eines besonderen politischen Scharfblicks bedurfte, um über den eigentlichen und letzten Zweck, den Friedrich II. verfolgte, vollkommen ins Klare zu kommen. In welchem Lichte erscheint dagegen solchen Machinationen gegenüber Maria Theresia, die, als sie vom Abschluß der Frankfurter Union Nachricht erhielt, die Worte sprach: „Gott weiß mein Recht; er wird mich wohl beschützen, wie er bisher gethan hat." Uebrigens ließ aber Friedrich II. auch noch eine besondere Druckschrift erscheinen, die allen Höfen zugesendet wurde, um auch sie über die Beweggründe aufzuklären, warum er „dem Kaiser Hülfsvölker gegeben habe". Da aber in dieser Schrift, in welcher sich Friedrich lediglich als Vertheidiger der deutschen Freiheit gerirte, Maria Theresia des

Uebermuths und der Treulosigkeit beschuldigt wurde, erließ Maria Theresia auf dieselbe sofort eine Gegenerklärung, worin der gegen sie erhobene Vorwurf eines Bruchs der Verträge dem Könige von Preußen zurückgegeben und in ebenso klarer wie würdiger Darstellung der Beweis geliefert wurde, daß des Königs von Preußen einzige und ausschließliche Absicht in nichts Anderem beruhe, als in dem Streben, neue Eroberungen zu machen.

Im August 1744 brach Friedrich II. los. Am 15. des genannten Monats ging der König selbst zur Armee ab, welche, unter der Bezeichnung „kaiserlicher Hülfsvölker," 100,000 Mann stark, in 3 Colonnen ihren Weg nach Böhmen nahm. Eine Colonne führte der König selbst durch Sachsen, am linken Ufer der Elbe; die zweite der Erbprinz Leopold von Dessau durch die Lausitz; die dritte der Feldmarschall Schwerin aus Schlesien über Braunau. Der alte Fürst von Dessau deckte die Kurmark und der General Marwitz Oberschlesien. Sachsen, dem man erst den Durchmarsch ankündigte, als die Preußen schon auf sächsischem Boden standen, war betäubt. Friedrich marschirte geradezu auf Pirna, wo die Magdeburgischen Regimenter über Leipzig zu ihm stießen, und belustigte sich an der Gegenwehr, die die sächsische Regierung hier und da zu leisten sich den Anschein gab. Während seine Truppen treffliche Mannszucht hielten, bezahlten sie Alles mit baarem Gelde und bekamen mehr Bedürfnisse geliefert, als sie brauchten. Zieten mit den Leibhusaren machte der königlichen Colonne Bahn; er fand Böhmen von Truppen entblößt und nur das Cavallerie-Regiment von Esterhazy suchte ihm ernsthaften Widerstand zu leisten, zog aber schließlich den Kürzern. Bereits am 2. September vereinigte sich die preußische Armee vor Prag.

Unterdeß war auch Maria Theresia nicht unthätig gewesen. In Böhmen und in Schlesien wurde die Landmiliz aufgeboten, ingleichen in Wien und in Prag die Abhaltung öffentlicher Gebete angeordnet. Ihr ganzes Vertrauen aber setzte die edle Frau abermals auf die erprobte Treue der Ungarn, daher sie am 10. August nach Preßburg reiste, um abermals in eigener Person sich mit der ihr ergebenen edlen Nation um die zu gewährende Hülfsleistung in Vernehmen zu setzen. Und abermals fand Maria Theresia bei den Ungarn, was sie suchte. Nicht blos der alte Palatin Palffy, sondern auch alle Landeswürdenträger und Obergespanne kamen aufs Bereitwilligste ihr entgegen und gelobten aufs Neue, zur Erhaltung ihrer angebeteten Königin Gut und Blut daransetzen zu wollen, während in allen Comitatsversammlungen, die darauf gehalten wurden, gleiche Kriegs-

begeisterung rege wurde. Nun sah sich zwar der alte Palatin Palffy durch sein hohes Alter gehindert, sich selbst an die Spitze des neuen ungarischen Aufgebotes zu stellen, dagegen gab die außerordentliche Thätigkeit, mit der er das rasche Zustandekommen der Sache betrieb, nicht blos ein deutliches Zeugniß von seiner großen Umsicht, sondern auch von seinem immer noch jugendlich frischen Muth, sowie von seiner unerschütterlich treuen Anhänglichkeit an seine edle Herrin. Gleich ehrenvoll, ja einzig in ihrer Art war die Auszeichnung, mit der Maria Theresia das hohe Verdienst, welches sich Palffy erwarb, jener Zeit zu belohnen wußte. Das war dieselbe Zeit, in welcher sie an den alten, treubewährten Freund, unter Zusendung ihres schönsten Reitpferdes, sowie eines kostbaren, goldenen, mit Diamanten reichbesetzten Degens und eines nicht weniger kostbaren Diamantringes den berühmten Brief schrieb:

„Mein Vater Palffy!

Ich sende Euch dieses Pferd, welches nur von dem edelsten meiner getreuen Unterthanen bestiegen zu werden würdig ist. Empfanget zugleich diesen Degen, mich wider meine Feinde zu beschützen; und nehmet diesen Ring als das Zeichen meiner ewigen Zuneigung." Theresia.

Wie hätten solche Worte aus dem Munde einer solchen Fürstin auf die Nation dessen, an den sie gerichtet waren, anders als begeisternd wirken können! Und so wurden 40,000 Mann Ungarn sogleich, 30,000 Mann zur Reserve für den Nothfall gestellt und von ersteren 10,000 Mann leichter Truppen zunächst nach Böhmen entsendet.

Freilich gewann König Friedrich II. auch bei seinem diesmaligen Auftreten einen nicht unbedeutenden Vorsprung. Ehe noch die österreichischen Streitkräfte sich sammeln konnten, ging Prag verloren. Den Oberbefehl über die gegen 15,000 Mann starke Besatzung daselbst führte General Harsch, und wohl würde diese Streitmacht hingereicht haben, den Platz eine längere Zeit mit Erfolg zu behaupten, wären dies lauter kampf- und waffengeübte Truppen und nicht zum großen Theil schnell auf dem Lande zusammengeraffte, in den Waffen völlig ungeübte Milizen gewesen. So große Entschlossenheit daher dieselben anfänglich zeigten, als die Preußen vor der Stadt erschienen und dieselbe berannten, so rasch verwandelte sich ihr Muth in kleinmüthiges Verzagen, als Friedrich II. nach Ankunft seines Belagerungsgeschützes anfing, die Stadt zu bombardiren. So wie auf der Kleinseite eine Bresche offen war und eine preußische Colonne zum Sturm

anrückte, streckte die österreichische Besatzung das Gewehr und gab sich am 16. September 1744 kriegsgefangen.

So sah sich also König Friedrich II. gleich bei seinem Wiedererscheinen im Felde abermals aufs Entschiedenste vom Glück begünstigt und trug, wie nicht zu verwundern, dies abermalige Waffenglück nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon besorgten Freunde Maria Theresia's nur noch besorgter zu machen, zumal unmittelbar nach der Einnahme Prags auch Tabor, Budweis und Frauenberg verloren gingen. Ob aber ihre Freunde zagten, Maria Theresia selbst zagte nicht. Während sie sich, wie bereits erwähnt, an die Ungarn wendete und von da aus alsbald eine bedeutende Truppenmasse sich in Bewegung setzte, drang sie gleichzeitig auch in das mit ihr alliirte Sachsen, sein Versprechen zu halten und seine Kräfte mit den ihrigen zu verbinden, was denn auch, da von Seiten Englands diesem Verlangen Maria Theresia's noch besonderer Nachdruck gegeben ward, von dem anfänglich schwankenden Kurfürst August verfügt wurde. Und mit gleich umsichtiger Fürsorge wurde endlich auch über die präsenten Streitkräfte verfügt, namentlich an Prinz Carl von Lothringen, der siegreich im Elsaß stand, der Befehl entsendet, sofort nach Böhmen aufzubrechen.

Die Ausführung dieses Rückzugs war indeß, da er Angesichts eines an Zahl überlegenen Feindes bewerkstelligt werden mußte, mit großen Gefahren und Schwierigkeiten verknüpft. Dennoch bewirkte Prinz Carl seinen Uebergang über den Rhein so meisterhaft, daß er in kurzer Zeit in Böhmen eintraf, ohne auf seinem Zuge von den hinter ihm stehenden Feinden belästigt zu werden. Glücklich kam er am 9. September in Donauwörth an, wo er den Oberbefehl über das Heer, mit dem sich übrigens nun auch General Bathiany und Anfang October ein 22,000 Mann starkes sächsisches Hülfscorps vereinigte, interimistisch dem Marschall Grafen Traun übergab, während er selbst auf kurze Zeit nach Wien eilte, um daselbst an höchster Stelle über die weiteren Kriegsoperationen mündlich zu verhandeln.

Der Plan der Oesterreicher ging nun dahin, jede Hauptschlacht mit den Preußen zu vermeiden, dagegen durch geschickte Wendungen dem preußischen Heere das Terrain abzugewinnen, und so dasselbe von Prag ganz abzuschneiden und durch Hunger aufzureiben. Graf Traun führte diesen Plan so meisterhaft aus, daß König Friedrich II. später selbst gestand, daß er in diesem Feldherrn seinen Lehrmeister gefunden habe. Nicht nur, daß Traun's zahlreiche leichten,

umherschwärmenden Truppen die Preußen fortwährend beunruhigten und jede Recognoscirung unmöglich machten, indem die preußischen Recognoscirungen, wo sie nur erschienen, zersprengt oder gefangen genommen wurden, so stellte sich auch im preußischen Heere bald sehr fühlbarer Mangel an Lebensmitteln ein. Und was das Schlimmste war, dieser zuletzt genannte Uebelstand hatte nicht blos seinen Grund in den geschickt ausgeführten Streifzügen der Oesterreicher, sondern auch in dem Haß der böhmischen Bevölkerung, indem der Adel, ebenso wie die Geistlichkeit und das Volk, den Preußen die Nahrungsmittel noch entzog, welche die herumstreifenden Panduren und Uhlanen nicht wegzunehmen vermochten. Ja die Bauern, die ihre Wohnungen verließen und in die Wälder flüchteten, vergruben selbst ihre Vorräthe, um sie nur nicht in die Hände der Preußen fallen zu lassen. Die Folgen solcher traurigen Zustände empfand König Friedrich schmerzlich. Es kam in seinem Heere zu zahlreichen Desertionen, und große Unzufriedenheit sprach sich bei allen Truppengattungen laut aus. König Friedrich wünschte glühend eine Schlacht, aber dazu war der Feind schlechterdings nicht zu bewegen. Wohl, oder übel, es blieb dem König Friedrich schließlich nichts Anderes übrig, als umzukehren und den Rückzug zu beginnen. Nachdem er am 9. November bei Kolin die Elbe passirt, zog die preußische Armee in drei Colonnen aus Böhmen; die erste schlug die Richtung nach der Grafschaft Glatz ein, die zweite, bei welcher sich der König in Person befand, marschirte über Braunau, die dritte über Trautenau. General Einsiedel, der die preußische Besatzung in Prag befehligte und durch Eilboten den Befehl zum Abzug, zugleich aber auch die Weisung erhalten hatte, die Werke des Wischerad und des Laurentiusberges in die Luft zu sprengen, die schweren Geschütze zu vernageln, die Laffetten zu verbrennen und die Gewehre der kriegsgefangen gewordenen österreichischen Besatzung in die Moldau zu werfen, verließ Prag am 26. November, ohne jedoch den eben angegebenen Befehlen nachgekommen zu sein. Er wandte sich durch die Lausitz nach Schlesien, ließ sich aber auch auf diesem Marsche wieder so große Mißgriffe zu Schulden kommen, daß König Friedrich ihm den Abschied gab. Friedrich selbst theilte alle Gefahren und Beschwerden seiner Truppen und bot Alles auf, die Schwierigkeit der Lage erträglicher zu machen, er- und bekannte aber auch die Fehler, deren er sich in diesem Feldzuge schuldig gemacht und die sein großer Gegner, General Traun, zu seinem und der Seinigen Nutzen nach Kräften ausgebeutet hatte. In Tannhausen (am

6. December) trennte sich Friedrich von der Armee, um auf kurze Zeit nach Berlin zu gehen.

So war gegen Ende des Jahres 1744 das Königreich Böhmen mit seiner Hauptstadt Prag wieder in den Händen der Oesterreicher. Ungeachtet der ungünstigen Jahreszeit gaben dieselben aber den Feldzug nicht auf, sondern setzten ihn auch im Winter fort und rückten in Oberschlesien und in die Grafschaft Glatz ein, während die Preußen sich bei Neisse und Breslau concentrirten, auch König Friedrich selbst bald wieder bei dem Heere eintraf. Die Hoffnungen aber, welche die Oesterreicher an diese weitere Anstrengung geknüpft hatten, gingen nicht in Erfüllung. Nachdem der Prinz von Dessau bei Neisse eine Truppenmasse von 30,000 Mann zusammengebracht hatte, überschritt derselbe am 7. Januar 1745 den Fluß Neisse, wodurch sich die Oesterreicher, die durch den Abzug der Sachsen und mehrerer nach Bayern entsendeter Abtheilungen bedeutend geschwächt waren, sich zum Rückzug nach Mähren genöthigt sahen, bei welcher Gelegenheit sie durch Frost und Desertion viele Leute verloren. Noch größeres Ungemach traf sie in der Gegend bei Ratibor, in welcher Stadt gegen 3000 Mann Ungarn lagen. Als gegen dieselben General Nassau heranzog, versuchten sie sich durchzuschlagen und dann über die Oderbrücke zu entkommen. Aber leider brach die Brücke unter der Menschenmasse zusammen, und was nicht im Wasser ertrank wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Und endlich zogen die Oesterreicher auch noch in einem Gefecht bei Habelschwerdt (14. Februar 1745) den Kürzern. Die Ehre des Tages gebührte hier dem Feldmarschall Lehwald, der gegen den General Wallis mit einem numerisch viel stärkeren Truppencorps so erfolgreich kämpfte, daß die Oesterreicher 900 Mann an Todten und Verwundeten, sowie mehrere Kanonen verloren. „So viel schnelle glückliche Fortschritte feuerten," wie König Friedrich selbst bemerkt, „den Muth der Preußen an und benahmen den Truppen Maria Theresia's die Luft, diesen Feldzug noch zu verlängern. Ein Jeder rückte wieder in seine Winterquartiere und blieb nun ruhig zu Hause."

Ungeachtet der eben beschriebenen glücklichen Erfolge, deren sich die Preußen nach ihrem Rückmarsch aus Böhmen zu erfreuen hatten, mußte aber doch dieser ganze böhmische Feldzug von 1744 für verunglückt angesehen werden. Denn hatte auch König Friedrich durch seinen Einfall in Böhmen dem unglücklichen Kaiser Karl VII. wieder Luft gemacht, indem derselbe, als sich jener Zeit die

österreichischen Truppen aus Bayern wegzogen, um sich mit der österreichischen Hauptarmee unter Carl von Lothringen zu vereinigen, durch Graf Seckendorf wieder in seinen Erbstaat Bayern zurückgeführt werden konnte, so war dies doch immer blos Nebensache. Er, König Friedrich selbst, hatte Böhmen wieder räumen müssen, und die Opfer, die dieser Feldzug erfordert hatte, waren groß und schwer. Ließ ja Friedrich, um sich frische Geldmittel zu verschaffen, gleich nach Beendigung des Feldzuges das Silbergeräth seines Vaters im Berliner Schlosse in die Münze wandern, aber — damit das Publikum nicht beunruhigt werde, heimlich und bei Nacht. Es konnte daher nicht befremden, daß auch jener Zeit wieder Friedensunterhandlungen in Gang kamen. Allein nach wie vor weigerte sich Maria Theresia auf's Bestimmteste, mit Preußen irgendwelchen Vertrag zu schließen, und zwar hierzu bestimmt nicht blos durch die Erfolge ihrer Waffen in dem ebenbeendeten Feldzuge, sondern auch durch den gleich in den ersten Tagen des Jahres 1745 glücklich zu Stande gebrachten Abschluß einer neuen Verbindung, von der sich für die weitere Zukunft allerdings Entscheidendes erwarten ließ. Das war das den 8. Januar zu Warschau abgeschlossene, gegen die Frankfurter Union gerichtete vierfache Bündniß (Quadrupelallianz) von Oesterreich, Großbritannien, den Niederlanden und Sachsen, worin der Kürfürst von Sachsen und König von Polen die Vertheidigung Böhmens (doch mit Ausnahme von Schlesien) für britische und niederländische Hülfsgelder mit einer Truppenmasse von 30,000 Mann übernahm, eine Verbindung, durch welche Sachsen völlig in die Reihe der kriegführenden Mächte gegen Preußen eintrat und somit Maria Theresia für siegreiche Durchführung ihrer gerechten Sache eine neue Bürgschaft erhielt.

Aber nur wenige Tage nach Abschluß des Warschauer Bündnisses trat ein Ereigniß ein, welches plötzlich den politischen Horizont veränderte. Das war der unerwartete Tod Kaiser Karl's VII. am 20. Januar 1745, wodurch abermals neue Friedenshoffnungen auf die Bahn kamen. Ueber das Irrige seiner Politik schon längst zur Genüge belehrt, hatte Karl VII. noch auf seinem Sterbebette seinen Sohn und Nachfolger, Maximilian Joseph, beschworen, dem Titel eines Erzherzogs von Oesterreich und den Ansprüchen auf den glänzenden, doch nichtigen Kaiserthron zu entsagen und mit Oesterreich Frieden zu schließen. Und wirklich schien auch der junge Kurfürst zum Frieden geneigt, indem er gleich nach dem Tode seines Vaters an den General Bärenklau schrieb, daß er seinen

Truppen den Befehl ertheilt habe, die Feindseligkeiten bis auf Weiteres einzustellen, und daß er sich der Hoffnung hingebe, auf Seite der Oesterreicher werde ein Gleiches geschehen. Aber bestürmt von schlechten Rathgebern und geblendet von französischem Gelde gab der junge Kurfürst die Friedensgedanken bald wieder auf und stellte sein und seines Hauses Sache nochmals auf die Spitze des Schwertes. Indeß sollte er ebensobald die Folgen dieses thörichten Beginnens empfinden. Schon nach Verlauf weniger Wochen brach seine ganze Macht vor den Oesterreichern schmachvoll zusammen. Bereits noch im Januar setzten sich die Oesterreicher in Besitz der Oberpfalz, im März und April drang Bathiany siegreich bis Landshut vor und schlug darauf, sich gegen die Franzosen wendend, am 15. April das Corps des Grafen von Ségur bei Pfaffenhofen. Erschreckt über solch Unglück, flüchtete der junge Kurfürst Maximilian Joseph aus seiner Residenz München nach Augsburg. Trotz der eindringlichsten Mahnungen des Feldmarschalls Törring, der, ungeachtet der erlittenen Niederlagen, zur Fortsetzung des Kriegs und zur Erhaltung des Bundes mit Frankreich und Preußen rieth, besann sich jetzt Maximilian Joseph eines Andern und entschied sich, worauf neben seiner Mutter ganz besonders Seckendorf schon längst gedrungen hatte, zum Nachgeben. Also kam es zum Frieden von Füssen, welcher am 22. April 1745 im Namen Maria Theresia's vom Grafen Rudolph Colloredo und im Namen Maximilian Joseph's von dem Fürsten Joseph von Fürstenberg unterzeichnet wurde. Durch denselben erhielt nun Maximilian Joseph seine sämmtlichen Staaten zurück, entsagte dagegen allen Ansprüchen auf die österreichische Erbschaft, garantirte die pragmatische Sanction, erkannte das Recht Maria Theresia's an, die böhmische Kurstimme durch einen Gesandten ausüben zu lassen und versprach, bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzog von Toskana, dem Gemahl Maria Theresia's, zu geben. Dagegen erkannte Maria Theresia den verstorbenen Kurfürsten als Kaiser und seine Wittwe als Kaiserin an und entsagte allen Entschädigungsansprüchen und jeder Erhebung von Contribution in Bayern.

So sprengte der Friede von Füssen die Frankfurter Union, und da sich nun gleichzeitig Hessen-Kassel und Kurpfalz für neutral erklärten, stand also Friedrich in Deutschland ganz allein. Aber bald kam noch mehr, wodurch seine Lage noch gefährlicher wurde. Schon oben wurde der Warschauer Quadrupelallianz gedacht. Zu diesem Bündniß war auch Rußland eingeladen worden, doch hatte dies vor

der Hand den Beitritt abgelehnt. Jetzt aber erklärte dasselbe an König Friedrich, daß es einen Angriff auf Sachsen keinenfalls dulden werde, eine Erklärung, die eines Commentars über die Stellung, welche Rußland zu dem Warschauer Bündniß einnahm, selbstverständlich nicht bedurfte. Ebenso scheiterte ein erneuter Versuch Friedrich's, durch Englands Vermittelung Friede mit Oesterreich zu erlangen, an Maria Thresia's unerschütterlichem Willen, sich nur unter Bedingung der Herausgabe Schlesiens zum Frieden zu verstehen. Endlich, da diese Wege, den gegen ihn heranrückenden Sturm zu beschwören, fruchtlos blieben, wendete sich Friedrich an Sachsen und suchte im Verein mit Frankreich, indem man dem Kurfürsten von Sachsen Geldunterstützung und die Kaiserkrone in Aussicht stellte, auf diese Weise das Warschauer Bündniß auseinander zu bringen. Aber auch dieser Versuch scheiterte, indem zur Vervollständigung der Warschauer Quadrupelallianz am 18. Mai 1745 zu Leipzig zwischen Oesterreich und Sachsen noch ein geheimer Vertrag abgeschlossen wurde, nach welchem sich diese beiden Mächte verpflichteten, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis Schlesien und Glatz an Oesterreich zurückgekommen und Friedrich's Macht in engere Grenzen zurückgebracht worden wäre. Sachsen verlangte nämlich von dem künftig Preußen wieder abzunehmenden Schlesien die nördlichsten Herzogthümer, um eine Verbindung der Lausitz mit Polen zu gewinnen; und wirklich erhielt es auch jetzt nach diesem Leipziger Vertrage den Züllichauer und Schwiebusser Kreis und außerdem von der künftigen preußischen Beute Magdeburg, Cressen und Cottbus zugesichert.

König Friedrich (in seinen hinterlassenen Werken) sagt bei Erwähnung der eben beschriebenen Gefahren: „Die Lage des Königs war mißlich. Die Staatskunst zeigte ihm Abgründe, der Krieg zeigte Gefahren, und der Geldzustand fast eine gänzliche Erschöpfung der Hülfsquellen. Bei solchen Gelegenheiten muß die Seele ihre Kraft zusammenraffen, um die Gefahren, welche sie umgeben, mit festem Blicke anzuschauen; in einem solchen Zeitpunkte muß man sich nicht durch die Schattenbilder der Zukunft beunruhigen lassen, sondern alle nur mögliche, nur denkbare Hülfsmittel anwenden, um seinem Verderben zuvorzukommen, so lange es noch Zeit ist; vor allen Dingen aber, sich nicht von den Grundbegriffen entfernen, auf welchen man sein Kriegs- und Staatssystem errichtet hat.“ König Friedrich arbeitete Tag und Nacht mit der äußersten Anstrengung, um der ihm drohenden Gefahr würdig zu begegnen, und sein gewaltiger Geist verhalf ihm abermals zum Sieg.

Der Feldzug begann ziemlich spät. Erst im Mai rückten die Oesterreicher, 80,000 Mann stark, in Verbindung mit 30,000 Mann Sachsen, von verschiedenen Seiten in Schlesien ein. Friedrich erwartete sie, ließ aber das Gerücht verbreiten, er sei verzagt und von den schlechten Resultaten des vorigen Feldzugs niedergeschlagen und beabsichtige, sich zurückzuziehen. Sein wirklicher Plan aber ging dahin, den Prinzen Karl von Lothringen zu bewegen, das schlesische Gebirge zu überschreiten und ihn anzugreifen. Prinz Karl von Lothringen ließ sich in der That durch jenes oben angegebene Gerücht täuschen und bezahlte seine Leichtgläubigkeit alsbald mit einer furchtbaren Niederlage. Friedrich, der die Mehrzahl seiner Truppen bei Frankenstein zusammengezogen hatte, während ein preußisches Corps von etwa 9000 Mann unter dem Markgrafen Karl von Schwedt Troppau und Jägerndorf besetzt hielt, marschirte, nachdem durch die Verwegenheit Zieten's die Vereinigung des eben genannten markgräflichen Corps mit der Hauptarmee glücklich bewerkstelligt worden war, am 29. Mai von Frankenstein ab nach Reichenbach, langte am 1. Juni bei Schweidnitz an und postirte sich in einer 2 Meilen langen Linie bis Striegau, eine Stellung, wie dazu geschaffen, den Feind zu empfangen, wenn derselbe aus dem Gebirge hervorkommen würde.*) Dies geschah am 2. Juni, wo die Oesterreicher und Sachsen sich bei Bolkenhain lagerten. Ihre Anführer, Prinz Karl von Lothringen und der sächsische Herzog von Weißenfels, recognoscirten nun zwar vom Galgenberge bei Hohenfriedberg aus die vor ihnen ausgebreitete Ebene, vermochten aber nur hier und da kleine preußische Corps zu entdecken, weil der sogenannte Nonnenbusch und die Schluchten, hinter denen die preußische Hauptmacht aufgestellt war, ihre Aussicht beschränkte. In der Meinung also, daß die Preußen im vollen Rückmarsche auf Breslau begriffen seien und daß die preußischen Truppen, die sie erblickten, nur die Arrièregarde sei, kamen sie nunmehr mit einander überein, daß General Wallis mit der Vorhut sich der Magazine von Schweidnitz bemächtigen und dann die Preußen bis nach Breslau verfolgen, der Herzog von Weißenfels aber Striegau besetzen und sich dann nach Glogau wenden sollte.

Am folgenden Tage begann man nun mit Ausführung dieser Pläne, während König Friedrich ganz in der Stille zu dem bevorstehenden Zusammentreffen ebenfalls Alles vorbereitete. Am frühen Morgen des 4. Juni ging die preußische

*) Nach Reiche: Friedrich der Große und seine Zeit. S. 109 ff.

Armee über das Striegauer Wasser und traf auf 2 Bataillone Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels, welche Striegau besetzen sollten. Verwundert, auf Preußen zu stoßen, machten die Sachsen Halt und erwarteten die nachziehenden Heerabtheilungen. Kaum aber kamen diese in Sicht, als das preußische Geschütz, welches auf dem Spitzberge aufgepflanzt war, furchtbar auf sie loskommerte, während die Cavallerie, die gegen die preußische Reiterei einen Angriff wagte, zurückgeworfen wurde und in unordentliche Flucht gerieth. Die 2 Infanterie-Bataillone, welche sich zuerst gezeigt hatten, wurden fast völlig niedergehauen, und den nachfolgenden Heerabtheilungen ging es nicht viel besser. Prinz Karl von Lothringen, der sein Hauptquartier in Hausdorf hatte, hörte wohl das Geschütz- und Gewehrfeuer, glaubte aber, daß dies von dem sächsischen Vortrabe herrühre, der Striegau einnehmen wollte, und sendete daher keinen Succurs. Erst als er die Sachsen in voller Flucht erblickte, beeilte er sich, seinen Flügel in Schlachtordnung zu stellen, wurde aber, noch ehe er sich völlig ordnen konnte, sofort in die Schlacht hineingerissen und ebenso wie die Sachsen aufs Furchtbarste geschlagen. Ganze Bataillone wurden von der preußischen Reiterei, die sich an diesem Tage vorzüglich auszeichnete, zusammengehauen. Nach fünfstündigem, heißen Kampfe wendeten sich die Oesterreicher zur Flucht über Kauder und Hohenfriedberg, wo Wallis und Nadasty ihren Rückzug deckten, dem Gebirge zu, ohne daß die Preußen, von den gehabten Märschen und der Schlacht ermüdet, sie verfolgten. Die Oesterreicher und Sachsen verloren im Ganzen 9000 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene, darunter 4 Generale und 200 andere Officiere, 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60 Kanonen. Der preußische Verlust belief sich an Todten und Verwundeten auf 1800 Mann. Die Ehre des Tags aber gebührte dem preußischen Dragoner-Regiment Baireuth unter Anführung des Generals Geßler, welches allein 2500 Mann gefangen nahm und für sich allein 66 Fahnen und 4 Kanonen erbeutete. Friedrich ließ diesem Regimente noch auf der Wahlstatt ein Belobigungsschreiben ausstellen, in welchem alle Officiere desselben mit Namen aufgeführt waren. Ferner erhielt das Regiment ein verändertes Siegel mit der Zahl 66, wogegen der Anführer des Regiments, General-Lieutenant von Geßler, in den Grafenstand erhoben wurde.

Für den weiteren Feldzug Friedrich's blieb indeß die Schlacht von Hohenfriedberg, so blutig dieselbe auch gewesen, ohne erhebliche Folgen. Prinz Karl

von Lothringen setzte seinen Rückzug bis Böhmen fort, wo er am Zusammenfluß der Elbe und Adler eine feste Stellung einnahm, während die Sachsen auf dem andern Flußufer lagerten. Friedrich schlug mit seiner Armee dieselbe Richtung ein und faßte ebenfalls am Adlerfluß Posto, blieb aber hier 3 Monate lang ruhig stehen, da er es nicht wagte, die feste Stellung der Oesterreicher anzugreifen, diese aber vor Ankunft frischer Streitkräfte ihre gesicherte Stellung aufzugeben gleichfalls nicht gerathen fanden.

Dagegen wurde gleichzeitig mit desto größerem Nachdruck der Krieg von den Franzosen in den Niederlanden geführt. 80,000 Mann, angeblich unter dem König Ludwig XV. selbst, eigentlich aber unter dem Marschall Moritz von Sachsen (einem Sohne August's des Starken und der schönen Gräfin Aurora von Königsmark) waren dort bereits Ende April in Flandern eingerückt und berannten, nachdem sie die Verbündeten durch verschiedene Demonstrationen getäuscht hatten, am 25. April Tournay, einen der wichtigsten Barrièreplätze, der von 9000 Holländern vertheidigt wurde. Die Verbündeten, nur 8000 Mann Oesterreicher unter Königseck, übrigens Holländer, Engländer und Hannoveraner, insgesammt kaum 50,000 Mann stark, unter dem Herzog von Cumberland, zweitem Sohne des Königs von England, beschlossen, die hartbedrängte Stadt zu retten, fanden aber die Franzosen in einer Stellung, die zu einem Angriff durchaus nicht geeignet war. Dessenungeachtet gingen die Verbündeten an das Wagstück, wurden aber am 11. Mai 1745 bei Fontenay furchtbar aufs Haupt geschlagen und verloren in der Schlacht 7000 Mann an Todten und Verwundeten, 2000 an Gefangenen und 40 Kanonen, ein Unglückstag, dem die Capitulation von Tournay auf dem Fuße folgte (23. Mai). Ja, kurze Zeit darauf gingen auch Gent, Brügge, Ostende, Dendermonde, Oudenarde, ganz Westflandern und Ath im Hennegau verloren.

Mehr noch als Maria Theresia wurde durch diese Fortschritte der Franzosen in den Niederlanden König Georg II. von England in Verlegenheit gebracht, daher derselbe abermals mit König Friedrich diplomatische Verhandlungen anknüpfte, um, wenn irgend möglich, wenigstens zwischen Preußen und Oesterreich den Frieden herzustellen. Und wirklich ging König Friedrich auf Georg's II. Vorschläge bereitwillig ein, und so kam es am 26. August in Hannover zu einer Convention, worin Georg II. von England dem Könige Friedrich von Preußen den Besitz von Schlesien garantirte, sich selbst dagegen verpflichtete, an Maria

Thereſia von Neuem das dringende Verlangen zu ſtellen, dem Kriege ſo ſchnell als möglich ein Ende zu machen. Auch ſollte, wie ferner beſtimmt wurde, dieſer Vertrag dem künftigen Frieden zwiſchen Oeſterreich und Preußen zum Grunde gelegt werden.

Allein auch dieſe Friedenshoffnungen blieben unerfüllt. Mit den Worten: „Lieber will ich den Rock vom Leibe verlieren, als Schleſien hergeben!“ wies Maria Thereſia die Aufforderung, ſich mit Preußen auszuſöhnen, zurück. Immer noch gab ſie ſich der Hoffnung hin, Schleſien wiedererobern zu können, und dieſe Hoffnung hatte ſelbſt der Verluſt der Schlacht von Hohenfriedberg um ſo weniger herabzuſtimmen vermocht, je geringer einestheils der Einfluß war, den dieſe Schlacht auf den weiteren Verlauf des Kriegs geäußert hatte, und je günſtiger anderntheils ihre ſonſtigen Verhältniſſe gerade in dieſer Zeit ſich zu geſtalten anfingen. Denn während ſie wohl erwarten durfte, daß, wenn Prinz Karl von Lothringen die nöthigen Verſtärkungen an ſich gezogen habe, dieſem es wohl nicht ſchwer fallen würde, die bei Hohenfriedberg erhaltene Schlappe wieder auszuwetzen, hatten auch während der Zeit ihre ungariſchen Truppen in Oberſchleſien das Feld zu behaupten gewußt, ja ſelbſt am 27. Mai die Feſtung Koſel durch Sturm eingenommen. Dazu kam aber auch noch, daß in derſelben Zeit die deutſche Kaiſerwahl-Frage ganz nach Wunſch Maria Thereſia's zum Abſchluß gebracht wurde.

Seit dem Tode Kaiſer Karl's VII. hatte Maria Thereſia, um die Kaiſerwürde wieder an ihr Haus zu bringen, Alles aufgeboten, die Wahl auf ihren Gemahl, den Großherzog Franz Stephan, zu lenken. Mit gleichem Nachdrucke ſtemmten ſich aber hiergegen Frankreich und Preußen, und iſt im Laufe unſerer Darſtellung ſchon erzählt worden, wie man gegen Aufgabe des Warſchauer Bündniſſes die deutſche Kaiſerkrone an Sachſen zu verhandeln gedachte. Außerdem ſuchte Frankreich aber auch mit Gewalt der Waffen Maria Thereſia's Plan zu vereiteln, indem eine eigene franzöſiſche Armee unter dem Prinzen Conti am Rhein erſchien, angeblich um die Freiheit der Wahl zu ſchützen, in der Wirklichkeit aber, um Frankfurt anzugreifen und ſo den Wahltag zu ſprengen. Und wirklich gewann es anfänglich den Anſchein, als ſollte dieſes ſaubere Stück der Cabale glücklich ausgehen. Eine öſterreichiſche Armee unter dem alten, freilich aber auch unfähigen Herzog von Ahremberg mußte ſich hinter die Lahn zurückziehen. Und ſelbſt als eine Truppenmaſſe von 17,000 Mann ſich von der fran-

zösischen Armee getrennt hatte, um an dem gleichzeitigen Feldzuge in den Niederlanden Theil zu nehmen; während am 13. Juni an Ahremberg's Stelle Bathiany trat, blieben die Franzosen immer noch eine Weile im Vortheile. Erst als gegen Ende Juni der alte Feldmarschall Traun und als Oberbefehlshaber Franz Stephan bei dem Heere eintrafen, mußten die Franzosen den Kürzern ziehen. Während Conti am 18. Juli bei Rhein-Türkheim mit Verlust über den Rhein zurückging, stellte Franz Stephan die österreichische Armee zur Beobachtung am Neckar bei Heidelberg auf, nahm in Heidelberg sein Hauptquartier und brachte so dem Wahlgeschäft in Frankfurt die nöthige Sicherheit.

Die Kaiserwahl selbst aber anlangend, so gelang es endlich Marien Theresien, zumal ein Mitbewerber nicht existirte, die Kurfürsten für ihren Gemahl zu gewinnen, daher denn auch auf dem Wahltage die Ausübung der böhmischen Kurstimme durch Maria Theresia's Gesandten gebilligt wurde. Nur Zwei erhoben Widerspruch: Kurbrandenburg und Kurpfalz, daher denn auch die Botschafter derselben, nachdem sie gegen die vorzunehmende Wahl eine förmliche Protestation eingelegt hatten, den 12. September, am Tag vor der Wahl, sammt ihrem Gesandtschaftspersonal, Frankfurt verließen und sich nach Hanau begaben. Auf das Wahlgeschäft aber, welches dessenungeachtet am 13. September vorgenommen wurde, blieb diese Protestation ohne allen Einfluß.

Der feierliche Act der Wahl ging aber an dem ebengenannten Tage (dem 13. September) in folgender Weise vor sich:*) Schon Morgens um die sechste Stunde gab die große Domglocke zu Frankfurt am Main den Bürgercompagnien und der Stadt-Garnison das Signal, ihre Posten zu beziehen. Die Bürgerschaft theilte sich in 14 Quartiere, marschirte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele und stellte sich am Dom auf. Um 9 Uhr fuhr der Kurfürst von Mainz, Johann Friedrich Karl aus dem Hause Ostein, nach dem Römer, von wo er sich nach 10 Uhr an der Spitze der Wahlgesandten von Trier, Köln, Böhmen, Bayern, Sachsen und Hannover — alle zu Pferd, in den kostbarsten Prunkgewändern — nach dem Dom begab, wo im Conclave die Wahl vorgenommen werden sollte. Vor derselben aber war erst noch feierlicher Gottesdienst, wobei eine Messe gehalten, sowie das: „Veni, sancte spiritus" angestimmt wurde. Nachdem darauf der Kurfürst von Mainz die fehlenden Wahlgesandten von

*) Nach Duller.

Kurbrandenburg und Kurpfalz zum ersten Male aufgerufen hatte, leisteten die anwesenden Gesandten den herkömmlichen Eid. Ein zweiter Aufruf der fehlenden Wahlgesandten von Kurbrandenburg und Kurpfalz erfolgte, um dem Brauch und den gesetzmäßigen Bestimmungen zu genügen, als das Wahlcollegium in das Conclave eingetreten war. Nach drei Stunden war das Wahlgeschäft beendigt, worauf der Domdechant von Mainz „den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Franciscum Stephanum, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toscana und König von Jerusalem" als erwählten römischen König ausrief, welcher Act mit tausendfachen Lebehochs in und außer dem Dome, sowie mit dem Geläute aller Glocken begleitet war. Langsam schritten nun der Kurfürst von Mainz und die Wahlgesandten von der Bühne in den Chor, worauf unter Trompeten- und Paukenschall der ambrosianische Lobgesang angestimmt wurde, während zur weiteren Verherrlichung der Feststunde hundert Kanonen dreimal gelöst wurden. Nachmittags 2 Uhr zogen die Wähler in derselben Ordnung, in der sie zum Dom gekommen waren, in den Römer zurück.

Franz Stephan, an welchem selbstverständlich sofort eine Abgesandtschaft abging, um ihm seine Wahl zu hinterbringen, nahm als Kaiser den Namen „Franz I" an, beschwor am 25. September die Wahlcapitulation und erhielt am 4. October im Beisein seiner erhabenen Gemahlin, die unterdeß von Wien nach Frankfurt geeilt war, die feierliche Krönung. Als der Krönungszug sich vom Dom in den Römer zurückbewegte, sah Maria Theresia diesem feierlichen Schauspiel von einem Balkon eines dem Römer zunächst gelegenen Hauses zu und brachte dem Kaiser, ihrem Gemahl, unter Schwenken ihres Tuches das erste Lebehoch! aus, in welches das in Massen versammelte Volk jubelnd einstimmte. Von Frankfurt begab sich Maria Theresia zunächst nach Heidelberg zur Schau ihres daselbst aufgestellten Heeres. Der Kaiser selbst empfing sie an der Spitze der Truppen, von denen sie, wie sie durch die einzelnen Reihen hindurchschritt, mit Jubel und Enthusiasmus begrüßt wurde. Dann hielt sie offene Tafel unter einem Zelte, hinterließ bei ihrem Weggange jedem Soldaten zum Geschenk einen Gulden und kehrte unmittelbar darauf sammt ihrem Gemahl nach Wien zurück.

Daß nach so schönen und glücklichen Tagen, wie Maria Theresia eben in Frankfurt und Heidelberg verlebt hatte, an den Unglückstag von Hohenfriedberg mit weniger schwerem Herzen gedacht wurde, war ebenso erklärlich wie verzeihlich. Um so weniger konnte es befremden, daß Maria Theresia gerade der Zeit

entschiedener als je die nach dem hannöverschen Vertrage von England betriebene Aussöhnung mit Preußen zurückwies und im Gegentheil an ihre Truppen den Befehl zu nachdrücklicherer Führung des Kriegs ergehen ließ.

Ebenso glaubte aber nun auch Friedrich II. wieder mit mehr Kraft im Felde auftreten zu müssen, daher er denn auch zunächst wegen des Einmarsches der Sachsen in Schlesien seinen Gesandten von Dresden abrief und durch ein Manifest dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen den Krieg erklärte. Bei alledem gebot seine derzeitige Situation die äußerste Vorsicht. Nicht nur, daß die Position, die er der Zeit mit seiner Armee einnahm, nichts weniger als gefahrlos war, so hatte er auch durch Entsendung einzelner Abtheilungen seiner Streitkräfte nach andern Gegenden hin seine Hauptarmee nicht unbeträchtlich schwächen müssen. 12,000 Mann unter dem General Nassau waren so nach Oberschlesien abgegangen, um dort die Ungarn zu vertreiben und, was denn auch am 6. September glückte, Kosel wieder zu erobern. Eine andere Abtheilung unter dem General Geßler hatte Friedrich zu dem alten Fürsten von Dessau bei Halle stoßen lassen müssen, um die Sachsen, die das Brandenburgische bedrohten, in Furcht zu erhalten. So hatte Friedrich jetzt nur noch gegen 22,000 Mann, mit denen er am 19. September das schlecht verwahrte Lager bei Staudenz bezog, wogegen die österreichische Armee, jetzt wieder unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl, des Herzogs von Ahremberg und des Fürsten von Lobkowitz, 32,000 Mann stark war.

Hätten die österreichischen Führer nicht zu lange mit einem Hauptangriff gezaudert, würde ihnen der Zeit unzweifelhaft ein großer und entscheidender Schlag gewiß gewesen sein. Aber Unschlüssigkeit und zum Theil auch, namentlich bei den Unterbefehlshabern, Untüchtigkeit, führte damals zu einer entscheidenden Niederlage. Da Prinz Karl von Lothringen nur einen Tagemarsch von ihm stand, fürchtete Friedrich einen Ueberfall und beschloß sein Lager nochmals zu ändern und sich Schlesien mehr zu nähern. Doch am frühen Morgen des 30. September 1745, als er eben abziehen wollte, erschien unvermuthet die ganze österreichische Reiterei, der die übrige Armee folgte, in seiner rechten Flanke. Friedrich war indeß schneller gefaßt, als Prinz Karl geglaubt haben mochte. Obgleich seine Streitkräfte um ein Bedeutendes schwächer waren als die seiner Feinde, blieb er keinen Augenblick zweifelhaft, welche Partie er zu ergreifen habe. Rasch machte er eine Viertelschwenkung, gewann, durch die Bedächtigkeit der

Oesterreicher begünstigt, noch Zeit genug, die Aufstellung seiner Truppen gehörig zu formiren, stürzte mit seiner Reiterei mit solcher Hast auf den Feind, daß Alles zurückwich, nahm, während auch die Infanterie mit Löwenmuth focht, die Kanonen der Oesterreicher und errang abermals einen glänzenden Sieg. Das war die berühmte Schlacht bei Sorr, die ihren Namen von dem Dorfe erhielt, bis zu welchem die Oesterreicher zurückgetrieben wurden. In derselben hatten die Oesterreicher den namhaften Verlust von 10,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und büßten außerdem 22 Kanonen, 12 Fahnen und Standarten ein, während die Preußen nur 2600 Mann Todte und Verwundete zählten.

Nach diesem neuen Siege setzte Friedrich, nachdem er noch fünf Tage auf dem Schlachtfelde gelagert gestanden hatte, seinen Weg über Trautenau nach Schlesien fort, wo der General du Moulin an der Grenze den Cordon zu Sicherung der Winterquartiere zog und die übrige Armee Cantonirungen bei Schweidnitz bezog. Friedrich selbst aber ging darauf nach Berlin und ließ dem Prinzen Leopold von Anhalt das Commando.

Es bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung, daß die mittlerweile fortgesetzten diplomatischen Unterhandlungen nach diesem neuen Verluste der Oesterreicher selbst bei König Friedrich neue Friedenshoffnungen wach riefen. Aber wie sehr wurden dieselben auch jetzt wieder getäuscht! Kaum daß Friedrich nach Berlin zurückgekehrt war (30. October), wurde ihm, und zwar aus ganz sicherer Quelle, die Nachricht, daß bereits ein neuer Angriffsplan gegen ihn im Werke sei, und zwar dahin gehend, daß noch während des Winters die österreichische Hauptarmee unter Prinz Karl von Lothringen durch die Oberlausitz über Sagan und Crossen auf Berlin losgehen, dagegen ein anderes von der österreichischen Rheinarmee detachirtes Corps von 10,000 Mann unter dem Commando des Generals Grünne sich mit den Sachsen bei Leipzig vereinigen, die Preußen bei Halle überfallen und dann ebenfalls nach Berlin vordringen sollte. Dieser Plan war vom Grafen Brühl entworfen worden, und unterliegt es keinem Zweifel, daß bei Geheimhaltung und rechter Durchführung desselben Friedrich II. in eine große Gefahr gekommen sein würde. Unvorsichtiger Weise aber schwatzte Graf Brühl bei einer Spielpartie, an welcher der schwedische Gesandte Theil nahm, das Geheimniß aus, und der schwedische Gesandte, ein Bewunderer Friedrich's, hatte nichts Eiligeres zu thun, als Friedrich II. von der

Sache zu benachrichtigen. Friedrich selbst erkannte die ihm drohende Gefahr, war aber ebenso schnell entschlossen, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um derselben zuvorzukommen. Selbst die Warnung des russischen Gesandten in Berlin, der, als Friedrich vor seiner abermaligen Abreise nach Schlesien die auswärtigen Cabinete von seinem bevorstehenden Einfall in Sachsen in Kenntniß setzte, im Namen seines Hofes die Erklärung abgab, daß solchenfalls Rußland dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen Hülfe leisten werde, selbst diese Warnung war nicht im Stande, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Und so begann der berühmte Winterfeldzug von 1745, durch den sich Friedrich II. schließlich das erzwang, was bis dahin seine Gegner ihm hartnäckig verweigert hatten.

König Friedrich erließ zunächst an den alten Fürsten von Dessau den Befehl, die Streitkräfte, mit denen er bisher Sachsen beobachtet hatte, unverzüglich bei Halle zu concentriren, traf darauf alle übrigen Vorsichtsmaßregeln, um Berlin zu decken, und ging am 14. November zu seiner Hauptarmee nach Schlesien ab, um dort das Commando selbst zu übernehmen. In Liegnitz angekommen, erfuhr er durch Briefe von Winterfeldt, welcher die Grenzen der Lausitz beobachtete, daß der Vortrab des Prinzen Karl, aus Sachsen bestehend, bereits über Zittau in die Oberlausitz eingedrungen sei, und daß das Hauptheer des Prinzen Karl bald nachfolgen würde. In Folge dieser Nachricht zog Friedrich alle disponibeln Truppen zusammen, berief den General Nassau aus Oberschlesien nach Landshut, um hier die Grenze zu decken, setzte sich mit seinem Heere sofort in Bewegung, ging am 23. November in aller Stille, von einem dichten Nebel begünstigt, bei Naumburg über den Queis und rückte auf Görlitz los. Wenige Stunden von Görlitz, bei Katholisch-Hennersdorf, stieß er auf die ersten feindlichen Truppen: zwei sächsische Bataillone und drei Reiterregimenter unter dem General Buchner. Sofort entspann sich ein lebhafter Kampf und Friedrich errang abermals einen vollständigen Sieg. Fast die ganze feindliche Streitkraft wurde von den Preußen zusammengehauen oder gefangen genommen; ja unter den Gefangenen befanden sich der General Dallwitz, der Oberst O'Byrn und 30 andere Officiere.

Die nächste Folge von diesem Treffen bei Hennersdorf war, daß Prinz Karl von Lothringen seinen Plan, Berlin zu überrumpeln, aufgab und sich mit seinem entmuthigten Heere in aller Eile und in Verwirrung über Zittau in die böhmi-

schen Gebirge zurückzog. Winterfeldt erreichte seinen Nachtrab bei Zittau und nahm ihm noch Gepäck und Gefangene ab. Bald aber traf die verbündeten Oesterreicher und Sachsen noch Schlimmeres. Während Friedrich mit der Hauptarmee in und um Görlitz Erholungsquartiere bezog, aber ein ziemlich starkes Corps davon unter General Lehwald über Bautzen gegen die Elbe sendete, um den Sachsen Furcht für Dresden einzujagen, sendete er an den alten Dessauer, der unterdeß bei Halle seine Streitkräfte gesammelt hatte, den Befehl, in Kursachsen einzurücken. Also setzte sich derselbe Ende November mit seinen 25,000 Mann von Halle aus in Bewegung, erschien am 29. November vor Leipzig und nahm diese Stadt durch Capitulation. Da aber nun mittlerweile Friedrich in Erfahrung gebracht hatte, daß der Hof von Dresden, durch den eiligen Rückzug des Prinzen Karl von Lothringen in Furcht gesetzt, sowohl den Grafen Grünne, als auch den sächsischen Feldmarschall Rutowsky in die Gegend von Dresden entboten hatte, um Dresden zu decken, erhielt nunmehr der Fürst von Dessau den Befehl, so schnell als möglich nach Meißen vorzurücken, um sich daselbst mit General Lehwald zu vereinigen. König Friedrich selbst ging unterdeß bis nach Stolpe bei Dresden vorwärts.

So rückte also die Gefahr der sächsischen Hauptstadt immer näher und näher. Und doch wurde, als Friedrich durch den englischen Gesandten Villiers jetzt nochmals auf Grund der hannöverschen Convention die Hand zum Frieden bot, diese vom sächsischen Hofe zurückgewiesen. Die Sache mußte demnach durch einen neuen Kampf zur Entscheidung gebracht werden.

Die Vereinigung der Armee des alten Dessauer's und des Lehwald'schen Corps bei Meißen, wo die Sachsen die Elbbrücke abzutragen vergessen hatten, erfolgte am 13. December, worauf denn nun auch sofort diese preußische Armee auf Dresden losging. Wohl hätte nunmehr der sächsische Hof Friedrich's Friedensanerbietungen angenommen, in welchem Falle sich Kurfürst August seine Flucht nach Prag erspart haben würde, die jetzt in solcher Eile geschah, daß in der Verwirrung selbst seine Kinder zurückblieben. Bereits am 15. December verkündete der Donner der Kanonen, daß eine Ausgleichung des Streites ohne neues Blutvergießen zur Unmöglichkeit geworden war.

Am 13. December, also an demselben Tage, an welchem die mehrfach erwähnte Vereinigung der Preußen bei Meißen erfolgte, hatte auch Prinz Karl von Lothringen mit seiner Armee die Gegend von Dresden erreicht, aber seine

Truppen soweit auseinander gelegt, daß er zur Concentrirung derselben wohl 24 Stunden Zeit brauchte. Noch ehe dieselbe bewerkstelligt werden konnte, nahte die Stunde der Entscheidung bei dem Dorfe Kesselsdorf, wo die sächsische Hauptarmee unter dem Oberbefehlshaber Grafen Rutowski in Vereinigung mit den Truppen Grünne's eine feste Stellung eingenommen hatte. Die Schlacht, zu welcher es hier am 15. December zwischen den ebengenannten Truppen und den Armeecorps des alten Dessauer's und des General Lehwald kam, war eine der blutigsten in den schlesischen Kriegen. Da die Stellung der Sachsen, durch zahlreiche Verhaue und steile, mit Kanonen bepflanzte Höhen geschützt, dem angreifenden Theile die größten Schwierigkeiten darbot, wurden die Preußen anfänglich mehrfach zurückgeschlagen, bis endlich die Sachsen den großen Fehler begingen, dem fliehenden Feinde zu folgen, von ihren Höhen herabzusteigen und so ihre Stellung aufzugeben. Dies entschied über den Verlauf der Schlacht. Denn kaum wurde diese Bewegung sichtbar, als die Preußen den Kampf von frischem wieder aufnahmen, mit furchtbarer Wucht auf ihre Gegner einstürmten und den Sieg an ihre Fahnen fesselten. In Zeit von zwei Stunden war die Schlacht zu Gunsten der Preußen entschieden; sie kostete den Sachsen und den mit ihnen verbundenen Oesterreichern 7000 Mann, den Preußen 5000 Mann; auch eroberten letztere 48 Kanonen und mehrere Fahnen. Da Prinz Karl von Lothringen mit der österreichischen Hauptarmee während der Schlacht unthätig im Plauenschen Grunde stand, während König Friedrich mit der preußischen Hauptarmee an der Schlacht ebenfalls nicht Theil nahm, stellte Prinz Karl an General Rutowski das Verlangen, am folgenden Tage den Kampf von Neuem aufzunehmen. Hierzu war jedoch Rutowski, der mit dem Reste seiner geschlagenen Armee sich nach Dresden gezogen hatte, schlechterdings nicht zu bewegen. Vielmehr räumte derselbe ohne Aufenthalt auch Dresden — er hinterließ daselbst nur 4000 Mann Landmiliz — und suchte sein Heil in dem Rückzuge über Pirna nach Böhmen, wohin ihm nun auch Prinz Karl mit der Hauptarmee folgte.

Friede von Dresden.

n eine Rettung der sächsischen Hauptstadt war nach der unglücklichen Schlacht bei Kesselsdorf und nach Abzug des österreichisch-sächsischen Heeres nicht zu denken. König Friedrich eilte, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern, worauf die sächsischen Minister dem König eine Capitulation überschickten. Als aber diese verworfen wurde, öffnete man die Thore der Stadt ohne weitere Bedingung. Am 18. December 1745 hielt Friedrich mit vier Regimentern seinen Einzug in Dresden, machte die Landmiliz, 415 Officiere und 1500 verwundete Soldaten zu Gefangenen und bekam den zurückgebliebenen Theil der königlichen Familie, die Minister und die obersten Verwaltungsbehörden in seine Gewalt. Indeß zeigte Friedrich die äußerste Milde und rücksichtsvollste Schonung. Nicht nur daß er für Aufrechthaltung der strengsten Mannszucht Sorge trug, so gewann er sich selbst auch den Ruhm eines großmüthigen Siegers. Und namentlich waren es die zurückgebliebenen Glieder der königlichen Familie, die, von ihm selbst besucht und über ihr Schicksal getröstet, seines freundlichen Wohlwollens und seiner fürstlichen Huld sich im reichsten Maße zu erfreuen hatten.

Unmittelbar nach Friedrich's Einzug in Dresden begannen nun aber auch die Friedensunterhandlungen, die jetzt glücklich zum Ziele führten. Und auch

hierbei wieder gab Friedrich einen schönen Beweis seiner Mäßigung. Die Unterhandlungen in Dresden wurden geführt von Graf Harrach für Oesterreich, von Graf Podewils für Preußen und von dem Staatsminister von Bülow und dem Vicekanzler Graf von Stubenberg für Sachsen. Der Abschluß des Friedens erfolgte am 25. December 1745, und es war derselbe ein zweifacher: einmal zwischen Preußen und Kursachsen und dann zwischen Preußen und Oesterreich. Als Grundlage zu dem Letzteren nahm man den Breslauer Frieden, den Grenzreceß von Ratibor und die Hannöversche Convention. Während Oesterreich dem König von Preußen den Besitz Schlesiens mit Glatz abermals bestätigte, erkannte König Friedrich von Preußen den unterdeß zum deutschen Kaiser gewählten Franz I. als Reichsoberhaupt und die Gültigkeit der im Namen Maria Theresia's ausgeübten böhmischen Kurstimme an und versprach, zur Beförderung der Interessen des neuen Kaisers nach Kräften beizutragen.

Am schlimmsten kam Sachsen weg, das seine Alliance mit Oesterreich theuer bezahlen mußte. Nicht nur, daß es genöthigt wurde, seine Landeskinder, welche zum preußischen Dienste gezwungen worden waren, in der preußischen Armee zu belassen, so mußte sich auch König August verpflichten, nie wieder einem Feinde Preußens den Durchzug durch seine Staaten zu erlauben, ferner außer den Contributionen an Preußen noch die Summe von einer Million Thaler zu bezahlen, sowie endlich die protestantische Religion aufrecht zu erhalten. Die in dem Frieden ebenfalls gegen eine Entschädigung „an Land und Leuten" versprochene Abtretung der Lausitzischen Stadt Fürstenberg und des Dorfes Schiblo mit den dasigen Oderzöllen an Preußen blieb in der Folge auf sich beruhen, weil man sich über die anderweitige Entschädigung nicht vereinigen konnte. Am Tage nach dem Friedensschlusse ließ Friedrich in der Dresdener Kreuzkirche das Te-Deum singen und die Kanonen von den Wällen abfeuern, worauf er am 27. December abreiste.

Kurpfalz, das seine Länder verloren hatte, war in beide Friedensschlüsse eingeschlossen, erkannte Franz Stephan als Kaiser an und wurde in seine Länder wieder eingesetzt.

England verbürgte den Dresdener Frieden am 19. September 1746, die Bestätigung desselben aber Seitens der deutschen Reichsversammlung erfolgte erst am 14. Mai 1751.

Die letzten Jahre des österreichischen Erbfolgekriegs.

Mit dem Friedensschlusse von Dresden hatte wohl der zweite schlesische Krieg und der Krieg auf deutschem Boden sein Ende erreicht, nicht aber noch der österreichische Erbfolgekrieg, der immer noch drittehalb Jahre fortdauerte. Indeß lag es in der Natur der Sache, daß, nachdem sich Maria Theresia mit Bayern und Preußen ausgesöhnt hatte, der Krieg seinen bisherigen Charakter verlor. Um das Erbe des Hauses Habsburg zu theilen und somit die Herrschaft dieses altehrwürdigen Hauses in seiner glorreichen Verjüngung, selbst unter Entziehung der lange besessenen deutschen Kaiserkrone, zu zertrümmern, war halb Europa in Bewegung gesetzt worden. Mit dem Abschluß des Friedens von Füssen und des Friedens von Dresden erfuhr die Welt, daß das Ziel nicht erreicht ward. Unter dem Schutz und Schirm kräftiger und, wenn auch in Bildung und Gesittung von einander ganz verschiedener, aber in Treue zum angestammten Fürstenhause eng mit einander verbundener Nationen hatte eine deutsche Frau zur Vertheidigung und Rettung ihrer Habe und ihres Rechts zum

Schwert gegriffen und dadurch nicht blos auf ihr eigen Haupt den Kranz unvergänglicher Ehre und auf das ihres Gemahls von neuem die deutsche Kaiserkrone gebracht, sondern auch ihr väterliches Erbe geborgen und ihrem Staate die gewichtige politische Geltung zu erhalten gewußt, welche derselbe im europäischen Staatensysteme Jahrhunderte lang behauptet hatte. Mochte darum beim Gedanken an den durch den Dresdener Frieden von neuem bestätigten Verlust von Schlesien das Auge der erhabenen Fürstin sich mit einer Schmerzensthräne füllen, der Wiedergewinn der politischen Stellung Oesterreichs im europäischen Staatensysteme wog jenen Verlust um ein Namhaftes auf, während durch den Dresdener Frieden Marien Theresien auch noch die Möglichkeit verschafft wurde, auch noch auf den Punkten der europäischen Welt ihr gutes Recht siegreich auszufechten, wo die Wage des wechselnden Kriegsglückes bisher noch geschwankt hatte.

Nach dem Frieden von Dresden handelte sich's nur noch um den Krieg mit Frankreich, der in den Niederlanden geführt wurde, und um den Krieg mit Spanien, dessen Schauplatz Italien war. Den Krieg in den Niederlanden haben wir in unserer Darstellung verfolgt bis zur unglücklichen Schlacht bei Fontenay (11. Mai 1745), in deren weiteren Folgen, wie ebenfalls schon erzählt wurde, Tournay capitulirte, und Gent, Brügge, Ostende, Dendermonde, Oudenarde, ganz Westflandern und Ath im Hennegau verloren gingen.*) Der italienische Feldzug dagegen ist nur bis zum Schluß des Jahres 1743 erzählt worden,**) und bedarf es wohl kaum einer besonderen Erwähnung, daß der Grund von dieser getrennten Darstellung gleichzeitiger Ereignisse ausschließlich in dem untergeordneten Einfluß zu suchen ist, welchen die kriegerischen Vorgänge in den beiden genannten Ländern auf den Gang der Dinge in Deutschland und somit auf diejenigen Ereignisse äußerten, die bis zum Abschluß des Dresdener Friedens in Rücksicht auf die politische Weltstellung Oesterreichs sich als maßgebend ankündigten.

Was nun zuerst den Krieg in Italien anlangt, so brachte der Feldzug von 1744 nur wenig von besonders hervorragendem Interesse. Als im März Fürst Lobkowitz gegen Rom vordrang und die Spanier unter Gages bis an die Grenze von Neapel drängte, gab der König von Neapel die ihm von den Engländern

*) S. 159. **) S. 138.

aufgenöthigte Neutralität auf, stieß mit 15,000 Mann zum spanischen Heere und ging wieder zur Offensive über. Dadurch wurde nun allerdings der Kreis der kämpfenden Parteien wieder erweitert, indeß knüpften sich hieran keine erheblichen Folgen. Ein Angriff des Fürsten Lobkowitz auf das Hauptlager des Königs von Neapel bei Velletri am 10. August wurde von dem Feinde, wenn auch mit einem Verlust von 3000 Mann, zurückgeschlagen. Schon Anfangs November bezogen die beiderseitigen Heere zwischen Viterbo und Civita-Vecchia Winterquartiere.

Lebhafter wurde während der Zeit im Norden Italiens gekämpft, wo ein spanisch-französisches Heer unter Don Philipp einen Einbruch in Piemont längs der Seeküste versuchen und eine spanische Flotte diese Unternehmung des Landheeres unterstützen sollte. Dieser Versuch aber scheiterte an der Wachsamkeit des englischen Admirals Matthews, der am 19. Februar die vereinigte spanische und französische Flotte bei Toulon schlug. Nun unternahmen zwar die Feinde, indem sie durch die schwierigen und gutbesetzten Alpenpässe vordrangen, einen zweiten Angriff auf Piemont, nahmen auch Chateau-Dauphin, sowie die Barricaden am Eingange des Sturethals und das Fort Demant, vermochten aber dennoch auch auf diesem Wege ihr Ziel nicht zu erreichen. Denn ob es ihnen auch, als sie nach der Einnahme des Fort Demant zur Belagerung der Festung Coni schritten, glücklich gelang, den zum Entsatz der Festung herbeigeeilten König von Sardinien zurückzuschlagen, so mußten sie doch, als Karl Emanuel seinen Angriff wiederholte, die Belagerung aufheben und mit einem Verlust von 10,000 Mann über die Alpen zurückgehen.

Desto unglücklicher für Maria Theresia dagegen verlief der italienische Feldzug von 1745, nachdem die verbündeten Gegner durch den Beitritt Genua's zu ihrer Allianz gegen Oesterreich für ihre Unternehmungen einen neuen Stützpunkt gefunden hatten. Während bis dahin Genua unthätig gewesen, trat es jetzt aus dieser passiven Rolle heraus und schloß am 7. Mai 1745 mit Frankreich, Spanien und Neapel den Allianz- und Subsidienvertrag von Aranjuez, wonach es sich zur Stellung von 10,000 Mann verpflichtete, dafür aber monatlich 100,000 Thaler Subsidiengelder, sowie Gewährleistung für alle seine Besitzungen zugesichert erhielt, alle Theile aber sich anheischig machten, Alles aufzubieten, um dem Infanten Don Philipp eine Souverainetät in Italien zu verschaffen. Die alliirten Heere, das spanische, neapolitanische und modenesische

unter de Gages und dem Herzog von Modena, das französisch-spanische unter Don Philipp und Maillebois vereinigten sich bei Acqui und repräsentirten nach dem Anschluß der Genueser eine Truppenmasse von 70,000 Mann. Einer solchen Uebermacht waren die verbündeten Oesterreicher und Sardinier nicht gewachsen; sie mußten auf allen Punkten den Kürzern ziehen. Während ein Theil des feindlichen Heeres das Tortonische und Mailändische unterwarf, drängte der andere Theil den König von Sardinien nach Turin zurück, so daß also die Oesterreicher und Sardinier in Einem Feldzuge Tortona, Piacenza, Parma, Pavia, Casale und Asti verloren, während die Festungen Alessandria und Mailand gesperrt wurden. Ja am 16. December hielt Don Philipp seinen Einzug in Mailand, wo ihm die Einwohner den Eid der Treue leisteten. — Da kam der Friede von Dresden, und mit ihm den Oesterreichern und Sardiniern nicht nur neue Hoffnung, sondern auch, wie wir weiter unten sehen werden, neues Glück, neue Siege.

Indeß war die aus dem Dresdener Frieden Marien Theresien erwachsende Vergünstigung, ihr Heer in Italien zu verstärken, nicht der einzige und ausschließliche Grund von dem bald eintretenden günstigeren Verlauf des italienischen Krieges. Ebensoviel, wenn nicht noch mehr, trug hierzu der Wechsel bei, den gleichzeitig Maria Theresia im Obercommando ihrer italienischen Streitmacht eintreten ließ. Dasselbe übernahm jetzt, und zwar mit unumschränkter Gewalt, Feldmarschall Fürst Wenzel von Liechtenstein, ein Mann, von dessen großen Verdiensten um das österreichische Militärwesen, namentlich die österreichische Artillerie, später ausführlicher geredet werden wird, und durch dessen Energie und umsichtige Thätigkeit jetzt in die völlig entmuthigten italienischen Truppen ein neuer Geist, ja ein völlig neues Leben gebracht und, in naturgemäßer Wechselwirkung, auch die Truppen des Königs von Sardinien wieder zu frischem Muth und frischer Thatkraft aufgestachelt wurden. Die Verstärkung aber, welche im Frühling des Jahres 1746 Brown und Bärenklau aus Deutschland nach Italien führten, betrug nicht weniger denn 30,000 Mann.

Den blutigen Reigen eröffnete König Karl Emanuel von Sardinien mit seiner Einnahme von Asti am 7. März 1746. Gleichzeitig wendete sich Bärenklau gegen Mailand, Brown gegen Guastalla. Bei letzterer Stadt kam es am 27. März zu einem zweiten Treffen, in welchem die alliirten Gegner unter Marquis Castellar ebenfalls geschlagen wurden. Guastalla wurde erobert, und als-

bald kamen auch Casale, Valenza, Parma, Mailand wieder in die Hände der Oesterreicher und Sardinier. Und ebenso sieggekrönt blieben dieselben, als sie am 16. Juni von den Franzosen und Spaniern unter Don Philipp, Maillebois und Gages in ihrer festen Stellung bei Piacenza angegriffen wurden. Obwohl Fürst Liechtenstein in krankem Zustande die Schlacht leitete, errang er doch einen glänzenden Sieg. Unter einem Verlust von 6000 Mann an Todten und Verwundeten, 7500 Mann an Gefangenen und unter einer Einbuße von 10 Kanonen und 32 Fahnen mußten die alliirten Feinde das Schlachtfeld räumen.

Da trat ein Ereigniß ein, durch welches die Verhältnisse in Italien abermals eine neue Wendung erhielten. Dies war der Tod König Philipp's V. von Spanien, von welchem die Krone auf seinen Sohn Ferdinand VI. kam (9. Juli 1746). Der mächtige Einfluß der Königin Elisabeth, welche nur dahin strebte, ihren Kindern unabhängige Besitzungen in Italien zu verschaffen, wurde dadurch gebrochen; ihr Stiefsohn Ferdinand VI. wünschte den Frieden. Der thätige Gages und Castellar wurden daher vom italienischen Heere abberufen und an ihre Stelle der Marquis de las Minas gesendet, während ein Corps von 6000 Mann frischer spanischer Truppen, das bereits auf dem Wege nach Italien war, Befehl zum Rückzug erhielt.

Die Folgen von dieser Schwächung der spanischen Streitmacht zeigten sich bald. Am 10. August errangen die Sardinier unter ihrem König Karl Emanuel und die Oesterreicher unter Brown und Bärenklau bei Rottofreddo einen so entscheidenden Sieg über Don Philipp, daß derselbe nur mit Mühe und Noth den Rückzug nach Tortona gewinnen konnte. Am 20. August zog sich las Minas in's Genuesische zurück, dann weiter über Nizza und die Provence. Die verbündeten Oesterreicher und Sardinier kamen dadurch vollkommen obenauf, so daß nun auch, während die Sardinier den Spaniern nach Nizza nachrückten, die Oesterreicher ungehindert einen directen Angriff auf Genua wagen konnten. Den Oberbefehl über die Oesterreicher aber führte der Zeit für Fürst Liechtenstein, der unterdeß nach Wien zurückgekehrt war, der Marquis Botta. Und auch bei dieser Unternehmung sahen sich die Oesterreicher wieder auf's Entschiedenste vom Glück begünstigt. Nachdem sie sich bereits am 1. September Bocchetta's, des Schlüssels der Stadt, bemächtigt hatten, trat der Genuesische Senat sofort mit Botta wegen Uebergabe der Stadt in Unterhandlung und ver-

stand sich auch zu derselben unter wahrhaft entehrenden Bedingungen. Nicht nur daß sich Genua zur Zahlung von 3 Millionen Genovinen (d. i. gegen 6 Millionen Thaler), zur Auslieferung aller Waffen, alles Geschützes, aller Kriegsvorräthe und Magazine verpflichtete, so mußte man selbst auf die demüthigende Bedingung eingehen, daß der Doge mit 6 Senatoren sich nach Wien verfügen sollte, um von Maria Theresia Gnade zu erbitten, welche Bedingung jedoch die erhabene Frau in ihrer edeln Großmuth strich. Am 5. September hielt darauf Botta mit 7000 Mann in Genua seinen Einzug und bekam also, während er seine übrigen Truppen in die Umgebungen der Stadt legte, die Stadt sammt dem dazu gehörigen Gebiet in seine volle Gewalt.

Nach solchen Erfolgen beabsichtigten nun die Oesterreicher einen Angriff auf Neapel. Da aber trat der Neid Sardiniens dazwischen. Bange vor einem zu großen Uebergewicht Oesterreichs in Italien widersetzte sich Karl Emanuel diesem Plan und fand mit seiner Einsprache leider auch Gehör bei England, welches der Befürchtung Raum gab, daß, wenn Oesterreich auch noch Neapel unterwerfe, Maria Theresia schwerlich in einen, wo möglich den Interessen aller Parteien Rechnung tragenden Frieden willigen werde. Wohl oder übel mußten daher die Oesterreicher den beabsichtigten Angriff auf Neapel aufgeben und sich dem englischen Kriegsplane fügen, wonach ein Kriegszug nach dem südlichen Frankreich beschlossen wurde, wodurch, wie man hoffte, eine Theilung der französischen Streitkräfte bewerkstelligt und dadurch den Niederlanden Luft gemacht werden könne. Demgemäß überschritt General Brown, während Antibes mit Hülfe einer englischen Flotte belagert wurde, Ende November den Var und suchte nun in die Provence einzudringen. Da aber nöthigte ein furchtbarer Volksaufstand in Genua zu einem plötzlichen Stillstand. Erbittert über die nicht zu erschwingenden Erpressungen, sowie überhaupt über die harte, ja, wie nicht geleugnet werden kann, brutale Behandlung der Stadt — hatte doch Botta geäußert, er werde den Genuesen nichts lassen, als die Augen, um ihr Schicksal zu beweinen — nahm die Bevölkerung von Genua in einem mörderischen Volksaufstande am 10. December 1746 blutige Rache und machte sich frei. Nicht nur, daß dabei 8000 Oesterreicher getödtet, verwundet oder gefangen wurden und das österreichische Gepäck und Geschütz den Genuesen in die Hände fiel, so mußte auch Botta mit seinen Truppen das Weite suchen. Was aber das Unglück erst vollständig machte, war, daß durch den Verlust von Genua nun auch Brown in

die gefährlichste Lage kam, so daß er sich Ende Januar 1747 genöthigt sah, über den Var zurückzugehen und unter Aufgabe des Feldzugs gegen die Provence seine Truppen in Winterquartiere zu legen.

Es war ein großes und in strategischer Beziehung nur zu empfindliches Opfer, welches Oesterreich durch den Verlust Genua's der Taktlosigkeit und dem Uebermuthe Botta's bringen mußte, und kann es daher um so weniger befremden, daß selbst von Marien Thereſien die Wiedereroberung Genua's als Hauptziel des nächsten italienischen Feldzuges bezeichnet, zum Oberbefehlshaber aber über die Truppen, statt Botta's, Graf Schulenburg ernannt wurde.

Bereits im April ging Schulenburg an's Werk, bemächtigte sich des wichtigen Bocchetta-Passes und begann die Belagerung Genua's, fand aber an dem in der Stadt commandirenden Generallieutenant Boufflers, den Ludwig XV. eigens zu diesem Zwecke nach Genua gesendet hatte, den hartnäckigsten Widerstand. Schon nach Verlauf weniger Wochen war die Rettung Genua's entschieden. Bereits im Juni sendete Frankreich unter dem Marschall Belle-Isle neue Hülfe, und als derselbe noch in dem genannten Monat sich in den Besitz von Nizza, Montalban, Villafranca und Vintimiglia setzte, sahen sich zuerst die Sardinier genöthigt, sich von der Belagerung Genuas zurückzuziehen, um ihr eigenes Land zu decken. Ein paar Wochen später hob auch Schulenburg die Belagerung auf und zog sich in die Lombardei.

Bald darauf traf jedoch die Franzosen ein Unfall, der ihnen ein sehr schweres Opfer kostete. Durch die bisher erreichten Erfolge verwegen gemacht, beschloß Belle-Isle einen Angriff auf Turin und sendete zu dem Ende seinen Bruder, den Chevalier de Belle-Isle, mit 15,000 Mann in das Stura-Thal mit dem Befehle, sich des dortigen Passes zu bemächtigen. Hier aber, am Colle della Sieta, einer furchtbaren Verschanzung auf dem Gipfel eines Zackenfelsen, mit hohen Verpfählungen und vielen Kanonen umgeben, stieß Belle-Isle auf einen Widerstand, der jedes weitere Vordringen unmöglich machte. In felsenfester Stellung hielten daselbst 18 Bataillone Sardinier und 3 Bataillone Oesterreicher Wache. Belle-Isle's erfahrenste Officiere widerriethen jedes Vorgehen; dessenungeachtet befahl Belle-Isle den Angriff. Zweimal*) schon waren die Franzosen mit großem Verluste zurückgeschlagen, als Belle-Isle selbst sich an die Spitze stellte, vorauszog

*) Coxe 4. 212.

und die Fahne seines Herrn auf den Werken aufpflanzte. Schwer an beiden Händen verwundet, als er die Pfähle umbrechen wollte, faßte er die Bohlen mit den Zähnen und bekam einen tödtlichen Schuß, der ihn auf Leichenhaufen hinstreckte. Mit einem Verluste von 4000 Todten und 2000 Verwundeten mußten sich die Franzosen nach Briançon zurückziehen, worauf Marschall Belle-Isle nach Nizza zurückging, schon im October aber ebenso wie das Heer der Oesterreicher und Sardinier Winterquartiere bezog.

Die österreichisch-sardinischen Waffen erhielten dadurch abermals die Oberhand und behaupteten dieselbe bis zu Ende des Kriegs. Genua freilich eroberten sie nimmer wieder, wenn auch im Frühjahre 1748 ein nochmaliger Versuch in Angriff genommen und zu dem Ende von Frankreich an die Stelle des unterdeß gestorbenen Boufflers der Herzog von Richelieu und von Oesterreich an die Stelle Schulenburg's General Brown gesetzt wurde. Aber ehe noch etwas Ernstliches unternommen ward, traf die Nachricht vom Abschluß des Aachener Friedens ein, in Folge dessen am 27. Juni 1748 die beiden genannten Oberanführer Waffenstillstand schlossen.

In den Niederlanden endlich blieb auch in den letzten Jahren des österreichischen Erbfolgekriegs auf Seite der Franzosen fort und fort der Mann die Seele aller kriegerischen Unternehmungen, welchen wir schon in unserer früheren Darstellung als Meister in der Kriegskunst und zuletzt in der Schlacht bei Fontenay als sieggekrönten Helden kennen lernten: Graf Moritz von Sachsen. Indeß war es doch nicht blos Verdienst des diesem Manne nicht abzusprechenden Genies, wodurch in den niederländischen Feldzügen der Sieg fort und fort an die Fahnen Frankreichs gefesselt wurde. Einen mächtigen Bundesgenossen fand Moritz von Sachsen auch im Glück, und namentlich war dies der Fall in den Feldzügen von 1745 und 1746, als die von Frankreich veranstaltete Landung des Stuart'schen Prätendenten Karl Eduard in Schottland auf die niederländischen Verhältnisse den beabsichtigten Rückschlag äußerte. Da hierdurch der Herzog von Cumberland genöthigt wurde, mit einem großen Theile der englischen Truppen den Kriegsschauplatz in den Niederlanden zu verlassen und nach England überzuschiffen, um dort den Fortschritten Karl Eduard's Einhalt zu thun, bekam Moritz von Sachsen, wie in der Natur der Sache lag,

um so leichteres Spiel. Und je längere Zeit nun verstrich, bis die Engländer nach blutiger Niederwerfung der Empörung auf heimischem Boden (in der Schlacht bei Culloden am 27. Juni 1746) wieder an die Niederlande denken konnten, mit um so größerem Erfolge sah sich Moritz von Sachsen unterdeß in seinen Unternehmungen gefördert.

Ehe noch die Oesterreicher den beträchtlichen Abgang an englischen Truppen ersetzen konnten, erschien Moritz von Sachsen (gegen Ende Januar 1746) vor Brüssel und eröffnete so den neuen Feldzug. Schon am 20. Februar mußte die Stadt capituliren und die aus Holländern und Oesterreichern bestehende Besatzung sich kriegsgefangen geben. Am 4. Mai hielt König Ludwig XV. in Brüssel seinen Einzug. Noch schneller wie Brüssel fielen andere feste Plätze in die Hände der Franzosen. Mecheln, Löwen, Antwerpen, Bergen, Charleroi, Namur wurden nach einander belagert und genommen, so daß bis gegen Ende September 1746, mit Ausnahme von Luxemburg und Limburg, die ganzen österreichischen Niederlande bezwungen waren. Trotzdem, daß der Dresdener Friede eine Vermehrung der österreichischen Streitkräfte in den Niederlanden ermöglicht und Prinz Karl von Lothringen selbst den Oberbefehl übernommen hatte, blieb doch der Sieg fort und fort auf Seite der Gegner. Und wie der Anfang des Feldzugs, so auch sein weiterer Verlauf. Am 11. October 1746 in seiner Stellung zwischen Maestricht und Lüttich von Neuem angegriffen, verlor Prinz Karl von Lothringen die große Schlacht von Rocoux, in welcher die Franzosen einen Verlust von 3000 Mann, die Verbündeten dagegen einen Verlust von 5000 Mann und funfzig Kanonen hatten, ein Sieg, wofür König Ludwig XV. seinen gefeierten Feldherrn, Moritz von Sachsen, mit sechs Kanonen beschenkte und kurz darauf zum Marschall aller seiner Armeen ernannte.

Mittlerweile waren auch wieder zwischen Frankreich, den Generalstaaten und England diplomatische Unterhandlungen in Gang gekommen, und da jedem der kriegführenden Staaten die Herstellung eines allgemeinen Friedens je länger je mehr als ein dringendes Bedürfniß erschien, durfte man sich von diesen neuen Friedensbestrebungen wohl mit um so größerer Zuversicht ein günstiges Resultat versprechen. Allein mit so großem Ernste man auch die Sache in Angriff nahm — es waren dies die Friedensconferenzen in Breda, welche im September 1746 begannen —, noch ließen die Schwierigkeiten, welche England machte, zu keinem Ziele kommen. Einmal nämlich hatte England gerade der Zeit durch

glückliche Niederwerfung der bereits oben erwähnten Stuart'schen Empörung wieder freiere Hand erhalten und durfte daher sich wohl der Hoffnung hingeben, nunmehr auch wieder außer Landes kraftvoller und erfolgreicher auftreten zu können; dann aber stellte es auch an die Conferenz-Bevollmächtigten die Forderung, daß zur Conferenz auch Gesandte von Oesterreich und Sardinien zugelassen werden möchten. Da aber nun diese zuletzt genannte Bedingung von Frankreich rundweg abgeschlagen wurde, ging der Friedenscongreß nach kurzem Bestehen fruchtlos wieder auseinander. Die Strafe dafür traf zunächst die Generalstaaten, deren bisherige Theilnahme am Kriege von Frankreich immer blos noch als eine Vertheidigung der Barrièren oder als traktatenmäßige Hülfsleistung an Oesterreich angesehen worden war. Nunmehr aber — am 17. April 1747 — erklärte Frankreich an die Generalstaaten förmlich den Krieg und machte dadurch nicht nur die Sache noch schwieriger und verwickelter, sondern gab auch die Veranlassung zu einem Aufstande in den Generalstaaten selbst, in Folge dessen zu Gunsten der oranischen Partei eine Erneuerung der Statthalterschaft Statt hatte und mit dieser Würde der zugleich zum Oberadmiral und Generalcapitain ernannte Wilhelm IV. betraut wurde.

Aber trotz dieses plötzlichen und, wie man gehofft hatte, zu neuer Kräftigung führenden Umschwungs der Dinge in den Generalstaaten, trotzdem daß bei Beginn des Feldzuges von 1747 an die Stelle des Prinzen Karl von Lothringen der Sieger von Culloden, der Herzog von Cumberland, den Oberbefehl über die alliirte Armee übernahm, trotz alledem blieben die Franzosen Sieger. In Folge der Kriegserklärung Frankreichs an die Generalstaaten drang der General Löwendal, ein kriegserfahrener Däne in Frankreichs Diensten, siegreich in holländisch Flandern ein, während Marschall Moritz von Sachsen, sowie er nur wieder im Felde erschien, den Sieg ebenfalls wieder an seine Fahnen zu fesseln wußte. Bereits am 2. Juli 1747 erlitt durch ihn der Herzog von Cumberland bei Laffeld eine furchtbare Niederlage, wogegen durch Löwendal am 16. September die starke Festung Berg-op-Zoom, wenn auch unter ungeheuerem Verluste, mit Sturm genommen wurde.

Solche Schläge waren wohl hart genug, um alle Parteien, auch Frankreich nicht ausgenommen, immer und immer wieder und noch nachdrücklicher als bisher zum Frieden zu mahnen. Und was insbesondere Frankreich anlangt, so war gerade bei ihm, ungeachtet seines großen Kriegsglücks in den Niederlanden,

das Bedürfniß nach Gewinnung eines allgemeinen Friedens am stärksten, da die innere Erschöpfung des Staats nirgend fühlbarer wurde, außerdem aber auch die Siege in den Niederlanden durch die vielen Unfälle, die gleichzeitig Frankreich anderwärts, namentlich zur See und in seinen Colonien zu erleiden hatte, so ziemlich aufgewogen wurden. Es konnte daher schwerlich befremden, daß Frankreich schon noch während des ebenbeschriebenen Feldzuges von 1747 seine Friedensanträge erneuerte, wobei einestheils die gegenseitige Rückgabe aller Eroberungen, anderntheils die Gewährung einer Souveränetät in Italien an Don Philipp als die Grundbedingungen zur gegenseitigen Aussöhnung aufgestellt wurden. Allein zu einem erwünschten Ziele kam man auch jetzt noch nicht. Wohl aber wurde das Chaos der Verwickelungen jetzt noch größer, da England, welches seine Subsidien so oft schon verschwendet sah, allgemach in seiner alten Opferfreudigkeit nachließ und in Folge eines Streites über die ferner zu stellende Mannschaft zwischen dem Londoner und Wiener Hofe eine Mißstimmung eintrat, die selbst das Fortbestehen der bisherigen Allianz mindestens in Frage stellte. Ja, damit die schon mehrfach gemachte Erfahrung, wonach die für englisches Geld versprochene Hülfe an Mannschaft nicht vollständig gestellt worden war, sich nicht wiederhole, erklärte jetzt England, daß es an seinen Subsidien so viel in Abzug bringen würde, als an der vertragsmäßig zu stellenden Mannschaft fehlen werde. Nach langen Verhandlungen schlossen endlich am 26. Januar 1748 Oesterreich, England, Holland und Sardinien im Haag eine Convention, in welcher die in dem bevorstehenden Feldzuge von den einzelnen Staaten zu stellende Truppenzahl genau bestimmt, freilich aber auch die bereits erwähnte englische Bedingung, daß die Zahlung der Hülfsgelder von der Vollzähligkeit der gestellten Truppen abhängen solle, ihre Sanction erhielt.

Diese neuen Zurüstungen zu dem bevorstehenden Feldzuge von 1748 waren indeß nicht das Einzige und Ausschließliche, was der Hoffnung auf ein günstigeres Kriegsglück eine neue Unterlage gab. Mit ungleich größerem Vertrauen — und namentlich nährte dieses Maria Theresia — rechnete man gleichzeitig auf eine aus weiterer Ferne her kommende Hülfe — auf Rußlands Unterstützung. Schon im Jahre 1746 nämlich hatte Maria Theresia mit der Kaiserin Elisabeth einen Vertrag geschlossen, durch welchen beide Mächte versprachen, der andern, falls sie angegriffen würde, ein Hülfscorps von 30,000 Mann zu senden. Zu diesem Vertrag trat jetzt ein anderer, am 30. November 1747

zwischen England und den Generalstaaten einerseits und Rußland andererseits abgeschlossener, wodurch die beiden ebengenannten Seemächte ein russisches Corps von 37,000 Mann in Sold nahmen, eine Truppenmasse, die sich denn nun auch alsbald unter Oberanführung des Fürsten Repnin in Bewegung setzte, ihren Marsch durch das österreichische Schlesien, Mähren und Böhmen nahm, und von da durch Franken sich an den Niederrhein begeben sollte. Wie hätte die Aussicht auf die Mitwirkung einer solchen Hülfsmacht nicht zu neuen Hoffnungen berechtigen sollen! Während daher auf der einen Seite, namentlich von England und Frankreich Alles aufgeboten wurde, dem Kriege sobald wie möglich ein Ende zu machen, daher denn auch mitten unter den Zurüstungen zu dem neuen Feldzuge die wiederangeknüpften diplomatischen Unterhandlungen ihren ungestörten Fortgang hatten und schließlich auf den Vorschlag Frankreichs zur endlichen Beilegung des Streites ein allgemeiner Congreß nach Aachen berufen wurde, setzte man andererseits mit der gespanntesten Erwartung immer und immer wieder seine ganze Hoffnung auf Fortsetzung des Kriegs, der denn auch — seltsam genug — in derselben Zeit, in welcher die Abgesandten der einzelnen Staaten in Aachen zu dem beschlossenen Congreß zusammentraten, wieder seinen Anfang nahm.

Das Signal zu neuer Thätigkeit im Felde gab auch diesmal wieder der vielbewunderte Marschall Moritz von Sachsen. Im April 1748 setzte er sich in Bewegung und gewann gleich bei seinem Wiedererscheinen im Felde neuen Ruhm. Ziel seiner Thätigkeit war jetzt die Eroberung Mastrichts, daher er auch den holländischen Gesandten, als dieselben um Frieden ansuchten, die kategorische Antwort gegeben hatte: „In Mastricht liegt der Friede!" Der Marsch, den er zu dem Ende unternahm und glücklich ausführte, wird von allen Kriegskundigen für ein strategisches Meisterstück angesehen. Gegen Ende April begann der Marschall die Belagerung der wichtigen Festung.

Auf Seite der Alliirten erschien als Oberbefehlshaber wieder der Herzog von Cumberland, und traf derselbe in den ersten Märztagen bei dem Heere ein. Die schon bei den oben angeführten Friedensunterhandlungen laut gewordene Befürchtung aber, daß von den einzelnen Staaten die im Voraus bestimmte Truppenzahl nicht vollzählig werde aufgestellt werden können, fand ihre Bestätigung. Statt der vom Prinzen von Oranien verheißenen 50,000 Mann Holländer fand der Herzog von Cumberland kaum 10,000 Mann. Ebenso

konnten die Holländer die zur Herbeiziehung der Russen nothwendigen Gelder nicht aufbringen. Die Thätigkeit der Alliirten war somit gleich von vornherein gelähmt. An eine ernstliche Unternehmung zu Gunsten der Entsetzung Mastrichts war daher nicht zu denken. Unthätig in ihrer Stellung bei Maaseyk und Ruremonde wartete die verbündete Armee sehnsüchtig des Eintreffens der Russen, aber noch ehe dies erfolgte, kam die Botschaft von dem unterdeß abgeschlossenen Frieden.

Friede von Aachen.

Bereits im Monat März 1748, also noch früher, als der Marschall von Sachsen sich gegen Mastricht in Bewegung setzte, traten die Bevollmächtigten der betheiligten Mächte in Aachen zu dem allgemeinen Friedenscongreß zusammen. Die zu diesem wichtigen Geschäfte auserlesenen Persönlichkeiten konnten in vielen Beziehungen nur dazu beitragen, das Interesse, welches die gesammte europäische Welt an dem Ereigniß nahm, noch zu steigern. Galt es ja hier einen neuen Kampf, einen Kampf der Geister, durch welchen unter Berücksichtigung zahlreicher gerechter Ansprüche, wie unter Zurückweisung gleichzahlreicher ungerechter Forderungen nicht blos Einem Welttheile die Ruhe und der langentbehrte Friede wiedergegeben werden sollte. Mit nur wenigen Ausnahmen finden wir daher in den Congreß-Bevollmächtigten Männer, die nach dem allgemeinen Urtheile der gleichzeitigen gebildeten Welt zu den hervorragendsten Geistern der Zeit gerechnet, als solche aber auch wieder redende Zeugen dafür wurden, daß diejenigen, in deren Auftrage sie an das schwierige

Werk gingen, die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte gar wohl kannten und zur rechten Zeit auch den rechten Mann ausfindig zu machen wußten. Insbesondere galt Solches von unserer Heldin, Maria Theresia, die mit ihrer Vollmacht einen Mann beauftragte, der nachmals als erster Minister am Wiener Hofe eine lange Reihe von Jahren hindurch den Mittelpunkt der europäischen Staatskunst bildete, ja eine lange Zeit als das Orakel der Diplomaten angesehen wurde. In unserer weiteren Darstellung wird noch eines Ausführlicheren über diesen Mann geredet werden, hier genügt sein Name: Graf Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg. Für England ferner erschien als Bevollmächtigter Joh. Montague Graf von Sandwich, ein Mann,*) „der hier mit einer sein Alter — er war erst 30 Jahre — weit überflügelnden Gewandtheit und Einsicht seine staatsmännische Laufbahn antrat." Frankreich sendete den Grafen St. Severin d'Aragon, der sich durch Aufrichtigkeit und Leutseligkeit auszeichnete, übrigens aber bei seiner Abreise von Paris von der Pompadour mit der besonderen Weisung entlassen worden war: „Vergessen Sie nicht, daß Sie nicht ohne den Frieden zurückkehren dürfen, denn der König will ihn um jeden Preis." Die Generalstaaten schickten nicht weniger denn fünf Unterhändler, an deren Spitze Graf Bentinck stand, ein unbescholtener, schlichter und einfacher, aber dem von ihm vertretenen Staate treuergebener Mann. Der Bevollmächtigte Spaniens ferner war Masones de Lima, ebenso steif und förmlich, wie der Gesandte des Königs von Sardinien, Graf Chabans, gewandt und schmiegsam. Als Bevollmächtigte des Herzogs von Modena und der Republik Genua endlich erschienen der Graf von Monzona und Marquis Doria.

Die Initiative zur gegenseitigen Verständigung ergriff der französische Gesandte, der in der ersten Conferenz, die am 24. April 1748 gehalten wurde, die Erklärung abgab, daß sein Souverän zur Gewinnung eines allgemeinen Friedens seine sämmtlichen Eroberungen zurückzugeben bereit sei, dagegen aber verlange, daß die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla an den Infanten Don Philipp abgetreten würden und der König von Sardinien wirklich das erhalte, was demselben im Wormser Traktate zugesichert worden sei. Dagegen stellte sich aber schon in der zweiten Conferenz die Schwierigkeit dieses Arrangements heraus, indem Oesterreich von neuen Abtretungen durchaus nichts wissen

*) Coxe. 4, 221.

wollte, die französischen Bevollmächtigten aber auf den eben angegebenen Bedingungen beharrten. Daher suchte man vorerst ohne Oesterreich in's Reine zu kommen, und so unterzeichneten am 30. April 1748 in einer geheimen Conferenz die drei Staaten England, Holland und Frankreich die Friedenspräliminarien für sich allein, aber unter dem gegenseitigen Uebereinkommen, daß dieselben nunmehr auch den übrigen kriegführenden Theilen vorgelegt werden sollten, während man außerdem sich gleichzeitig zu einem Waffenstillstande verpflichtete, wovon blos die Belagerung Mastrichts ausgeschlossen blieb, die man ungestört fortdauern ließ, bis am 7. Mai der Marschall von Sachsen durch Eroberung der Festung auch noch diese glänzende, freilich nunmehr nutzlose Trophäe gewinnen konnte.

Was nun den Inhalt dieser Friedenspräliminarien vom 30. April 1748 anlangt, so kann es unmöglich in unserm Plane liegen, die einzelnen Bestimmungen insgesammt, selbst diejenigen nicht ausgenommen, welche die Interessen Oesterreichs nicht berührten, in vorliegendem Werke ausführlich*) mitzutheilen. Vielmehr genügt hier die Angabe derjenigen Stipulationen, von denen einestheils mittelbar oder unmittelbar die Interessen des österreichischen Staatslebens berührt, anderntheils aber auch ein wesentlicher Einfluß auf die weitere Entwickelung des großen europäischen Staatslebens sich voraussehen ließ. Dies waren aber vornehmlich folgende Bestimmungen:

Alle Eroberungen sowohl in Europa als in andern Welttheilen werden zurückgegeben. Die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla werden an den Infanten Don Philipp abgetreten, fallen aber, wenn Don Philipp ohne männliche Erben stirbt, oder wenn er König von Spanien oder von Neapel und Sicilien werden würde, an Oesterreich zurück; der Herzog von Modena wird in alle seine Staaten, Besitzungen und Einkünfte, wie dieselben vor dem Kriege waren, wieder eingesetzt, und ebenso wird Genua in den alten Stand gesetzt; der König von Sardinien erhält, was ihm im Wormser Bündniß zugesichert worden ist; für die gesammte Erbschaft Maria Theresia's, nur mit Ausnahme der bereits gemachten und der in den gegenwärtigen Präliminarien stipulirten Abtretungen, wird die pragmatische Sanction von Neuem garantirt,

*) Sämmtliche den Aachener Frieden betreffenden Urkunden sind enthalten in: Wenck's Codex juris gentium Europ. recentissimi inde a pace Vindobonensi anni 1735. Lips. 1781—95. 3 Vol. Vol. II, p. 310 sq. Vgl. auch Sporschil VI, 97 sq.

ingleichen dem König von Preußen der Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glatz gewährleistet, Kaiser Franz I. wird als solcher anerkannt; die Streitigkeiten über das Großmeisterthum des goldenen Vließes sollen auf dem allgemeinen Congreß geregelt und endlich alle bei dem zu schließenden allgemeinen Frieden interessirten Mächte zum sofortigen Beitritt zu den Präliminarbestimmungen eingeladen werden. In einem geheimen Artikel aber war schließlich festgesetzt, daß für den Fall der Verweigerung oder Verzögerung von Seiten der betheiligten Mächte Großbritannien, Frankreich und die Generalstaaten sich über die wirksamsten Mittel der Vollziehung der von ihnen getroffenen Bestimmungen verständigen würden.

Es bedarf nicht eben eines politischen Scharfblickes, um darüber klar zu werden, wie wenig Garantie diese Einzelbestimmungen für dauernde Ruhe boten, des Umstandes nicht zu gedenken, daß in dem Verfahren, wonach man in Fragen, die das innerste Staatsleben Oesterreichs berührten, eigenmächtige Entschließungen faßte, ohne nur die Stimme Oesterreichs zu hören, Maria Theresia schwerlich etwas Anderes, als eine Kränkung ihres Ansehens erblicken konnte. Am treffendsten äußert sich König Friedrich der Zweite über diese Friedenspräliminarien, indem er bemerkt: „Man darf nur einige Aufmerksamkeit anwenden, so wird man einsehen, daß dieser so schnell geschlossene Friede das Werk eines übereilten Schrittes war, und daß die Mächte der gegenwärtigen Verwirrung ihrer Angelegenheiten ihren künftigen Staatsvortheil aufopferten. Auf der einen Seite löschte man die Feuersbrunst, welche Europa verzehrte, und auf der andern trug man brennbaren Stoff zu Haufen, der bei der ersten Gelegenheit in Flammen ausschlagen konnte. Es bedurfte nur, daß der König von Spanien starb, so waren neue Unruhen da .... Bisweilen würde ein Feldzug mehr, oder mehr Standhaftigkeit bei den Unterhandlungen die Streitigkeiten der Fürsten auf eine lange Zeit endigen; allein man zieht die Scheinmittel den von Grund aus heilenden Arzeneien, man zieht einen aus Ungeduld unterzeichneten Waffenstillstand einem festen Frieden vor."

Der österreichische Geschäftsträger Kaunitz ließ es, nachdem ihm von den Friedenspräliminarien Kenntniß geworden war, wie wohl erwartet werden durfte, nicht an Gegenerklärungen fehlen. Bereits unter'm 4. Mai 1748 legte er gegen die Friedensbestimmungen, in soweit dieselben den Interessen seiner erhabenen Monarchin zuwiderliefen, feierlichen Protest ein. Namentlich aber waren es zwei

Bestimmungen, die von ihm auf's Entschiedenste zurückgewiesen wurden: erstens die Art und Weise, wie dem Infanten Don Philipp eine Souveränetät in Italien verschafft werden sollte, und zweitens die Stipulation über den Wormser Vertrag, indem Kaunitz Namens seiner Monarchin hierzu die Erklärung fügte, daß, wenn auch Maria Theresia nicht abgeneigt sei, dem Infanten Don Philipp zu einer Souveränetät in Italien zu verhelfen, ihr doch schwerlich angemuthet werden könne, solchenfalls sich auch zu den in dem Wormser Vertrage stipulirten Abtretungen zu verstehen, da derselbe eben aus keiner andern Absicht abgeschlossen worden sei, als um eine noch größere Machterweiterung des Hauses Bourbon in Italien zu verhindern.

So gegründet nun aber auch diese Protestation Oesterreichs war, so blieb dieselbe doch ohne Erfolg, ja mußte ohne Erfolg bleiben, da es zur Geltendmachung derselben nur ein Mittel gab: — Fortsetzung des Kriegs — dieses aber unter den obwaltenden Umständen füglich nicht in Anwendung gebracht werden konnte. Also unterzeichnete am 25. Mai auch Kaunitz die Präliminarien, und zwar ohne irgendwelchen weiteren Vorbehalt. Und diesem Beispiel folgten darauf am 31. Mai Sardinien und Modena und am 28. Juni Spanien und Genua, so daß also bis Ende des zuletzt genannten Monats alle kriegführenden Mächte den Präliminarien beigetreten waren und, da nun auch in Folge einer Convention vom 2. August 1748 die Russen und Franzosen den Rückmarsch antraten, der Unterzeichnung des Definitiv-Friedens nichts mehr im Wege stand. Dennoch verzögerte sich diese bis zum Monat October des Jahres 1748. Frankreich, Großbritannien und die Generalstaaten unterzeichneten den Definitivtractat am 18. October, Spanien, Genua und Modena am 20., Oesterreich am 23. desselben Monats, Sardinien dagegen erst am 7. November 1748.

Endlich ist aber auch noch des Königs von Neapel und des Papstes Benedict's XIV. zu gedenken, von denen der erstere dem Frieden aus dem Grunde nicht beitrat, weil er an der Bestimmung Anstoß nahm, daß, im Fall er König von Spanien würde, das Königreich beider Sicilien an seinen jüngern Bruder Don Philipp fallen solle; wogegen der Papst gegen den Frieden protestirte, weil in demselben über Parma und Piacenza verfügt wurde, obgleich diese Länder päpstliche Lehen seien. Im Uebrigen ist nur noch einer den Orden des goldenen Vließes betreffenden Separaterklärung des Königs von Spanien Erwähnung zu thun.

einen augenblicklichen Frieden, nun, so schließt ihn. Ich kann beitreten, ich kann für mich selbst unterhandeln. Warum werde ich überall ausgeschlossen, in meinen eigenen Angelegenheiten zu unterhandeln? Meine Feinde werden mir bessere Bedingungen einräumen, denn meine Freunde. Wenigstens werden sie den Frieden (dessen sie so sehr bedürfen als ich) nicht zurückweisen wegen eines Streites, der zwischen uns und dem König von Sardinien bleibt, über ein Stückchen Land mehr oder weniger, oder über die Auslegung eines Vertrags. Wer sagt Euch, daß Spanien so sehr nach Parma und Piacenza trachtet? Es würde lieber Savoyen nehmen. Stellt mich in Italien, wie ich vor dem Kriege stand, und ich will den Infanten versorgen; aber Euer König von Sardinien muß Alles erhalten, ohne an mich zu denken und für mich zu sorgen. Der Vertrag von Worms ward nicht für mich, sondern blos für ihn geschlossen. Guter Gott, wie bin ich an Euerm Hofe behandelt worden! Da ist außerdem Euer König von Preußen. Wahrlich: alle diese Umstände zusammen reißen zu viele alte Wunden auf und veranlassen neue Wunden!"

Und gleichen Mißmuth und Unwillen zeigte Maria Theresia auch nach wirklichem Abschluß des Friedens. Als der englische Gesandte sich eine Audienz erbat, um ihr zu dem endlich zustandegekommenen Frieden seine Glückwünsche darzubringen, schlug sie demselben nicht nur die Audienz ab, sondern ließ ihm auch sagen, Beileidsbezeugungen wären hier wohl mehr am Orte, und er möchte ihr eine Unterhaltung ersparen, welche für sie und ihn nicht anders als höchst unangenehm sein könnte. Und wer möchte der edeln, hochherzigen Frau darum, daß der Verlust an Land, und zwar schönem Land ihr an's Herz ging und der Schmerz darüber überwältigend auf sie einwirkte, einen Vorwurf machen? Im Gegentheil repräsentirt, wie wir meinen, dieser Schmerz das deutsche Frauenherz unserer Heldin in seiner ganzen Glorie, in seiner ganzen Treue, Wärme und Innigkeit um so unzweifelhafter, je mehr der materielle Verlust an Land von dem moralischen Triumph aufgewogen wurde, den Maria Theresia im Aachener Frieden errang. Um den österreichischen Staat zu zertrümmern, war ganz Europa in Bewegung gesetzt worden. Was hatte man mit dem achtjährigen Kriegsbrand erreicht, was hatte namentlich Frankreich als derjenige Staat erreicht, von dem, um Oesterreich zu demüthigen und wo möglich aus der Reihe der Staaten vom ersten politischen Range zu streichen, die allergrößten Anstrengungen gemacht worden waren? Schied auch Oesterreich

aus dem langen Kampfe mit einem Verluste an Land, so wurden doch die natürlichen Grundlagen seiner Macht dadurch nur in äußerst geringem Maße verringert und das Endziel, das seine Feinde mit Unsummen von Geld und Strömen von Blut erstrebt hatten, nicht erreicht. Oesterreich hatte sich abermals als Großmacht bewährt und entschied wie früher mit seinem Schwerte und seiner Stimme im großen Rathe der Völker, und — was ohne Zweifel am schwersten in die Wagschale fiel — gerade durch diesen langjährigen Kampf wurde, weil an ihm alle Völker und Nationen Theil nahmen, über die das Haus Oesterreich gebot, der inneren Kraft des Staats eine ganz neue Unterlage verschafft. Zum ersten Male hatten die vielen, nur durch ein lockeres Band zusammengehaltenen Theile des österreichischen Staates ihre Zusammengehörigkeit empfunden und sich in ihrer Einheit stark gefühlt. Und so kam in das große Ganze mitten unter Sturm und Wetter, unter Noth und Drangsal ein neuer belebender und bewegender Geist, der, in der rechten Lebensbahn erhalten, nicht blos eine Wiederauflösung des einmal gewonnenen Einheitsbandes zur Unmöglichkeit machte, sondern auch für eine gesunde und kraftvolle Fortentwickelung des inneren und für eine feste und dauerhafte Sicherung des äußeren Staatslebens die rechte Garantie bot. Treffend bemerkt daher ein neuerer österreichischer Geschichtschreiber*) über den Aachener Frieden: Die alte Ordnung in Europa schien durch den Aachener Frieden vollständig wieder hergestellt. Anscheinend trat Alles in die früheren Verhältnisse zurück, aber es waren die Keime für ganz neue politische Gestaltungen vorhanden, welche erst durch mannigfache Uebergänge zur Entwickelung und Reife kommen konnten. Der alte Zustand von Europa und Deutschland war „das Bild des Nebukadnezar," auf welches nach Friedrich's II. Ausdruck die Steine niederrollen würden. Die alten Formen des politischen Systems von Europa und Deutschland waren in einem Uebergange begriffen. Die größte und wesentlichste Veränderung war der Eintritt Preußens in die Reihe der Hauptmächte Europas. Es mußte noch eine Feuerprobe durchmachen, aber seine europäische Stellung war geschaffen. Friedrich II. hat sie mit seinem Schwerte und seiner Politik erworben. Mit der Erwerbung Schlesiens war seine materielle

*) Dr. Adam Wolf: Oesterreich unter Maria Thresia (S. 79). ein Werk von großem historischen Werthe und von ebenso großer Gelehrsamkeit zeugend wie desselben Verfassers neuestes Werk: Aus dem Hofleben Maria Thresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller. Wien, 1859.

Staatskraft um eine bedeutende Grundlage reicher geworden. Dieſer Umſchwung der preußiſchen Macht hat zugleich die Auflöſung der alten Form des deutſchen Reichs beſchleunigt. Vorhanden war ſie längſt. „Wenn man ſagt, Friedrich der Große habe das Reich aufgelöſt, ſo iſt das abſurd; es iſt gerade, als ob man ſagte, wer die Leiche begräbt, hat den Mann erſchlagen.“ Eine zweite Veränderung trat in dem Verhältniß Englands zu den Continentalſtaaten ein. England hatte ſeit dem Anfang des Jahrhunderts eine Art Suprematie geübt und wollte als leitende Kraft fortbeſtehen. Die alte Alliance der Seemächte mit Oeſterreich und Deutſchland war längſt im Verfall. Oeſterreich löſte ſich los, es bildeten ſich neue politiſche Gruppen und alle Elemente der europäiſchen Politik kamen in friſchen Fluß. Zugleich war es von tiefeingreifender Bedeutung, daß Rußland thätig in den Händeln der Weſtſtaaten aufgetreten war.

Der nächſte Abſchnitt unſerer Darſtellung, in welchem wir das ſegensreiche Walten unſerer Heldin in den erſten Friedensjahren ihrer Regierung ſchildern werden, wird erkennen laſſen, wie Maria Thereſia es gar wohl verſtand, jenen in den Völkern ihrer weitausgedehnten Monarchie neuerwachten belebenden und bewegenden Geiſt auf der rechten Lebensbahn zu erhalten, ſo daß jeder Unterthan der öſterreichiſchen Geſammtmonarchie in der Perſon ſeiner Regentin zugleich die ſicherſte Bürgſchaft für ſein und ſeines Vaterlandes Glück und Gedeihen finden durfte.

Die Friedensjahre 1748—1756.

Die große Aufgabe, welche Marien Thereſien nach Uebernahme der väterlichen Kronen zunächſt wurde — den öſterreichiſchen Staat vor einer von ihren Feinden eifrig betriebenen Zerſtückelung zu bewahren und demſelben ſeine alte politiſche Machtſtellung im europäiſchen Staatenſyſteme zu erhalten — dieſe große Aufgabe löſte Maria Thereſia in ihren erſten acht Regierungsjahren. Der Aachener Friede brachte hierfür die letzte Beſtätigung. Allein dieſelben acht Kriegsjahre, für unſere Heldin acht ſchwere Prüfungs- und Sorgenjahre, führten auch noch zu einem anderen, nicht minder erhebenden Reſultate. Sie wurden unſerer Heldin auch eine Schule der Erfahrung, aus der dieſelbe als vollendete Selbſtherrſcherin hervorging, die es nach einmal wiedergewonnener Ruhe auf ihrem Throne bei dem vielfach Neuen, wozu die Macht der Zeitverhältniſſe gedrängt hatte, nicht bewenden ließ, ſondern dem fernern Glück und Gedeihen ihrer Völker durch weiſe Reformen im innern Staatsleben auch die letzte und ſicherſte Bürgſchaft zu gewinnen bemüht war.

Und ſo bezeichnen die Jahre von 1748 an, und insbeſondere die acht Friedensjahre von 1748—56, eine Neugeſtaltung des öſterreichiſchen Staates in legislativer wie adminiſtrativer Beziehung. Dabei aber muß inſonderheit noch

hervorgehoben werden, daß bei allen Neuerungen in der Gesetzgebung wie in der Verwaltung mit nur äußerst wenig Ausnahmen sie, die große Kaiserin selbst, immer als die eigentliche Seele des Ganzen, als die leitende Person und die selbstthätige Regentin erscheint, die wie zur Regentin geschaffen an Selbständigkeit, Weisheit, Einsicht und Liebe zu ihrem Volke fast alle ihre männlichen Vorfahren bei weitem übertraf.

Da jedoch dieses Staats-Reformationswerk, so viel von demselben auch auf die ebengenannten acht Friedensjahre kommt, zu seinem völligen Abschluß doch erst in einer späteren Zeit gebracht wurde, zudem aber auch diese ersten acht Friedensjahre zu einem vollständigen Umschwung der politischen Beziehungen Oesterreichs zum Auslande und in Folge davon zu einem großen Kampfe führten, der seinem innersten Wesen nach nur als eine Erneuerung und letzte Fortsetzung des Kampfes um Schlesien angesehen werden kann, gedenken wir der in diesen Zeitraum fallenden Staatsreformen hier nur in soweit, als durch dieselben das „neue Staatssystem" repräsentirt wurde und in denselben neue Triebfedern zu dem bereits erwähnten neuen Kampf um Schlesien sich gegeben fanden. Eine weitere, speciellere Darstellung der Theresianischen Staatsreformen dagegen werden wir später in einem besonderen Abschnitte nachfolgen lassen.

Schon zu wiederholten Malen ist in unserer bisherigen Darstellung an den Rath erinnert worden, den der edle Prinz Eugen dem Vater Maria Theresia's gab, nicht blos auf seine vielfach verbriefte und versiegelte „pragmatische Sanction" zu vertrauen, sondern lieber für eine tüchtige, schlagfertige Militärmacht Sorge zu tragen. Die Vernachlässigung dieses guten Raths kam der großen Tochter, sowie sie den väterlichen Scepter in die Hand nahm, theuer zu stehen. Handelte sich's ja in den acht Kriegsjahren, womit ihre Regierung anhob, mehr denn einmal um ihre und ihrer Staaten Existenz. Bei alledem würde man doch nichts weniger als gerecht urtheilen, wollte man wegen solcher bei der Thronbesteigung Maria Theresia's nur zu deutlich sichtbar werdenden Vernachlässigung des Militärwesens einen Einzigen, und zwar in vorliegendem Falle ausschließlich den Vater Maria Theresia's verantwortlich machen. Hätte auch Kaiser Karl VI. in dieser Beziehung einen bessern Stand der Dinge herbeiführen wollen, er hätte solches — höchstens eine numerische Steigerung der gesammten Militärkraft ausgenommen — schwerlich erreichen können. Die Schwierigkeit, durchgreifende und umfassende Hülfe zu leisten, lag vielmehr tiefer. Dieselbe lag in der durchaus

unpraktischen Beziehung, in welcher das Militärwesen zu der übrigen Verwaltung,*) namentlich zu dem Finanzwesen stand. Während nämlich als Organ für die oberste Verwaltung der militärischen Interessen der Hofkriegsrath fungirte, der bis in die Theresianische Zeit unter allen Ministerien die einzige umfassende Centralstelle bildete und dessen Wirkungskreis sich seit 1715, seit der Einführung des regulären Kriegsfußes in Ungarn, über alle österreichischen Erblande erstreckte, waren und blieben alle übrigen Verwaltungszweige bis zur Zeit Maria Theresia's provinziell von einander geschieden. Während „die militärische Verwaltung vom monarchischen Mittelpunkte ausging, war die souveraine Gewalt in der Ausübung der Militärhoheit vielfach unterbunden." Ja wenn auch die Verwaltung des Hofkriegsraths weniger mangelhaft gewesen wäre, als dieselbe in der That war; „so lange nicht die gesammte finanzielle und politische Verwaltung umgeschaffen war, lag es im Reiche der Unmöglichkeit, hier frische bewegliche Kräfte ins Werk zu setzen. Der Hofkriegsrath konnte nur Palliativmittel produciren."

Bei alledem mußte es gerade das Militärwesen sein, worauf Maria Theresia nach ihrer Thronbesteigung zu allererst ihr Augenmerk zu richten dringende Veranlassung fand. Einer Regentin von so großem Scharfblicke konnte aber, als sie sich von der Unzulänglichkeit der bestehenden Verhältnisse überzeugt hatte, es nicht entgehen, worin die Ursache davon zu suchen war. Aber ebensowenig wie sie darum etwa Bedenken getragen hätte, an das Werk, welches Hülfe bedurfte, wirklich auch ungesäumt Hand anzulegen, ebensowenig gab sie sich der Illusion hin, nach dieser Seite hin auf der Stelle und in vollkommenem Maße helfen zu können. Wenn daher die in ihre ersten Regierungsjahre fallenden Reformen im Militärwesen zum großen Theil sich als Palliativmittel ankündigten, so kann und darf der edlen Frau und den ihr dabei mit Rath und That zur Seite stehenden Männern um so weniger ein Vorwurf gemacht werden, weil diese Reformen alle, so groß auch ihre Zahl war, einestheils praktischen Nutzen hatten, anderntheils aber auch schließlich, besonders nachdem die Reorganisation auch anderer Zweige der Staatsverwaltung zu einem bestimmten Abschluß gebracht war, als mit einander in enger Verbindung und wohlthätiger Wechselwirkung

*) Ausführlicheres hierüber, sowie über das ganze Staats-Reformationswerk Maria Theresia's in: Wolf, Oesterreich unter Maria Theresia. Vgl. auch: de Luca, Vorlesungen über die österreichische Staatsverfassung.

ſtehend zu einem großen wohlgegliederten Organismus zuſammenwuchſen. Und dabei muß inſonderheit noch einmal darauf hingewieſen werden, daß, wie bei der Umgeſtaltung anderer Zweige der Staatsverwaltung, ſo auch bei der allmäligen Reformirung des geſammten Militärweſens Maria Thereſia ſelbſt fort und fort als die eigentliche Seele des Ganzen und in wahrhaft bewunderungswürdiger Selbſtthätigkeit erſcheint. Denn wenn auch ſelbſtverſtändlich denjenigen Männern, welche hierbei ihr mit Rath und That zur Seite ſtanden und ſich nach dieſer Seite hin um die öſterreichiſche Monarchie zum guten Theil unſterbliche Verdienſte erwarben, der Ruhm darum ungeſchmälert verbleiben muß, ſo kann doch auf der andern Seite es gewiß auch nur als ein beſonderer Vorzug des eminenten Regierungstalentes einer Frau angeſehen werden, daß ſie eben ſolche Männer ausfindig zu machen und deren ausgezeichnete Dienſte dem großen Vaterlande zu gewinnen wußte. Fragt man aber endlich auch noch danach, in wiefern Maria Thereſia's Regierungsthätigkeit nach dieſer Seite hin vornehmlich ſichtbar wurde, nun ſo werden wir bei näherer Inbetrachtnahme der zahlreichen Militärreformen und der vielen neuen, zum Theil großartigen Stiftungen vielfache Gelegenheit finden, auf die unausgeſetzte Sorge unſerer Heldin für eine tüchtige Wehrkraft ihrer Staaten aufmerkſam zu machen. Dagegen mag ſchon im Voraus ganz beſonders darauf hingewieſen werden, wie der eigentliche Schwerpunkt aller ihrer Sorgen für ihre Kriegsmacht in dem Bemühen lag, in allen Theilen ihres umfangreichen Heeres einen neuen friſchen und guten Geiſt rege zu machen, das Ganze durch erhöhte ſittliche und wiſſenſchaftliche Bildung jedes Einzelnen zu heben und dadurch in jedem einzelnen ihrer Krieger jene Berufsfreudigkeit und Begeiſterung wach zu rufen, in welcher allein ſichere Bürgſchaft für erfolgreiche Thätigkeit des Einzelnen wie des Ganzen zu ſuchen iſt. Und hierin lag zugleich nun auch der Grund, daß ſchon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit in dem von Maria Thereſia allerdings mit allem Ernſt und Eifer betriebenen Werke ein glückliches Gedeihen ſichtbar wurde, ſo daß gleich im erſten Kampfe, den am Anfang des ſiebenjährigen Krieges die Oeſterreicher gegen die Preußen zu beſtehen hatten, ſelbſt Friedrich der Große das offene Bekenntniß ablegen mußte: „Das ſind nicht mehr die alten Oeſterreicher!“ Dagegen darf ebenſowenig verſchwiegen werden, daß Marien Thereſien für ihr redliches Streben nach dieſer Seite hin von ihrer geſammten Armee die aufrichtigſte Liebe, Verehrung, Treue und Anhänglichkeit als Entgelt dargebracht wurde, ſowie denn ſchon

im österreichischen Erbfolgekriege ihr zu Ehren die Armee eine Denkmünze hatte prägen lassen, auf deren Umschrift die edle Frau mit dem Ehrenbeinamen „mater castrorum“ (d. i. Mutter der Heerlager) bezeichnet war.

Von den Männern nun, welche in dem Zeitraume, der hier in Frage kommt, bei Reorganisirung des Militärwesens unserer Heldin und dem Staate wesentliche Dienste leisteten, sind vorzugsweise zwei namhaft zu machen: Graf Daun und Fürst Liechtenstein. Ersterer,*) aus einem alten gräflichen Geschlechte abstammend, das seinen Ursprung von dem Flecken Daun bei Trier herleitet, wurde am 24. Septbr. 1705 in Wien geboren und als jüngster Sohn zum geistlichen Stande bestimmt, nahm aber, aus Neigung zu den Waffen, das Maltheserkreuz und trat in österreichische Dienste. Bereits 1725 wurde er Oberst, 1737 im Kriege gegen die Türken unter Seckendorf General-Major und Feldmarschall-Lieutenant, focht darauf in Schlesien gegen die Preußen, dann unter dem Prinzen Karl von Lothringen gegen die Franzosen und wurde Feldzeugmeister. Darauf legte er das Maltheserkreuz ab und heirathete die Gräfin Fuchs, deren Mutter wir in unserer Darstellung bereits näher kennen lernten.**) Im Jahre 1746 commandirte er in den Niederlanden, wurde 1748 Geheimer Rath und 1751 Feldmarschall. Von seiner späteren Thätigkeit, namentlich im siebenjährigen Kriege, wird weiter unten noch mehrfach die Rede sein; das hier über ihn Bemerkte wird genügen, um in ihm einen Mann zu erkennen, der eine gute Schule durchgemacht hatte und nicht ohne reiche Erfahrung sein konnte. Von seiner Monarchin mit dem äußersten Wohlwollen und Vertrauen beehrt erscheint Daun bei Reformirung und zeitgemäßer Ausbildung der österreichischen Infanterie als die eigentliche Seele. Die in den schlesischen Kriegen gemachte Erfahrung führte dabei zur Nachahmung und Aneignung vieler preußischen Einrichtungen. So hatte, um nur Einiges namhaft zu machen, das preußische Heer in den schlesischen Kriegen durch bessere Maneuvrirfähigkeit oftmals große Vortheile errungen; auf Daun's Betrieb wurden Reformen vorgenommen, z. B. im Marschiren nach dem Tact in gleichem Schritt, im Alignement, im Deployiren, in der Erleichterung des Geschützes, welche der österreichischen Armee denselben Vorzug sicherten. Die Einführung eiserner Ladestöcke ferner erfolgte gleich nach der Czaslauer Schlacht.

*) Vergl. Der deutsche Fabius Cunctator, oder Leben und Thaten Sr. Excellenz, des Herrn Leopold Joseph Maria, Reichsgrafen von Daun. 1759. 4.

**) Vergl. S. 26.

Ihren Abschluß aber fanden diese und ähnliche Neuerungen in der 1749 erfolgenden Einführung eines neuen Reglements, welches unter Daun's oberster Leitung von den Generalmajors von Winkelmann und Graf Radicati entworfen wurde und nach preußischem Muster gearbeitet war. Zur festen und gleichmäßigen Begründung dieser Neuerung aber wurden darauf aus allen Regimentern Officiere nach Wien gerufen, um daselbst praktischen Unterricht zu erhalten, der abermals von zwei tüchtigen Männern geleitet wurde: dem General von Sincere und dem Oberst von Angern. Später war bei diesen Uebungen auch Lascy betheiligt, durch welchen 1769 das Infanteriereglement allgemein eingeführt wurde. Maria Theresia selbst aber gab den Befehl, daß zu Exercierübungen im Großen von Zeit zu Zeit auch umfänglichere Truppenabtheilungen zusammengezogen wurden, und bedarf es wohl nicht noch einer besonderen Erwähnung, daß, da die edle Frau solchen Uebungen sehr häufig in Person beiwohnte, hierdurch nicht blos der beabsichtigte Zweck um so leichter erreicht, sondern auch unter den Truppen ein ächt camerad schaftlicher Geist und für die Monarchin eine hohe Begeisterung rege wurde.

Noch größeres Verdienst aber als durch die eben angegebenen Reformen erwarb sich Daun dadurch, daß hauptsächlich auf seinen Betrieb Maria Theresia militärische Bildungsanstalten gründete, die je länger je mehr auf den ritterlichen Geist, die Bildung und Gesittung der gesammten österreichischen Kriegsmacht den segensreichsten Einfluß übten. Bei der Stiftung dieser Anstalten hatte Maria Theresia hauptsächlich die allmälige Heranbildung eines tüchtigen Officierstandes im Auge, und unterliegt es gewiß keinem Zweifel, daß hiermit der Weg gefunden war, welcher vorzugsweise für eine Vervollkommnung des gesammten Militärwesens Bürgschaft leistete. Zu diesen Stiftungen gehörten aber namentlich die Militär-Cadettenacademie in der k. Burg zu Wiener Neustadt (1752) und die Militär-Ingenieuracademie auf der Laimgrube in Wien. Ueber die erstere Anstalt erhielt Daun die oberste Direction, und in derselben wurden nicht weniger denn 200 Cadetten auf Kosten der Kaiserin unentgeltlich erzogen. Die Militär-Ingenieuracademie dagegen trat zu den schon unter Karl VI. entstandenen Anstalten gleicher Art zu Wien und Brüssel im Jahre 1754 und hatte ihren Ursprung *) in der Chaos'schen und Griener'schen Stiftung für eine Ingenieurschule. Maria Theresia erkaufte das Stifthaus auf der Laimgrube

*) Wolf, Oesterreich unter Maria Theresia S. 230.

und setzte einen Ingenieurmajor zum Director ein. 1769 erwuchs diese Anstalt zu einer förmlichen Academie mit 124 Zöglingen, welche „zu tüchtigen Officieren und rechtschaffenen Männern" ausgebildet werden sollten.

Eine ebenso kräftige Stütze wie an Daun fand Maria Theresia an dem andern der beiden oben genannten Männer: dem Fürsten Wenzel von Liechtenstein, einem Manne, der zu den allertreuesten Anhängern unserer Heldin gehört und als Patriot kaum seines Gleichen wiederfinden dürfte. Sein verdienstvolles Werk bei Reorganisation des Militärwesens, wobei er selbst seine eigenen reichen Geldmittel dem Vaterlande zum Opfer brachte, war die Neugestaltung, Vermehrung und Vervollkommnung der Artillerie, deren Generaldirector er war. Auch ihm waren die schlesischen Kriege eine Schule der Erfahrung gewesen, indem dieselben ihm die Gewißheit gebracht hatten, daß das österreichische Artillerieweſen dem preußischen weit nachstehe. Seinem unermüdlichen Eifer aber gelang es in nicht gar langer Zeit die österreichische Artillerie auf die gleiche Stufe der Ausbildung zu bringen, ja Fürst Liechtenstein gilt, und zwar mit Recht, als der eigentliche Schöpfer der auch in den heutigen Tagen noch im höchsten Ansehen stehenden österreichischen Artillerie. Die außerordentliche Thätigkeit, welche hierbei Fürst Liechtenstein entwickelte, bis es ihm gelungen war, sein sich gestelltes Ziel zu erreichen, gab ein redendes Zeugniß von seinem edeln Patriotismus. Nicht nur, daß er für Mehrung des Artilleriecorps auf eigene Kosten sorgte — er verwendete darauf nicht weniger denn 2 Millionen Thaler — so war es auch sein Werk, daß eine große Anzahl im Artilleriefache ausgezeichneter Ausländer, so der Däne Aloson, Rouvroy, Schröder (ein Berliner von Geburt), der unter Liechtenstein General des Mineurcorps wurde, nach Oesterreich berufen wurden und hier nun im Verein mit dem Manne, dem sie diese Auszeichnung zu verdanken hatten, für weitere Vervollkommnung des Artillerieweſens thätig wurden. Ja, Fürst Liechtenstein ging in seiner wahrhaft bewunderungswürdigen Fürsorge für diesen Zweig der Kriegskunst so weit, daß er die hervorragendsten Werke über das Artillerie- und Genieweſen auf eigene Kosten drucken und unentgeltlich unter das ganze Corps vertheilen ließ. So wurde die österreichische Artillerie*) durch Liechtenstein die beste ihrer Zeit. Sie war 2500 Mann stark, nahm aber die Soldaten, welche die Kanonen bedienten, immer von anderen Regimentern.

*) Wolf, S. 232.

Jedes Infanteriebataillon hatte zwei Dreipfünder, sogenannte Regimentsstücke, die mit zwei Pferden bespannt waren. Man hatte auch Batterien von 12 bis 20 Kanonen. Das Artilleriefuhrwesen war unbedeutend; das Meiste wurde durch gedungene Führer bestritten. Beim Ausbruche des siebenjährigen Kriegs zählte das Fuhrwesen nur 150 Wagen und 2 Feldschmieden. Im Jahre 1759 wurde die reitende Artillerie eingeführt.

Dabei darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, in wie edler und doch auch wieder die gesammte Armee mit Begeisterung erfüllender Weise Maria Theresia so ausgezeichnete Dienste zu würdigen und zu belohnen verstand. Während das eherne Brustbild des Fürsten Wenzel Liechtenstein in dem Zeughause zu Wien aufgestellt wurde, ließ sie den Saal der Ingenieuracademie mit Daun's Brustbild zieren.

Von großer Bedeutung waren ferner die Neuerungen, welche insbesondere von 1748 an zu Gunsten einer geregelteren Recrutirung der Armee ins Leben gerufen wurden und schließlich (1770 unter Joseph II.) zur Einführung der Militärconscription in den deutschen Erbstaaten führten. „Die Art,*) wie das Heer zusammengebracht wurde, war seit alter Zeit, eine zwiefache; das Werbesystem und die zwangsweise Stellung im Wege des Aufgebots oder das Recrutirungssystem. In letzterem war die Regierung an das Zugeständniß und an die Mitwirkung der Stände gebunden. Seit Einführung des neuen Militärsystems von 1748 geschah die Stellung, Organisirung und Verpflegung der Armee von der Regierung aus. Während von den Ständen die Pflicht, Recruten und Remonten zu stellen aufgegeben und dafür eine höhere Contribution übernommen wurde, ergänzten sich nun die Regimenter mit Hülfe der politischen Behörden, der Grundherrschaften, der städtischen Corporationen von selbst, bis in Folge der Organisirung der Kreisämter das ganze Recrutirungssystem eine festere Grundlage erhielt."

In engem Zusammenhange hiermit stand ferner eine Neugestaltung der Militärgrenze, jener bekannten wichtigen Grenzschutzmacht, an deren praktischer Organisation vordem schon Prinz Eugen und nach dessen Tode der Feldmarschall Prinz von Hildburghausen gearbeitet hatten. Während aber diese

*) Wir benutzen hier und bei den folgenden Angaben die sehr umfangreiche und vortreffliche Zusammenstellung Wolf's auszugsweise.

Grenzmilizen*) bisher zwar als Soldaten gedient hatten, aber nach dem Krieg gewöhnlich wieder entlassen worden waren, ließ Maria Theresia von 1746 an beständige Grenzregimenter organisiren, wonach das ganze Land distriktweise in Regimenter eingetheilt wurde, eine militärische Verwaltung und auch in Friedenszeiten beständige Officiere erhielt. Näheres über die jener Zeit ins Leben gerufenen dortigen Regimenter gibt der in der Note angezogene, vortrefflich unterrichtete Schriftsteller, auf den wir hierbei nochmals verweisen; dem bereits Mitgetheilten nur noch die Bemerkung beifügend, daß später, nach dem siebenjährigen Kriege, als man die vortrefflichen Dienste der Grenzregimenter von Neuem kennen gelernt hatte, eine Erweiterung dieses Instituts eintrat.

Dabei ließ es aber Maria Theresia auch nicht an Erweisen fürstlicher Huld und ächter Humanität fehlen. Nicht nur, daß sie durch Erbauung zahlreicher Kasernen für Erhaltung der Gesundheit ihrer Truppen sorgte, so hatte sie auch ein Herz für Diejenigen, welche im Dienste für das Vaterland das höchste Gut des Lebens eingebüßt hatten und invalid geworden waren. So ließ sie blos in Wien allein von 1748 bis 1753 Kasernen am Salzgries, in der Leopoldstadt, in der Alsergasse und am Getreidemarkt bauen, wogegen, wie übrigens schon Kaiser Karl VI. gethan hatte, für die dienstunfähig gewordenen Mannschaften durch Errichtung neuer Invalidenhäuser gesorgt ward. Ja auf Grund einer Verordnung vom 28. März 1750 erhielten die Invaliden von 1754 an einen ordentlichen Gnadengehalt. Die Soldatenkinder ferner kamen in Militär-Erziehungshäuser, und für Officierstöchter wurde 1753 ein eigenes Erziehungshaus in Ebersdorf in Unterösterreich errichtet. Ebenso sind die Erlasse der Kaiserin von 1749 und 1757 in Betreff der Montirung, Verpflegung, Einquartirung und Soldzahlung des Heeres sprechende Beweise ihrer großen Umsicht und ihrer für die Wehrkraft und den Schutz ihrer Staaten weisen Fürsorge.

Auf noch andere Reformen im Militärwesen, namentlich auf die ebenso rühmenswerthen wie erfolgreichen Bestrebungen Maria Theresia's für Mehrung und Vervollkommnung der schon seit uralter Zeit hochberühmten österreichischen Cavallerie, für Anlegung von Gestüten, für bessere Armirung der Festungen u. s. w. werden wir in unserer späteren Darstellung zurückkommen; hier möge nur noch zweier Erlasse Erwähnung gethan werden, die ihrem ganzen Reforma-

*) Wolf, S. 234.

tionswerke im österreichischen Militärwesen gewissermaßen die Krone aufsetzen, weil aus derselben von Neuem erhellt, wie Maria Theresia in allen Lagen des Lebens wahres Verdienst zu würdigen und für den einmal erwählten Lebensberuf auch die rechte Begeisterung wach zu rufen verstand. Der eine dieser Erlasse (vom Jahre 1755) setzte fest, daß künftig bei Besetzung der erledigten Officierstellen mehr als bisher auf verdiente Unterofficiere Rücksicht genommen werden solle; in dem andern dagegen wurde den Officieren bürgerlichen Standes nach 30jähriger tadelloser Dienstzeit die unentgeltliche Verleihung des Adels zugesichert.

Ohne Eröffnung neuer und ergiebiger Finanzquellen wäre aber, wie in der Natur der Sache lag, die Einführung so zahlreicher, zum Theil auch kostspieliger Neuerungen im Militärwesen eine Unmöglichkeit gewesen. Ja, die gesteigerte Sorge für die militärischen Interessen bedingte die Veränderungen in der Finanzverwaltung zu allernächst. Es ging daher, worauf wir oben schon hindeuteten, mit dieser Militärreform eine Neugestaltung des gesammten österreichischen Finanzwesens Hand in Hand, und auch in Rücksicht auf diesen Gegenstand waren die acht Friedensjahre 1748 bis 1756 maßgebend, insofern nämlich in denselben von der großen Kaiserin der eigentliche Unterbau zu einem völlig neuen Organismus der Staatsfinanzen vorgenommen wurde. Und namentlich wird man von der höchsten Bewunderung für die edle Monarchin hingerissen, wenn man bei näherer Verfolgung ihres Reformationswerkes in diesem Zweige der großen Staatsverwaltung gewahrt, mit wie außerordentlicher Vorsicht sie dabei zu Werke ging, wie sie dabei auf die Sonderinteressen der einzelnen verschiedenen Theile ihrer Monarchie Rücksicht nahm, mit welcher hohen staatsmännischen Umsicht und Weisheit sie die natürlichen Quellen zu finden verstand, aus denen dem großen Ganzen reichlichere Deckungsmittel für die Bedürfnisse des Staats zuflossen, als bisher, und wie bei allen hierauf Bezug habenden Maßnahmen und Einrichtungen sich ihr unerschütterliches Festhalten an der strengsten Gerechtigkeit verherrlichte. Fand irgendwo und irgendwie in ihrer segensreichen Regierung der schöne Wahlspruch „Justitia et clementia", der, wie auf ihren Münzen, so auch in ihrem Herzen stand, seine volle Verwirklichung, so war dies vor Allem der Fall in ihrer Reorganisation der Staatsfinanzen.

Bei alledem gilt auch hier wieder, was schon oben über die Neugestaltung des Militärwesens gesagt wurde. Der vollendete Ausbau des in die mehrfach

genannten acht Friedensjahre fallenden trefflichen Unterbaues gehört in Bezug auf das Finanzwesen erst in eine spätere Zeit, daher wir, auf unsere spätere Darstellung verweisend, uns hier auf Namhaftmachung derjenigen Finanzreformen beschränken, die einestheils den Geist repräsentiren, von dem sich Maria Theresia bei Lösung dieser schwierigen Aufgabe leiten ließ, anderntheils aber auch den ganz bestimmten Weg und die ganz bestimmte Norm vorschrieben, wie nach dem Willen der großen Monarchin die Aufgabe gelöst werden sollte. Wenn daher Maria Theresia, wofür auch ihr eigenes Leben hinreichenden Beweis liefert, an die Spitze der Verwaltung des Staatshaushaltes den Grundsatz der Sparsamkeit stellte und von der richtigen Ansicht sich leiten ließ, daß ein günstiger Stand der Finanzen und die Vermehrung der Staatseinkünfte nicht durch drückende Besteuerung, sondern durch Aufsuchung und Eröffnung der natürlichen und reichen Hilfsquellen des Staates zu erzielen sei, so wie daß das Abgabensystem den verschiedenen Schichten der Gesellschaft gegenüber auf dem Princip gerechter Gleichmäßigkeit beruhen müsse, so ist uns damit mehr als deutlich vorgezeichnet, welche von den zahlreichen Finanzreformen, ganz abgesehen von der Zeit, in welcher sie ins Leben traten, schon hier und nicht erst später eine Erwähnung finden müssen.

Vor Allem darf hierbei Maria Theresia's eifriges Bestreben nicht unberührt bleiben, die in den Kriegsjahren 1740 bis 1748 den Unterthanen nothgedrungen auferlegten Lasten so bald als möglich wieder abzunehmen. Der schon mehrfach genannte Geschichtschreiber Wolf*) gibt in seinem Werke über Oesterreich die ausführlichsten Nachrichten über die Vermögens- und Kopfsteuer, zu welchen man in der genannten Kriegszeit seine Zuflucht nehmen mußte, und gewährt es nicht geringes Interesse, dort von der eigenthümlichen Skala Einsicht zu nehmen, nach welcher jene Steuern in der angegebenen Zeit erhoben wurden. So wie wieder Friede wurde, legte Maria Theresia die bessernde Hand an diese Verhältnisse, indem sie mit aller Entschiedenheit vor Allem darauf hinarbeitete, eine gleichmäßigere und somit gerechtere Vertheilung der Steuerlast ins Werk zu setzen. So wurde schon 1748 bei Gelegenheit des neuen Contributionssystems festgesetzt:**) „daß kein Ort und keine Gemeinde im Lande, so privilegirt sie sein möge, von der Contribution frei sei." Da aber im Besitz von Grund und Boden

*) S. 289. **) Wolf, S. 291.

mannigfache Veränderungen eingetreten waren, begannen bereits 1749 die sogenannten Rectificationen, d. h. es wurde zur besseren Vertheilung der Grundsteuer in jeder Provinz eine besondere Commission niedergesetzt, die auf Grund ihrer angestellten Erörterungen die Regulirung dieser Steuer zu besorgen hatte. Der durchgreifendste aber aller auf die Finanzfrage Bezug habenden Erlasse jener Zeit war das Gesetz vom 19. Febr. 1751, wonach alle Steuerfreiheiten mit nur sehr wenigen Ausnahmen aufgehoben wurden, eine Maßregel, die ebensosehr von der hochherzigen Gesinnung, dem männlichen Muth und der festen Entschlossenheit Maria Thersia's Zeugniß gibt, wie dieselbe in ihrer Ausführung alsbald der Gesammtheit der Staatsunterthanen zum wahren Segen gereichte. Steuerfrei blieben hiernach nur die Kirchen, die Friedhöfe, die Häuser der Wohlthätigkeitsanstalten, die landesfürstlichen Residenzen (die Hofburg zu Wien, das Residenzschloß zu Prag, Schönbrunn, jedoch ohne die neueren Zubauten), die landschaftlichen Gebäude, nicht aber die übrigen öffentlichen Gebäude und von den Klöstern nur jene der Bettelorden.*) Gleiche Grundsätze wurden nun auch im übrigen Steuer- und Abgabesystem beobachtet, und gelangte man auch hier je länger je mehr zu einem so günstigen Resultate, daß schon nach Verlauf einiger Friedensjahre der Finanzetat eine Höhe erreichte, welche die der früheren Zeit, ehe noch Schlesien und das italienische Territorium verloren ging, bei weitem überstieg.

Und in gleicher Weise, wie Maria Thersia so die öffentlichen Lasten auf alle Staatsangehörigen nach möglichst gleichen und verhältnißmäßig billigen Grundsätzen zu vertheilen suchte, ebenso war sie auch bemüht, die reichlich vorhandenen Quellen des Nationalwohlstandes durch Hebung von Ackerbau und Industrie und Begünstigung des Handels bestmöglichst zu benutzen. So ging mit der oben erwähnten Rectification der Grundabgaben die Einführung von Urbarien und Grundbüchern Hand in Hand, so folgte ferner auf diese Reformen eine Vereinfachung des Staatscassenwesens, eine Verbesserung des Münzwesens, eine Umgestaltung verschiedener Hauptmärkte, eine Regulirung des Mauth- und Zollwesens, Präventivmaßregeln gegen Schmuggelei und Wucher, die Aufhebung aller Portofreiheit, Herabsetzung des Brief- und Packetportos, Verbesserung des Bergbaues u. s. w., alles Gegenstände, über welche später ausführlicher und spe-

*) Wolf, S. 291 und Matthias Koch, Wien u. die Wiener. Karlsruhe 1842, S. 187.

ciell geredet werden wird. Hier, wo es darauf ankam, zu zeigen, wie Maria Thereſia nach Wiedergewinnung des Friedens ihr Hauptaugenmerk auf die zwei wichtigſten Zweige der Staatsverwaltung richtete, genügt eine ſummariſche Angabe der betreffenden Neuerungen um ſo mehr, je größer und entſcheidender für die Zukunft die Veränderungen waren, welche in denſelben acht Friedensjahren in den bis dahin beſtandenen Beziehungen des öſterreichiſchen Cabinets zum Auslande eintraten. Und deswegen nun, weil eben in dem großen politiſchen Staatsleben Oeſterreichs jener Zeit gerade dieſer Gegenſtand ſich als der eigentliche Mittelpunkt kennzeichnet, lenken auch wir in unſerer Darſtellung unſere Aufmerkſamkeit auf denſelben und geleiten zu dem Ende unſere Leſer zunächſt in den Kreis der Männer, die unſerer Heldin bei ihrer Neugeſtaltung des inneren Staatslebens erſprießliche Dienſte leiſteten, oder auch mehr oder weniger dazu beitrugen, der öſterreichiſchen Monarchie in ihren Beziehungen zu den übrigen europäiſchen Staaten eine Stellung anzuweiſen, durch welche ſchließlich eine völlige Veränderung des bisherigen politiſchen Syſtems im europäiſchen Staatsleben begründet wurde.

Wie das Jahr 1748 in dem innern Staatsleben der öſterreichiſchen Monarchie ſchon deswegen als ein hervorragend markirtes ſich kennzeichnet, weil daſſelbe, wie wir eben darzuthun ſuchten, als die Grenze zwiſchen Altem und Neuem erſcheint und von da an die zahlreichen Staatsreformen datiren, die nach und nach den öſterreichiſchen Staat nach innen völlig umgeſtalteten, ſo bildet dieſes Jahr auch in Rückſicht auf die Männer, welche ihrer Stellung nach als nächſte Rathgeber unſerer Heldin bei deren großem Reformationswerk zunächſt betheiligt waren, eine Grenzſcheide. Die hervorragendſten militäriſchen Größen aus dieſem Zeitraume ſind bereits auf den vorigen Blättern namhaft gemacht worden. Mit andern, nicht minder würdigen Vertretern des öſterreichiſchen Kriegsweſens unter Maria Thereſia werden wir ſpäter näher bekannt werden. Ingleichen müſſen wir auch in Bezug auf die Männer, welche zum Aufbau eines neuen Lebens in Kunſt und Wiſſenſchaft, in dem Finanzweſen, im Handel, in der Induſtrie, dem Gewerbweſen, Ackerbau u. ſ. w. mit ſegensreichem Erfolge mitwirkten, auf unſere ſpätere Darſtellung verweiſen. Dagegen dürfen hier die Männer nicht ungenannt bleiben, die in ihrer Stellung als Mitglieder des Cabinets vorzugsweiſe als Repräſentanten des herrſchenden politiſchen Syſtems angeſehen wurden, und unter dieſen müſſen ſelbſtverſtändlich

vor Allen die genannt werden, welche, der alten Schule zugehörig, in den ersten Regierungsjahren Maria Thereſia's ſo lange als deren nächſte Rathgeber fungirten, bis nach und nach mit zunehmender Beſeitigung veralteter und eine geſunde Entwickelung des inneren Staatslebens hindernder Staatsformen im Rathe unſerer Heldin neue Elemente zur Geltung kamen und dadurch die Nothwendigkeit gegeben war, an Jener Stelle Männer des neuen Syſtems zu ſetzen.

Als Conferenz- oder Cabinetsminiſter*) — denn mit dem Namen Conferenz bezeichnete man das Miniſterium oder den oberſten Rath der Kaiſerin — fungirten beim Regierungsantritt Maria Thereſia's: Graf Sinzendorf, Hof- und Staatskanzler; Graf Stahremberg, Bancopräſident; Graf Friedrich Harrach, böhmiſcher Oberſtkanzler; Graf Colloredo, Reichshofrathskanzler; Graf Königsegg, Hofkriegsrathspräſident. Nach dem Tode Sinzendorf's (1742) trat Graf Uhlefeld, nach Stahremberg Graf Philipp Kinsky ein, wogegen 1743 Graf Joſeph Harrach und 1748 Graf Joſeph Khevenhüller Mitglieder der Conferenz wurden. Als Staatsſecretär endlich iſt noch Bartenſtein zu nennen. So geachtete, zum Theil berühmte Namen aber ſich hierunter vorfinden und ſo groß auch die Verdienſte waren, die ſich die meiſten dieſer Männer nach den verſchiedenſten Seiten hin um den öſterreichiſchen Staat erwarben, der Hauptaufgabe, die ihnen wurde, ein großes, enggeſchloſſenes, harmoniſch zuſammenwirkendes Ganze zu bilden, wo eine Monarchin, wie Maria Thereſia, klares Verſtändniß ihrer großen Gedanken, bereitwilliges Entgegenkommen bei Sanctionirung ſegensreicher Reformen, oder auch nur wirklich guten Rath hätte finden können, dieſer Aufgabe waren die genannten Männer in ihrer Geſammtheit nicht gewachſen. Die Rathloſigkeit der erſtgenannten Herren gleich beim Regierungsantritt ihrer großen Monarchin giebt hierfür ebenſo ausreichenden Beleg, wie ihr weiteres amtliches Zuſammenleben. Nicht nur, daß Maria Thereſia jeden Einzelnen geiſtig bei weitem überragte, ſo war auch in Bezug auf Muth, Entſchloſſenheit, Ausdauer und conſequentes Feſthalten an einem beſtimmten Strebeziele keiner der Herren ihr als ebenbürtig an die Seite zu ſtellen.

Sinzendorf (geb. 1671), der ſchon unter Kaiſer Joſeph I. als Hofkanzler fungirt und ſeit Prinz Eugen's Tode als Premierminiſter die wichtigſten Staats-

*) Wolf, S. 148 ff., auf welche Quelle, weil ſich in derſelben die umfangreichſten und vollſtändigſten Nachrichten über die hier namhaft zu machenden Männer vorfinden, beſonders aufmerkſam gemacht werden möge.

geschäfte, namentlich die weitausgesponnenen Verhandlungen über die pragmatische Sanction geleitet hatte, zählte, als Maria Thersia den Thron bestieg, bereits 69 Jahre, war demnach schon wegen seines weitvorgerückten Alters außer Stande, in das große Getriebe mit der Kraft einzugreifen, die gerade die ersten Sturm- und Sorgenjahre der Thersianischen Regierung erheischten. Zudem bot aber Sinzendorf auch noch Blößen. Mit großer Vorliebe der Beweglichkeit, Anmuth und Vergnügungssucht eines glänzenden Hoflebens zugethan und dabei ein so großer Freund einer guten Tafel, daß ihn Friedrich II. den Apicius des Kaiserhofes nannte, ließ er es in seinem Berufsleben an dem rechten Eifer und an jener Exactität fehlen, die in allen Lagen des Lebens als das unerschütterlichste und stärkste Fundament der moralischen Kraft eines tüchtigen Mannes angesehen werden muß. Die Folge davon war, daß weder von Maria Thersia's Vater, Kaiser Karl VI., noch von Maria Thersia selbst Sinzendorf das Vertrauen geschenkt wurde, welches seine hohe und einflußreiche Stellung erheischte.

Ein hervorragenderer, ernsterer und edlerer Charakter, geschäftsgewandt und uneigennützig, dabei aber auch stolz-aristokratisch und vom Alter ebenso gedrückt wie Sinzendorf, war Graf Stahremberg, der (geb. 1663) schon zur Zeit des spanischen Erbfolgekriegs Finanzminister gewesen war und sich sowohl in dieser Stellung, als auch später, namentlich im Steuerwesen, große Verdienste erworben hatte. Mit vorgerückten Jahren aber stumpf geworden, war er einer so bewegten Zeit, wie der Thersianischen, ebensowenig gewachsen wie er sich mit ihr befreunden konnte und blieb darum bei allen Vorzügen, die ihn auszeichneten, ohne erheblichen Einfluß. Uebrigens aber nahm auch sowohl seiner Thätigkeit, wie derjenigen Sinzendorf's der Umstand den rechten Segen, daß beide mit dem von ihnen als „Emporkömmling" bezeichneten Bartenstein in beständiger Opposition lebten.

Der nach Stahremberg ferner in die Conferenz eintretende Graf Kinsky, früher Gesandter in Versailles und London und zuletzt bis zu seinem Eintritt ins Ministerium Kanzler in Böhmen, bekleidete den Ministerposten viel zu kurze Zeit, als daß seine Thätigkeit auf die Neugestaltung des Staats unter Maria Thersia maßgebend hätte einwirken können. Nur als geschworner Feind Preußens tritt seine Person als eine besonders markirte hervor. Er starb noch in seiner vollen Manneskraft, erst 49 Jahre alt, im Jahre 1748. Königsegg, der sich früher namentlich um die ökonomischen Verhältnisse der Armee sehr verdient

gemacht hatte, galt als Mitglied der Conferenz eine Zeit lang für die erste Autorität in Militärangelegenheiten, wurde aber bald von den jüngeren Gliedern des Cabinets, namentlich den beiden Grafen Harrach's, überflügelt. Colloredo und Khevenhüller endlich erhielten auf öffentliche Verhältnisse fast gar keinen Einfluß, so sehr auch ersterer der beiden Männer von dem Kaiser gern gesehen und Khevenhüller wegen seines anspruchslosen, liebenswürdigen und ehrenhaften Charakters von Maria Theresia hochgeachtet wurde.

Den bei weitem größten Einfluß in Maria Theresia's Cabinet vom alten Systeme dagegen hatte der bereits oben im Vorübergehen genannte Bartenstein, ein Mann, der, wie schon früher erwähnt wurde, noch unter Kaiser Karl VI. in die Höhe gekommen war und in den ersten Regierungsjahren Maria Theresia's eine sehr hervorragende Rolle spielte. Ueber seine früheren Lebensverhältnisse, die des Interessanten viel bieten, gibt der schon mehrfach genannte, in speciellen Personalien vortrefflich unterrichtete Wolf die ausführlichsten Nachrichten, und in Erwägung des hohen Einflusses, welchen Bartenstein eine Reihe von Jahren im Wiener Cabinet hatte, möge es uns vergönnt sein, die Nachrichten des genannten Schriftstellers hier wenigstens der Hauptsache nach unsern Lesern mitzutheilen. Er berichtet über ihn Folgendes:*) Johann Christoph Freiherr von Bartenstein war aus Straßburg gebürtig. Sein Vater war dort Lehrer und Prediger der reformirten Gemeinde. Bartenstein kam 1714 arm und unbekannt nach Wien; er war in juridischen Studien sehr bewandert, besaß bedeutende Sprachkenntnisse. Durch einen Baron Palm wurde er dem Grafen Stahrémberg empfohlen. Wie überhaupt die öffentliche Verwaltung noch mit vielen privatrechtlichen Elementen versetzt war, so konnte man in Oesterreich wie in England und Rußland auch von der Stelle eines Privatsecretärs eines Ministers im öffentlichen Dienst in die Höhe kommen. Stahremberg hatte Bartenstein als Secretär aufgenommen und ihn 1717 zum Regierungsrath, später zum Hofrath erhoben. Bartenstein arbeitete sich in die politischen Kenntnisse hinein, verfaßte mehrere diplomatische Schriften, welche seine Kenntnisse im öffentlichen Rechte und in der österreichischen Geschichte darlegten. Man bedurfte damals im Ministerium einer gewandten Feder. Sinzendorf nahm ihn ins Ministerium, der Kaiser ernannte ihn 1727 zum geheimen Staatssecretär. Von dieser Stelle

*) S. 154.

aus gewann Bartenstein bedeutenden Einfluß und Raum für Entwickelung und Verwendung seiner Kenntnisse. Karl VI. schätzte ihn hoch, erhob ihn in den Adelsstand. Seine Arbeiten stiegen im Werth zur Zeit, als man so eifrig bemüht war, die österreichische pragmatische Sanction bei den fremden Mächten zur Anerkennung zu bringen; die meisten diplomatischen Schriften in dieser Frage, wo so viele staats- und völkerrechtliche, historische Punkte berührt werden mußten, waren von seiner Hand. Er kam zu einer solchen Macht, daß ihm Minister und Prinzen des Reichs huldigten, und daß er Mittheilungen wie die Minister erhielt. Je tiefer man sich vor ihm beugte, desto höher hob sich seine Selbständigkeit. Die alten politischen Größen Oesterreichs waren ihm entgegen, besonders Prinz Eugen; erst nach dessen Tode konnte er es zu durchdringendem Einflusse bringen. Die öffentliche Meinung war gegen ihn. Das Volk insultirte ihn nach dem Tode Karl's VI. Als Maria Thersia die Regierung antrat, gewann Bartenstein in den Tagen, wo die Größe und Zukunft Oesterreichs schwankend schien, das Vertrauen der jungen Fürstin durch seine Ehrerbietung, die er für die Meinung der Königin hegte, durch die Begeisterung für die Interessen ihres Hauses, durch seinen festen Muth und durch seine Arbeiten.

Dies Vertrauen Maria Thersia's zu Bartenstein, welches, wie von unserem Berichterstatter mit Recht besonders betont wurde, auf die gefahrvollen Tage ihres Regierungsantrittes zurückdatirte, steigerte sich im Verlaufe der Zeit mehr und mehr, sodaß Bartenstein, so lange als Sinzendorf dem Ministerium präsidirte, das einflußreichste Mitglied des Cabinets war. Sinzendorf's Tod im Jahre 1742 war nicht im Stande, den hohen Einfluß Bartenstein's abzuschwächen; im Gegentheil knüpfte sich an denselben für Bartenstein ein neuer Triumph, indem er gegen die öffentliche Stimme und gegen die Wünsche des Hofs es durchzusetzen wußte, daß nicht Graf Harrach, sondern Uhlefeld an die Spitze des Cabinets trat.

Dieser Mann, ebenfalls eine in vielen Beziehungen interessante Persönlichkeit, war in seiner Jugend Soldat gewesen und betrat erst später die diplomatische Laufbahn. Er wurde Reichshofrath, Gesandter im Haag und 1740 Großbotschafter bei der Pforte und hatte sich in allen Stellungen als ein ehrenhafter, aufrichtiger Charakter und als ein seiner hohen Monarchin persönlich ergebener, treuer Diener Oesterreichs gezeigt. Und dieselbe hohe Verehrung für Maria Thersia, dieselbe Treue im Dienste zeichnete Uhlefeld auch dann aus, als er zur

Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in's Ministerium berufen wurde. Aber gewachsen war Graf Uhlefeld dieser hohen Stellung nicht. Dazu fehlte ihm nicht nur die nöthige Vorbildung, sondern auch die rechte Klarheit des Geistes. Uhlefeld war, wie der scharfsinnige Coxe treffend bemerkt, ein ehrlicher Mann, der das Rechte und Gute wollte; aber er faßte etwas schwer, seine Vorstellungen waren verworren und seine geringe Fassungskraft mehrte noch seine natürliche Lässigkeit. Er liebte das Geheimnißvolle, war krittlich, ränkevoll und argwöhnisch. Bei mündlichen Verhandlungen kam er leicht in Verlegenheit, die sich in Unbeholfenheit des Ausdrucks zu erkennen gab. Sein Hang zur Pracht und Schaustellung hatte seine Angelegenheiten in Unordnung gebracht und machte ihn also immer abhängig. Maria Theresia selbst, die ihn nur „bon homme" nannte, durchschaute recht wohl seine Schwäche und befolgte nicht immer seinen Rath; da er ihr aber angenehm und ein guter Referent war, hielt sie ihn.

Bartenstein's hervorragender Einfluß blieb also auch nach Uhlefeld's Eintritt in's Ministerium der alte. Und ob auch Maria Theresia bei schwierigeren Fragen außer ihrem Ministerium sehr oft noch andere erfahrene Männer zu Rathe zog, um eben so durch Anhören der verschiedenartigsten Ansichten und durch das sorgfältigste Erwägen des Für und Wider zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen: die eigentlich bewegende und in der Regel maßgebende Kraft blieb aber doch Bartenstein, so sehr auch einige von solchen nicht zum Cabinet gehörigen Rathgebern von der Kaiserin ausgezeichnet und hochgeschätzt wurden. Namentlich dürfen nicht ungenannt bleiben: Baron Wasner und Geheimsekretär Koch. Wasner,*) der lange österreichischer Botschafter in England gewesen war und nach Abschluß des Aachener Friedens nach Wien zurückkam, war ein freimüthiger, offener, hochgesinnter, tüchtiger und in der Kenntniß der Absichten der Höfe wohlbewanderter Mann. Maria Theresia, die ihn besonders achtete, fragte ihn oft persönlich um Rath oder durch ihren Geheimschreiber Koch, daher denn auch in Bartenstein, sowie er von dieser Auszeichnung Wasner's Kenntniß erhielt, gar bald Mißgunst und Neid rege wurde.

Für die Länge der Zeit freilich waren solche Verhältnisse im Cabinet unhaltbar. Je mehr Maria Theresia geschäftsgewandt wurde und zur selbständigen und selbstthätigen Regentin heranreifte, und je häufiger sich der große Uebelstand fühlbar machte, daß ihrem Ministerium die rechte Harmonie, ein festes, inneres

*) Coxe.

Einheitsband, sowie die rechte Empfänglichkeit und Theilnahme für ihre Gedanken und Bestrebungen fehlte, um so stärker mußte sich das Bedürfniß herausstellen, eine auf ihre Bestrebungen und Pläne eingehende, nach größeren Dimensionen rechnende, einem großen politischen Staatsleben gewachsene, leitende und ordnende Kraft zu gewinnen. Und diese fand Maria Theresia's Scharfblick endlich in Kaunitz.

Anton Wenceslaus Graf, nachher Fürst von Kaunitz-Rietberg (auch Rittberg geschrieben), war am 2. Febr. 1711 geboren. Sein Vater Maximilian Ulrich Graf von Kaunitz war Botschafter in Madrid und Rom und starb 1746 als Landeshauptmann in Mähren. Seine Mutter, die einzige Tochter und Erbin Ferdinand Maximilian's, des letzten Grafen von Rietberg in Westphalen, brachte ihrem Gemahl diese Reichsgrafschaft in Westphalen und den Namen derselben zu. Unter den Augen seines Vaters genoß Kaunitz eine sorgfältige, vortreffliche Erziehung und wurde in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt. Später aber wählte er die diplomatische Bahn und studirte mit Auszeichnung in Wien, Leipzig und Leyden. Nachdem er mehrere Höfe Deutschlands besucht und Reisen nach England, Frankreich und Italien unternommen hatte, wurde er Kammerherr Kaiser Karl's VI. und in der Folge Mitglied des Hofraths, Staatsraths und der Kanzlei. 1734 war er k. Commissar in Regensburg. Seine Gewandtheit und Feinheit in Unterhandlungen bestimmten Marien Theresien, ihn in den ersten Jahren des Erbfolgekriegs zur Wahrung ihrer Interessen nach Italien zu schicken, wobei ihr die hohe Genugthuung wurde, daß Kaunitz ihren Wünschen in jeder Beziehung entsprach. Sein erster Staatsbericht war so vortrefflich abgefaßt, daß der Staatskanzler Uhlefeld denselben Marien Theresien mit den Worten überreichte: „Hier sehen Ew. Majestät Ihren ersten Rath." In dieser seiner italienischen Mission war es seiner Einwirkung zuzuschreiben, daß die italienischen Höfe neutral blieben, oder für Oesterreich Partei nahmen; mit gleichem Erfolge wirkte er in Rom bei Papst Benedict XIV., wie in Turin. Im Jahre 1742 zum geheimen Rath ernannt, wurde Kaunitz 1744 in die Niederlande an den Hof zu Brüssel gesendet als ad latus des Statthalters Herzogs Karl von Lothringen und der Erzherzogin Maria Anna, und auch in dieser Stellung wieder bewährte er sich als gewandter, zuverlässiger und dem österreichischen Interesse treuergebener Staatsmann. Ende 1747 war er Gesandter in London, bis im Jahre darauf Maria Theresia ihn als ihren Bevollmächtigten

auf den Aachener Congreß sendete. Seiner Thätigkeit dort ist schon oben gedacht worden, und wie die spätere Zeit bewiesen hat, wirkte der Congreß zu Aachen mit seinem Resultate auf Kaunitz's politische Anschauungen und weitere Bestrebungen maßgebend. Wie schon die Verhandlungen, die er in Aachen mit dem Grafen St. Severin pflog, hinlänglich bestätigen, verfolgte Kaunitz schon jener Zeit den damals freilich noch ganz geheimgehaltenen Plan, Oesterreich in eine Allianz mit Frankreich zu bringen und so einen allgemeinen Umschwung der europäischen Politik zu bewirken. Die Verwirklichung dieses Gedankens erforderte freilich ein diplomatisches Kunststück, aber weit entfernt, auf halbem Wege stehen zu bleiben, arbeitete Kaunitz seit dem Aachener Congreß an der Ausführung dieses Plans in einer Weise, die jeden Zweifel an ein endliches glückliches Gelingen des Unternehmens beseitigte.

Unmittelbar nach Abschluß des Aachener Friedens kehrte Kaunitz nach Wien zurück, und war Maria Theresia schon vor der Zeit dem Plane Kaunitz's günstig gewesen, so hatte der gewandte Staatsmann jetzt das Glück, seine erhabene Monarchin ganz für denselben zu gewinnen. Erbittert gegen die Seemächte, denen sie nicht ohne Grund die Hauptschuld zuschrieb, daß ihr im Aachener Frieden abermals ein Opfer an Land und Leuten abgedrungen worden war und dabei immer noch wegen des Verlustes von Schlesien ebenso von Schmerz erfüllt wie gegen Preußen aufgebracht, fand Maria Theresia in einer Allianz mit Frankreich auf der einen Seite das einzige Mittel, gegen die Seemächte ein kräftiges Gegengewicht zu gewinnen, auf der andern Seite aber auch den einzigen Hoffnungsanker, über lang oder kurz Schlesien wiedergewinnen zu können. So fanden Kaunitz's eindringliche und nur die erwünschtesten Verhältnisse in Aussicht stellenden Erörterungen in dem Herzen der edlen Frau die bereitwilligste Aufnahme, sodaß alsbald unter Kaunitz's geheimer Leitung Alles in Bewegung gesetzt wurde, was zur endlichen Verwirklichung des angegebenen Planes nur irgend günstig schien. Großes Interesse gewährt es so, zu erfahren, in wie weit der von nun an freundlichen Stimmung gegen Frankreich, von deren letztem Grund jener Zeit noch Niemand weiter als die Kaiserin und Kaunitz Kenntniß hatten, selbst in den engern Kreisen des Wiener Hofs ein Ausdruck gegeben wurde. Jener Zeit*) war Blondel französischer Geschäftsträger in Wien, bis der Mar-

*) Vgl. Sporschil VI, S. 107, und die daselbst angezogene Stelle aus: Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. II, S. 225. Wir geben diese interessante Schilderung hier im Auszuge.

quis von Hautefort als Botschafter eintreffen würde. Man gab sich in Wien alle Mühe, um Blondel günstig zu stimmen, und um Ludwig XV. zu beweisen, daß jede Spur der alten Feindschaft verschwunden sei. So spielten die Erzherzoginnen französische Comödien im engen Hofkreise, zu welchem Blondel geladen wurde. Da die Kaiserin guter Hoffnung war, erklärte man ihm, man werde, sollte ein Erzherzog geboren werden, den König von Frankreich zum Taufzeugen bitten. Uebrigens hatte Kaunitz den französischen Botschafter selbst zum Besten. Kaunitz war von der Kaiserin zum Botschafter am französischen Hofe bestimmt, und obschon dieser Posten sein innigster Wunsch war, um an dem Werke, das er sich vorgesetzt, zu arbeiten, that er gegen Blondel doch, als trage er Bedenken, die Sendung anzunehmen. Namentlich gab er sich das Ansehen, ihm im Vertrauen mitzutheilen, daß er, der bei seinen früheren Gesandtschaften großen Aufwand habe machen müssen, sich zu ruiniren fürchte; worauf nun wieder Blondel nachzuweisen suchte, daß ein österreichischer Minister zu Paris nicht die Hälfte von dem brauche, was ein französischer Minister in Wien auszugeben gezwungen sei. Fein war auch die Art, wie Kaunitz den Marquis von Hautefort, bevor noch derselbe von Paris nach Wien reiste, zu gewinnen wußte. Der Graf stellte dem Geschäftsträger Blondel vor, daß er Conferenzminister sei, und daß man, während er nach Paris gehe, einen Mann nach Wien schicke, der keineswegs noch die ersten Staatsämter bekleidet habe. Blondel berichtete diese Erklärung des Grafen Kaunitz Wort für Wort nach Paris, und es geschah, was Kaunitz wollte. Um den Rang auszugleichen, erhielt Marquis von Hautefort das breite Band des ersten Ordens von Frankreich, eine Auszeichnung, wegen deren er dem Grafen Kaunitz und dem Wiener Hofe, der sie ihm verschaffte, gewiß nicht zürnen konnte.

Kaunitz kam an den französischen Hof als Botschafter 1751, blieb in dieser Stellung zwei Jahre und, was noch keinem österreichischen Botschafter gelungen war, gelang ihm — schon durch sein äußeres Auftreten gewann er sich die Franzosen. Während die früheren kaiserlichen Gesandten wegen ihrer steifen Grandezza verlacht worden waren, schmiegte sich Kaunitz ganz dem leichten, beweglichen französischen Wesen an, redete die französische Sprache in klassischer Eleganz, ging scheinbar vollkommen in die frivole Anschauungsweise der Franzosen ein, entwickelte fürstlichen Aufwand und wußte so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Während er in Paris von der großen Welt zurückgezogen

wie ein einfacher Privatmann lebte und nur den Umgang der geistreichsten Männer suchte, war er am Hofe zu Versailles der feinste Höfling, der mit großem Interesse an den Vergnügungen des Königs und der Pompadour Theil nahm und jede Gelegenheit ergriff, sich angenehm zu machen und dadurch für seinen höchsten und letzten Zweck immer mehr Terrain zu gewinnen. Nichtsdestoweniger dauerte es doch noch sehr lange Zeit, bis der von Marien Theresien und Kaunitz zwar fort und fort als tiefes Geheimniß bewahrte, aber doch mit der äußersten Consequenz verfolgte Plan zur Reife gedieh und zum Abschluß gebracht werden konnte. Und selbst als Kaunitz 1753 nach Wien zurückkehrte und in Paris zu seinem Nachfolger den Grafen Georg Stahremberg erhielt, hatte außer Marien Theresien und Kaunitz Niemand in der Welt auch nur die entfernteste Vermuthung, daß sich's bei den freundlichen Beziehungen, in welche seit dem Aachener Frieden Oesterreich zu Frankreich getreten war, um nichts Geringeres als um eine förmliche Allianz dieser beiden Staaten handelte, die Jahrhunderte lang mit einander in Feindschaft gelebt hatten.

Maria Theresia erhob Kaunitz nach seiner Rückkehr nach Wien zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und bald nachher zum Geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler, als welcher er auch bis 1757 die italienischen und niederländischen Verwaltungsangelegenheiten leitete. Ebenso wie Uhlefeld schied nach dieser Erhebung Kaunitz's Bartenstein aus dem Cabinet. Letzterer*) schmeichelte sich Anfangs, er werde seinen Abschied nicht bekommen und erklärte öffentlich, er werde nach wie vor die Noten und Aufsätze abfassen; sollte aber irgend ein Minister sich eine Aenderung darin erlauben, so würde er das Ganze ändern müssen, weil er nie zugeben würde, daß man das, was er vollendet hätte, meistere. Als jedoch Kaunitz ankam, verrieth Bartenstein in den drei ersten Tagen doch einige Furcht und wollte dem Minister den Hof machen. Da er nicht angenommen ward, ließ er eine Karte mit den Worten zurück: „H. Bartenstein war drei Tage nach einander da, um dem Grafen Kaunitz seine Ergebenheit zu bezeigen." Aber weder seine Drohungen, noch seine Höflichkeiten wirkten. Der Graf nahm ihm seine Stelle und setzte die Behörde für die auswärtigen Angelegenheiten ungefähr auf den Fuß, wie in Frankreich und England. Uhlefeld, dessen

*) Bericht des Engländers Sir Charles Hanbury Williams. Vergl. Coxe IV, S. 234 und die dort beigefügte Note.

LEIPZIG. VOIGT & GÜNTHER.

KANTE.

Schulden man bezahlte, wurde Großceremonienmeister; Bartenstein dagegen Vicecanzler bei der österreichischen Hofkanzlei, in welcher Stellung er am 5. Aug. 1767 starb. Die übrigen Glieder im Cabinet verblieben zwar in ihren Stellungen, hatten aber auf die Leitung der großen politischen Angelegenheiten so gut wie keinen Einfluß.

Graf Kaunitz zählte, als er an die Spitze des Ministeriums trat, 42 Jahre, und gewährt es ein hohes Interesse, über seine Erscheinung, seine Lebensweise, sein Denken und Thun in jener Zeit etwas Näheres zu erfahren. Die Mittheilungen, die uns hierüber von Zeitgenossen wie von späteren Schriftstellern gemacht werden, sind überreich, ja, reicher als die Nachrichten über viele andere Staatsmänner von gleichhervorragender Bedeutung. Das vollständigste und unstreitig treueste Bild von Kaunitz in jener Zeit entwirft der schon mehrfach angezogene Wolf,*) dessen vortreffliche Schilderung hier einen Platz finden mag. Als Kaunitz nach Wien kam, war er, von Figur schlank, von guter Haltung, rüstig und geweckt in aller geistigen und physischen Kraft; seine Züge waren regelmäßig, seine Physiognomie drückte Verstand und Scharfsinn aus ohne jenen schlauen, lauernden Ausdruck, wie man ihn oft auf den Bildern von Diplomaten des 17. Jahrhunderts findet. Er hatte schöne blaue, ruhige Augen; sein Blick war lebhaft, durchdringend, schien aber nie forschend. Er trug eine große Perrücke mit einer Masse von Locken. Seine Kleidung war geschmackvoll, in moderner französischer Tracht. Er verwendete viel Sorgfalt auf seine Toilette, wie er denn Ordnung, Sauberkeit, Einfachheit in seiner Umgebung und in allen Dingen liebte. Es erschien in seinem Anzug, in seinem ganzen äußeren Wesen etwas Gesuchtes, Geziertes. Er durchbrach in Kleidung und Benehmen die alten Formen; selbst bei Hofe setzte er sich oft darüber hinaus. Erst nach und nach gewöhnte man sich daran, und im Publikum ahmte man ihn nach. Kaunitz liebte ein feines, geistiges und physisches Epicuräerleben. Er liebte den Genuß, aber nie zum Uebermaß. Sein vorzüglichstes Streben war, sein Leben zu verlängern und die Gesundheit des Körpers und Geistes zu erhalten. Er war nie krank und erreichte ein Alter von 84 Jahren. Das Wort „Tod" und „Blattern" mochte er in seiner Umgebung gar nicht hören. Nach einer in stürmischem Lebensgenuß verbrachten Jugend regelte er sein Leben in der einfachsten, ihm bequemen

*) S. 166 ff.

Weise. Er lebte sehr mäßig, gewöhnte sich an gewisse Speisen und Getränke. Er stand spät auf, arbeitete früh, aß erst um 4, 5 oder noch später zu Mittag, was damals äußerst selten vorkam. Frische Luft konnte er gar nicht vertragen. Er lebte in Zimmern von immer gleicher Temperatur, fuhr in geschlossenen Wagen aus. Nur bei heißen Sommertagen wagte er eine Promenade auf der Bastei. Kaunitz machte in Wien ein großes Haus; alle Tage war bei ihm offene Tafel, Abends Gesellschaft; er spielte Billard, nie Karten; um 11 Uhr entfernte er sich. Im Sommer bewohnte er sein Garten-Palais in Mariahilf oder in Laxenburg, wenn der Hof dort war. Er kannte keine Rücksichten, keine Gesellschaft konnte ihn von seinen individuellen Gewohnheiten abbringen; er wurde unhöflich, und da so Vieles herandrängte, oft abstoßend. Seine Kleider, Wäsche, Geräthe, Möbeln, Uhren, Alles mußte französisch sein. Er führte eine große Correspondenz, schrieb aber selten die Briefe; er ließ sich Alles vorlesen und dictirte Alles. Eine Reihe von Vorlesern und Sekretären stand in seinem Dienste. Er liebte und verstand Musik, besuchte gern das Theater, schätzte die Kunst. Manche Statue, manches Bild wurde auf seinen Wunsch ausgeführt. Er ging gern mit Gelehrten um, lud sie an seinen Tisch, wenn sie nicht langweilig waren. Er nahm gern die Früchte des Wissens auf, aber es mußten bereits Früchte sein und auf goldener Schale geboten werden. Es war in diesem Charakter eine Mischung von großen und kleinen Eigenschaften, jedenfalls durchaus verschieden von den Staatsmännern aus dem alten Oesterreich und den Cavalieren mit frommen, ernsten Sitten. In späteren Jahren erschienen manche seiner Sonderbarkeiten gesteigert und mißfielen in höherem Grade. Die Welt um ihn wurde aber eine andere in Begriffen, Sitten, Gefühlen. Kaunitz verstand sie, aber er mochte sich nicht in sie fügen. Auch in seiner Jugend maßen gewöhnliche Geister seinen Charakter nach der Erscheinung des gewöhnlichen Lebens. Die großen Männer der Zeit kannten ihn besser. Friedrich II. sagte von ihm: „So oberflächlich und launisch er in seinem Geschmack ist, so auch ist er in Geschäften.“ Man mußte die Größe und Kraft seiner Seele, seine tiefe Menschenkenntniß, die Gewandtheit in Geschäften, das sichere Urtheil, seine eiserne Consequenz und sein Glück bewundern. Niemals haben seine Vergnügungen, Zerstreuungen dem Ernst oder der Ordnung der Geschäfte Eintrag gethan. In Wien war er rastlos thätig. Zu Festen ging er selten; Höflichkeitsbesuche machte er gar nicht. Er war immer zurückhaltend, sprach bedächtig langsam; von Politik fast gar nicht, so daß man

schwer seine Meinung erfahren konnte. Er besaß jenen ehrenhaften, uneigennützigen Charakter, der keinen Makel duldet. Er war nicht blos unbestechlich, sondern er handelte ohne alle Rücksichten, wo die öffentlichen Interessen des Landes in's Spiel traten. Seine Jahreseinnahme betrug 40,000 fl.; hierzu sein Einkommen aus seinem Privatvermögen hinzugerechnet, wurde sie auf 78,000 fl. angeschlagen. Dessenungeachtet hatte er immer Schulden. So genau er die Einnahmen und Ausgaben des Staates abwog, so wenig nahm er seine eigenen in Betracht. Die Kaiserin zahlte öfter für seine Schulden. Niemals sagte er eine Lüge; er schwieg, wenn er die Wahrheit nicht sagen konnte; er mochte auch keinen Lügner um sich dulden.

So viel vor der Hand über die Persönlichkeit des Mannes, welcher, von Maria Theresia im Jahre 1753 an die Spitze der Geschäfte berufen, seitdem beinahe 40 Jahre lang das österreichische Staatsruder lenkte und, in dieser hervorragenden Stellung von seiner erhabenen Monarchin mit dem unbedingtesten Vertrauen beehrt, nicht blos auf die Neugestaltung und segensreiche Entwickelung des inneren österreichischen Staatslebens entscheidenden Einfluß äußerte, sondern auch in Bezug auf Oesterreichs Stellung zum Auslande, nach erfolgtem Bruch mit dem alten diplomatischen Systeme Oesterreichs, der Schöpfer einer neuen Aera wurde. Und hierin liegt nun auch naturgemäß der Grund, daß von dem Momente an, wo er das Steuer in die Hand nahm, bei allen die österreichische Monarchie betreffenden Lebensfragen, zumal noch in der Zeit vor Abschluß des von ihm auf die Bahn gebrachten Bündnisses mit Frankreich, seine Person fortwährend im äußersten Vordergrund und bei Durchführung der Bestrebungen und Pläne seiner großen Monarchin immer als das eigentlich bewegende, wirkende, schaffende Element, gewissermaßen als das alter ego unserer Heldin erscheint.

Ganz deutlich erkennbar wird dies schon in jenen weitausgesponnenen Verhandlungen, welche gerade in der Zeit, als Kaunitz an's Ruder kam, Oesterreich mit England zu führen hatte, und welche in ihrem weiteren Verlaufe der schon längst eingetretenen Spannung zwischen diesen beiden Staaten nur neue Nahrung gaben. Das waren jene Verhandlungen, welche die Erhebung des Erzherzogs Joseph zum römischen König zum Gegenstande hatten. Um nämlich, im Falle daß Kaiser Franz, Maria Theresia's Gemahl, stürbe, Europa vor einem neuen Kriege sicher zu stellen, und das fernere Verbleiben der deutschen Kaiserwürde

bei dem Hause Oesterreich im Voraus gewiß zu machen, verlangte der britische Staatsrath, Erzherzog Joseph, jener Zeit 12 Jahre alt, solle römischer König werden. Der Plan, den hiermit England befolgte, war an sich gut und bot in seiner Verwirklichung nach mehr als einer Seite hin Vortheil. Indeß, selbst auch angenommen, daß England bei Verfolgung dieses Projects durchaus ausschließlich den Vortheil Oesterreichs im Auge hatte, insofern dadurch dem Uebergewicht Oesterreichs im deutschen Reichskörper eine neue Unterlage in Aussicht gestellt wurde, so legten doch gerade die derzeitigen Verhältnisse Deutschlands wie Europa's der Ausführung des Planes fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Vor Allem kam die veränderte Weltstellung Preußens in Frage, das, wenn es anders von einer weiteren Befestigung seiner durch die schlesischen Kriege gesteigerten politischen Autorität nicht absehen wollte, zu diesem Plane unmöglich ohne Weiteres „Ja" sagen konnte. Ebenso wenig durfte, wenigstens vor der Hand noch, bei Frankreich eine Begünstigung des Projects erwartet werden. Außerdem stand aber auch bei den Kurfürsten von Pfalz, Cöln, Sachsen und Bayern nichts weniger als eine bereitwillige Zustimmung zu dem Plane zu hoffen. Pfalz und Cöln hielten es mit Preußen, und Sachsen und Bayern, obgleich zu Oesterreich sich neigend, forderten bedeutende Hülfsgelder. Die einzigen Stimmen, auf welche gerechnet werden konnte, waren Böhmen, Hannover und Mainz. Nichtsdestoweniger wurde diese Angelegenheit von Seiten Englands mit einem Eifer und einer Lebhaftigkeit betrieben, daß ein Zweifel, ob England dabei wirklich blos das Interesse Oesterreichs im Auge habe, nicht unberechtigt war. Nicht nur daß England gegen seine Gewohnheit in Friedenszeiten wirklich an die Kurfürsten von Sachsen und Bayern Hülfsgelder auszahlte und nun um so dringlicher die Forderung stellte, daß auch Oesterreich seinen Theil beitrage, so gab der britische Staatsrath im weiteren Verlauf der Verhandlungen selbst deutlich zu verstehen, daß von einer ungesäumten Einwilligung Oesterreichs in die Forderung Englands die Einigkeit des Hauses Oesterreich und der Seemächte abhänge. Ein solches — mild ausgedrückt — unzartes Drängen und Treiben mußte begreiflicherweise Marien Theresien beleidigen, daher sie denn endlich, zumal sie nicht gewillt war, daß ihr Sohn die Kaiserkrone einer fremden Macht zu verdanken habe, die bestimmte Erklärung abgab, daß es sich nicht mit ihrer Würde vertrage, die Angelegenheit in der von England beliebten Weise weiter zu verfolgen, da sie wohl zu der Hoffnung berechtigt sei, daß die Zukunft

auch ohne fremde Beihülfe ihr und ihrem Hause Das bringen werde, was sie sich jetzt mit neuen, schweren Opfern erkaufen sollte.

Mußte aber nun schon hierdurch die Spannung zwischen dem Londoner und dem Wiener Kabinet im Zuge erhalten werden, so bekam dieselbe auch noch durch die unangemessene Sprache, deren sich der englische Hof in seinen diplomatischen Noten bediente, fort und fort frische Nahrung. Nicht nur, daß man auf nicht eben zarte Weise an die früheren Tage der Noth und Sorge erinnerte, in denen Maria Theresia Englands Hülfe gesucht und gefunden habe, so verstießen die englischen Staatsschriften dieser Zeit selbst auch in ihrem ganzen Ton und ihrer Ausdrucksweise gegen die ersten Regeln des Anstands und der schuldigen Rücksicht. Und doch wurde weder durch den gerechten Unwillen, den Maria Theresia deswegen zu erkennen gab, noch durch die wohl begründeten Klagen, welche Kaunitz darum gegen den englischen Botschafter Keith laut werden ließ, in der Sache irgend etwas geändert. Vielmehr wurde die Spannung zwischen den beiden Höfen immer größer. Ja, um bei Maria Theresia und ihren Räthen das Maß des Verdrusses und gerechten Unwillens voll zu machen, kamen hierzu endlich auch noch die ärgerlichsten Differenzen über die früher schon mehrfach erwähnten niederländischen Barrièren. Bemüht, der freien Entwickelung des niederländischen Handels einen neuen Aufschwung zu geben, führte Maria Theresia für die Niederlande einen Zolltarif ein, welcher den Handel daselbst auf gleichen Fuß wie in England und Holland setzte. Da aber erhoben sofort England und Holland, in deren Interesse freilich eine Beschränkung des niederländischen Handels lag, Protest und erklärten die Einführung dieser Neuerung für einen Bruch des Barrièreplätzevertrags. Und so führte auch dieser Gegenstand, der, wie bekannt, erst später unter Joseph II. durch Aufhebung des Barrièrevertrags seine Erledigung fand, zu einem weitausgesponnenen diplomatischen Federkrieg, der die Hoffnung auf ein Wiederanknüpfen der früheren freundlichen Beziehungen um so gründlicher zu Schanden machte, je kategorischer die Erklärungen waren, welche man sich gegenseitig im Laufe der Verhandlungen abgab. Hatte man ja englischer Seits sich nicht gescheut, die Drohung laut werden zu lassen, daß ein Bruch des Barrièreplätzevertrags das Band zerreißen werde, welches die Mächte vereinige; wogegen Maria Theresia in gerechtem Unwillen über solch' hochfahrendes Wesen in die Worte ausbrach: „Bin ich nicht souveraine Fürstin der Niederlande, und ist es nicht meine Pflicht, meine Unterthanen zu schützen, die nur zu

lange durch den Barrièrevertrag gelitten und Vortheile verloren haben, welche alle übrigen Völker genießen?!"

Solche Kundgebungen gegenseitiger Abneigung konnten, wie sich wohl mit Bestimmtheit voraussehen ließ, zu nichts Anderem als eben zu einem wirklichen und vollständigen Bruche führen. Dessenungeachtet mußte auch jetzt immer noch temporisirt werden, um es nicht vor der rechten Zeit zu einem solchen kommen zu lassen, oder mit anderen Worten, um die alte Verbindung mit England nicht eher völlig aufzugeben, als bis man sich Frankreichs völlig versichert hatte. Und bis die Sache zu dieser Reife gedieh, verging noch eine ziemlich lange Zeit; aber auch dieser Zeitraum bringt eine abermalige Bestätigung für die schon oben ausgesprochene Bemerkung, daß Kaunitz von dem Momente an, wo er an's Ruder kam, bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges die gesammten, sich so vielfach durchkreuzenden Fäden der europäischen Diplomatie in seinen Händen zu vereinigen und zu Gunsten einer engen, den Wiedergewinn Schlesiens in Aussicht stellenden Allianz Oesterreichs mit Frankreich fortzuspinnen wußte. Der Umstand aber, daß Kaunitz hierbei so zu operiren verstand, daß das Hauptmotiv seiner Politik — die Demüthigung Preußens — immer nur als tiefverschleierter, nie ausgesprochener Nebenzweck bemerkbar wird, dieser Umstand sicherte auf der einen Seite ihm den endlichen Sieg, wogegen derselbe auf der anderen Seite bei Beurtheilung der Rolle, die in dieser Angelegenheit Maria Theresia spielte, das eigentliche Criterium bildet. Es ist eine im menschlichen Herzen tiefbegründete Wahrheit, daß wahres Leid und wahrer Schmerz, so lange sie nicht von dem Herzen weggenommen sind, sich als stetiger Tribut der Gegenwart kennzeichnen. Seit dem Verluste von Schlesien war solches Herzensweh Maria Theresia's täglicher Begleiter. Sie hätte nicht die Frau sein können, die sie eben war, wäre in ihrem Herzen mit dem täglichen Schmerze nicht auch der tägliche Wunsch erwacht, des ersteren durch Beseitigung seines Ursprungs Meister zu werden. Ermöglicht aber konnte dies, wie Maria Theresia sammt Kaunitz überzeugt war, nur werden durch eine Vereinigung ganz Europa's gegen Preußen, wozu wieder eine Allianz Oesterreichs mit Frankreich den einzigen Weg zu bieten schien. Wollte man das Erstere, so durfte man das Letztere nicht wollen, und je mehr und stärker man jedes von Beiden wollte, desto mehr empfahl sich wohl auch, sobald man zur Verwirklichung seiner Absicht schritt, die Anwendung selbst solcher Mittel, die man unter andern Umständen verworfen haben würde. Nie würde,

wie auch der scharfsinnigste Psycholog zugeben wird, eine Frau mit so makellosem Charakter wie Maria Theresia es über sich haben gewinnen können, an ein Weib wie die Pompadour nur eine Zeile zu richten, hätte nicht der zudem von Kaunitz und ihrer ganzen Umgebung sorgsam genährte Schmerz über den Verlust des ihr über Alles theuern Schlesiens das Gefühl für das Decorum überwogen. Wohl mag es der edlen und über alles Gemeine im Leben hocherhabenen Frau einen großen Kampf gekostet haben, bis sie es über sich gewann, mit der berüchtigten Maitresse des französischen Königs in Correspondenz zu treten; aber je intensiver der Schmerz, desto größer die Versuchung, für Beseitigung desselben Mittel in Anwendung zu bringen, denen das Gefühl für sittliche Reinheit zwar widerstreitet, die aber doch die Erreichung der Absicht in sichere Aussicht stellen. Wenn daher Maria Theresia einer solchen Versuchung unterlag, so kann dies vor dem strengen Richterstuhl der Moral allerdings eine Rechtfertigung nicht finden, wohl aber eine Entschuldigung und einen milden Richterspruch, wenn man nach rein menschlichem Maßstabe mißt und der natürlichen Schwäche des weiblichen Geschlechts nur einigermaßen Rechnung trägt. Will man dagegen ob dieser, von vielen Schriftstellern leider mit der schonungslosesten Härte beurtheilten Handlung an dem edlen Charakter unserer Heldin herummäkeln, oder wohl gar darum über denselben den Stab brechen, nun so müßte man auch die tausend und abertausend thatsächlichen Erweise und Kundgebungen ihrer großherzigen Gesinnung als werthlos bezeichnen. Ja in solchem Falle müßte eine Verirrung, wenn nicht gar eine Versündigung selbst auch darin gefunden werden, daß Maria Theresia mit Ludwig XV. harmlose Geschenke wechselte, wie es denn bekannt ist, daß sie an Ludwig XV. und an den Marquis von Hautefort Tokayer schickte, worauf Ludwig XV. als Gegengabe ihr dreitausend und an Kaunitz zwölfhundert Flaschen Champagner sendete. Und doch wird das unbefangene Urtheil in diesem gegenseitigen Beschenken nichts als ein Zeichen der Aufmerksamkeit und gewöhnlicher Courtoisie finden.

Indeß führte zu vorläufiger Klärung der Situation und zu noch engerer Annäherung Oesterreichs an Frankreich ein Gegenstand, der an sich nur die Interessen Frankreichs und Englands berührte, ja sogar dem europäischen Gesichtskreis fern lag.

In dem Frieden von Aachen nämlich war die Zurückgabe der während des Krieges in Amerika gemachten Eroberungen festgesetzt, und zwar unter der aus-

drücklichen Bedingung, daß dort Alles wieder auf den Fuß gebracht werden solle, wie es vor dem Kriege war oder wie es hätte sein sollen.*) Es hätte in der That Wunder nehmen müssen, wenn solch unbestimmte Ausdrucksweise nicht zu Irrungen und zu einer Bestätigung des Urtheils geführt hätte, welches König Friedrich II.**) bei Beurtheilung dieser Friedensbestimmung abgibt. Was derselbe mit prophetischem Geiste vorausgesehen hatte und unumwunden aussprach, „daß nämlich die unbestimmten Grenzen von Canada unfehlbar dereinst die Franzosen mit den Engländern in Händel bringen würden," dies trat ein. Während die Engländer ihre Grenzen bis in's Land hinein auszudehnen suchten, waren die Franzosen beflissen, sie zur Seeküste zurückzudrängen; und da nun die zur Ausgleichung dieser Streitfrage eigens ernannten Commissäre vom Septbr. 1750 bis zum Jahre 1755 sich in Paris über diese Angelegenheit herumstritten, ohne zu einer Einigung zu gelangen, blieb schließlich, wie nicht auffallen kann, das Schwert die ultima ratio. Bereits im Juni 1755 nahm der englische Admiral Boscawen auf der Höhe des Kap Rez der Insel Neufundland zwei französische Kriegsschiffe und eröffnete so — wenn auch die förmliche Kriegserklärung erst später erfolgte — den Krieg. Die neuen, wenn auch jener Zeit noch nicht zum völligen Abschluß gebrachten Combinationen der europäischen Fürstenhäuser ersten politischen Ranges wurden die Ursache, daß dieser neue Kampf — einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — in fernem Auslande nicht lokalisirt werden konnte, vielmehr durch denselben die Kriegsfackel auch auf dem europäischen Continente wieder in Brand gesetzt wurde.

Zunächst wird bei einer näheren Inbetrachtnahme des Interesses, welches die europäischen Staaten an diesem Zwiste nahmen, und der diplomatischen Unterhandlungen, welche dem Kampfe vorausgingen, unsere Aufmerksamkeit auf England gelenkt, dessen Politik dahin ging, ganz Europa gegen Frankreich unter die Waffen zu bringen und somit Frankreich in einen schweren Continentalkrieg zu verwickeln. Auf diese Weise hoffte England in den Stand gesetzt zu werden, nicht nur Frankreichs Gewicht zur See abschwächen zu können, sondern auch der französischen Colonieen in Amerika Herr zu werden. Allein ohne die kräftigste und nach-

*) Urkundlich lautet die Friedensbestimmung: Toutes choses d'ailleurs, y (dans les deux Indes) seront remises sur le pied, qu'elles étoient, ou devoient être, avant la présente guerre. Vergl. Wenck II, S. 353.

**) Vergl. Friedrich's II. histor. Werke III, S. 38.

drücklichste fremde Mitwirkung war eine Verwirklichung dieses Planes kaum möglich. Am schwersten mußte dabei König Georg II. von Großbritannien die Sorge um sein Kurfürstenthum Hannover drücken, daher denn auch schon vom Anfange des Jahres 1755 an von ihm mehrfache Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden, um das Land bei'm etwaigen Ausbruch eines neuen Krieges vor einem feindlichen Einbruch sicher zu stellen. Nicht nur daß seitdem die Zahl der in Hannover präsenten Truppen bedeutend vermehrt worden war, so hatte Georg II. auch zur weiteren Sicherung des Landes Vertheidigungs-Bündnisse mit Nachbarstaaten, so z. B. ein nicht unwichtiges mit dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel abgeschlossen. Das Alles aber konnte dann, als sich das drohende Kriegsgewitter immer enger zusammenzog, zur völligen Sicherstellung des Landes selbstverständlich nicht ausreichen. Also wendete sich England — denn seine Bundesverhältnisse zu Oesterreich waren ja, wenn auch bedeutend gelockert, jener Zeit immer noch die alten — an Oesterreich mit dem Begehr, es möge sich der Wiener Hof entscheiden, welche Truppenzahl derselbe zur Vertheidigung der Niederlande und des Kurfürstenthums Hannover zu senden gedenke, wofern diese Staaten von Frankreich und Preußen angegriffen werden sollten, ein Begehr, worauf Maria Theresia durch ihren Gesandten Colloredo antworten ließ: „Wenn sie ihre Truppen aus Böhmen zöge, würde sie ihre Erblande dem König von Preußen preisgeben; Alles, was sie thun könne, sei, die 25,000 Mann, die sie vertragsmäßig in den Niederlanden zu halten habe, vollständig auszurüsten; dagegen möchten England und Holland die vertragsmäßige Truppenzahl, jenes 10,000, dieses 6000 Mann zur Vertheidigung der Niederlande stellen, eine Streitmacht, welche im Verein mit den Hessen und den Truppen anderer verbündeter Fürsten stark genug sein würde, die Niederlande gegen alle französischen Angriffe sicher zu stellen; außerdem aber möge England 60,000 Russen in Sold nehmen und an Hessen, Bayern und Sachsen Subsidiengelder zahlen, in welchem Falle man auch im Stande sein würde, alle Unternehmungen des Königs von Preußen zu vereiteln."

Da lüftete sich allmälig der Schleier, in welchen Kaunitz schon so lange die Intentionen des österreichischen Cabinets zu hüllen gewußt hatte. Dessenungeachtet aber wurden auch jetzt noch die Unterhandlungen mit England fortgesetzt, und, seltsam genug, auf alle die eben angegebenen, österreichischerseits an England gestellten Anträge antwortete der britische Staatsrath bejahend, stellte

aber dabei zugleich das Verlangen, daß die Kaiserin, weil sonst der Beitritt der Generalstaaten nicht zu erwarten stehe, unverzüglich eine Verstärkung von 25 bis 30,000 Mann in die Niederlande sende, außerdem aber auch ein zweites Heer zum Schutze Hannovers sammeln möge. Ja selbst auch dann, als auf Grund eines Berichts des Staatssekretärs Grafen Holderneß, der inmittelst sich nach den Niederlanden begeben und sich von der Unzulänglichkeit der dortigen Vertheidigungsmaßregeln mit eigenen Augen überzeugt hatte, der britische Staatsrath nochmals in den Wiener Hof drang, sich dem englischen Begehr zu fügen und dabei erklärte: „Wofern die Kaiserin die an sie ergangenen Forderungen nicht unterschreiben wolle, könne der König nicht einverstanden mit dem Hause Oesterreich wirken und werde Europa's ganzes Staatensystem zu Grunde gehen," — selbst auch dann wurden zwischen dem Wiener und Londoner Cabinet die diplomatischen Unterhandlungen, die sich bereits als völlig nutz- und fruchtlos ankündigten, noch eine Weile fortgesetzt. Mitte Juni 1755 erließ das Wiener Cabinet an England ein Ultimatum,*) worin sich die Kaiserin anheischig machte, in den Niederlanden 25,000 Mann zu unterhalten, ungerechnet die Besatzungen von Namur und Luxemburg, welche ungefähr 12,000 Mann betragen sollten, wenn anders England 20,000 Mann und die vereinten Provinzen ihren vertragsmäßig bestimmten Antheil, oder mindestens 8000 Mann stellten. Zugleich wurde in dieser Staatsschrift vom König von England eine Angabe der Hülfstruppen gefordert, die er als König und Kurfürst der Kaiserin kraft früherer Verbindlichkeiten zu senden gedenke; ferner, daß er so bald als möglich Hülfsgeldverträge schließe, die von Großbritannien besoldeten russischen Truppen zum Schutze der österreichischen Staaten gegen die Angriffe des Königs von Preußen gebrauche, und endlich alle außerordentlichen Maßregeln ergreife, damit man von Italien aus nichts zu befürchten habe. Habe — so schloß diese Note — die Kaiserin die Gewißheit, daß diese Bedingungen erfüllt würden, und daß 20,000 Mann im Solde Großbritanniens sich nach den Niederlanden aufmachten, so würden auch von ihr die versprochenen Streitkräfte ungesäumt nach den Niederlanden abgesendet werden. Aber ehe noch der Courier, der diese Note dem jener Zeit in Hannover residirenden König von England überbringen sollte, am Ziel seiner Reise anlangte, überreichte der britische Gesandte in Wien, Sir Robert Keith, dem österreichischen Cabinet eine neue Denkschrift, worin man eine unum-

*) Coxe IV, S. 250.

wundene Antwort auf folgende Fragen verlangte: Wird die Kaiserin-Königin, falls die Franzosen oder ein Verbündeter Frankreichs das Kurfürstenthum Hannover angreifen, Truppen zum Schutze dieses Landes senden? Im bejahenden Falle: wie viel werden gesendet werden, und in welcher Zeit würden dieselben aufbrechen, um sich mit den britischen und hannöverschen Truppen zu vereinigen? Am Schluß der Schrift aber hieß es: „Die durch Verträge auferlegten Verbindlichkeiten, Dankbarkeit und Vortheil des Hauses Oesterreich, müssen ihm die Nothwendigkeit, dem König beizustehen, fühlbar machen. Die Zahl der Mannschaft, woraus diese Hülfe bestehen wird, und der Eifer, sie zu leisten, werden die Gesinnungen des Wiener Hofes darthun, welche Se. Majestät sehr gern als stets der Billigkeit gemäße anerkennen will."

Solche Auslassungen mußten begreiflicherweise zum völligen Bruch führen. Kaunitz antwortete kalt: „Wir können uns nur auf das Herrn Keith bereits zugestellte Ultimatum beziehen. Meine Kaiserin zweifelt nicht, daß ihre Erklärungen so umfassend und befriedigend werden befunden werden, als die dermalige Lage der Dinge erlaubt. Sie kann, bis der König sich nicht über die im Ultimatum enthaltenen Punkte erklärt hat, auf keine Frage antworten."

Hiermit war der Bruch Englands mit Oesterreich entschieden. Während König Georg II. erklärte, er wolle sich nicht mit dem Hause Oesterreich in einen Federkrieg einlassen, brach er die Unterhandlungen mit Oesterreich ab und wendete sich auf die Seite König Friedrich's II. von Preußen.

Neben den weit ausgesponnenen diplomatischen Verhandlungen zwischen Oesterreich und England auch auf die nunmehr folgenden Unterhandlungen Preußens mit England spezieller einzugehen, würde uns wohl zu weit führen. Es genügt dafür die Bemerkung, daß eine Vereinigung König Georg's II. von Großbritannien und Friedrich's II. von Preußen um so schneller zu Stande kam, je wichtiger die Enthüllungen waren, welche von Friedrich II., gleich wie sich ihm England näherte, dem König Georg gemacht werden konnten. Durch schurkenhaften Verrath eines mit 3000 Thlr. bestochenen sächsischen geheimen Kanzlisten, Namens Friedrich Wilhelm Menzel,*) hatte nämlich König Friedrich in Erfahrung gebracht, daß der Zeit in Dresden politische Verhandlungen im Schwunge waren,

*) Vergl. die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland. Aus dem Nachlasse Huschberg's herausgegeben von Wuttke, S. 54, wo diese saubere Geschichte ausführlich erzählt ist.

welche, sofern sie zur Reife gediehen, nicht blos den preußischen Staat mit einer großen Gefahr bedrohten, sondern auch die Stellung, welche der Zeit England zu den Großstaaten, namentlich zu Rußland, einnahm, in der bedenklichsten Weise alteriren mußten. Der nähere Zusammenhang dieser Dinge aber war folgender:

In unserer früheren Darstellung ist eines Ausführlichen erzählt worden, wie entschieden im zweiten schlesischen Kriege Sachsen für Oesterreich Partei nahm. Verpflichteten sich ja beide Staaten in dem zur Vervollständigung der Warschauer Quadrupel-Allianz (vom 8. Januar 1745) abgeschlossenen geheimen Vertrage von Leipzig*) (vom 18. Mai 1745) gegenseitig, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Schlesien und Glatz an Oesterreich zurückgekommen und Friedrich's Macht in engere Grenzen zurückgebracht worden wäre, wobei, wie ebenfalls von uns erwähnt wurde, Sachsen, um eine Verbindung der Lausitz mit Polen zu gewinnen, zum Dank für geleistete Dienste sich die nördlichsten Theile Schlesiens ausbedang. Obgleich aber nun die Bedingungen dieses geheimen Vertrags durch den Dresdener Frieden erloschen, dauerte doch auch nach der Zeit zwischen dem Wiener und dem Dresdener Cabinet ein geheimer und vertraulicher Briefwechsel fort, während es zwischen Rußland und Oesterreich noch im Laufe des österreichischen Erbfolgekrieges — am 22. Mai 1746 — zu einem in St. Petersburg unterzeichneten Defensivbündnisse kam, nach welchem beide, dafern Friedrich Oesterreich, oder Rußland, oder Polen angreifen würde, sich zur Aufstellung eines Hülfsheeres von 60,000 Mann verpflichteten, um Schlesien an Oesterreich zurückzubringen; wogegen Maria Theresia ein Jahr nach dem wiedererlangten Besitze Schlesien's der Kaiserin Elisabeth 2 Millionen rheinische Gulden zahlen wollte. Als nun darauf der Kurfürst von Sachsen aufgefordert worden war, diesem Defensiv-Bündnisse beizutreten, hatte derselbe den Beitritt abgelehnt, indem sein Premierminister Graf von Brühl in den diesfallsigen Verhandlungen zu erkennen gab, daß er eine noch ansehnlichere Vergrößerung Sachsens begehre, als in dem früher projektirten Theilungsvertrage. Mit der Weigerung Sachsens, dem Bündnisse Rußlands und Oesterreichs beizutreten, hörten aber die Unterhandlungen hierüber zwischen dem Cabinet zu Dresden und denen zu St. Petersburg und Wien nicht auf, und dieser also ununterbrochen fortgesetzte Briefwechsel war es denn nun, der, durch Menzel's unerhörten Verrath zu Friedrich's II. Kenntniß gebracht, gegen Ende des Jahres

*) Vergl. oben S. 156.

1755 den Abschluß einer Allianz Preußens mit England beschleunigte. Von dem preußischen Gesandten, dem Grafen von Malzahn zu Dresden, durch Bestechung gewonnen, hatte Menzel von 1753 an dem Grafen von Malzahn fast wöchentlich Abschriften von den zwischen den Cabineten von Dresden, Petersburg und Wien gewechselten Depeschen mitgetheilt. Obgleich aber nun Menzel außer den Abschriften des zwischen den drei Höfen fortdauernden Briefwechsels keine Urkunde ausliefern konnte, als die Bedingungen des Petersburger Vertrages vom Jahre 1746 und die früheren Bestimmungen des geheimen Vertrages von Leipzig, so war doch selbstverständlich die Kenntniß hiervon wichtig genug, um ein gegenseitiges Entgegenkommen Friedrich's II. und Georg's II. nicht ohne ein bestimmtes Resultat zu lassen.

Außerdem aber mußte sich Friedrich II. auch noch durch einen anderen, nicht minder wichtigen Umstand veranlaßt fühlen, eine engere Verbindung mit England zu suchen. Eben nämlich war es die Zeit, wo das im Jahre 1744 zwischen Frankreich und Preußen auf zwölf Jahre abgeschlossene Bündniß erlosch. Ueber eine Erneuerung dieser Allianz waren bereits seit längerer Zeit Unterhandlungen im Gange. Aber ebenso war dem König Friedrich bereits seit längerer Zeit der anmaßende Ton des Versailler Hofes gegen ihn aufgefallen, so daß die Hoffnung auf eine Erneuerung dieser Verbindung von Tag zu Tag mehr schwand. Unter solchen Umständen mußte dem König Friedrich ein Bündniß mit England doppelt erwünscht sein.

Also kam es zwischen England und Preußen am 16. Januar 1756 zu dem sogenannten Neutralitätsvertrag von Westminster, einem Schutzbündniß, dessen erklärter Zweck war, den Frieden zu erhalten und den Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu verhindern, wogegen ein geheimer Artikel noch die Bestimmung enthielt, daß die österreichischen Niederlande in diesen Neutralitätsvertrag nicht eingeschlossen sein sollten.

Der Abschluß dieses Vertrages gab endlich in dem langen diplomatischen Gewirr den Ausschlag und brachte den schon längst vorbereiteten Wechsel in der Stellung der europäischen Cabinete zu einander vollends zur Reife. Während man am Hofe von Versailles den König von Preußen des Abfalls bezichtigte, war nunmehr Kaunitz seines Sieges gewiß, daher denn auch derselbe, als der englische Gesandte Keith von dem Abschluß des Vertrages dem Wiener Cabinet Anzeige machte, diese Nachricht mit der größten Gleichgültigkeit aufnahm, sicher-

lich aus keinem anderen Grunde, als weil er mit aller Zuversicht erwarten durfte, daß man nunmehr in Versailles wie in Wien auch über die letzten Schwierigkeiten leicht hinwegkommen werde.

In Paris hatte bereits seit dem September 1755 das Einigungsprojekt Frankreichs mit Oesterreich eine festere Unterlage erhalten. Am 22. dieses Monats waren die Pompadour, der ihr ergebene Abbé, nachmalige Cardinal Bernis und der österreichische Gesandte Graf Stahremberg zu Babiole, einem Lustschlosse der Pompadour, zusammengekommen, um über die Abfassung des dem projektirten Bündniß zu Grunde zu legenden Planes mit einander Rath zu halten. Da aber damals das ganze Ministerium und der französische Hof immer noch zu sehr gegen eine engere Verbindung mit Oesterreich eingenommen waren, auch jener Zeit noch eine Erneuerung des Bündnisses mit Preußen erwartet werden durfte, führte diese Berathung zu Babiole noch zu keiner bestimmten Entscheidung. Die Nachricht aber vom Abschluß des Neutralitätsvertrages von Westminster wirkte wie ein elektrischer Schlag, und in gleicher Weise wie man vorher einem Bündniß mit Oesterreich entgegen gewesen war, in gleicher Weise redete man jetzt demselben das Wort. Der völligen Regulirung der Angelegenheit stand im Versailler Cabinet nichts mehr im Wege.

Anders in Wien. Wie schon mehrfach erwähnt worden ist, war die Angelegenheit sowohl von Maria Theresia, als auch von Kaunitz stets als das tiefste Geheimniß betrachtet und behandelt worden. Bis zu der Zeit des Vertrages von Westminster war in Oesterreich Niemand weiter in das Geheimniß eingeweiht, als der österreichische Gesandte in Paris, Graf Stahremberg. Selbst nicht einmal Maria Theresia's Gemahl, der Kaiser, wußte davon. Jetzt, wo die Sache zum endlichen Abschluß gebracht werden sollte, mußte natürlich der Schleier fallen. Bei'm ersten Vortrag im Ministerium über ein Bündniß mit Frankreich erhob sich, wie uns Coxe erzählt, ein mißbilligendes Gemurmel, wogegen der Kaiser, dessen antifranzösische Gesinnung allerdings bekannt war, in heftiger Bewegung aufstand, mit der Hand auf den Tisch schlug und unter dem Ausruf: „Ein solches Bündniß ist unnatürlich und soll nicht Statt haben!" den Saal verließ. Völlig umgestimmt dagegen wurde der Kaiser ebenso wie alle Conferenzräthe, als sie Kaunitz gehört und aus dessen ebenso klarer wie überzeugender Auseinandersetzung ersehen hatten, daß die dermalige politische Lage Europa's ebenso wie speciell das Interesse der österreichischen Gesammtmonarchie einen

engeren Anschluß Oesterreich's an Frankreich nicht nur wünschenswerth mache, sondern geradezu gebieterisch fordere. Darnach stand auch hier dem endlichen Abschluß des neuen Bündnisses nichts mehr hindernd im Wege.

Am 1. Mai 1756 wurde das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich unterzeichnet.

Von Seiten des englischen Gesandten Keith wurden indeß auch während der Zeit noch die Verhandlungen, durch welche derselbe Oesterreich der englischen Allianz zu erhalten gedachte, fortgesetzt, und da dieselben nicht blos an sich, sondern auch und zwar zumeist in Rücksicht auf die Haltung, welche Maria Theresia dabei beobachtete, mehr als gewöhnliches Interesse darbieten, so mag, bevor wir noch das neue Bündniß mit Frankreich einer näheren Betrachtung unterziehen, auch hierüber noch Einiges mitgetheilt werden. Die Nachrichten hierüber verdanken wir Coxe, dem die englischen Gesandtschaftsberichte zur Quelle gedient haben. Derselbe erzählt, daß der englische Gesandte Keith auf seine Zuschrift an Kaunitz, worin er demselben von dem Westminster Vertrage offizielle Anzeige machte, zugleich aber auch darzuthun bemüht war, daß dieser Vertrag durchaus nichts Feindseliges gegen Oesterreich enthalte, einen ganzen Monat lang ohne Antwort blieb. Nach Verlauf dieser Zeit stellte ihm Kaunitz eine Note zu, worin das Benehmen des Königs von England gerügt, das der Kaiserin-Königin dagegen gerechtfertigt, in Betreff der dem englischen Gesandten bereits zu Ohren gekommenen Verbindung Oesterreichs mit Frankreich aber jede bestimmte Erklärung vermieden wurde. In Folge davon, jedenfalls um sich über den letzten Punkt völlige Aufklärung zu verschaffen — denn war auch das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich bereits abgeschlossen, so erhielt Keith davon doch erst am 12. Juni offizielle Kenntniß — bat Keith um eine Audienz bei Maria Theresia, die ihm denn auch am 13. Mai bewilligt wurde. Die Unterredung, zu der es dabei kam, wurde ziemlich ernst und war wohl geeignet, Keith über das, was jener Zeit bei ihm nur noch Vermuthung war, vollständig aufzuklären, wenn es auch Maria Theresia vermied, das bereits Geschehene als solches zu bezeichnen. „Ich," erklärte Maria Theresia, „habe das alte System nicht verlassen. Großbritannien hat es verlassen, hat mich verlassen, als es mit Preußen einen Vertrag schloß, wovon die erste Nachricht mich wie ein Donnerschlag traf. Zwischen mir und dem König von Preußen kann keine Berührung stattfinden. Keine Rücksicht von der Welt wird mich jemals bestimmen, ein Bündniß einzugehen, woran er

gemeinsamen Theil hätte." Und als darauf Keith den englischen Vertrag mit Preußen zu rechtfertigen suchte, dabei aber auch mit einigen Worten auf die Unterhandlungen hindeutete, die der Wiener Hof mit Frankreich angeknüpft habe, fügte Maria Theresia zu der vorigen Erklärung noch die Worte: „Wie könnte es denn Sie befremden, wenn ich nach dem Beispiele, welches England mir in seinem Vertrage mit Preußen gegeben, mich mit Frankreich einließe?" Im weiteren Verlaufe der Unterredung, wobei Keith äußerte, er könne sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie, die Kaiserin, sich mit einer Macht verbinden wolle, die stets ihr und ihres Hauses Feind gewesen, und werde darum an ein solches Bündniß nicht eher glauben, als bis er Maria Theresia's Unterzeichnung des Vertrages gesehen habe, antwortete die Kaiserin: „Ich bin keineswegs ganz französisch und leugne nicht, daß der Versailler Hof mein furchtbarster Feind gewesen. Aber ich kann nicht bergen, daß die mittelst des Dresdener und Aachener Vertrages mir durch England entrissenen abgetretenen Länder mich außerordentlich geschwächt haben. Ich habe von Frankreich wenig zu fürchten; ich kann nicht kräftig handeln und es bleibt mir nichts, als Anstalten zu treffen, daß ich mir Das, was mir noch übrig ist, sichere." Als aber auf diese offene Erklärung Keith ausrief: „Sie, die Kaiserin, die Erzherzogin, werde sich doch nicht so weit erniedrigen, daß sie sich in die Arme Frankreich's würfe," antwortete die Kaiserin lebhaft: „Nicht in Frankreich's Arme, sondern auf Frankreich's Seite. Bis jetzt habe ich noch Nichts mit dem Versailler Hofe abgeschlossen,*) doch weiß ich nicht, was geschehen kann; was aber auch geschehe, ich gebe mein Ehrenwort, daß ich Nichts unterzeichnen werde, was gegen den Vortheil Ihres Herrn und Königs läuft, gegen welchen ich die aufrichtigste Achtung und Freundschaft hege." Am Ende der Unterredung aber gab Maria Theresia, nachdem sie alle Vorstellungen und Gründe des britischen Gesandten mit der größten Herablassung angehört hatte, die nochmalige Erklärung, daß sie auf ihrem Entschluß verharren müsse, indem sie das Gespräch mit den Worten schloß: „Ich kann unmöglich noch Theil an fernen Kriegen nehmen. Folglich kann ich mich nur wenig mit meinen fernen Besitzungen befassen und meine Hauptsorge müssen meine Erblande sein.

*) Mit Recht bemerkt Sporschil zu diesen Worten: Diese Unterredung fand am 13. Mai statt. Da war allerdings die Allianz mit Frankreich schon geschlossen, aber dieselbe war noch nicht ratificirt, und so durfte Maria Theresia in einer diplomatischen Unterredung mit Fug sagen, es sei noch nichts vollzogen.

Ich habe fürwahr nur zwei Feinde zu fürchten: den König von Preußen und den Großherrn. So lange zwischen mir und der Kaiserin von Rußland ein gutes Einvernehmen fortdauert, können wir hoffentlich Europa überzeugen, daß wir diesen Feinden, so furchtbar sie auch sein mögen, widerstehen können."

Am 12. Juni wurde Keith über die Angelegenheit von Kaunitz officiell in Kenntniß gesetzt; zur Kenntniß des großen Publikums aber kam die Sache erst am 26. Juni, an welchem Tage der Vertrag in der Wiener Zeitung veröffentlicht wurde.

Das neue Bündniß aber nun selbst anlangend, so hatte man sich — wie schon mehrfach erwähnt, am 1. Mai — über zwei Verträge geeinigt. Der erste derselben war ein Neutralitätsvertrag*) wegen der Niederlande, worin festgesetzt ward, daß an dem zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Streite die Kaiserin weder unmittelbar noch mittelbar Theil nehmen, vielmehr die strengste Neutralität beobachten werde, wogegen vom König von Frankreich das Versprechen gegeben ward, während der Dauer des durch jenen Streit veranlaßten Krieges weder die Niederlande noch irgend einen andern Theil der Staaten Maria Theresia's anzugreifen.

Der zweite, ebenfalls am 1. Mai 1756 zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossene Vertrag führte den Titel eines Unions-, Freundschafts- und Vertheidigungsbündnisses (Traité d'union et d'amitié défensif),**) und erhielt noch besondere Bedeutung durch fünf ihm beigefügte geheime Artikel.***) In diesem Traktate übernahmen die beiden Mächte unter Erneuerung der im und seit dem westphälischen Frieden eingegangenen Verbindlichkeiten die gegenseitige Gewährleistung des Besitzes ihrer gesammten Staaten und die Verpflichtung, auf den Fall eines Angriffs, sich gegenseitig mit 24,000 Mann zu unterstützen; doch wurde hiervon in Gemäßheit des Neutralitätsvertrags der gegenwärtige Krieg zwischen Frankreich und England ausgenommen. In dem ersten von den beigefügten fünf geheimen Artikeln dagegen hieß es: „Obschon im dritten Artikel des heute zwischen Sr. Allerchristlichsten Majestät und Ihrer Majestät

*) Convention de neutralité. Der Wortlaut des Vertrags in Wenck's Codex juris gentium recentissimi etc. III, 139, und in Fabri, Europäische Staatscanzlei, S. 110.

**) Wenck, III, S. 141.

***) Diese finden sich in: Koch, Histoire abrégée des traités de paix entre les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphalie. Ouvrage entièrement refondu, augmenté et continué jusqu'au congrès de Vienne et aux traités de Paris de 1815, par F. Schöll, 15. T. à Paris, 1817, 8. III, p. 19. Wir geben diese geheimen Artikel im Auszuge nach Sporschil, VI, S. 122.

der Kaiserin-Königin von Ungarn und Böhmen unterzeichneten Vertheidigungsbündnisses festgesetzt ist, daß der Fall des gegenwärtigen Krieges zwischen Frankreich und England einzig und allein von der durch die Kaiserin dem Könige versprochenen Garantie und Vertheidigung ausgenommen sein soll: so gelobt die Kaiserin-Königin dennoch und verpflichtet sich, daß sie, falls aus Gelegenheit des erwähnten Krieges andere Mächte als England, sei es auch unter dem Vorwande von Hülfstruppen, eine der Provinzen, welche der König von Frankreich in Europa besitzt, angreifen würden, die dergestalt angegriffenen Provinzen garantiren und vertheidigen, und zu diesem Zwecke die im sechsten und siebenten Artikel des gegenwärtigen Traktats stipulirte Hülfe leisten werde. Dagegen gelobt der König von Frankreich und verpflichtet sich auch seinerseits, in dem Falle, als aus Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges zwischen Frankreich und England irgend eine andere Macht als England, sei es auch unter dem Vorwande von Hülfstruppen, eine der Provinzen der Kaiserin-Königin in Europa angreifen würde, die dergestalt angegriffenen Provinzen zu garantiren und zu vertheidigen, und die in den besagten Artikeln dieses Vertrags stipulirte Hülfe zu leisten.

Im zweiten geheimen Artikel wurden die näheren Bestimmungen festgesetzt, unter denen an andere Staaten die Einladung zur Theilnahme an dem Vertheidigungsbündnisse ergehen sollte. Im dritten Artikel ferner kamen die beiden Mächte überein, sich über alle im Aachener Frieden nicht hinreichend vorgesorgten Fälle, sowie über alle Territorialzwistigkeiten und andere Gegenstände, welche die Ruhe von Europa stören und zwischen ihnen oder ihren Verbündeten Zwietracht säen könnten, wie auch endlich über alle Verhältnisse, welche insbesondere die Ruhe in Italien betreffen, auf den Fuß einer gerechten und billigen Gegenseitigkeit einzuverstehen. Zu diesem Zwecke sagten die beiden Mächte einander zu, unter sich sowie mit den andern dabei interessirten Mächten sobald als möglich, und zwar gemeinsam, nicht anders, in Betreff der erwähnten Gegenstände die Maßregeln zu ergreifen, welche ihnen als die geeignetsten erscheinen würden, so gerechte und wünschenswerthe Absichten zu verwirklichen. Im vierten geheimen Artikel verpflichteten sich Maria Theresia und Ludwig XV., während des gegenwärtigen Krieges zwischen Frankreich und England mit andern Mächten ohne gegenseitiges Vorwissen weder neue Verträge zu schließen, noch ältere zu erneuern. Im fünften geheimen Artikel endlich wurde bis zur Ratification aller dieser Verträge eine sechswöchentliche Frist festgesetzt.

Dies war also das Endergebniß der langausgesponnenen diplomatischen Unterhandlungen, durch welche die Stellung der europäischen Hauptmächte gegen einander eine totale Veränderung erlitt, und kann es nicht Wunder nehmen, daß das Ereigniß in ganz Europa die größte Sensation hervorrief. Am merklichsten äußerte sich dieselbe in Wien, und zwar nicht blos am Hofe und in den höchsten Ständen, sondern auch in den übrigen, selbst den untersten Schichten der Gesellschaft. Und dabei war man nichts weniger als mit dem neuen Systeme einverstanden. Wurde doch die edle Kaiserin des Undanks gegen England beschuldigt,*) ohne dessen Beistand das Haus Oesterreich vernichtet worden wäre. Einige ihrer Minister beobachteten ein düsteres Schweigen. Fürst Colloredo und selbst der Beichtvater des Kaisers mißbilligten die Verbindung mit einer Macht, die so lange Oesterreichs Todfeindin gewesen sei. Auch der junge Erzherzog Joseph (nachmaliger Kaiser Joseph II.), jener Zeit 15 Jahre alt, gab — vielleicht durch seinen Erzieher, den Feldmarschall Bathiany, dazu angeregt — zu wiederholten Malen offen zu erkennen, daß die neue Allianz nicht nach seinem Sinne war und frug seine erhabene Mutter, ob sie sich denn sicher glaube, indem sie Frankreich traue, das sie so oft betrogen hätte?

Solcher Gefühlspolitik haben nachmals, so oft sich's um eine Beurtheilung dieser Allianz Oesterreich's mit Frankreich handelte, auch viele Schriftsteller das Wort geredet, und dabei ist unsere Heldin nicht blos der Undankbarkeit gegen England, sondern auch einer, wie man behauptet hat, aus Preußenhaß und aus Egoismus hervorgegangenen Entäußerung ihrer deutschen Gesinnung bezichtigt worden. Wir für unsern Theil können uns der Ansicht nicht entschlagen, daß eine unbefangene Beurtheilung der Sache dergleichen Beschuldigungen gegen Maria Theresia nur als ungerechtfertigte wird bezeichnen können. Die Undankbarkeit gegen England anlangend, so dürfte vorerst die Frage wohl nicht am unrechten Orte sein, wofür denn eigentlich von Oesterreich eine Dankeserweisung an England gefordert wurde. Weit davon entfernt, die Unterstützung, welche Maria Theresia nach Uebernahme der väterlichen Regierung von Seiten Englands erhalten hatte, unterschätzen oder wohl gar derselben ihre hohe Bedeutung ganz absprechen zu wollen, zweifeln wir doch, ob diese Unterstützung an sich schon für die weiteren politischen Schritte Maria Theresia's maßgebend sein konnte, ja selbst maßgebend sein durfte. Denn wenn auf der einen Seite schwerlich in

*) Coxe IV, S. 260.

Abrede gestellt werden kann, daß die seitherige Verbindung Englands mit Oesterreich in Englands eigenem Interesse gelegen hatte, sowie daß von Seiten Englands dieser Verbindung mit Oesterreich immer nur so lange unverbrüchliche Treue bewahrt worden war, als dadurch England in der Verfolgung seiner egoistischen Zwecke sich nicht gehemmt sah, durfte auf der andern Seite Maria Theresia mit um so größerem Rechte auf die schmerzliche Erfahrung einen besonderen Accent legen, daß dieses lange Zusammengehen mit England ihr große und schwere Opfer gekostet hatte, durch welche der Dank, den England von Oesterreich begehrte, mehr als voll bezahlt worden war. Wenn daher Maria Theresia, wie oben erzählt wurde, in ihrer letzten Unterredung mit dem englischen Gesandten offen und unverholen ihren Unwillen darüber zu erkennen gab, daß sie den Verlust an Land und Leuten in dem Dresdener, wie in dem Aachener Frieden nur der unzuverlässigen Treue und Nachgiebigkeit ihrer früheren Alliirten zu verdanken gehabt habe, so erkennen wir hierin nicht blos den Ausdruck eines natürlichen und vollberechtigten Schmerzes, sondern auch eine Regung des gekränkten Ehrgefühls und jenes Gesinnungsadels, dem die eigene Würde um nichts in der Welt, am allerwenigsten um der Erhaltung einer zweideutigen Freundschaft willen feil ist. Ja bei gewissenhafter und sorgfältiger Erwägung aller eben obwaltenden Verhältnisse mußte es Maria Theresia geradezu als eine ebenso gebieterische wie unabweisbare Nothwendigkeit erkennen, von einem weiteren Zusammengehen mit England abzusehen, da ein neuer Krieg Englands und Oesterreichs gegen Frankreich nichts Anderes als neue Verluste, eine Verbindung mit Frankreich dagegen den gar nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil in Aussicht stellte, bei wieder ausbrechendem Kriege nach den Niederlanden, nach dem Rhein und nach Italien hin gedeckt und somit der Nothwendigkeit überhoben zu sein, die österreichischen Streitkräfte zersplittern zu müssen. Und hiermit fällt nun auch zugleich der Vorwurf, wonach man wegen der Allianz Oesterreichs mit Frankreich Marien Thereſien undeutscher Gesinnung beschuldigt hat. Denn je enger jener Zeit noch das Band war, welches die Interessen des deutschen Reichs an die Geschicke der österreichischen Monarchie knüpfte, und je eifriger gerade Maria Theresia beflissen war, von dieser historischen Bevorzugung des Hauses Habsburg, die übrigens durch den Wiedergewinn der deutschen Kaiserkrone nur erst eine neue Unterlage erhalten zu haben schien, auch nicht das kleinste Theilchen einer andern deutschen Macht zu überlassen, um so zuversichtlicher

durfte Maria Thereſia ſich auch zu der Erwartung berechtigt fühlen, in der veränderten Stellung der europäiſchen Großſtaaten zu einander das moraliſch wirkſamſte und geeignetſte Mittel gefunden zu haben, welches dem Hauſe Habsburg die alte Präponderanz im deutſchen Reiche auch für die weitere Zukunft ſichern werde. Und darum iſt nach unſerem Dafürhalten bei einer näheren Inbetrachtnahme dieſes vielbeſprochenen und verhängnißvollen Bündniſſes Oeſterreichs mit Frankreich und der Rolle, die dabei Maria Thereſia ſpielte, wenn ja gegen die edle Frau ein Wort des Vorwurfs laut werden ſoll, der Hauptaccent nicht ſowohl auf das Bündniß ſelbſt, als vielmehr auf den Umſtand zu legen, daß ſich durch die ganzen Verhandlungen, die darum zwiſchen Frankreich und Oeſterreich gepflogen wurden, der Gedanke an den Wiedergewinn Schleſiens wie ein rother Faden hindurchzieht. Daß aber das Bündniß verhängnißvoll wurde, inſofern ſich an daſſelbe unmittelbar ein Krieg knüpfte, der zu den blutigſten gehört, welche das vorige Jahrhundert aufzuweiſen hat, war nicht Maria Thereſia's, ſondern Friedrich's II. Schuld, der, ohne dazu unbedingt genöthigt zu ſein, den Krieg begann. Denn ebenſo wenig, wie ſich mit Beſtimmtheit vorausſehen ließ, ob, wenn Friedrich II. den Angriff unterließ und ruhig zuwartete, nicht auch Oeſterreich Bedenken tragen würde, einen Angriff auf Preußen zu wagen, ebenſo wenig ließ ſich, wenn Oeſterreich zuerſt das Schwert zog, mit Beſtimmtheit vorausſagen, ob und welche Mächte ſolchenfalls ſich an dem Kampfe betheiligen würden. Wie aber nun einmal Friedrich die Initiative ergriffen und ſomit ſich des Landesfriedensbruchs ſchuldig gemacht hatte, konnte es nicht Wunder nehmen, daß der Krieg nicht ein bloßer Krieg zwiſchen den Häuſern Habsburg und Hohenzollern blieb, ſondern auch zu einem Kampfe Friedrich's gegen das deutſche Reich, ja zu einem europäiſchen Kampfe wurde. Der allerdings vollkommen richtige Ausſpruch Friedrich's II., daß „ſein Krieg einzig und allein das Haus Habsburg angehe und deſſen Privatquerele ſei, und daß er mit des Kaiſers Majeſtät als Kaiſer nichts zu demeliren habe," konnte in dieſem Falle um ſo weniger zur Geltung kommen, je ſchwerer der Umſtand in die Wagſchale fiel, daß Maria Thereſia die Erzherzogin von Oeſterreich, zugleich Gemahlin des Kaiſers war und in Wien Jahrhundert langer Anſchauung gemäß die erzherzogliche Würde mit der kaiſerlichen Majeſtät identificirt wurde.

Der ſiebenjährige Krieg.

Schon hatten England und Frankreich — im Mai und Juni 1756 — ſich gegenſeitig den Krieg erklärt; ſchon ſammelten ſich anſehnliche öſterreichiſche Heeresmaſſen in Böhmen und an der Grenze Schleſiens; ſchon hatte auch Friedrich II. die nöthigen Anſtalten zur Zuſammenziehung ſeiner Heere getroffen, als er durch ſeinen Geſandten Klinggräf in Wien über die öſterreichiſchen Rüſtungen anfragen ließ und dreimal eine ausweichende Antwort erhielt. Da beſchloß Friedrich II., indem er an den König Georg II. von England ſchrieb, daß es klüger ſei, praevenire als praeveniri, ſeinen Gegnern zuvorzukommen und überfiel, ohne vorausgegangene Kriegserklärung, Sachſen, ein Schritt, den er in einem Reſcript an ſeinen Geſandten in Regensburg (datirt Berlin 31. Aug. 1756) mit den Worten motivirte: „Da der Wieneriſche Hof ſeine gefährlichen Abſichten gegen Uns, und die unveränderlich gefaßte Entſchließung, zu den äußerſten Extremitäten zu ſchreiten, gar zu deutlich an den Tag gelegt, ſo haben Wir kein anderes Mittel übrig geſehen, um Unſere Gloire zu retten und die Unſern Ländern vorſtehende Gefahr abzuwenden, als einem ſo unverſöhnlichen Feinde zuvorzukommen und ihn in ſeinen eigenen Landen heimzuſuchen.“ Eine ausführlichere Entwickelung der Gründe dagegen, die ihm zu

diesem Schritte Veranlassung gegeben hätten, enthielt eine in deutscher und französischer Sprache abgefaßte Schrift, welche gleichzeitig an die Comitialgesandten in Regensburg vertheilt wurde und den Titel führte: „Deklaration derjenigen Gründe, welche Se. Königl. Majestät in Preußen bewogen, mit Dero Armee in Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Erblanden einzurücken."

Mit diesem Einfall in Sachsen gab König Friedrich II. von Preußen das Signal zu dem Kampfe,*) der nicht blos wegen seiner langen Dauer, sondern auch aus andern Gründen — trotzdem daß ihn der Hubertusburger Friede zuletzt auf die Bedingungen des Besitzstandes wie vor dem Anfange des Kampfes (auf den status quo) beendigte — sich als eins der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ankündigt. „Denn nicht nur, daß er," wie einer unserer Meister**) in der Geschichtschreibung treffend bemerkt, „der Taktik und Strategie eine neue Gestalt gab, die, in ihrer zum Systeme ausgeprägten und von den meisten europäischen Reichen allmälig angenommenen Form, fortdauerte bis zum französischen Revolutionskriege; er zeigte auch, in den Jahrbüchern der Geschichte zum ersten Male, den Widerstand der Intelligenz eines Einzigen im Riesenkampfe mit den materiellen Kräften eines halben Erdtheiles, und den glorreichen Sieg dieser Intelligenz über die ganze Macht der Gefahren, die auf Friedrich II. von allen Seiten her einstürmten." Und mochte immerhin je nach den verschiedenen Zeitverhältnissen, die im Laufe des Kriegs eintraten, eine Menge von Umständen das Ihre dazu beitragen, daß

---

*) Vergl. Lloyd, History of the seven years war, Lond. 1781, 6 Bde. Deutsch von G. F. v. Tempelhoff. Berlin 1794—1801. 6 Bde. — v. Russdorf, Mémoires et négociations secrètes pour servir à l'histoire de la guerre de sept ans, herausgeg. von E. W. Kuhn, Leipzig 1789. 2 Bde. — v. Archenholz, Geschichte des siebenjähr. Kriegs in Deutschland. 5. Aufl. Berlin 1840. 2 Thle. — v. Retzow, Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjähr. Kriegs. 2. Aufl. Berlin 1804. 2 Thle., und außer vielen andern Schriften: „Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland. Aus dem Nachlasse Joh. Ferd. Huschberg's u. s. w., herausgegeben von Heinr. Wuttke. Nach bisher unbenutzten Archiven. Leipzig 1856, ein mit dem größten kritischen Scharfsinn verfaßtes Werk, welches über viele Einzelheiten aus den drei ersten Jahren des siebenjährigen Kriegs neues Licht verbreitet. Im Interesse der historischen Literatur ist dringend zu wünschen, daß der Herr Verf. seine verdienstvolle Arbeit nicht unvollendet lasse. Zur Bezeichnung des Werths, den das Buch hat, wird die Bemerkung ausreichen, daß die Hauptquellen desselben der geheime diplomatische Briefwechsel in Deutschland und die österreichischen, nicht zur Veröffentlichung bestimmten Lagerberichte waren.

**) Pölitz in seiner Geschichte Preußens.

immer und immer wieder der Sieg sich an Friedrich's Fahnen fesselte und ihm selbst über die verzweifeltsten Lagen glücklich hinweggeholfen wurde, „den eigentlichen Ausschlag im ganzen siebenjährigen Kampfe gab doch überall die Persönlichkeit Friedrich's selbst," so daß die einzelnen kriegerischen Vorgänge in dem Kriege nur als die verbindenden Mittelglieder des großen Zieles erscheinen, das Friedrich sich vorhielt und seine Intelligenz erstrebte und verwirklichte.

Das Kriegsjahr 1756.

Die Art und Weise wie König Friedrich II. den Krieg eröffnete, war ganz dieselbe wie sein Verfahren bei'm ersten Angriff auf Schlesien. An demselben Tage, an welchem der preußische Gesandte in Dresden um freien Durchzug durch Sachsen nach Böhmen anhielt, an demselben Tage — d. 29. August 1756 — standen die preußischen Truppen bereits auf sächsischem Gebiet. 60,000 Mann stark drang die preußische Armee in drei Colonnen vor: die erste unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig von Halle aus über Leipzig, Freiberg, nach Dippoldiswalde; die zweite unter dem Feldmarschall Keith von Pretsch aus über Torgau nach Dresden; die dritte unter dem Prinzen von Bevern durch die Lausitz ebenfalls nach der sächsischen Hauptstadt. Schnell wurden die festen Plätze Wittenberg, Torgau und Leipzig besetzt, und bereits am 10. Septbr. hielten die Preußen in Dresden ihren Einzug. König August sammt seinen Söhnen und dem Minister Brühl hatte die Stadt schon bei Annäherung der Preußen verlassen und sich auf den Königstein begeben, an dessen Fuße in der Gegend nach Pirna zu die kleine, 17,000 Mann starke sächsische Armee unter dem Feldmarschall Rutowsky sich eine feste Stellung suchte. Zurückgeblieben in Dresden war nur die Kurfürstin und Königin Maria Josepha (eine Tochter Kaiser Joseph's I.), die denn auch, und zwar in höchsteigener Person, von dem über ihre Familie und ihr Land hereinbrechenden Unglück den ersten Vorgeschmack erhalten sollte. Im Besitze der Schlüssel zum geheimen Archive suchte sie, als Friedrich die Oeffnung des Cabinets befahl, solches dadurch zu hindern, daß sie den

Eingang zum Cabinet durch ihre eigene Person deckte und dabei dem mit der Ausführung jenes Befehls beauftragten Officier erklärte, daß sie nur der Gewalt weichen werde. — Man war unzart genug, die hohe Frau wirklich mit Gewalt hinwegzubringen und dann die Schränke zu erbrechen, fand aber unter den daselbst verwahrten Papieren nichts weiter, als die Originalschriften von den Documenten, in deren Besitz Friedrich schon vordem durch die Verrätherei Menzel's gekommen war.

So achtungsvoll im Uebrigen die in Dresden zurückgebliebenen Glieder des sächsischen Hofes behandelt wurden, so hart war das Schicksal, dem das Land unterlag. Friedrich nannte die Besetzung der sächsischen Lande zwar nur ein Depot, eine Verwahrung, und hatte zu dem Ende auch jede Gewaltthätigkeit und namentlich jede Plünderung untersagt; dies hinderte ihn aber nicht, das Land während des ganzen siebenjährigen Krieges als eroberte Provinz zu behandeln und die reichen Hülfsquellen, die das Land bot, zur Fortsetzung des Kriegs rücksichtslos zu benutzen. Die Zeughäuser zu Dresden, Zeitz und Weißenfels wurden ausgeräumt und alle Vorräthe nach Magdeburg geschafft, ja in Dresden wurde eine preußische Landesadministration und in Torgau ein Kriegscommissariat niedergesetzt, welches alle kurfürstlichen Gefälle für Rechnung Preußens in Beschlag nahm. Alle Kassen, die Bergwerke, die Münze, ja selbst die Meißner Porzellanfabrik wurden in Besitz genommen, wenn auch Anfangs dergleichen Gewaltthätigkeiten alle mit möglichster Schonung der Unterthanen vorgenommen wurden.

Bevor wir jedoch zur Erzählung der Kriegsereignisse des Jahres 1756 schreiten, muß erst noch wenigstens der wichtigsten von den zahlreichen diplomatischen Noten und Staatsschriften Erwähnung gethan werden, die jener Zeit von Seiten der verschiedenen Cabinete je nach dem Standpunkte ihrer Anschauung und ihrer politischen Interessen an das Licht der Oeffentlichkeit traten. Zunächst ist nun da einer preußischen Staatsschrift zu gedenken, welche am Tage vor dem Einmarsche der preußischen Armee in Sachsen, d. i. am 28. August, von den preußischen Gesandten an den Höfen zu Paris, London und im Haag den dortigen Cabineten mitgetheilt wurde und zur Rechtfertigung der preußischen Invasion in Sachsen über die Correspondenz des sächsischen Ministeriums nähere Kenntniß gab. Nicht minder bemerkenswerth war eine russische Declaration vom 4. Septbr., also aus einer Zeit stammend, in welcher die Nachricht von

dem Einfalle Friedrich's in Sachsen noch nicht nach Petersburg gelangt sein konnte, aber doch schon die Stellung, welche Rußland in dem Streite einzunehmen gedachte, unverholen dargethan wurde. In derselben*) hieß es: Die russischen Kriegsrüstungen im verwichenen Frühjahre hätten keinen andern Zweck gehabt, als den Bundesgenossen, im Falle sie angegriffen würden, zu Hülfe zu kommen. Als man aber habe glauben können, dieser Fall würde sobald nicht eintreten, seien alle Anstalten zu Wasser und zu Lande eingestellt worden, denn die Kaiserin sei ebenso geneigt, ihre Alliirten zu schützen, als abgeneigt, Europa in Unruhe zu versetzen. Der Berliner Hof, der zu jener Zeit ruhig verblieben, habe plötzlich sich zu rüsten begonnen. Um den unbegründeten Vermuthungen desselben aber keine Anhaltspunkte zu geben, habe man russischer Seits keine weitern Zurüstungen machen und nicht als Störer der allgemeinen Ruhe angesehen sein wollen. Dessenungeachtet habe der König mit aller Kraft seine Rüstungen betrieben, ohne andere Gründe, als seine Besorgniß, angegriffen zu werden, dafür anführen zu können. Weltkundig sei es, daß, als die preußischen Anstalten begonnen, die russischen schon seien eingestellt gewesen. Als die Vermehrung und Bewegung der preußischen Truppen der Kaiserin-Königin mehr als deutlich verkündet hätten, Böhmen und Mähren schwebten in Gefahr, sei sie erst bedenklich geworden. Der König sei der Urheber der unheilvollen Tage, von welchen jetzt Deutschland bedroht werde, obgleich er die Welt bereden wolle, seine Anstalten bezweckten blos Vertheidigung gegen seine Feinde. Seine Feinde seien aber blos solche, die er sich selbst gemacht habe. Nimmermehr könne die Kaiserin einen Einbruch in die Staaten ihrer Alliirten mit gleichgültigem Auge ansehen, sondern sie werde selben nachdrücklich beistehen, ohne deshalb einen Vorwurf in Bezug auf die traurigen Wirkungen des Krieges auf sich zu laden.

Mit gleicher Entschiedenheit erklärte sich ferner gegen König Friedrich das deutsche Reich sammt dem Kaiser an seiner Spitze. Während auf Anrufen Sachsens der kaiserliche Reichshofrath am 13. Septbr. dahin erkannte: daß von Seiten des Kaisers an den König in seiner Eigenschaft als Reichsstand und Kurfürst von Brandenburg ein Abmahnungsrescript zu erlassen sei, sowie

*) Vergl. Wuttke, Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758. S. 56 ff.

daß alle den übrigen Reichsländern angehörigen Individuen aus dem Dienste des Königs abzuberufen und schließlich alle Behörden im Reiche dafür verantwortlich zu machen seien, daß den kaiserlichen Decreten voller Gehorsam werde, kam der Kaiser noch an demselben Tage dieser Aufforderung nach und erließ nicht nur ein reichsoberhauptliches mandatum avocatorium, wodurch allen Generalen, Obersten, „auch hohen und niedern Befehlshabern und sonsten insgemein allen Kriegsleuten zu Fuß und zu Roß der gegen Kursachsen in Waffen stehenden, auch im Anzug wider weitere Reichslande begriffenen Kurbrandenburgischen Völker — bei Pön des Friedensbruchs" geboten wurde, „gegen Kursachsen und andere Reichs-Mitstände nichts Feindliches zu tentiren und vorzunehmen, sondern sich zurückzuziehen" ꝛc.; sondern auch an König Friedrich ein sogenanntes „Dehortatorium," die Ermahnung enthaltend, von seiner unerhörten, höchst sträflichen Empörung abzustehen, seine bewaffnete Macht aus den Erblanden des Königs von Polen als Kurfürsten von Sachsen zu entfernen und diesem alle Kosten zu erstatten.

Und endlich — ebenfalls noch im September — erließ auch Frankreich an seine sämmtlichen Gesandten eine Circularnote, worin über Friedrich's Verfahren ebenso der Stab gebrochen, dabei aber auch das Versprechen gegeben wurde, daß noch vor Ablauf dreier Monate ein französisches Heer dem Kaiser zu Hülfe kommen werde.

Ohne sich an irgend eine dieser Kundgebungen feindseliger Gesinnung zu kehren, verfolgte König Friedrich II. seinen einmal eingeschlagenen Weg. Nachdem die Colonnen seiner Armee bei Pirna zusammengestoßen waren und Friedrich sich mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß das Lager der Sachsen unangreifbar und nur durch Hunger zu bezwingen war, blieb ihm keine andere Wahl, als den einen Theil seiner Armee zur Einschließung des sächsischen Lagers zu verwenden, den andern dagegen nach Böhmen aufbrechen zu lassen, um zu verhindern, daß von da aus den Sachsen Hülfe werde. In Böhmen standen aber der Zeit zwei österreichische Heere, die Hauptarmee unter dem Feldmarschall Grafen Brown, die andere unter dem Feldzeugmeister Fürsten Piccolomini. Brown stand, als er von dem Einfall der Preußen in Sachsen Nachricht erhielt, bei Kollin, Piccolomini dagegen zuerst bei Olmütz, dann bei Königgrätz. Leider aber waren beide Armeen zu der Zeit, als Friedrich in Sachsen einfiel, nichts weniger als in schlagfertigem Zustande, am allerwenigsten in der Verfassung, daß einer der beiden

Oberfeldherrn — und dies konnte in vorliegendem Falle selbstverständlich nur Brown sein — sofort zu einem Entsatze der Sachsen hätte aufbrechen können. Bis die nöthigen Verstärkungen an Mannschaften zusammengezogen und ausreichendes Kriegsmaterial herbeigeschafft werden konnte, verstrich die Frist mehrerer Wochen. Nichtsdestoweniger geschah von Seiten Brown's, was geschehen konnte. Von dem Hofkriegsrathe mit dem Befehle versehen, die Armee für den künftigen Feldzug zu schonen, obgleich es ihm übrigens anheimgestellt blieb, was und wie viel er etwa zum Besten der Sachsen, jedoch ohne die Armee auf's Spiel zu setzen, blos durch glückliche Stellungen, Demonstrationen ꝛc. würde beitragen können, entsendete er vorerst bereits am 6. Septbr. eine Colonne von 7 bis 8000 Mann unter dem General Grafen Wied gegen Lobositz und an die schlesische Grenze, brach darauf am 14. Septbr. selbst auch von Kollin auf, erreichte Budin an der Eger und bezog hier am 23. Septbr. ein Lager. Schon am 30. Septbr. aber verließ er diese Stellung wieder, ging in nördlicher Richtung noch weiter vor und schlug sein Lager hinter Lobositz auf.

Mittlerweile waren aber auch die nach Böhmen entsendeten preußischen Heeresabtheilungen allgemach vorwärts gegangen. Bereits am 13. Septbr. stieß die Vorhut des Grafen Wied bei Peterswalde auf 11 Schwadronen preußische Husaren. Auf erhaltene Nachricht aber von den weitern Bewegungen der Oesterreicher, machte sich König Friedrich auch selbst auf den Marsch, überließ die Blokade der sächsischen Armee einem Corps unter dem Markgrafen Karl und zog mit einem großen Theile seiner Armee zu dem preußischen Beobachtungscorps, welches sich unter dem Feldmarschall Keith bei Johnsdorf und Aussig aufgestellt hatte. Brown, der mit seiner Bewegung nach Lobositz nur eine Demonstration beabsichtigt hatte, erhielt dadurch die Nöthigung, sich gegen seinen Willen in eine Schlacht einzulassen. Und so kam es am 1. Octbr. 1756 zu dem Treffen von Lobositz, in welchem auf preußischer Seite eine Truppenmasse von 30,000 Mann, darunter 10,000 Reiter mit 102 Geschützen, auf österreichischer dagegen 33,354 Mann, darunter 7672 Reiter mit 94 Geschützen thätig waren.

Lobositz, ein Städtchen am linken Ufer der Elbe im Kreise Leitmeritz, hat zwar eine offene Lage, in seinen Umgebungen aber Bergterrain, welcher letztere Umstand Schuld war, daß die Oesterreicher ihre Colonnen nicht vollständig entwickeln konnten und darum des Vortheils verlustig gingen, den ihnen ihre Ueber-

zahl unter andern Verhältnissen gegen die Preußen gewährt haben würde. Dennoch schlugen sich die Oesterreicher mit so großer Bravour, daß nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe, der von frühem Morgen bis gegen 3 Uhr Nachmittags dauerte, die beiderseitigen Heere in ihre frühere Stellung zurückgingen und jeder von beiden Oberfeldherren sich den Sieg zuschrieb.*) König Friedrich verkündete denselben durch einen Armeecourier mit acht blasenden Postillonen nach Dresden und von da weiter mit 32 nach Berlin, wogegen Brown einen höhern Stabsofficier absendete, um den Kaiser, dessen Namensfest am 4. Octbr. zu Schönbrunn gefeiert wurde, zu überraschen. Dennoch hatten, wie auch der in der Note angezogene Schriftsteller dargethan hat, die Preußen wohl ein größeres Recht, den Sieg für sich in Anspruch zu nehmen, da sie der Wahrheit gemäß geltend machen konnten, daß ein Theil des österreichischen Heeres geworfen, Hügel und Weingärten um Lobositz von ihnen erstürmt und behauptet und schließlich die Absicht Brown's, dem eingeschlossenen sächsischen Heere Entsatz zu bringen, durch dieses Zusammentreffen vereitelt worden war. Indeß war der Verlust der Oesterreicher an Mannschaft geringer als der der Preußen. Brown gab den seinigen auf 2000 Mann an, der der Preußen wurde auf 3300 Mann geschätzt.

Den größten, freilich auch niederschlagendsten Eindruck machte, wie wohl kaum bemerkt zu werden braucht, die Nachricht von dem Siege der Preußen auf die bei Pirna eingepferchten Sachsen. Die Lage derselben wurde jetzt mit jedem Tage schrecklicher. Bereits sah sich die Mannschaft auf halbe Rationen Brod beschränkt, ja es fehlte selbst ein Trunk guten Wassers. Indeß schritt Brown in Verbindung mit Rutowsky, der durch einen vertrauten Boten über die Lage der Dinge Nachricht erhalten hatte, zu einem neuen Rettungsversuche, indem die Verabredung getroffen wurde, daß in der Nacht vom 11. auf den 12. Octbr. das sächsische Heer seinen Uebergang vom linken auf das rechte Elbufer bewerkstelligen solle, wogegen Brown mit einem Corps bis Lichtenhain vordringen und dort die Sachsen aufnehmen werde. Und wirklich erschien auch Brown trotz aller Hindernisse an dem bestimmten Tage mit 8000 Mann in der verabredeten Gegend, während Rutowsky zwischen Königstein und Lilienstein eine Schiffbrücke über die Elbe zu schlagen versuchte. Schwierig aber schon wegen der steilen

*) Wuttke, Die drei Kriegsjahre ꝛc. S. 72.

Ufer wurde dieses zuletztgenannte Werk noch schwieriger durch einen wolkenbruchartigen Regen und starken Wind, der die Pontons mehrmals auseinanderriß. Dies, sowie das plötzliche Erscheinen der Preußen, die auf irgendwelche Weise von dem Unternehmen Kenntniß erhalten hatten und nun von verschiedenen Punkten aus auf die mit dem Bau der Schiffbrücke beschäftigte Mannschaft ein Kreuzfeuer eröffneten, brachte die Nöthigung, das Werk an der Stelle, wo man es angefangen hatte, einzustellen. Dagegen versuchte man nun in der darauffolgenden Nacht das Unternehmen auf einer andern Stelle, und diesmal mit Erfolg. Glücklich erreichte das sächsische Heer auf der Schiffbrücke das jenseitige Elbufer. Nur erst als die Nachhut die Brücke passirte, zeigten sich wieder preußische Husaren, die den Sachsen schließlich nur noch einige Dutzend Packwagen abnahmen. Rettung aber fanden die Sachsen nicht. Ein Blick reichte hin, sich zu überzeugen, daß ihre neue Stellung um nichts besser sei, als die verlassene.

Königstein und Lilienstein.

Nicht nur, daß das von steilen Bergen und Felsen durchzogene Terrain durchaus keinen Vortheil bot, so hatten unterdeß die Preußen auch hierher einen Weg gefunden und hielten alle Ausgangspunkte streng besetzt, während, wie sich nachher ergab, gleichzeitig von Schandau aus ein besonderes preußisches Corps gegen

den bereits in der Nähe stehenden Feldmarschall Brown vorgeschoben worden war, der denn nun, nachdem er sich überzeugt, daß eine Rettung der Sachsen unter den obwaltenden Umständen in das Reich der Unmöglichkeit gehörte, sich wieder nach Böhmen zurückzog. So blieb schließlich den Sachsen nichts weiter übrig, als Uebergabe. Am 15. Octbr. 1756 streckte die sächsische Armee, noch etwa 14,000 Mann stark, mit 80 Geschützen, am Fuße des Lilienstein das Gewehr.

Alles, was König Friedrich bewilligte, war, daß die Festung Königstein während des ganzen Kriegs neutral bleiben sollte. Die Officiere im sächsischen Heere erhielten gegen das Versprechen, nicht wider die Preußen zu dienen, die Freiheit, sich nach Gefallen ihren Aufenthaltsort zu wählen; die Unterofficiere und Gemeinen aber, abgemagert bis zum Umsinken, mußten zu den preußischen Fahnen schwören, eine Maßregel, die freilich späterhin sich als ganz unpraktisch erwies, indem die Sachsen haufenweise desertirten. König August ging am 18. Octbr. mit seinem Minister Brühl und seinen beiden Söhnen nach Warschau und sah sein Stammland erst nach dem Hubertusburger Frieden wieder. König Friedrich sandte ihm ein höfliches Abschiedsschreiben mit der Anrede „Mein Herr Bruder" und trug Sorge, daß ihm nicht unterwegs preußische Truppen in den Weg kämen.

Der Feldzug war für dieses Jahr geendigt. Während, wie schon erwähnt, Feldmarschall Brown nach Böhmen zurückging, zogen sich die Preußen nach Schlesien und Sachsen, wo sie Winterquartiere nahmen.

Von der oben erwähnten andern Abtheilung der österreichischen Armee unter dem Fürsten Piccolomini, der erst bei Olmütz gestanden hatte und sich dann nach Königgräz wendete, wurde in dem Feldzuge etwas Erhebliches nicht unternommen. Die Stellung Piccolomini's bei Königgräz war so fest, daß die nach dieser Gegend hin entsendete preußische Truppenmacht unter Schwerin einen Angriff nicht wagte. Schwerin beschränkte sich daher auf Aussaugung der Gegend und Fouragirungen und trat um dieselbe Zeit, als die preußische Hauptarmee aus Böhmen nach Sachsen zurückging, seinen Rückzug nach Schlesien in die Winterquartiere an.

Das Ergebniß des Feldzugs blieb freilich hinter Friedrich's Entwürfen und Berechnungen weit zurück. Seine Absicht, den Kriegsschauplatz nach Böhmen und Mähren zu versetzen, wozu ihm, wie er gehofft, eine entscheidende Schlacht

verhelfen sollte, war nicht erreicht worden. Von desto größerer Tragweite dagegen war die schnelle Eroberung des Kurfürstenthums Sachsen. Denn ebenso wie Friedrich hiermit eine reiche Quelle von Widerstands- und Angriffsmitteln gewann, gleich empfindlich mußte für Marien Theresien der Verlust eines Bundesgenossen sein, dessen Territorium — ganz abgesehen von andern Vortheilen — bei weiterer Fortsetzung des Kriegs in strategischer Beziehung einen vortrefflichen Stützpunkt dargeboten haben würde.

Größere Befriedigung dagegen mußte das Ergebniß des Feldzugs den Oesterreichern gewähren, sofern dieselben nämlich nicht vergaßen, daß sie den Feldzug unvorbereitet hatten unternehmen müssen. Ein österreichischer Veteran aus jener Zeit legt selbst das Bekenntniß ab, daß sich die Oesterreicher Glück wünschten, daß weder ihre gleich zu Anfange des Kriegs gefahrvolle Situation, noch der Tag bei Lobositz die unangenehmen Folgen hatten, welche nach den damaligen Staats- und Kriegsverhältnissen sich wohl daran hätten knüpfen können. Und ebenso gerechtfertigt erscheint das Urtheil, welches derselbe Mann über den endlichen Ausgang des Feldzugs mit den Worten abgibt: „Obgleich es nichts zu triumphiren gab, so hatten wir doch alle Ursache, mit diesem Ausgange eines Feldzuges zufrieden zu sein, in welchem es nicht mehr darauf ankam, Ehre zu erwerben, als vielmehr die Ehre des Hauses, der Feldherren und der Truppen unter so mißlichen Umständen gerettet zu haben."

den bereits in der Nähe stehenden Feldmarschall Brown vorgeschoben worden war, der denn nun, nachdem er sich überzeugt, daß eine Rettung der Sachsen unter den obwaltenden Umständen in das Reich der Unmöglichkeit gehörte, sich wieder nach Böhmen zurückzog. So blieb schließlich den Sachsen nichts weiter übrig, als Uebergabe. Am 15. Octbr. 1756 streckte die sächsische Armee, noch etwa 14,000 Mann stark, mit 80 Geschützen, am Fuße des Lilienstein das Gewehr.

Alles, was König Friedrich bewilligte, war, daß die Festung Königstein während des ganzen Kriegs neutral bleiben sollte. Die Officiere im sächsischen Heere erhielten gegen das Versprechen, nicht wider die Preußen zu dienen, die Freiheit, sich nach Gefallen ihren Aufenthaltsort zu wählen; die Unterofficiere und Gemeinen aber, abgemagert bis zum Umsinken, mußten zu den preußischen Fahnen schwören, eine Maßregel, die freilich späterhin sich als ganz unpraktisch erwies, indem die Sachsen haufenweise desertirten. König August ging am 18. Octbr. mit seinem Minister Brühl und seinen beiden Söhnen nach Warschau und sah sein Stammland erst nach dem Hubertusburger Frieden wieder. König Friedrich sandte ihm ein höfliches Abschiedsschreiben mit der Anrede „Mein Herr Bruder" und trug Sorge, daß ihm nicht unterwegs preußische Truppen in den Weg kämen.

Der Feldzug war für dieses Jahr geendigt. Während, wie schon erwähnt, Feldmarschall Brown nach Böhmen zurückging, zogen sich die Preußen nach Schlesien und Sachsen, wo sie Winterquartiere nahmen.

Von der oben erwähnten andern Abtheilung der österreichischen Armee unter dem Fürsten Piccolomini, der erst bei Olmütz gestanden hatte und sich dann nach Königgräz wendete, wurde in dem Feldzuge etwas Erhebliches nicht unternommen. Die Stellung Piccolomini's bei Königgräz war so fest, daß die nach dieser Gegend hin entsendete preußische Truppenmacht unter Schwerin einen Angriff nicht wagte. Schwerin beschränkte sich daher auf Aussaugung der Gegend und Fouragirungen und trat um dieselbe Zeit, als die preußische Hauptarmee aus Böhmen nach Sachsen zurückging, seinen Rückzug nach Schlesien in die Winterquartiere an.

Das Ergebniß des Feldzugs blieb freilich hinter Friedrich's Entwürfen und Berechnungen weit zurück. Seine Absicht, den Kriegsschauplatz nach Böhmen und Mähren zu versetzen, wozu ihm, wie er gehofft, eine entscheidende Schlacht

verhelfen sollte, war nicht erreicht worden. Von desto größerer Tragweite dagegen war die schnelle Eroberung des Kurfürstenthums Sachsen. Denn ebenso wie Friedrich hiermit eine reiche Quelle von Widerstands- und Angriffsmitteln gewann, gleich empfindlich mußte für Marien Theresien der Verlust eines Bundesgenossen sein, dessen Territorium — ganz abgesehen von andern Vortheilen — bei weiterer Fortsetzung des Kriegs in strategischer Beziehung einen vortrefflichen Stützpunkt dargeboten haben würde.

Größere Befriedigung dagegen mußte das Ergebniß des Feldzugs den Oesterreichern gewähren, sofern dieselben nämlich nicht vergaßen, daß sie den Feldzug unvorbereitet hatten unternehmen müssen. Ein österreichischer Veteran aus jener Zeit legt selbst das Bekenntniß ab, daß sich die Oesterreicher Glück wünschten, daß weder ihre gleich zu Anfange des Kriegs gefahrvolle Situation, noch der Tag bei Lobositz die unangenehmen Folgen hatten, welche nach den damaligen Staats- und Kriegsverhältnissen sich wohl daran hätten knüpfen können. Und ebenso gerechtfertigt erscheint das Urtheil, welches derselbe Mann über den endlichen Ausgang des Feldzugs mit den Worten abgibt: „Obgleich es nichts zu triumphiren gab, so hatten wir doch alle Ursache, mit diesem Ausgange eines Feldzuges zufrieden zu sein, in welchem es nicht mehr darauf ankam, Ehre zu erwerben, als vielmehr die Ehre des Hauses, der Feldherren und der Truppen unter so mißlichen Umständen gerettet zu haben."

Das Kriegsjahr 1757.

Je größer das Aufsehen war, welches König Friedrich's völlig unerwarteter Einfall in Sachsen in der gesammten europäischen Welt hervorrief, zu um so nachdrücklicherer und umfangreicherer Gegenwehr mußten sich alle Diejenigen aufgefordert fühlen, deren materielles Interesse oder politische Anschauung durch diesen Gewaltstreich, sei es mittelbar oder unmittelbar, alterirt wurde. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß schon noch vor und noch mehr nach Beendigung des Feldzugs von 1756 von Seiten Oesterreichs nicht blos die umfangreichsten Rüstungen vorgenommen, sondern auch auf diplomatischem Wege mit allem Eifer den Bestrebungen König Friedrich's entgegengearbeitet wurde, wobei, wie wohl kaum noch besonders erwähnt zu werden braucht, die gerechten Klagen des Kurfürsten von Sachsen in vielen Fällen maßgebend einwirkten. Denn nicht nur daß selbst Friedrich's Freunde, und darunter sogar sein Verbündeter, König Georg von England, sich über Friedrich's Verfahren mißbilligend aussprachen, so fanden auch die Klagen des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen allenthalben einen mächtigen Widerhall.

Dies war namentlich zunächst der Fall vor dem Forum des heiligen römischen Reichs, dessen außergewöhnlich schnelles Einschreiten gegen Friedrich deutlich genug die Stimmung gegen denselben erkennen ließ, wenn auch bei derselben Gelegenheit die ganze Werthlosigkeit der bestehenden Reichsinstitutionen wieder offen zu Tage trat. Denn ob man sich auch diesmal auf dem Reichstage so sehr beeilte, daß der gegen Friedrich als Landfriedensbrecher anhängig gemachte Proceß bereits Anfang Januar 1757 dahin entschieden ward, daß gegen Friedrich ein Reichsexecutionskrieg und die Aufstellung eines dreifachen Reichscontingents beschlossen wurde, so verlor doch diese Maßregel schon gleich von vornherein ihre ganze Bedeutung dadurch, daß sich dabei nicht der ganze Reichskörper betheiligte, sondern Hannover, Braunschweig, Hessen, Lippe, Waldeck und Gotha gegen den Beschluß des Reichstags protestirten.

Ungleich beſſere Früchte trug Oeſterreich ſeine engere Verbindung mit Frankreich, wobei freilich ein paar Umſtände in entſcheidender Weiſe mitwirkten. Dies waren einmal die verwandtſchaftlichen Beziehungen des franzöſiſchen Hofes zu dem ſächſiſchen Kurhauſe — die Gemahlin des Dauphin war eine Tochter Friedrich Auguſt's von Sachſen — und dann die Beleidigung, welche König Friedrich dem franzöſiſchen Geſandten am ſächſiſchen Hofe, Broglio, zugefügt hatte. Während die Dauphine ihren königlichen Schwiegervater fußfällig um Rache gegen den Feind und Verderber ihres Vaterlandes anflehte, betrieb das Nämliche mit gleicher Eindringlichkeit auch Broglio, dem, weil er von Dresden aus mit dem Kurfürſten eine geheime Correſpondenz unterhielt, Friedrich den Befehl hatte zugehen laſſen, dem Kurfürſten ſofort nach Warſchau nachzureiſen. Solche Inſinuationen, in Verbindung mit den Vorſtellungen der Pompadour, die ihrerſeits es dem König Friedrich nie vergeſſen konnte, daß derſelbe früher ſeinem Geſandten am franzöſiſchen Hofe jeden Verkehr mit ihr auf's Beſtimmteſte unterſagt hatte, dieſe Umſtände alle zuſammengenommen ließen endlich bei König Ludwig XV. jedes Bedenken ſchwinden und denſelben den Entſchluß faſſen, an dem Kriege zwiſchen Preußen und Oeſterreich nicht als bloße Hülfsmacht Theil zu nehmen. Die nächſte Folge von dieſem Entſchluß war der Sturz des bisherigen Miniſteriums, wonach ſtatt Rouillé's der uns ſchon als geheimer Unterhändler zwiſchen der Pompadour und Kaunitz bekannte Abbé Bernis Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Gleich darauf aber wurden auch die zur Theilnahme an dem Kriege nöthigen Truppen zuſammengezogen, und bildeten dieſelben nicht weniger denn drei Armeecorps: eins unter dem Marſchall d'Eſtrées, beſtimmt, bei Düſſeldorf über den Rhein zu gehen, um in Weſtphalen zu operiren; ein zweites unter dem Prinzen Soubiſe, welches mit der auf die Beine zu bringenden Reichsarmee ſich vereinigen ſollte, und ein drittes unter dem Marſchall Richelieu, welches am Oberrhein zuſammengezogen wurde. Als Grund ſeiner unmittelbaren Theilnahme am Kriege gab Frankreich an: Sicherung der deutſchen Freiheit auf Grund der Bedingungen des Weſtphäliſchen Friedens („pour assurer la liberté germanique sur les fondemens des traités de Westphalie").

Ebenſo wie Frankreich, und zwar ebenfalls in der Eigenſchaft als Garant des weſtphäliſchen Friedens ſchloß ſich, freilich durch franzöſiſchen Einfluß dazu genöthigt, Schweden dem Bunde gegen Preußen an, trotzdem daß die derzeitige Königin von Schweden eine Schweſter des Königs von Preußen war. Indeß

verblieb bei den gleichzeitigen inneren Reibungen der politischen Parteien in Schweden die Parteinahme dieser europäischen Macht gegen Preußen immer nur eine untergeordnete.

Endlich gelang es dem österreichischen Cabinet auch mit Rußland in eine engere Verbindung gegen König Friedrich zu treten. Während die Kaiserin Elisabeth, Friedrich's unversöhnliche Feindin, am 31. Decbr. 1756 dem Vertheidigungsbündnisse zwischen Oesterreich und Frankreich einfach beigetreten war, schlossen am 22. Januar 1757 Rußland und Oesterreich eine besondere Allianz gegen König Friedrich, und währte es nur eine kurze Zeit, so überschritt unter Apraxin eine Heeresmacht von 100,000 Russen die preußische Grenze.

Demnach sah Friedrich mit einem Male nicht weniger denn fünf europäische Mächte gegen sich unter den Waffen: Oesterreich, das Reich, Frankreich, Schweden und Rußland. Sie zusammen stellten ihm eine Truppenmacht von über 400,000 Mann entgegen. Er selbst war auf Niemand angewiesen, als auf sich selbst und auf England. Sein Heer belief sich auf ungefähr 200,000 Mann. England, mit welchem er übrigens am 11. Januar 1757 ein engeres Bündniß schloß, wollte 50,000 Mann stellen und zahlte sodann den Fürsten von Hessen-Cassel, Braunschweig, Gotha und Schaumburg-Lippe Hülfsgelder, um in Verbindung mit den Hannoveranern ein Heer von etwa 70,000 Mann zusammenzubringen, während es in dem eben erwähnten Bündniß sich noch dazu verstand, eine Flotte von acht Linienschiffen und mehreren Fregatten in die Ostsee zu senden. Die Feinde waren also dem König Friedrich an Truppenzahl um ein sehr Namhaftes überlegen, daher denn aber auch in ihren Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg gewiß gerechtfertigt. Verfolgen wir nun den Gang der Kriegsereignisse selbst, um zu erfahren, wie wenig sich diese Hoffnungen der Gegner Friedrich's verwirklichten.

Der Stellung, in welcher die österreichischen und preußischen Armeen den Winter von 1756 zu 1757 zubrachten, ist schon früher Erwähnung gethan worden. Von Oelsnitz im Voigtlande bis in die Gebirge von Troppau hinauf hielt ein doppelter eiserner Ring Böhmen und einen Theil von Mähren umschlossen jenseits der Grenzen das preußische, diesseits das österreichische Heer, zu welchem letzteren noch im Laufe des Winters aus den südwärts liegenden Ländern fortwährend neue Truppenmassen herangezogen wurden. Auf diese Stellung, an welcher nur das getadelt werden konnte, daß der bessern Verpflegung halber die

Cantonnirungen zu weit ausgedehnt waren, ſtützte Feldmarſchall Graf Brown für den bevorſtehenden Feldzug ſeinen Operationsplan, der — womit ſich übrigens auch die tüchtigſten Officiere der öſterreichiſchen Armee einverſtanden erklärten, dahin ging, die Eröffnung des Feldzugs nicht dem Feinde zu überlaſſen, ſondern ſo zeitig als möglich aggreſſiv vorwärts zu gehen, ein Armeecorps nach Schleſien, ein anderes nach der Lauſitz zu werfen, mit der Hauptmacht aber den König von Preußen in Sachſen anzugreifen. Leider aber konnte dieſer Plan, ſo ſehr ſich derſelbe auch empfahl, wegen eines Wechſels im Obercommando nicht zur Ausführung gebracht werden. Wider Erwarten, ja ſelbſt gegen den Wunſch der geſammten Armee, übertrug Maria Thereſia das Obercommando ihrem Schwager, dem Prinzen Karl von Lothringen, während Brown demſelben als Unterfeldherr beigegeben wurde.

Feldmarſchall Graf Brown.

Mit dieſem Wechſel im Obercommando fiel Brown's Plan. Indem man es für bedenklich erachtete, ohne bundesgenoſſenſchaftliche Mitwirkung angriffsweiſe zu verfahren, beſchloß man, ruhig abzuwarten, bis die Verbündeten Oeſter-

reichs im Felde erscheinen könnten, bis dahin aber sich auf bloße Vertheidigung zu beschränken. Dann dagegen, wenn Alle zum Losschlagen bereit seien, gedachte man in folgender Weise zu operiren. Zuerst sollten sich die Franzosen mit einem Heere in Bewegung setzen, um Hannover anzugreifen, dieses zur Parteilosigkeit zu zwingen und dann weiter gegen Preußen vorzugehen, während ein anderes französisches Heer sich mit den Reichstruppen verbinden sollte, um gegen Thüringen vorzudringen. Gleichzeitig sollten ferner die Schweden in Pommern und die Russen mit 100,000 Mann in Preußen einfallen, während die Oesterreicher von Böhmen aus Sachsen und Schlesien anzugreifen gedachten, und rechnete man österreichischerseits bei Ausführung dieses Planes um so mehr auf einen glücklichen Erfolg, je umfangreicher die Verstärkungen waren, welche die österreichische Heeresmacht in Böhmen durch die den ganzen Winter hindurch fortgesetzten Truppenzuzüge aus dem südlichen Theile der Monarchie erhalten hatte. Ja in Folge dessen konnten schließlich in Böhmen vier Armeecorps aufgestellt werden, die nun folgende Stellung einnahmen: zuerst das Hauptcorps unter dem Oberbefehl des Prinzen Karl von Lothringen bei Budin und in der Gegend von Prag; zweitens das Corps, welches der Fürst Piccolomini befehligt hatte, nach dessen plötzlichem Tode aber erst der Graf Serbelloni und später, am 4. Mai, Feldmarschall Graf Daun erhielt, an der obern Elbe bei Königgrätz; drittens das Corps des Herzogs von Ahremberg bei Eger im Pilsener Kreise und endlich viertens das Corps des Grafen Königsegg bei Reichenberg. Die Truppen in Mähren und Schlesien dagegen, im Ganzen gegen 15,000 Mann, standen unter dem Oberbefehl des Generals der Cavallerie, Grafen Nadasdy.

So wohlberechnet nun aber dieser Plan im Ganzen wie im Einzelnen sein mochte, König Friedrich verstand noch besser zu rechnen. Während sein Plan dahin ging, mit seiner Armee auf vier verschiedenen Punkten zu gleicher Zeit in Böhmen einzudringen, um so die zerstreuten feindlichen Corps wo möglich theilweise aufzureiben und sich den Weg nach Prag zu bahnen, handelte sich's bei ihm vorzugsweise darum, diesen Plan völlig geheim zu halten und bis zu dem Moment, wo er zur Ausführung desselben schreiten konnte, seine Gegner über seine Absicht in Ungewißheit zu erhalten. König Friedrich erreichte dies dadurch, daß er bis auf den Augenblick, wo er mit seiner Gesammtmacht vorwärts zu gehen wagen durfte, Freund und Feind auf in der That ausgesucht listige Weise zu täuschen wußte. Um nämlich seine Gegner glauben zu machen, daß er in dem

bevorstehenden Feldzuge sich nur vertheidigungsweise verhalten und sich auf die Behauptung Sachsens beschränken werde, ließ er Dresden in Vertheidigungszustand setzen, sowie in der Umgegend dieser Stadt eine Anzahl vortheilhafter Lager abstecken, eine Maßregel, die über die Absicht Friedrich's unmöglich eine andere Ansicht, als die oben angegebene, aufkommen lassen konnte. Erst im April, als sich die preußischen Heeresabtheilungen in Bewegung setzten, erkannte man das Irrige dieser Ansicht. Zur Ausführung seines wirklichen Planes aber hatte König Friedrich seine Streitkräfte in vier Corps getheilt, welche in folgender Weise aufgestellt waren: das Hauptcorps unter des Königs eigenem Oberbefehl zwischen Dresden, Pirna, Gieshübel und Dippoldiswalde; zweitens das Corps des Prinzen Moritz von Dessau in der Umgegend von Zwickau; drittens das Corps des Prinzen von Bevern, welches in der Lausitz überwintert hatte, bei Zittau; und endlich viertens das Corps des Feldmarschalls Schwerin, welches aus seinen schlesischen Winterquartieren an die böhmische Grenze zwischen Glatz, Friedland und Landshut vorrückte.

Es kann nicht im Plane unseres Werkes liegen, bis in's Detail zu beschreiben, wie eine jede dieser vier Heerabtheilungen, als ihr der Befehl zum Aufbruch zugegangen war, denselben ganz nach Vorschrift zur Ausführung zu bringen wußte. Es genügt die Angabe, daß, nachdem sich die Preußen unterwegs der österreichischen Magazine bemächtigt, sowie in einigen kleinen Gefechten den ihnen in den Weg kommenden Oesterreichern nicht unerhebliche Schlappen beigebracht und dieselben bis nach Prag zurückgedrängt hatten, am Morgen des 6. Mai 1757 die gesammten vier Armeecorps sich vor und um Prag, dem Ausgangspunkte ihres Marsches, vereinigten. Und hier in der unmittelbarsten Nähe der böhmischen Hauptstadt sollte es denn nun auch zum ersten Entscheidungskampfe kommen.

Die Oesterreicher unter Prinz Karl von Lothringen und dem Grafen Brown (das 34,000 Mann starke Corps des Feldmarschalls Daun war der Zeit nur erst bis Podiebrad an der Elbe vorgedrungen) hatten eine Stellung eingenommen, welche vor jedem Angriff gesichert zu sein schien.*) Ihr linker Flügel lehnte sich einerseits an den Ziskaberg; andererseits war ein mit Gehägen, Gräben und Erdwällen durchschnittenes Moorland. Die Spitze ward von einem tiefen Graben gedeckt, dessen Ränder von Klippen starrten und mit Werken bewehrt waren, worauf ein furchtbarer Stückzug aufgepflanzt war.

*) Coxe IV, S. 274.

Ungeachtet dieser großen Hindernisse beschloß Friedrich, um noch vor Daun's Ankunft die Sache zu einer Entscheidung zu bringen, einen sofortigen Angriff, und — der kühne Wurf gelang. Also kam es am 6. Mai 1757 zu der ebenso blutigen wie denkwürdigen Schlacht bei Prag, in welcher König Friedrich abermals einen glänzenden Sieg erfocht. Anfangs des Kampfes hatte es den Anschein, als wolle sich der Sieg auf die Seite der Oesterreicher wenden, deren wohlgeleitetes Geschützfeuer auf die furchtbarste Weise in die preußische Infanterie hineinarbeitete. Ganze Rotten sanken nieder, ganze Bataillone wurden vernichtet; schon wankte die ganze Linie des preußischen linken Flügels. Da

aber brach die preußische Reiterei hervor und brachte die Oesterreicher in Verwirrung. Todesmuthig riß der Feldmarschall Schwerin selbst dem Fähnrich sei-

nes Regiments die Fahne aus der Hand und führte mit dem Rufe: „Heran, meine Kinder!“ seine Leute in's Feuer.

Kaum war er einige Schritte vorgedrungen, als mehrere Kartätschenkugeln ihn todt zu Boden streckten. Indeß blieb sein gegebenes Beispiel nicht ohne Nachahmung und Wirkung. Während andere Generale dem Beispiele folgten, wurden die Truppen dadurch zu verdoppelter Tapferkeit angefeuert, die schließlich, als durch einen kühnen Flankenangriff des Herzogs Ferdinand von Braunschweig die Flügel der österreichischen Armee getrennt wurden, zum Siege führte.

Die Oesterreicher warfen sich zum größten Theil in das nahe Prag, ein Theil von ihnen dagegen nahm seinen Marsch nach Süden, um sich wo möglich dort dem Corps Daun's anzuschließen, was freilich unmöglich gewesen sein würde, wenn Prinz Moritz von Anhalt, der oberhalb Prag bei Branik an der angeschwollenen Moldau stand, über diese hätte gehen können. Und dieser letztere Umstand, daß eben der eine Theil der österreichischen Armee sich ungehindert zu dem Daun'schen Corps zurückziehen konnte, war, wie weiter unten erhellen wird, nicht blos für den Augenblick, sondern auch für die nächste Zukunft von der größten Wichtigkeit. Für den Augenblick, weil er dem Siege der Preußen dasjenige, was Friedrich gewünscht hatte — die Entscheidung — nahm, für die nächste Zukunft, weil er die Oesterreicher in Stand setzte, sofort wieder gegen den Feind Front zu machen. Bei alledem war der Tag ein sehr heißer und der Verlust auf beiden Seiten ein sehr empfindlicher. Die Oesterreicher verloren 385 Officiere, 12,912 Mann, 33 Geschütze, 71 Fahnen und Standarten, 48 Pontons und das meiste Gepäck, außerdem aber auch ihren hochverdienten General Brown, dem in der Schlacht ein Bein zerschossen wurde, in Folge des er bald darauf in Prag starb. Auf Seite der Preußen aber war der Verlust nicht minder groß. Ihr Sieg kostete ihnen 340 Officiere und 12,169 Mann, und König Friedrich sagt selbst, daß an diesem Tage die Säulen seines Fußvolkes gefallen seien. Und dabei hatte Friedrich den Tod Schwerin's,*) seines Lehrers in der Kriegskunst, zu beklagen, eines Helden, von dem Friedrich selbst sagte, er sei ihm 10,000 Mann werth!

*) Als Kaiser Joseph II. am 7. Septbr. 1776 sich zu einer Revue bei Stjerbohol einfand, ließ er an der Stelle, wo Schwerin gefallen, fünf Grenadier-Bataillone eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben und nahm bei jedem Feuer mit allen seinen Officieren ehrfurchtsvoll den Hut ab. Im Jahre 1824 errichteten auf diesem Platze preußische Officiere dem Gefallenen ein Denkmal.

Indeß waren diese großen und schmerzlichen Verluste, welche der mörderische Kampf selbst brachte, nicht das Einzige, was dem Sieger die rechte Siegesfreudigkeit rauben mußte. Ebensowenig Befriedigung gewährte dem König Friedrich der Umstand, daß, wie bereits erwähnt, der bei weitem größte Theil der österreichischen Armee sich in die Stadt Prag geworfen und dadurch, weil eben von dem Besitz Prags die Entscheidung des Feldzugs abhing, Friedrich sich genöthigt sah, den Kampf sofort wieder zu erneuern. Nun würde vielleicht ein rasch ausgeführter Sturm auf die Stadt zu einem günstigen Resultate geführt haben, wie aber hätte eine solche Unternehmung ohne neue große Verluste, die vor allem vermieden werden mußten, zur Ausführung gebracht werden können. Als daher Erzherzog Karl die unmittelbar nach der Schlacht an ihn ergehende Aufforderung zur Uebergabe der Stadt zurückwies, blieb Friedrich keine andere Wahl, als zu einer Belagerung der Stadt zu schreiten, die aber freilich nicht geringere Schwierigkeiten in Aussicht stellte. Also brachen über die Stadt Prag wieder einmal Unglückstage herein, in denen den oftgeprüften Einwohnern abermals alle Schreckniſse des Kriegs vor die Augen traten. Während die Stadt von drei Seiten berannt und vom weißen Berge und den dem Ziskaberge zunächst liegenden Anhöhen auf's Heftigste beschossen wurde, so daß ganze Häuserreihen ihre Dachungen verloren, sah sich die zahlreiche Bevölkerung der Stadt nicht blos dem empfindlichsten Mangel, sondern beinahe einer Hungersnoth preisgegeben. Schon am 19. Mai erging an die Ordensgeistlichen der Befehl, sich während der Belagerung des Fleischessens zu enthalten, um es den kranken und verwundeten Soldaten nicht an Fleisch fehlen lassen zu müssen. Ebensobald mußten wegen Mangels an Lebensmitteln Pferde der Reiterei geschlachtet werden. In Zeit von drei Wochen waren 180,000 Bomben und glühende Kugeln in die Stadt geworfen worden, 900 Häuser abgebrannt und eingestürzt, viele Menschen verunglückt. Während die Kirchen in Lazarethe verwandelt wurden, brachten Noth, Hunger und schlechte Nahrungsmittel ein großes Sterben zuwege. Unter solchen Umständen wurde die Lage der Stadt ebenso wie die Stimmung unter der Bevölkerung mit jedem Tage bedenklicher und bedenklicher, daher sich Erzherzog Karl veranlaßt fand, unter'm 27. Mai eine Kundmachung zu erlassen, in welcher den Einwohnern Prags auf Grund einer glücklich in seine Hände gekommenen Wiener Depesche mitgetheilt wurde, mit welcher Zuversicht Maria Theresia selbst auf ein muthiges Ausharren der Stadt in ihrer großen Noth

rechnete, wie aber auch von ihrer Seite Alles aufgeboten werde, der Stadt möglichst bald die nöthige Hülfe zu senden. In dieser Kundmachung*) hieß es nämlich: „daß es Ihrer Kaiserl. Majestät sehr Leid wäre, daß so viele Generale mit so zahlreichen Truppen in der Stadt Prag eingesperrt sein müßten; sie versspräche sich aber hiervon eine gute Wirkung. Sie führe also Allen und Jedem zu Gemüthe, daß von der Erhaltung der Stadt Prag auch die Erhaltung des ganzen Königreichs, der übrigen Erblande, ja das Heil der römischen Monarchie abhänge; daß die gesammte Armee in Prag sich eine ewige Schande zuziehen würde und sich bei der Nachwelt nie rechtfertigen könne, wenn sie das unterließe, oder nicht thun zu können glaubte, was erst vor wenig Jahren die Franzosen in eben der Lage mit einer viel geringeren Macht gethan haben; daß die Ehre der ganzen Nation und besonders der Kaiserl. Königlichen Waffen dabei interessirt sei, und daß, wie schon gesagt, von der tapfern Vertheidigung und Erhaltung der Stadt Prag die Wohlfahrt des ganzen Staates abhänge. Daß man also zu solchem Ende alle menschenmöglichen Mittel anwenden, über die vorhandenen Lebensmittel eine genaue und standhafte Untersuchung anordnen und sodann in der Austheilung derselben bestmöglichst wirthschaften, folglich dadurch die Beschützung und Erhaltung des Platzes zu erlangen eifrigst besorgt sein solle, überhaupt gute Ordnung zu halten; diejenigen, welche ihrer Pflicht und Schuldigkeit nicht nachkommen würden, und sei, wer es immer wolle, Militär- oder Civilperson, groß oder klein, ohne Ausnahme oder mindeste Rücksicht auf das schärfste zu strafen; Diejenigen hingegen, welche sich hervorthun werden, auf der Stelle zu belohnen, wozu mir Ihre Kaiserl. Königl. Majestät die vollkommene Gewalt und Macht einzuräumen gnädigst geruheten. Daß Höchstdieselbe die dem Feldmarschall Grafen von Daun anvertraute Armee je mehr und mehr verstärken lasse und sorgfältigst darauf bedacht sei, ihn in den Stand zu setzen, daß er mit derselben sich ehestens diesen Gegenden nähern und uns zu Hülfe kommen könne. Daß auch die französischen Hülfsvölker in vollem Anzuge begriffen sind und ihren Marsch, soviel nur immer möglich ist, beschleunigen. Dann daß uns die Krone Schweden ebenfalls mit einer beträchtlichen Anzahl Truppen zu Hülfe eile, und daß überhaupt unsere Sache mit göttlichem Beistande gar bald eine bessere Gestalt gewinnen werde. Der Officier, welcher obstehenden Befehl mitgebracht hat, ist von Ihrer Kaiserl. Königl. Majestät

*) Nach Sporschil, VI, S. 150.

ausdrücklich beordert, daß er solche Punkte der gesammten Generalität auch mündlich eröffnen solle.

Prag den 27. Mai 1757. Karl von Lothringen."

Aber trotz dieses gemessensten Befehls hatte Prinz Karl doch Noth, die Ordnung in der Stadt nur nothdürftig aufrecht zu erhalten. Während sich unter den Einwohnern und Bürgern der Stadt die größte Niedergeschlagenheit und Bangigkeit offen kundgab, überließen sich die verwilderten Soldaten zügellosen Ausschweifungen, daher denn auch am 1. Juni auf den Hauptplätzen der Neustadt, Altstadt, Kleinseite und des Hradschin Galgen mit der Ueberschrift errichtet wurden: „Für die, welche rauben und plündern!" Unter solchen Umständen konnte Rettung nur von außen kommen. Hätte nicht der von Süden heranrückende Daun den Preußen die Nöthigung zu einer Diversion gebracht, Prag wäre sicherlich verloren gewesen.

Indeß erfolgte Daun's aggressives Vorgehen doch nicht mit der Schnelligkeit, die Maria Theresia erwarten mochte. Vielmehr ging Daun nach erhaltener Nachricht von dem Verlust der Schlacht bei Prag in ein Lager bei Czaslau zurück, wo sich dann zunächst die Truppen um ihn sammelten, welche in der Prager Schlacht mitgefochten und sich nach derselben über Beneschau zurückgezogen hatten. Außerdem aber erwartete Daun hier erst auch noch neue Truppenzuzüge aus Mähren, Ungarn und Oesterreich; und erst als auf diese Weise sein Armeecorps um ein Namhaftes verstärkt war, setzte er sich in Bewegung, um den an ihn ergangenen Befehl, Prag unter allen Umständen zu retten, zur Ausführung zu bringen.

König Friedrich II. von Preußen war viel zu großer Taktiker, als daß er sich das Bedenkliche seiner derzeitigen Lage verhehlt hätte. Er selbst sagt*) darüber: „Der Entwurf, Prag zusammt der Armee, welche es vertheidigte, in die Hände zu bekommen, würde gelungen sein, wenn man demselben Zeit zu seiner gehörigen Reife hätte verstatten können. So aber mußte man sich dem Feldmarschall Daun entgegenstellen, man mußte eine Schlacht liefern. Das Anwachsen der Daun'schen Armee störte die ganze vorher getroffene Zusammenkettung der Entwürfe des Königs. Jetzt mußte der Herzog von Bevern**) nothwendig verstärkt werden, um sich gegen eine Armee, die dreimal stärker war

*) Hinterlassene Werke, III. Bd. S. 143.

**) Bevern, der, wie oben erwähnt wurde, bei Zittau stand, war von Daun zunächst bedroht.

LEIPZIG VOIGT & GÜNTHER.

DAUW.

als die seinige, wenigstens halten zu können; aber auf der einen Seite war es gefährlich, die Belagerungsarmee zu schwächen, welche einen weitläufigen Umkreis zu vertheidigen hatte, und die alle Tage von 40,000 Mann, die in jener Stadt eingeschlossen waren, angegriffen werden konnte. Jedoch fand man Mittel, indem man haushälterisch mit den Standörtern umging, indem man einige derselben befestigte und andere näher zusammenzog; man fand, sage ich, Mittel, 10 Bataillone und 20 Schwadronen zu ersparen. Dieses Detachement konnte sich entfernen; jedoch durfte es nicht auf lange Zeit geschehen, oder die Blokade der Stadt hätte dabei gelitten. Um Prag und das darin befindliche Vertheidigungsheer zu erobern, war es unumgänglich nöthig, den Feldmarschall Daun aus dieser Gegend zu entfernen. Denn die Truppen, welche die Circumvallation ausmachten, waren zwar vortheilhaft gestellt, um Ausfälle zurückzuschlagen, aber sie standen nur in einem Treffen und konnten nicht zugleich ihre Fronte und ihren Rücken vertheidigen. Ließ man sich ferner um Prag einsperren, so mußte es den Preußen an Unterhalt fehlen, indem bereits die Reiterei genöthigt war, das Futter 4 bis 5 Meilen weit vom Lager zu holen. Diese wichtigen Betrachtungen bestimmten den König, sich in Person an die Spitze dieses Detachements zu setzen, um zu dem Prinzen von Bevern zu stoßen."

Am 13. Juni, an demselben Tage, an welchem Daun sich gegen den Herzog von Bevern in Bewegung setzte und diesem die Nöthigung brachte, seine bisherige Stellung zu verlassen, brach König Friedrich II. von Prag auf. Am 17. Juni erfolgte die Vereinigung des vom König selbst geführten Hülfscorps mit der Bevern'schen Heeresabtheilung; Tags darauf, am 18. Juni 1757, kam es zu der denkwürdigen Schlacht bei Kollin, in welcher, wie bekannt, König Friedrich zum ersten Male geschlagen wurde. Der Verlauf dieses mörderischen Kampfes ist von verschiedenen Schriftstellern verschieden dargestellt worden. Am ausführlichsten und auf die besten Quellen gestützt, freilich aber auch von früheren Schilderungen abweichend ist die Darstellung Wuttke's,*) auf dessen schon früher erwähntes Werk wir auch hier wieder verweisen. Wir begnügen uns hier wieder mit der Angabe des Resultates der Schlacht, in welcher von Nachmittag halb 3 Uhr bis Abends gegen 8 Uhr auf beiden Seiten mit unsäglicher Aufopferung und Tapferkeit gestritten worden war und schließlich die Oesterreicher das Feld

*) Die drei Kriegsjahre 1756, 1757, 1758 in Deutschland, Leipzig, 1856, S. 157 ff.

der Stifterin und ihres Gemahls. Darum stehen die Worte: „IMPerator FRANCiscus AVGustus ET Maria THERESia AVGusta.“ Auf der andern Seite zeigt sich ein Genius zwischen allerhand Kriegsrüstungen, welcher in der rechten Hand an einem Bande das Ordenskreuz, und in der linken einen Palmzweig hält. Die Umschrift hier lautet: „Prämii virtuti bellici constitutio.“ Im Abschnitte aber steht: „MDCCLVII. Die XVIII. IVNii.“

So viel über die Stiftung des Maria-Theresien-Ordens. Schon diese wenigen von uns gegebenen Bemerkungen darüber werden nicht nur erkennen lassen, wie Maria Theresia bei der Stiftung des Ordens den ganzen Schwerpunkt darauf legte, daß derselbe für alle kommenden Zeiten bleibenden Werth behalte, eine Absicht, die denn auch vollkommen erreicht worden ist, da, wie bekannt, der Maria-Theresien-Orden zu den hervorragendsten gegenwärtig existirenden Ehrenzeichen gehört. Andererseits ist aber auch die Stiftung ein redendes Zeugniß dafür, daß Maria Theresia die unermeßlich hohe Bedeutung des Tages von Kollin, den sie nachmals den „Geburtstag der Monarchie“ nannte, vollkommen erkannte und zu würdigen verstand, daher sie denn auch dem Manne, dem sie diesen Siegestag zu verdanken hatte, das ehrendste und dankbarste Andenken bewahrte Zeit ihres Lebens. Noch ist uns ein Brief erhalten, den sie später einmal, an dem Jahrestage der Schlacht von Kollin, an Daun schrieb, und in welchem die edle Frau dieser dankbaren Gesinnung einen so überaus herrlichen Ausdruck gibt, daß wir's uns nicht versagen können, dieses Schriftstück vollständig mitzutheilen. Es lautet:

„Den 18. (Juni) Geburtstag der Monarchie.

Lieber Graf Daun!

Unmöglich könnte ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne ihnen meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist ihnen ihre Erhaltung schuldig, und ich meine existence, und meine schöne und liebe armée, und meinen einzigen und liebsten Schwagern. Dieß wird mir gewiß so lange ich lebe niemals aus meinem Herzen und Gedächtniß kommen, au contraire mir scheint, daß es jährlich nur frischer und sensibler ist, und daß niemalens selbes genug an ihnen und den Seinigen werde erkennen können. Dies ist der Tag auch, wo mein Name auch für das Militaire sollte verewigt werden (durch den Marien-Theresien-Orden), auch seiner Hände

Werk, und ist er wohl billig, leider mit seinem Blute, mein erster Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch lange Jahre zum Nutzen des Staates, des Militaire und meiner Person als meinen besten, wahresten guten Freund. Ich bin gewiß, so lange ich lebe, seine gnädigste Frau.

Maria Theresia."

Endlich möge hier noch erwähnt werden, daß die Stiftung des Ordens am 18. Juni 1757 in der Gegenwart Veranlassung zu einer glänzenden Säkularfeier gab. Um den Tag zu einem Festtag für das ganze Reich zu machen, hatte der Kaiser nicht nur alle Ordensritter, sondern auch an 1000 Officiere der Armee aus allen Theilen des Reichs, sowie 1200 meist ausgezeichnete Unterofficiere und Gemeine von allen Regimentern jeder Truppengattung nach Wien eingeladen. Die Feier begann am 18. mit einer Reveille, während auf den Basteien 100 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Darauf folgte eine große Kirchenparade und Feldmesse, wobei an 60,000 Mann unter dem Commando des Feldmarschall-Lieutenants Fürsten Edmund von Schwarzenberg aufmarschirten und sich schließlich so aufstellten, daß sie das Maria-Theresien-Ordenskreuz bildeten. Nachmittags 3 Uhr endlich fand ein großes Ordensfestbankett in Schönbrunn statt. Zur Erinnerung an diese Säkularfeier aber wurde eine Jubelmedaille

geschlagen, gefertigt von W. Seidan, Modelleur in Wien, wovon wir eine Abbildung geben.

Nach einer Zusammenstellung der „Militärzeitung" zählt übrigens der Orden seit seinem Bestehen in Allem 914 Mitglieder, und zwar 46 Großkreuze, 104 Commandeure und 764 Ritter.*)

Die Schlacht von Kollin hatte auf den weiteren Fortgang des Kriegs einen ebenso bedeutenden Einfluß, wie sie in ihrer moralischen Wirkung einen vollständigen Umschwung der bisherigen Ansichten über die Lage der Dinge bewerkstelligte. Während die Siegeszuversicht der preußischen Krieger bedeutend erschüttert wurde, schwand unter den Oesterreichern die Furcht vor der Unüberwindlichkeit der Preußen mehr und mehr. Ja der Ausgang der Schlacht veränderte mit einem Male die gesammte Lage der Dinge. Während König Friedrich bisher angriffsweise verfahren war, sah sich derselbe jetzt auf die bloße Vertheidigung zurückgeworfen; ebenso war die frühere Aussicht und Hoffnung, den Krieg durch rasche Schläge zu einem schnellen Ende zu bringen, mit einem Male vernichtet. Die Lage König Friedrich's nach seiner Niederlage bei Kollin war eine mehr als bedenkliche.**) Nicht nur, daß seine materiellen Streitkräfte in demselben Maße, wie die österreichischen um ein Namhaftes wuchsen, sich bedeutend vermindert hatten, so umgaben ihn auch, wohin er seinen Blick auch wenden mochte, nichts als drohende Gefahren. Während, wie bereits oben erwähnt ward, eine russische Armee der Zeit die ostpreußischen Grenzen überschritt und eine schwedische in voller Rüstung war, um bald in Pommern einzubrechen, war im Westen ein treuer Bundesgenosse, Hessen-Kassel, bereits unterlegen, da eine französische Armee das Land besetzte, wogegen schließlich die Formation der Reichsarmee, zu welcher Frankreich ein besonderes Armeecorps stoßen lassen zu wollen erklärte, starke Fortschritte machte.

Indeß bewirkte Friedrich, nachdem er die Belagerung Prags aufgehoben hatte, seinen Rückzug aus Böhmen nach Sachsen und der Lausitz ohne weiteren Verlust. Dann rückte vorsichtig und langsam nach, schoß aber die Stadt Zittau, wo sich ein preußisches Magazin befand, in Brand. Die ganze Aufmerksamkeit des Beobachters wurde dagegen jener Zeit nach Westen gelenkt, wo gegen die Franzosen unter ihrem tüchtigen General d'Etrées der Krieg durch ein englisch-

*) Vergl. Augsb. Allgem. Zeitung vom 13. Mai 1858, No. 133; Leipziger Illustrirte Zeitung vom 18. Juni 1857, No. 733; Hirtenfeld, Dr. J., Der militär. Maria Theresia-Orden und seine Mitglieder, Wien 1857, Gerold & Sohn.

**) Wuttke, S. 164.

deutsches Heer geführt wurde, welches der Herzog von Cumberland befehligte, ein Mann, der freilich keinen andern Anspruch auf diesen hohen Posten hatte, als daß er der Sohn des Königs von England war. Als General zeigte er sich völlig unfähig. Wie bereits angedeutet, wurden die Unternehmungen des französischen Marschalls Cumberland gegenüber von entschiedenem Glück begünstigt. Nachdem dies französische Heer, 100,000 Mann stark, die Festung Wesel, die Fürstenthümer Cleve und Ostfriesland, die Hessen-Kasselschen Länder und Hannover erobert hatte, schlug Marschall d'Etrées den Herzog von Cumberland am 26. Juli bei Hastenbeck und drängte denselben darauf bis Stade zurück. Ja d'Etrées' Nachfolger im Commando, Richelieu, zwang sogar den Herzog von Cumberland am 8. Septbr. zur Capitulation von Kloster-Zeven, wonach Cumberland's Truppen, mit Ausschluß der Hannoveraner, auseinandergehen und gar nicht mehr gegen die Franzosen fechten sollten. Und während nun Richelieu Hannover, Braunschweig und Hessen aussaugte, rückte, wie ebenfalls schon oben angedeutet wurde, ein anderes französisches Heer unter dem Prinzen Soubise, mit der deutschen Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen vereinigt, nach Thüringen vor, in der Absicht, Sachsen zu befreien. Je wichtiger aber nun dem König Friedrich der Besitz Sachsens war, um so wünschenswerther und nothwendiger mußte es ihm erscheinen, dieses Vorhaben zu vereiteln. Er übertrug daher dem Herzoge von Bevern und dem General von Winterfeldt die Beobachtung der Oesterreicher in der Lausitz und in Schlesien und eilte selbst nach Thüringen, wo er sich sofort für den, vor ihm nach Gotha zurückweichenden Prinzen Soubise, am 13. Septbr. in Besitz Erfurts setzte.

Schon wenig Tage darauf errangen die preußischen Truppen einen neuen Vortheil über die Franzosen. Um zu erfahren, welche Stellung die letzteren bei Gotha eingenommen haben, ließ Friedrich am 19. Septbr. durch seinen wackern Reitergeneral Seydlitz mit 20 Schwadronen Husaren und Dragonern eine Erkennung gegen Gotha unternehmen und jagte damit den überraschten Franzosen einen solchen Schreck ein, daß sie — obgleich 8000 Mann stark — über Hals und Kopf die Flucht ergriffen. Ohne irgend einen Ueberfall nur im Entferntesten zu ahnen, hatte sich das französische Officiercorps im herzoglichen Schlosse zu Gotha eben zur Tafel setzen wollen, als die Nachricht einlief, die Preußen kämen mit furchtbarer Heeresmacht. Als die Preußen in der Stadt einrückten, dämpften die Schüsseln noch auf der Tafel im Schlosse, und die preußischen

Officiere ließen sich nieder, um da fortzufahren, wo die französischen hatten beginnen wollen.

Hierbei mag bemerkt werden, daß in derselben Zeit, wenn auch nur ganz vorübergehend, die preußische Hauptstadt Berlin von den Schrecken des Kriegs heimgesucht wurde. Es war am 16. Octbr., als die Stadt von den fliegenden Schaaren des Kroatengenerals Haddik überfallen und zu einer Contribution von 20,000 Thlrn. gezwungen wurde. Tags darauf aber verließen die wilden Schaaren die Stadt schon wieder, ohne den Anmarsch des gegen sie abgesendeten Prinzen Moritz von Dessau abzuwarten.

Endlich, am 5. Novbr., traf Friedrich selbst das große französische, mit der buntzusammengesetzten Reichsarmee verbundene Heer auf dem umfangreichen europäischen Schlachtenplane, wo so oft über das Schicksal der Völker mit dem Schwerte entschieden wurde: auf der weiten Fläche zwischen Leipzig, Zeitz und Merseburg, unfern Weißenfels, zwischen den Orten Bedra und Roßbach. Während die französischen Truppen in hochmüthigem Dünkel, als sie das kleine Häuflein Preußen erblickten, mit vermessenen Worten das Bedenken aussprachen, ob es auch anständig für sie sei, sich mit einem so ärmlichen Feinde zu schlagen, boten die Reichstruppen einen sonderbaren Anblick dar; ein Corps ohne alle militärische Ordnung und militärisches Ansehen, worüber man sich freilich nicht verwundern konnte, da mancher kleine Reichsstand nur ein paar Mann, ein anderer nur einen Officier ohne Soldaten, wieder ein anderer nur einen Trommelschläger gestellt hatte. Um die preußische Armee zu umgehen, suchte das feindliche Heer eine weit ausgedehnte Stellung zu gewinnen, was denn auch König Friedrich so wenig zu verhindern suchte, daß er währenddem, freilich zur großen Verwunderung der Franzosen, seine Truppen ruhig kochen und essen ließ. Als aber solches geschehen, rückte er in Sturmesschnelle zum Kampfe heran, und nach nicht ganz zwei Stunden stand er mit neuem und herrlichem Siegesruhme gekrönt auf der Wahlstatt. Am schmachvollsten hielten sich in dem Kampfe die Reichstruppen. Schon der Donner der preußischen Kanonen reichte hin, ihre Schritte zur schleunigsten Flucht zu lenken. Sie liefen davon, ohne einen Schuß zu thun. Aber auch die Franzosen luden in dem Kampfe große Schmach auf sich. Kaum nachdem Prinz Heinrich von Preußen mit 7 Bataillonen ihren rechten Flügel angegriffen hatte und Seydlitz mit seiner Reiterei heranstürmte, wurde ihr Widerstand matt, und alsbald löste sich das ganze französische Heer, das vor der Schlacht so übermüthig

geprahlt hatte, in eine wilde Flucht auf, eine der schimpflichsten, die die Geschichte kennt. Ja, um schneller fliehen zu können, warfen die schweren Reiter ihre Küraſſe und ihre langen Reiterstiefeln weg, so daß der ganze Weg, den sie auf ihrer Flucht durchrannt waren, damit wie besäet war. Und manche von den Geflohenen machten erst am Rheine Halt. Das war die denkwürdige Schlacht bei Roßbach, und hat sich, wie bekannt, der Schimpf und die Schande, welche an diesem Tage die Franzosen ernteten, sprüchwörtlich fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag. Die preußische Armee — die freilich blos 7 Bataillone im Feuer gehabt hatte — denn das Uebrige that Seydlitz mit seinen Reitern — verlor blos 541 Mann; die verbündete dagegen 1000 Mann an Todten, 2000 an Verwundeten, 5000 an Gefangenen und außerdem 67 Geschütze, 7 Fahnen und 15 Standarten. Und doch wurde Prinz Soubise, oder Sottise, wie die Franzosen ihn nannten, bald darauf für seine Großthat durch die Vermittelung der Pompadour mit dem französischen Marschallstab belohnt!

Die Schlacht bei Roßbach mit der Flucht der Franzosen nach dem Rhein lieferte Sachsen wieder ganz in Friedrich's Hände. Indeß war hiermit wohl Etwas, bei Weitem aber nicht Alles wiedergewonnen. Mittlerweile hatten sich auch in Schlesien seine Angelegenheiten so mißlich gestaltet, daß, sollte dieses Land ihm nicht ganz verloren gehen, ohne irgend welches Zögern die äußerste Anstrengung gemacht werden mußte. Die beiden Männer, der Herzog von Bevern und der General Winterfeldt, die, wie oben erwähnt wurde, Friedrich bei seinem Aufbruch nach Thüringen zur Beobachtung der Oesterreicher in der Lausitz und in Schlesien zurückgelassen hatte, waren unterdessen beide der Tüchtigkeit ihrer Gegner, namentlich des österreichischen Generals Nadasdy, erlegen. Als Friedrich die Lausitz verließ, lagerte die Armee des Prinzen von Bevern bei der Landskrone bis Görlitz, wogegen das Corps Winterfeldt's auf dem Holzberge in der Nähe von Moys am andern Ufer der Neisse stand. Hier, in der Nähe von Moys, kam es am 1. Septbr. zwischen dem Winterfeldt'schen Corps und Nadasdy zu einem blutigen Gefechte, in welchem die Preußen geschlagen und General Winterfeldt selbst so schwer verwundet wurde, daß er kurz darauf starb. Nadasdy zwang hierauf noch am 12. Novbr. Schweidnitz zur Capitulation und vereinigte sich dann mit der österreichischen Hauptmacht unter Prinz Karl von Lothringen zwischen dem Schweidnitzer Wasser und der Lohe, wohin sich nach der unglücklichen Affaire bei Moys der Herzog von Bevern in thörigter Uebereilung zurück-

gezogen hatte. Und diesen übereilten Rückzug Bevern's mußten nun die Preußen am 22. Novbr. mit einer neuen Niederlage bezahlen. An diesem Tage kam es zur Schlacht von Breslau, in welcher 80,000 Oesterreicher mit bayerschen und würtembergischen Hülfstruppen gegen 30,000 Preußen fochten und abermals als Sieger das Schlachtfeld behaupteten. Der Herzog von Bevern verlor dabei nicht weniger denn 6000 Mann und 30 Geschütze und ging in der Nacht nach der Schlacht durch Breslau auf das rechte Ufer der Oder zurück. Ja Tags darauf gerieth er bei einer Recognoscirung in österreichische Gefangenschaft, wie man sagte, mit Absicht, um so dem gerechten Zorne seines Königs zu entgehen. Statt seiner übernahm Kyau als ältester General den Oberbefehl, und trat sofort den Rückzug in der Richtung auf Glogau an. An demselben Tage noch wurde Breslau mit allen Geschützen, Magazinen und Vorräthen eine Beute der Oesterreicher; der Commandant, General Lestwitz, bedung sich und erhielt freien Abzug mit der Besatzung und zog sich ebenfalls in der Richtung auf Glogau hin. Die Hälfte seiner Truppen aber riß unterwegs aus. Die Oesterreicher durften sich hiernach wieder als Herren von Schlesien betrachten, und gab man sich auf Seiten der Oesterreicher vielfach bereits der Hoffnung hin, daß mit der Besetzung Breslau's der Feldzug geendigt sei und im bevorstehenden Winter schwerlich ein neuer Angriff der Preußen zu erwarten stehe.

So standen die Dinge in Schlesien, als König Friedrich durch die Schlacht bei Roßbach Sachsen wieder in seine Hände bekam. Um auch Schlesien wiederzugewinnen, beschloß er Alles zu wagen, obgleich sein Heer dem der Oesterreicher numerisch bedeutend nachstand. In der kurzen Frist von 12 Tagen legte er mit seinen Truppen den Marsch von Leipzig bis an die Oder zurück. Am 28. Novbr. stand er bereits bei Parchwitz und schon am 3. Decbr. vereinigte er sich mit dem Reste der geschlagenen Armee Bevern's, wodurch er seine Streitkräfte auf 47 Bataillone und 134 Schwadronen, zusammen etwas über 33,000 Mann, brachte. Am 4. Decbr. brach er in vier Colonnen von Parchwitz auf und marschirte bis Neumark, am 5. Decbr. bot er mit seinen, durch den Parforcemarsch nicht wenig geschwächten Truppen, dem noch einmal so starken österreichischen Heere eine neue Schlacht. Das war die denkwürdige Schlacht bei Leuthen, für König Friedrich die glorreichste im ganzen siebenjährigen Kriege. Der Kampfplatz,*)

*) Wir folgen hierbei den ausführlicheren Berichten Wuttke's, S. 226 ff., und der trefflichen Darstellung Reiche's, „Friedrich der Große und seine Zeit," S. 270.

den die Oesterreicher wählten, war für Friedrich außerordentlich günstig. Sie dehnten ihre große Armee in eine meilenlange Linie aus, deren Mittelpunkt das Dorf Leuthen war, und wagten sich diesmal auf die freie Ebene, während sie sich sonst beständig auf hohen Felsen und Bergen lagerten. Friedrich's Plan war nach dem einstimmigen Urtheil aller Kriegskundigen ein Meisterstück taktischer Kunst. Er wählte die schräge Stellung, welche damals für den Schlüssel zum Siege galt; eine genaue Kenntniß des Terrains kam dem Könige noch besonders zu statten. Nachdem der österreichische Vorposten bei Borna zurückgetrieben war, recognoscirte Friedrich die Stellung der österreichischen Armee und fand vor dem rechten Flügel und dessen Flanke das Erdreich zum Angriffe nicht günstig. Der Hauptstoß mußte also gegen den linken Flügel gerichtet werden. Der Kampf begann nach der Mittagsstunde, und der Ausgang desselben blieb keinen Augenblick zweifelhaft. Der erste namhafte Vortheil, den die Preußen errangen, war, daß sie den linken Flügel der Oesterreicher zum Weichen brachten, wodurch eine allgemeine Verwirrung entstand und die ganze österreichische Schlachtstellung zu einer rückgängigen Bewegung gezwungen wurde, wobei sich der geworfene Flügel an einem zweiten, rückwärts liegenden Hügel festsetzte. Noch war aber hiermit der Kampf nichts weniger als entschieden. „Ein furchtbarer Kampf *) hatte sich um das Dorf Leuthen erhoben. Das über 1700 Streiter starke Regiment Roth-Würzburg hatte den Ehrenposten, nämlich die Vertheidigung des innern Dorfes, erhalten. So lange die Seiten desselben durch die kaiserlichen Regimenter noch gedeckt waren, gelang es ihm, die durchführende Straße gegen einen dreimaligen Angriff zu behaupten, aber wie der Flankenschutz durch das Zurückgehen der deckenden Truppen rechts und links aufhörte, wurde das Regiment auf der Straße durch die feindliche Cavallerie und von beiden Seiten von dem durch die Gärten und Höfe vordringenden Fußvolke angefallen. Da erlag die tapfere Schaar. Von allen Kämpfern des Regiments blieben unverwundet und ungefangen nur 4 Officiere und 33 Soldaten und Unterofficiere übrig, welchen es gelang, von 4 Fahnen, welche Roth-Würzburg führte, wenigstens eine zu retten.

Unterdeß hatte der König die neue Schlachtlinie des linken Flügels abermals angegriffen; auch der zweite Hügel wurde gestürmt und das kaiserliche Heer zu einer zweiten rückgängigen Bewegung genöthigt. Als es wieder Stel-

*) Wuttke l. c.

lung gefaßt, brach die preußische Reiterei unter General von Krakow auf die österreichische ein und warf sie, aber sie wurde ihres Sieges nicht froh, denn in das heftigste Kartätschenfeuer der kaiserlichen Batterien gerathend, mußte sie mit Zurücklassung ihres verwundeten und in Gefangenschaft fallenden Generals den genommenen Boden verlassen.

Der rechte österreichische Flügel war lange Zeit hindurch nicht in's Gefecht gekommen und daher behufs der Unterstützung des linken bedeutend geschwächt worden. Endlich griff General von Retzow mit der Reiterei die österreichische an und warf sie. Sie stürzte auf die hinter ihr stehende Infanterie, die, in Unordnung gerathend, nun gleichfalls angegriffen ward. Während sie in einem schweren Kampfe begriffen war, brach ihr das königliche Dragonerregiment Bayreuth in den Rücken; es erfolgte ein großes Blutbad und ein völliges Zersprengen der Infanteriemasse."

Hiermit war der Kampf entschieden. Unser Berichterstatter fügt dem entsprechend noch die Worte zu: „Jetzt erstarb allmälig das Feuer, blos einzelne Schüsse rollten noch über das weite Todtenfeld; es war 4 Uhr Abends. Die übliche, aber bis zum Extrem gesteigerte Lineartaktik, eine Schlachtstellung, der es an aller Tiefe gebrach, so daß die unzureichende Reserve rasch aufgebraucht wurde, mußte den Verlust der Schlacht herbeiführen."

Der Verlust der Oesterreicher wurde auf 21,000 Gefangene und 6500 Todte und Verwundete geschätzt, während die Preußen nur 6000 Todte und Verwundete zählten. Ferner fielen 116 Kanonen, 51 Fahnen und Standarten und bei 4000 Proviant-, Gepäck- und Munitionswagen in die Hände der Preußen. Die Generale Luccheſi,*) Otterwolf und Breisach hatten ein rühmliches Ende auf dem Schlachtfelde gefunden; schwer verwundet waren die Generale Maquire, Fürst Stolberg, Lascy und O'Donel und der letztere noch dazu in Gefangenschaft gerathen; preußischer Seits starb an empfangenen Wunden Generalmajor Caspar Friedrich von Rohr. Vom Regiment Leopold Daun blieb nur ein schwaches Bataillon übrig, Baden-Durlach verließ das Schlachtfeld mit einem Officier und 8 Soldaten; vom Regiment Wallis waren bis auf einige Officiere und Leute alle todt oder gefangen, und das fränkische Regiment Roth-Würzburg stieg nach der Schlacht durch Aufnahme der bei dem Heergeräthe

*) Wuttke l. c.

befehligt gewesenen Mannschaft blos auf 217 Köpfe und bildete längere Zeit mit dem Regimente Kollowrath nur ein combinirtes Bataillon.

Als das preußische Heer in der der Schlacht folgenden schönen Winternacht auf dem Siegesfelde ausruhte, stimmte ein Soldat das Lied an: „Nun danket alle Gott!“ Sofort fiel das ganze Heer ein, die Regimentsmusik spielte die fromme Weise dazu, und so sangen tausende von Helden unter tausenden von Leichen das Lob des Höchsten. König Friedrich selbst hatte sich gleich nach der Schlacht mit einer Abtheilung Husaren nach dem nahegelegenen Lissa begeben, wo noch eine Anzahl Oesterreicher, die bei dem allerdings ganz unerwarteten königlichen Gruß: „Bon Soir, Messieurs!“ die Geistesgegenwart verloren, in Gefangenschaft gerieth.

Also endete die berühmte Schlacht bei Leuthen, die künstlichste und namhafteste, die Friedrich jemals gewann, ein Triumph der Taktik; daher denn auch später Napoleon sagte: diese Schlacht allein würde hingereicht haben, Friedrich unsterblich zu machen. Zum Andenken an die Schlacht wurde in unsern Tagen die im Bilde beigegebene Denksäule errichtet. Durch das frühere Kriegsglück

übermüthig gemacht, hatten die Oesterreicher das kleine Heer, welches Friedrich von Görlitz herbeigeführt hatte, verächtlich: „die Potsdamer Wachtparade" genannt. Der blutige Tag bei Leuthen gab hierauf Antwort; theurer ist wohl niemals ein verzeihiger Spott zu stehen gekommen.

Die Folgen der Schlacht bei Leuthen waren von nicht geringerer Bedeutung wie die Schlacht selbst. Schlesien war wieder erobert: die österreichische Armee mit Prinz Karl von Lothringen an der Spitze zog sich auf Schweidnitz zurück. Jetzt galt es noch, sich wieder in den Besitz von Breslau zu setzen, wo Prinz Karl eine starke Besatzung unter dem Feldzeugmeister Spreher zurückgelassen hatte. Als Friedrich's Aufforderung zur Uebergabe zurückgewiesen wurde, schritt derselbe sofort zur Belagerung und ließ am 10. December die Laufgräben eröffnen. Da fiel eines Tags eine Bombe in einen Pulverthurm, sprengte eine Bastion und nahm 800 Oesterreicher mit in die Luft. Dieses Unglück und die eintretende strenge Kälte brach den Muth der Besatzung. Am 20. December capitulirte Spreher und gab sich sammt der Besatzung kriegsgefangen; und so fielen wiederum 13 Generale, 656 Officiere und 17,635 Soldaten in die Gewalt der Preußen. Unmittelbar darauf, am 28. Decbr., capitulirte auch Liegnitz, während Schweidnitz blokirt und die Reste der kaiserlichen Armee — im Ganzen noch gegen 17,000 Mann — von Daun nach Böhmen zurückgeführt wurden.

Ebenso günstig für Friedrich gestalteten sich die Kriegsverhältnisse in Osten, wo, wie bereits oben im Vorübergehen bemerkt ward, schon Ende Juni ein zahlreiches russisches Heer unter Apraxin erschienen war, Memel, Tilsit, Gumbinnen genommen, das Land auf das Gräßlichste verwüstet und schließlich den Feldmarschall Lehwald, der freilich nur 24,000 Mann ihnen entgegenstellen konnte, bei Großjägerndorf und Insterburg am 29. August geschlagen hatte. Da aber half plötzlich das Glück, indem der Zeit die Kaiserin Elisabeth gefährlich erkrankte und in Folge davon die Russen auf Anordnung des Feldmarschalls Bestuschew-Rjumin, der sich damit die Gunst des für Friedrich begeisterten Thronfolgers Peter's III. zu erwerben hoffte, sich eilig wieder zurückziehen mußten. Alle Städte, mit Ausnahme Memels, wurden geräumt, wodurch Feldmarschall Lehwald wieder so freie Hand bekam, daß er die 22,000 Schweden, die unterdeß die Peene überschritten, und Anklam, Demmin und Pasewalk besetzt hatten, wieder nach Stralsund und der Insel Rügen zurückwerfen konnte.

So trat König Friedrich aus dem Feldzuge des Jahres 1757 abermals sieggekrönt, ja mit höherem Ruhme als je. Ebenso groß aber wie König Friedrich im Glück, ebenso groß erschien Maria Theresia in ihrem neuen Unglück. Trotzdem, daß die letzten Monate des ebenbeschriebenen Feldzugs ihrer Streitmacht die furchtbarsten Verluste gebracht hatten, trotzdem, daß eben wegen dieser neuen empfindlichen Verluste in der Bevölkerung ihrer Staaten eine gedrückte Stimmung Platz griff, die sich namentlich in Wien in lautem Tadel des Prinzen Karl von Lothringen Luft machte, daher derselbe auch bald nach beendigtem Feldzuge sein Commando niederlegte und sich nach seiner Statthalterschaft in den Niederlanden begab, trotzdem, daß endlich die Beschaffung neuer Streitkräfte und der volle Ersatz der ungeheuern Verluste selbstverständlich auch mit neuen und größeren Schwierigkeiten als vordem verbunden war, trotz alledem konnte ihr Muth und ihre Zuversicht nicht erschüttert, ihre Thatkraft nicht gelähmt und ihr Entschluß, den Kampf für ihr gutes Recht mit aller Energie fortzusetzen, nicht wankend gemacht werden.

Das Kriegsjahr 1758.

Die Lage der beiden mit einander in Krieg liegenden Hauptmächte, Oesterreichs und Preußens, war, wie der für die ersten drei Kriegsjahre uns als Autorität geltende Berichterstatter*) eines Ausführlichen trefflich auseinandersetzt, bei'm Eintritte in das dritte Kriegsjahr keine sehr trostreiche. Immer noch aber viel schwieriger, als für Preußen, stellten sich bei einer Wiederaufnahme des Kampfes die Verhältnisse für Oesterreich. Während Preußen, wie der genannte Schriftsteller mit Recht besonders betont, die großen Vortheile genoß, daß, abgesehen von der Festung Schweidnitz, die sich noch in den Händen der kaiserlichen Truppen befand, sowie von den östlichsten Grenzorten des Königreichs, wo russische Schaaren hausten, alle andern Provinzen sich unter der schützenden Obhut des Königs befanden, während die Kriegskosten nicht Preußen allein, sondern die durch die preußischen Waffen niedergehaltenen Länder tragen mußten, mußte Oesterreich auf dergleichen Vergünstigungen völlig verzichten. Nicht nur, daß es in Bezug auf Anschaffung und Unterhaltung seiner Kriegsmacht lediglich auf sich selbst beschränkt blieb und sein ungeheures Kriegsmaterial zum Theil aus weitentlegenen Ländern herbeischaffen mußte, während das schönste und reichste seiner Länder, Böhmen, weil durch den Feind verwüstet, zu erheblichen Kriegsleistungen nicht angehalten werden konnte, sah sich Maria Theresia im Gegensatz zu König Friedrich, der von England bedeutende Subsidien erhielt, selbst auch noch in die traurige Nothwendigkeit versetzt, einen guten Theil ihrer ohnehin knappen Geldkräfte auf die Unterstützung der Russen zu verwenden. Nicht weniger schwer fiel ferner der Umstand in die Wagschaale, daß die österreichische Kriegführung eine ungleich kostspieligere war, als die preußische, und braucht

*) Wuttke, S. 422 ff.

man, um hierüber gewiß zu werden, sich nur zu vergegenwärtigen, wie bei der großen nationalen Verschiedenheit der zahlreichen, auch finanziell verschieden verwalteten, Provinzen der österreichischen Monarchie und bei dem hieraus entspringenden Mangel an Einheit und Concentration nicht nur in Bezug auf die zu ergreifenden Maßregeln, sondern auch in Rücksicht auf prompte Beschaffung der erforderlichen Geldmittel, wie — sagen wir — unter solchen Umständen die Kriegführung Oesterreichs im Vergleich zu derjenigen Preußens sich um ein Namhaftes vertheuren mußte. Endlich darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß in Bezug auf die Kriegführung selbst Preußen in nicht geringerem Maße als in den angegebenen Beziehungen im Vortheil war, und bedarf es gewiß nicht noch einer besonderen Deduction, daß hierbei vor Allem das große Feldherrngenie König Friedrich's in Frage kam, der weder bei'm Entwurf des jeweiligen Kriegsplans, noch bei dessen Ausführung, oder der, vielleicht ganz urplötzlich nothwendig werdenden Aenderung und Verbesserung desselben sich durch fremden Einfluß beengt, sondern immer nur auf sich selbst angewiesen sah, freilich aber auch mit seiner Persönlichkeit nach allen Seiten hin eine Bürgschaft bot, welche jeden Einzelnen, der für und mit dem großen König zu fechten berufen war, mit nieerfterbender Begeisterung erfüllte. Ganz anders dagegen das Verhältniß auf österreichischer Seite, wo, die Begeisterung abgerechnet, mit welcher die gesammte österreichische Armee ebenso für ihre erhabene Kaiserin focht wie die preußische für ihren großen König, auf die ebenberührten, dem König Friedrich zu Gute kommenden Vortheile alle völlig verzichtet werden mußte, und zwar, wie auf der Stelle in die Augen springt, lediglich deshalb, weil das, wenn auch noch so theuere, ja angebetete Oberhaupt des Ganzen an dem, was in dem Felde vorging, nur einen geistigen Antheil nehmen konnte, der Oberfeldherr dagegen, als Repräsentant des in Person nicht gegenwärtigen Oberhauptes, mehr oder weniger an die Instructionen und Anordnungen des Hofkriegsrathes in Wien gebunden war, ein Verhältniß, das sich selbstverständlich in solchen Momenten am schmerzlichsten fühlbar machen mußte, wo sich's nicht blos um eine kühne, sondern auch um eine rasche That handelte.

Bei alledem sah König Friedrich dem Kriegsjahre 1758 nicht ohne Besorgniß entgegen. Nicht nur, daß die Friedensanerbietungen, die er Marien Theresien und den Franzosen machte, zurückgewiesen wurden, so machten auch, wie ihm nicht entging, alle seine Feinde, auch Rußland, von Neuem furchtbare

Anſtrengungen gegen ihn. Es war daher ein großes Glück für ihn, daß gerade jetzt England einen lebhafteren Antheil an ſeiner Sache nahm. In dem Miniſter Pitt, der gerade damals an die Spitze der engliſchen Verwaltung trat, fand König Friedrich einen neuen, kräftigen Freund und Bundesgenoſſen. Geſtützt auf die dem König Friedrich überaus günſtige Stimmung der engliſchen Nation und überzeugt, daß Amerika, um welches England gleichzeitig mit Frankreich kämpfte, in Deutſchland erobert werden müſſe, wußte Pitt es durchzuſetzen, daß König Georg II. außer den Hülfsgeldern von jährlich 4 Millionen Thalern ein neues Heer ſchickte, für welches er ſich von Friedrich ſelbſt einen General ausbat. Friedrich beſtimmte dazu den jungen Herzog Ferdinand von Braunſchweig,

Ferdinand von Braunſchweig.

den Würdigſten, den er zur Uebernahme dieſer ebenſo wichtigen wie ſchwierigen Stellung herausfinden konnte. Und dieſer junge Held war es nun auch, der in dem neuen Feldzuge von 1758 die allgemeine Aufmerkſamkeit zunächſt in Anſpruch nahm, indem er am früheſten — ſchon im Februar — im Felde erſchien.

Die Aufgabe, welche dem Prinzen Ferdinand wurde, erforderte ebenso viel Muth, Kühnheit und Entschlossenheit, wie Besonnenheit und Umsicht. Sollte er ja mit 30,000 Mann entmuthigter Truppen, den Hannoveranern, welche, wie oben erwähnt wurde, im verflossenen Jahre nahe daran waren, die Waffen niederlegen zu müssen, 80,000 Franzosen aus Deutschland vertreiben! Und doch löste Prinz Ferdinand diese Aufgabe. Schon nach Verlauf weniger Wochen hatte er den Feind aus Hannover und Hessen verjagt und dabei gegen 11,000 Gefangene gemacht. Der neue französische Oberanführer, Graf von Clermont der unterdessen an Richelieu's Stelle getreten war, wich weiter und weiter zurück und wurde nach einem wahren Treibjagen nicht nur am 23. Juni 1758 bei Crefeld entscheidend auf's Haupt geschlagen, sondern schließlich selbst genöthigt, über den Rhein hinüberzugehen, so daß Prinz Ferdinand bis in die österreichischen Niederlande vordringen konnte.

So von dieser Seite gedeckt, dachte König Friedrich nur auf Mittel, um die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu hindern. Zu dem Ende mußte er die letzteren in ihrem eigenen Lande beschäftigen. Denn ebenso wenig wie die ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte ihm das Wagniß gestatteten, gegen beide Feinde zugleich einen Angriff zu unternehmen, ebensowenig brauchte er die Russen zu fürchten, sobald es ihm gelungen war, den Hauptfeind in Schach zu halten.

Auf österreichischer Seite hatte, wie schon oben erwähnt ward, ein Wechsel im Obercommando statt, was auf den weiteren Verlauf des Kriegs von wesentlichem Einfluß war. Um mit dem Hofkriegsrathe wegen des zu befolgenden Kriegsplanes Rath zu pflegen, wurde Marschall Daun gegen Ende Januars nach Wien berufen. Während seiner Anwesenheit daselbst trat Prinz Karl von Lothringen von dem bis dahin geführten Oberbefehlshaberposten zurück, indem er dem Kaiser und der Kaiserin erklärte,*) wie die bisher ohne sein Verschulden entstandenen Unfälle die Sorge in ihm rege gemacht hätten, daß sein eigenes widriges Schicksal hierbei im Spiele sein könne und in der Folge vielleicht neue Nachtheile herbeiführen möchte, daher er es für wünschenswerth erachte, daß der Oberbefehl an einen vom Glück mehr begünstigten General übertragen werde. Nur mit Widerstreben nahmen die Majestäten die Entsagung an und übertrugen das Obercommando an Daun, ein Ereigniß, von welchem der Staatskanzler

*) Wuttke, S. 428.

Graf Kaunitz die Reichsfürsten durch besondere Zuschriften vom 12. Febr. in Kenntniß setzte.

Zu unbedeutenderen Gefechten zwischen den Oesterreichern und Preußen kam es schon in der Zeit, als Daun noch in Wien war und das Commando der Armee und des Hauptcorps bei Königgrätz interimistisch Feldzeugmeister Graf Harsch übernommen hatte. Der Sieg blieb in diesen Gefechten allein auf Seiten der Oesterreicher, obgleich sich dieselben auch in diesem Feldzuge wieder anfänglich nur auf die Defensive beschränkten. Das erste Ereigniß von hervorragenderer Bedeutung erfolgte erst im April. Das war die Belagerung und alsbaldige Einnahme der Festung Schweidnitz, womit König Friedrich seine diesmaligen Operationen begann. Bereits in der Nacht vom 1. zum 2. April 1758 ließ der General Treskow die Laufgräben gegen die Festung eröffnen, und schon am 18. April gab sich der Commandant der Festung, General-Feldmarschall-Lieutenant Graf Thürheimb, mit der, freilich unterdessen durch Mangel an Lebensmitteln und durch Krankheit ziemlich zusammengeschmolzenen Besatzung (im Ganzen 4924 Mann, darunter aber 1150 Kranke*) kriegsgefangen.

So sah sich also König Friedrich abermals gleich bei Beginn seiner Kriegsoperationen vom Glück begünstigt. Fiel ja in Schweidnitz die einzige Stütze, welche den Oesterreichern in Schlesien noch geblieben war. Friedrich wendete sich nun nach Mähren in keiner anderen Absicht, als um sich in den Besitz von Olmütz zu setzen und solchergestalt Wien zu bedrohen. Aber mit welch' großem Geschick auch diese neue Unternehmung eingeleitet wurde, so mißglückte dieselbe doch völlig.

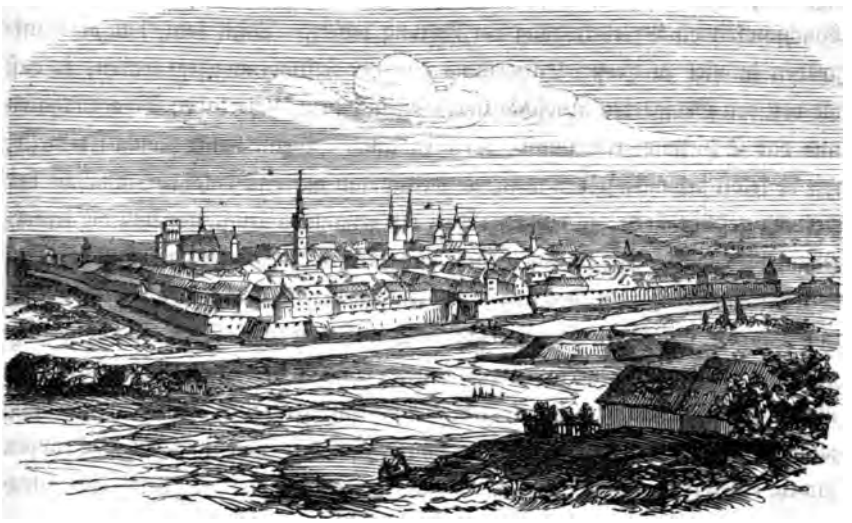
Zunächst zeigte sich's bald, daß die Einnahme einer Festung wie Olmütz eine bei weitem größere Anstrengung erfordern werde, als bei der Eroberung von Schweidnitz nöthig geworden war. Nicht nur, daß die Festung weit stärker und dabei mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war, so führte auch über die 8000 Mann starke Besatzung in derselben ein Mann das Commando, der zu den tapfersten und einsichtsvollsten Generalen der österreichischen Armee gehörte und als solcher für die kraftvollste und nachdrücklichste Vertheidigung des Platzes volle Garantie bot. Dieser Mann war Feldzeugmeister Graf Marschall, der denn auch die an ihn von Seiten König Friedrich's ergehende Aufforderung zur

*) Die Angaben hierüber, sowie überhaupt über die näheren Umstände der Eroberung von Schweidnitz differiren. Vergl. Wuttke, S. 430 ff.

Uebergabe nicht nur mit kaltem Spott zurückwies, sondern auch, als Feldmarschall Keith am 22. Mai die Laufgräben eröffnete und somit die förmliche Belagerung ihren Anfang nahm, mit dem größten Geschick und der äußersten Wachsamkeit die Vertheidigung der Festung leitete. Dazu kam, daß die Laufgräben in viel zu großer Entfernung von der Festung angelegt waren, so daß die von den Belagerern abgeschossenen Kugeln keinen sonderlichen Schaden thaten und das Schießmaterial unnütz verloren ging. Wenn daher König Friedrich, wie er selbst bekennt, seinen weiteren Kriegsplan auf eine baldige Einnahme der Festung gestützt hatte, so mußten schon die genannten Umstände ihm die Ueberzeugung bringen, daß er sich damit ganz entschieden verrechnet hatte. Den völligen Ausschlag zum Mißlingen des Unternehmens aber gaben endlich Daun und Laudon mit ihren Operationen. Seit Daun von Wien wieder zurückgekehrt war und das Obercommando führte, hatte er sich, immer durch eine feste, unangreifbare Stellung gesichert, lediglich darauf beschränkt, durch Heranziehung zahlreicher Recruten sein Heer zu completiren, die noch ungeübten Truppen tüchtig einexerciren zu lassen und, wo sich eine Gelegenheit bot, den Feind durch kleine Attaquen zu belästigen. „Sein*) Zaubersystem war diesmal am rechten Platze, und er verwendete mit großem Geschick die leichten Truppen, worin allein die Oesterreicher den Preußen überlegen waren, um dem Könige allen möglichen Schaden zuzufügen und seine Pläne zu vereiteln, während die Hauptarmee sich stärkte und den nothwendigen Grad von Schlagfertigkeit erwarb. Der Feldmarschall hatte in den Lagern von Königgrätz und Skalitz abgewartet, daß die Absichten des Königs sich näher entwickelten, hatte darauf einen schnellen Marsch gethan, um die großen Magazine zu Leitomischel zu retten, war dann durch beinahe sechs Wochen bei dieser Stadt und bei Gewisch in Lagern geblieben, die für die Hauptarmee wahre Exercierlager gewesen sind, wozu die nöthige Ruhe durch die vortreffliche Vertheilung der leichten Truppen zur Behauptung der Gebirgspässe gewonnen wurde. Hätte dagegen Daun sofort dem Könige seine Haufen ungeübtes Volk entgegengeführt, so ließ sich mit fast mathematischer Gewißheit berechnen, daß die österreichische Hauptarmee eine Niederlage erlitten haben würde." Erst dann, als der Zustand seiner Armee bei Ergreifung der Offensive für einen günstigen Erfolg ausreichende Garantie bot, brach Daun

*) Worte Sporschil's VI. Bd. S. 175.

auf, rückte der preußischen Belagerungsarmee vor Olmütz näher und näher und engte dieselbe endlich so ein, daß es ihr bald an den nöthigen Lebensmitteln und



Olmütz.

der gehörigen Munition fehlte. Ja schließlich hing das Schicksal der Festung, d. i. die Entscheidung, ob die Belagerung fortgesetzt werden könne oder aufgehoben werden müsse, lediglich davon ab, ob ein von Neisse herkommender Transport von 3000 Wagen mit Lebensmitteln, Geld und Munition sammt einer Heerde von dritthalbtausend Stücken polnischen Hornviehes, unter Bedeckung von 10,000 Mann, glücklich in das preußische Lager gelangen würde oder nicht. Daun hatte von dem Abgange dieser großen Zufuhr rechtzeitig Nachricht erhalten und gab dem General Laudon den Auftrag, zur Wegnahme oder Zerstörung alles Mögliche zu thun. Und der Schlag, so schwierig und gefahrvoll derselbe auch für Laudon war, gelang. „Bei einem Zuge von mehr als zwei Meilen Länge*) zwischen Bergen und Wäldern, über enge Brücken und Stege, auf oft bodenlosen Straßen in Thälern und Dörfern, war es kein Wunder, wenn der Zug oft stockte und der Zusammenhang und damit auch die gehörige Deckung und Uebersicht aufhörte. Bevor noch der Zug die schlesische Grenze überschritt, war

*) Wuttke, Die drei Kriegsjahre ꝛc., S. 436.

er bereits mehrmals von den Kroaten und dem Landsturm angefallen und bedeutend beschädigt und verringert worden. Bei Domstädtel, bereits auf mährischem Grund und Boden, kam es am 30. Juni zum Hauptschlag. Förmliche Gefechte, in welchen beiderseits von den Geschützen Gebrauch gemacht wurde, fanden mit abwechselndem Glück statt, bis endlich die Bedeckung theils überwältigt und getödtet, theils zersprengt und gefangen wurde. Kaum ein Dritttheil der Wagen entrann dem Verderben und erreichte das preußische Lager; die übrigen lagen mit zerschossenen oder zerschlagenen Rädern am Boden, nachdem das schlesische Landvolk die Stränge der Zugpferde abgeschnitten und nordwärts nach Troppau sich gerettet hatte, oder fielen mit ihrer Bespannung in die Hände der Sieger. Mehrere Geldwagen wurden ihnen zur Beute. Angeblich lieferten Laudon's Schaaren beinahe eine Million Thaler ein, jene des Generals Ziskowitz aber, der an der Affaire Theil genommen hatte, gar nichts, „maßen das Geld allzufrühzeitig unter die Soldaten gekommen." Dreizehn feindliche Geschütze und bei 3000 Pferde wurden erbeutet, ingleichen geriethen 42 Officiere mit mehreren tausend Mann in Gefangenschaft. Der Held des Tages war Laudon gewesen, der mit seinen Schaaren nicht weniger denn vierzehn Mal den Feind angegriffen hatte. Er erhielt für diese schöne Kriegsthat das Großkreuz des Marien-Theresien-Ordens und wurde zum Feldmarschall-Lieutenant befördert.

In gleicher Weise wie Laudon sah sich gleichzeitig auch Daun selbst vom Glücke begünstigt, dem in der Nacht zum 1. Juli ein Unternehmen gelang, das dem König Friedrich auch noch die letzte Nöthigung brachte, mit der Aufhebung der Belagerung nicht einen Tag mehr anzustehen. Das war Daun's und der österreichischen Hauptarmee glücklicher Uebergang vom rechten Ufer der March, wo die Hauptmacht der Preußen stand, auf das linke Ufer, um dem dort gelegenen kleineren Stadttheile, den die Belagerer nur mit einigen tausend Mann cernirt hielten, Hülfe zu bringen. Und dieser Uebergang gelang so vollständig, daß man im preußischen Lager nur erst Kenntniß davon erhielt, als die Vorhut der österreichischen Armee bereits auf dem jenseitigen Ufer angekommen war. Nun erschien zwar sofort ein preußisches Corps von 5000 Mann, welches, wie es schien, den weiteren Uebergang des österreichischen Heeres über den Fluß hindern sollte, aber ebenso schnell kehrte dieses Corps unverrichteter Sache wieder zurück; und schon in der Nacht darauf brach König Friedrich sammt seinem Heere in drei Colonnen unter Führung des Fürsten von Dessau, Fouqué's und

Keith's auf, nahm aber den Rückmarsch nicht nach Schlesien, sondern über Zwittau und Mirau nach der böhmischen Grenze.

So war Friedrich's Plan, aus Olmütz sich einen Waffenplatz für seine Operationen in Böhmen zu schaffen, vereitelt, Olmütz selbst, die Vormauer der österreichischen Südländer, gerettet.*) Wie sehr das feindliche Feuer gewüthet, mag daraus erhellen, daß 53 Festungsgeschütze unbrauchbar und 57 Lafetten zerschossen wurden. Maria Theresia ernannte den tapfern Vertheidiger Feldzeugmeister von Marschall zum Feldmarschall, und der Kaiser übertrug ihm die Würde eines Gouverneurs von Luxemburg.

Unmittelbar nach seinem Abzuge von Olmütz wendete sich König Friedrich, während er den einen Theil seines Heeres zur Abwehr der Oesterreicher zurückließ, mit dem andern Theile seiner Hauptarmee nach Nordosten gegen die Russen, die unterdessen unter dem Oberbefehl des Generals Fermor aus der Provinz Preußen gegen Pommern und die Mark vorgerückt waren und ihren Marsch mit so unerhörten Grausamkeiten bezeichneten, daß, wie König Friedrich bemerkte, es „den Anschein gewann, als solle an dem Begräbniß der Menschheit gearbeitet werden." Friedrich traf das russische Heer, wie es Küstrin mit Bomben in Brand schoß. Wenige Tage nach diesem Bombardement aber — am 25. Aug. 1758 — griff Friedrich, nachdem er das Corps des Generals Dohna mit sich vereinigt hatte, die russische Armee an und — gewann bei Zorndorf in der Neumark einen neuen, freilich aber auch furchtbar blutigen Sieg. Ja, es war diese Schlacht, in welcher 30,000 Preußen gegen 50,000 Russen fochten, eine der blutigsten, welche die Kriegsgeschichte kennt. Nachdem bereits Tausende der Kämpfenden in dem mörderischen Würgen den Tod gefunden hatten, ergriff die Infanterie des preußischen linken Flügels zweimal die Flucht. Da aber wirft sich wie ein vernichtender Wetterstrahl Seydlitz mit seiner Cavallerie auf den Feind, beginnt die Blutarbeit von Neuem und wird endlich nach furchtbarer Anstrengung Meister der Schlacht und des Feldes. Freilich aber wurde der Sieg mit einem schweren, sehr schweren Opfer erkauft. Wohl bedeckten 20,590 erschlagene Russen das Schlachtfeld, neben ihnen lagen aber auch 12,000 todte und verwundete Preußen. An Geschütz verloren die Preußen 26, die Russen 103 Stück mit 26 Fahnen. Gefangene gab's wenig, da man auf beiden Seiten

*) Wuttke, S. 438.

mit der äußersten Erbitterung gefochten und keinen Pardon gegeben hatte. Indeß blieb der mörderische Kampf für Friedrich nicht ohne gewichtige Folgen, da durch denselben die Russen zum Rückzuge nach Landsberg an der Warthe gezwungen wurden.

Nach dieser blutigen, aber doch glorreichen Schlacht bei Zorndorf wendete sich Friedrich, während Graf Dohna mit seinem Armeecorps zur Beobachtung der Russen in der Neumark zurückblieb, mit derselben Schnelligkeit, mit der er den eben beschriebenen Zug gegen die Russen unternommen hatte, nach Sachsen, um seinem tapfern Bruder Heinrich, den er dort zurückgelassen hatte, Hülfe zu bringen, denn die Abwesenheit König Friedrich's hatten die Oesterreicher nicht ungenützt gelassen. In währender Zeit war Daun mit der Hauptarmee nach Sachsen aufgebrochen und hatte blos 20,000 Mann unter dem General Harsch zurückgelassen, um wo möglich Neisse zu erobern. Prinz Heinrich kam dadurch in nicht geringe Gefahr. Die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte reichten kaum aus, Sachsen mit Erfolg vertheidigen zu können: den Oesterreichern sich in offenem Felde gegenüberzustellen, wäre um so gewagter gewesen, da mittlerweile auch die Reichsarmee, die jetzt der Herzog von Zweibrücken commandirte, in Sachsen einrückte. Daun's Plan ging nun dahin, Dresden zu erobern und so Sachsen seinen Feinden zu entreißen; und hätte er der Zeit nicht abermals den Fabius Cunctator gespielt, es würde ihm sein Unternehmen schwerlich mißglückt sein. Um so thätiger war Prinz Heinrich, um seinen Posten gegen die zahlreichen Feinde, die ihn drängten, zu behaupten; und was kaum möglich schien, gelang ihm. Zwar ging der Sonnenstein an die Reichstruppen und den General Haddik verloren, dafür entwickelte aber der preußische General von Schmettau, der Commandant von Dresden war, eine Energie, welche die etwa auftauchenden Hoffnungen auf eine Befreiung der Stadt aus preußischen Händen bedeutend abschwächte. Da kam die Nachricht von der Rückkunft König Friedrich's selbst, und sofort änderte sich die ganze Situation.

Friedrich's Plan war, Daun zu einer Schlacht zu vermögen; allein Letzterer ging dieser ebenso eifrig aus dem Wege, wie sie der König suchte. Dagegen suchte Daun dem König den Weg nach Schlesien zu verlegen. Friedrich zog ihn nach und fand ihn bei Löbau in einer festen, Ehrfurcht gebietenden Stellung auf den dortigen Anhöhen. Dennoch befahl der König, im Angesicht des Feindes, in der Ebene, das Lager aufzuschlagen. Seine tüchtigsten Generale, wie

Keith, Ziethen, Seydlitz ꝛc., alle riethen ab, in dieser äußerst gefährlichen Stellung zu verbleiben; ja der Generalquartiermeister-Lieutenant von Marwitz verweigerte selbst den Gehorsam und wollte das Lager nicht abstecken. Der König verharrte auf seinem Willen, und selbst als Feldmarschall Keith bemerkte: „Wenn die Oesterreicher uns hier ruhig lassen, verdienen sie gehenkt zu werden!" nahm Friedrich diese Worte nur als einen Scherz, und in der Nähe des Dorfes Hochkirch wurde das Lager wirklich aufgeschlagen.

Feldmarschall Keith hatte indeß richtig vorausgesehen. Drei Tage lang blieb Alles ruhig. Aber ehe noch der König etwas Weiteres vornehmen konnte, traf ihn und die Seinigen ein Schlag, der noch furchtbarer und vernichtender war, als wohl seine Generale befürchtet hatten. Am 14. October gedachte Friedrich das Lager wieder abzubrechen. Aber noch ehe der Tag graute, früh 3 Uhr, hatten sich die Oesterreicher in aller Stille den preußischen Linien genähert, und schon nach einer Stunde ging's an die blutige Arbeit. Es schlug in Hochkirch 4 Uhr und war noch dunkel, als Laudon mit seinen Panduren sich in den Rücken der Preußen schlich und zum Zeichen für die Oesterreicher das Dorf in Brand steckte. Die ganze Armee rückte nun sofort von vorn und von den Flanken in das preußische Lager, bemächtigte sich einer Batterie und feuerte nun ungehindert gegen den zum bei weitem größten Theil noch in tiefem Schlafe ruhenden Feind, daher Viele dem ewigen Todesschlaf in die Arme sanken, ehe sie nur eine Hand zu ihrer Rettung regen konnten. Die Unordnung und Verwirrung war über alle Beschreibung schrecklich, und die Dunkelheit vermehrte das Entsetzen. Wären die preußischen Truppen weniger gut disciplinirt gewesen, kaum würde Ein Mann dem Verderben entgangen sein. Halb nackt liefen die Soldaten zu den Waffen und stellten sich in Reihe und Glied; jedes Regiment suchte den Feind auf. Endlich wich die Dunkelheit, aber ein dichter Nebel trat an ihre Stelle und bedeckte das Schlachtfeld. Aus dem Ueberfall entwickelte sich eine völlige Schlacht und namentlich gestaltete sich der Kampf um das brennende Dorf, das unter entsetzlichem Blutvergießen genommen und wiedererobert wurde, am mörderischesten. Feldmarschall Keith fand hier seinen Tod; dasselbe Schicksal hatte Prinz Franz von Braunschweig, wogegen der Feldmarschall Prinz Moritz von Dessau schwer verwundet in die Hände der Oesterreicher fiel. Endlich befahl König Friedrich den Rückzug aus dem Dorfe, um eine neue Stellung einzunehmen. Allein auch hier wieder mit bedeutender Uebermacht

angegriffen, sah er sich genöthigt, noch weiter zurückzugehen. Indeß erfolgte der Rückzug der Preußen in bester Ordnung, auch von Daun wenig beunruhigt, da ein Angriff der österreichischen Cavallerie von Seydlitz tapfer abgewiesen wurde.

Die Preußen verloren an diesem denkwürdigen Tage 246 Officiere und 8851 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 101 Kanonen, worunter 31 schwere, 28 Fahnen, zwei Standarten und den größten Theil des Gepäcks. König Friedrich selbst war leicht verwundet, ebenso fast alle preußischen Generale. Die Oesterreicher gaben ihren Verlust zu 325 Officieren und 5614 Mann an.

Am kaiserlichen Hofe war über diese neue glückliche Waffenthat Daun's große Freude.*) Maria Theresia selbst dankte Daun in einem eigenhändigen Briefe, auch ward ihm ein Standbild errichtet. Die österreichischen Stände schenkten ihm 300,000 Gulden zum Wiederkauf der Herrschaft Ladendorf, eines von seinem Vater verkauften Familiengutes; die Kaiserin von Rußland bezeigte ihm ihre Achtung durch Uebersendung eines Degens mit goldnem Griff, und Papst Clemens XIII. schickte ihm ein geweihetes Baret und einen geweiheten Degen. Bei alledem blieb aber dieser neue Sieg der Oesterreicher ohne erhebliche Folgen, da Daun in der That unbegreiflicher Weise so gut wie nichts that, denselben weiter zu verfolgen und sich nutzbar zu machen. In der Meinung, dem König Friedrich die Straße nach Schlesien versperrt zu haben und dabei der Vermuthung folgend, daß Friedrich nur erst nach einer zweiten Schlacht nach Schlesien aufbrechen werde, bezog Daun zwischen Cannewitz und Drehsa ein festes Lager und that nichts, um dem Könige zu schaden, wogegen König Friedrich der Welt wieder einmal einen glänzenden Beweis seines eminenten Feldherrngenies lieferte. Richtig erkennend, daß zur Zeit seine Hauptaufgabe darin bestehe, sobald als möglich nach Schlesien aufzubrechen, um vor Allem Neisse zu entsetzen, das, wie bereits erwähnt, jener Zeit von General Harsch belagert wurde, suchte er vorerst durch Zufuhren aus Dresden sein Kriegsmaterial zu ersetzen und zog seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, mit 10 Bataillonen und Geschütz an sich. Und als solches glücklich gelungen — Prinz Heinrich langte am 21. Octbr. bei der Armee des Königs an — wurden denn auch sofort die nöthigen Anstalten zum Marsche nach Schlesien getroffen. Die Kranken und Verwundeten wurden vorausgeschickt, und schon am Abend des 24. Octbr. trat Friedrich mit seiner Armee den Marsch an, und zwar unter so günstigen Verhältnissen, daß Daun selbst über

*) Coxe IV. S. 303.

die Fruchtlosigkeit seines Siegs bei Hochkirch nicht mehr in Zweifel sein konnte. Die leichten Truppen, die Daun entsendete, um die Preußen auf ihrem Marsche zu beunruhigen, vermochten so wenig auszurichten, daß sich König Friedrich bereits am 26. Octbr. der Stadt Görlitz bemächtigen konnte und nach kurzer Rast daselbst in der Nacht vom 30. Octbr. die Neisse überschritt. Nun wurde zwar die Nachhut der preußischen Armee unter Prinz Heinrich von dem Laudon'schen Corps bei Schönberg angegriffen, wodurch es zu einem sehr heftigen Gefecht kam, allein auf den weiteren Marsch der preußischen Armee blieb auch dieser Versuch der Oesterreicher ohne Einfluß.

Am 5. Novbr. kam König Friedrich in der Nähe von Neisse an, worauf General Harsch sogleich die Belagerung aufhob und sich nach Mähren zurückzog. Ebenso wurde kurz darauf Kosel entsetzt, und so sah Europa das merkwürdige Schauspiel, daß eine geschlagene Armee Festungen entsetzte, was sonst nur siegreichen vorbehalten ist.

Durch diese glückliche Operation gelang es dem König Friedrich, ganz Schlesien wieder in seine Gewalt zu bekommen. Um so mißlicher standen dagegen gleichzeitig seine Angelegenheiten in Sachsen, daher er denn auch nach dem Wiedergewinn Schlesiens keine Zeit verlor, um nun auch dort wieder in eigener Person die Operationen gegen seine Feinde zu leiten. Durch den Ueberfall bei Hochkirch ermuthigt, hoffte Daun, noch vor Einbruch des Winters Sachsen erobern zu können, welches der Zeit der General Fink mit einer wenig zahlreichen Armee vertheidigte. Und in der That waren die Dispositionen, die Daun getroffen hatte, von der Art, daß, wofern dieselben nicht sofort durchkreuzt wurden, für Friedrich Schlimmes zu befürchten stand. Daun selbst war bei Lohmen über die Elbe gegangen und hatte ein Lager bei Pirna bezogen; gleichzeitig rückte die Reichsarmee unter dem Prinzen von Zweibrücken gegen Leipzig vor, während General Haddik Torgau bedrohte. Indeß scheiterte auch diese Unternehmung an Friedrich's Meisterschaft in der Strategie und an der Tüchtigkeit der in seinem Geiste einmüthig thätigen Generale. Während General Fink die österreichische Hauptarmee in Schach zu halten wußte, verjagte Graf von Dohna die Reichsarmee von Leipzig, wogegen es dem General Wedell selbst gelang, das Haddik'sche Corps in einem blutigen Gefechte zurückzuschlagen. Nun rückte zwar dessenungeachtet Daun näher an Dresden heran, wodurch General Fink sich genöthigt sah, nach dem rechten Ufer der Elbe überzugehen und bei Neustadt ein Lager zu

beziehen; sowie aber Daun die ersten Anstalten zu einem Angriff auf Dresden traf, brachte der preußische Commandant von Dresden, General Schmettau, seine schon früher ausgesprochene Drohung zur Ausführung und steckte einen Theil der Vorstädte in Brand, wodurch in Zeit von wenigen Stunden 266 Gebäude ein Raub der Flammen wurden. Da hielt es Daun für gerathen, von seinem weiteren Vorhaben abzustehen, trat, nachdem er auch den Sonnenstein wieder hatte räumen lassen, den Rückzug an und bezog in Böhmen seine Winterquartiere..

König Friedrich hatte unterdeß seinen Marsch von Schlesien her so weit fortgesetzt, daß, als Daun von Dresden abzog, seine Avantgarde bereits Weißenberg erreicht hatte. Am 20. Novbr. traf er in Dresden ein, ordnete die weitere Vertheidigung Sachsens, so gut es die Umstände zuließen, übertrug seinem Bruder Heinrich auf's Neue den Oberbefehl, ließ die Werke des Sonnensteins schleifen und reiste dann nach Breslau ab, wo er in der Mitte Decembers eintraf.

Also blieb das gräßliche Nachtstück bei Hochkirch für König Friedrich doch nur ein vereinzelter Unglücksfall ohne, wie ursprünglich wohl zu befürchten gewesen, weitere verderbenbringende Folgen. Und wie also der Feldzug von 1758 in Schlesien und Sachsen für Friedrich nichts weniger als ungünstig ablief, zu einem gleichen Resultate führte derselbe auch anderwärts. Dem Herzog Ferdinand von Braunschweig sind wir auf seiner Siegesbahn in unserer obigen Darstellung gefolgt bis zu seinem Vordringen in die österreichischen Niederlande. Solche Erfolge der feindlichen Streitkräfte öffneten endlich dem Hofe von Versailles die Augen über die Unfähigkeit seines Heerführers. Clermont wurde abberufen und an seine Stelle trat der kriegskundige Marschall von Contades. Zu gleicher Zeit erhielt aber auch Prinz Soubise gemessenen Befehl, mit seinem durch 7000 Würtemberger verstärkten Heere in Hessen einzurücken, dieses Land zu erobern und so die Feinde vom Rheine abzuziehen. In Folge davon sah sich nun zwar Herzog Ferdinand genöthigt, am 10. August über den Rhein zurückzugehen und sich auf die Vertheidigung von Hannover und Westphalen zu beschränken; als aber kurz darauf 12,000 Engländer unter dem Herzoge von Marlborough bei Bockholdt als frische Hülfstruppen zu ihm stießen, kam er bald wieder sowohl gegen Contades als gegen Soubise in Vortheil. Eine Schlappe, welche eine Abtheilung seines Heeres am 10. Octbr. bei Lutternberg erlitt, alterirte wenigstens nicht seinen Hauptplan, der dahin ging, die gerade Verbindung

zwischen den französischen Heeren unter Contades und Soubise zu verhindern. Und so gelang es dem Prinzen Ferdinand schließlich doch noch, Contades zwischen die Maas und den Rhein, Soubise zwischen den Rhein und den Main in die Winterquartiere zurückzudrängen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Münster und lagerte sein Heer in Westphalen ein.

Nicht weniger glücklich für Friedrich endigte der Feldzug gegen die Russen. Dieselben hatten nach der Schlacht bei Zorndorf Kolberg belagert und 29 Tage lang die Stadt auf's furchtbarste geängstigt. So wie sie aber Nachricht von dem Anzuge des Generals Dohna erhielten, hoben sie die Belagerung auf, räumten Pommern und die Marken ganz und zogen sich nach Polen und Preußen zurück, so daß General Dohna Luft erhielt, um sich wieder nach Sachsen wenden zu können und, wie bereits erzählt ward, die Reichsarmee von Leipzig zu verjagen.

Die Schweden endlich, deren Königshaus dem Kriege ohnehin durchaus abgeneigt war, hatten sich das ganze Jahr hindurch damit begnügt, unvertheidigte preußische Provinzen zu brandschatzen und auszuplündern und zogen sich immer, sowie ihnen die Preußen nahe kamen, unter die Kanonen von Stralsund zurück. So auch gegen Ende des Jahres, als General Dohna, nach der gänzlichen Befreiung Schlesiens und Sachsens, gegen Ende Novembers noch einmal nach den Marken aufbrach. Während die Schweden nach Stralsund zurückgingen, nahm Dohna seine Winterquartiere in Schwedisch-Pommern.

So sah also König Friedrich am Ende des Feldzugs wenigstens seine Staaten, mit Ausschluß des Königreichs Preußen, von Feinden befreit, wenn auch dieses Kriegsjahr, mehr als die früheren, namentlich die Unglückstage von Olmütz und Hochkirch, ihn um mehrere tüchtige, altbewährte Generale ärmer gemacht und seine alten Kerntruppen so gelichtet hatten, daß er nicht ohne große Besorgniß in die Zukunft sehen konnte.

Das Kriegsjahr 1759.

Wie in den vorhergehenden Kriegsjahren, so wurde auch am Schluß des nur erst erzählten Feldzuges die Winterruhe von beiden mit einander in Krieg liegenden Parteien zu neuen Rüstungen und Vorbereitungen zu einem abermaligen Feldzuge benutzt. Am thätigsten war in dieser Beziehung Maria Theresia's Verbündeter, Ludwig XV. von Frankreich sammt der Frau von Pompadour, obgleich der bei weitem größte Theil der französischen Nation, ja selbst das Cabinet, einer weiteren Fortsetzung des Kriegs sich auf's entschiedenste abgeneigt zeigte. Cardinal Bernis, der, weil er den Wunsch geäußert, den Krieg beendigt zu sehen, bei'm König und der Pompadour in Ungnade gefallen war, legte daher sein Amt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nieder, und die erste Handlung des an seine Stelle tretenden Herzogs von Choiseul*) war der Abschluß eines neuen Allianztraktats**) mit Oesterreich,

---

*) Uns bereits bekannt als Gesandter in Wien unter dem Namen „Marquis von Stainville."

**) Dieser Vertrag, ursprünglich ganz geheim gehalten, gehört, wie auch Wenck bemerkt, der ihn in seinem „Codex juris gentium recentissimi, Vol. III. p. 185 sq., vollständig mittheilt, zu den merkwürdigsten der neuern Zeit, insofern in demselben alle Nachtheile und Lasten auf die Schultern Frankreichs genommen, alle Vortheile aber Oesterreich vorbehalten waren, ein Umstand, der, wie auch Sporschil bei Erwähnung des Vertrags richtig bemerkt, den deutlichsten Beweis liefert, wie gründlich Choiseul und die Pompadour dem kaiserlichen Hofe ergeben waren. Friedrich der Große gibt in seinen hinterlassenen historischen Werken, Bd. III, S. 312 ff., den Vertrag auszugsweise, und dürfte es wohl von besonderem Interesse sein, wenn wir diesen Auszug hier mittheilen. Dieser königliche Bericht lautet folgendermaßen:

„Dieser Vertrag scheint gegen den Subsidienvergleich geschlossen worden zu sein, welcher im nämlichen Jahre den 11. April zwischen dem Preußischen und Englischen Hofe unterzeichnet worden war. Es wird desselben im Eingange erwähnt und darin ausdrücklich gesagt: Daß, da man nicht anders hoffen könne, die Ruhe von Deutschland wiederherzustellen, als durch die Schwächung der schädlichen Macht des Königs von Preußen; so hätten

wodurch die bisherige Verbindung zwischen den Höfen von Versailles und Wien eine noch engere wurde. — Ebenso machte die Kaiserin Elisabeth von Rußland

---

der Allerchristlichste König und die Kaiserin-Königin für dienlich erachtet, die Bande ihrer Vereinigung durch einen Traktat, welcher den Versailler Vertrag vom 1. Mai 1756 bestätigte, noch enger zu knüpfen, und sich über die schicklichsten Mittel zu vereinigen, um den Angreifer zu zwingen, den Beleidigten Genugthuung und Sicherheit für die Zukunft zu geben, und um die Ruhe Deutschlands dadurch dauerhaft zu gründen, daß man den König von Preußen in solche Grenzen einschränkte, die ihm nicht mehr gestatteten, die allgemeine Sicherheit und die Sicherheit seiner Nachbarn durch seinen und durch Englands Ehrgeiz willkürlich zu stören." — Hierauf folgt der eigentliche Vertrag, welcher folgende Punkte enthält:

Art. 1. Beide Theile bestätigen den Versailler Vertrag vom 1. Mai 1756 und legen ihn bei der gegenwärtigen Verbindung zum Grunde.

Art. 2. Der König von Frankreich verspricht der Kaiserin-Königin, so lange der gegenwärtige Krieg dauert, eine Hülfe von 18,000 Mann zu Fuß und 6000 Mann zu Pferde, entweder in Truppen oder in Gelde, wie es die Kaiserin-Königin verlangen wird.

Art. 3. Diese Hülfsleistung wird in Gelde auf 3 Millionen und 456,000 Gulden jährlich angeschlagen.

Art. 4. Der König von Frankreich nimmt die Bezahlung der Hülfsgelder an Schweden allein auf sich.

Art. 5. Er verspricht das Corps sächsischer Truppen zu löhnen und es der Kaiserin-Königin zu ihrem Gebrauche zurückzuschicken, sobald dieselbe es verlangen wird.

Art. 6. Beide Theile machen sich anheischig, dem König von Polen, Kurfürsten von Sachsen, nicht nur die Zurückgabe seiner Staaten, sondern auch eine verhältnißmäßige Entschädigung zu verschaffen.

Art. 7. Der König von Frankreich verspricht, 100,000 Mann in Deutschland anzuwenden, um die österreichischen Niederlande und die Staaten des Reichs zu decken.

Art. 8. Da die Sicherheit der Flandrischen Küsten es erfordert, daß die Festungen Ostende und Nieuwpoort gegen alle Angriffe geschützt werden, und der Allerchristlichste König die Vertheidigung dieser Plätze über sich genommen hat; so werden dieselben, so lange der gegenwärtige Krieg zwischen Frankreich und England dauert, der Besetzung seiner Truppen anvertraut bleiben; doch soll diese, blos auf die Sicherheit der gedachten Plätze abzweckende Veranstaltung dem Souveränitätsrechte der Kaiserin-Königin auf keine Weise zum Nachtheile gereichen.

Art. 9. Jedoch verspricht der König von Frankreich, Nieuwpoort und Ostende, selbst ehe er Frieden mit England geschlossen hat, wieder zurückzugeben, wenn man sich anderweitig darüber vereinigt.

Art. 10. Die dem Könige von Preußen abgenommenen Länder sollen im Namen und von Commissarien der Kaiserin-Königin verwaltet und regiert werden; aber die öffentlichen Einkünfte derselben sollen dem Allerchristlichsten König gehören, bis auf 40,000 Gulden, die für die Verwaltungskosten vorweg abgezogen werden.

Art. 11. Beide Theile machen sich verbindlich, die besonderen Streitpunkte, welche zwischen ihnen vorfallen könnten, gütlich beizulegen.

Art. 12. Der Allerchristlichste König verspricht, während des Kriegs alle seine Macht dahin zu gebrauchen, und bei dem Friedensgeschäfte seine wirksamsten Dienstleistungen dahin anzuwenden: daß bei dem künftig zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Preußen zu schließenden Vertrage dem Hause Oesterreich das Herzogthum Schlesien und

neue große Anstrengungen. Nicht nur, daß ein neues Heer ausgerüstet wurde, über welches den Oberbefehl General Soltikoff erhielt, so wurde gleichzeitig auch

die Grafschaft Glatz abgetreten und zugesichert werden; und er übernimmt im Voraus die Gewährleistung alles dessen, was in dieser Rücksicht zwischen der Kaiserin-Königin und dem Könige von Preußen wird festgesetzt werden.

Art. 13. Beide Theile verbinden sich: nicht anders als nach völliger Uebereinstimmung unter sich mit ihren gemeinschaftlichen Feinden Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Der König von Frankreich verspricht, mit dem Könige von England weder Frieden noch Waffenstillstand zu schließen, ohne mit demselben zu verabreden, daß er alles Mögliche anwende, um den König von Preußen dahin zu bringen, Ihrer Kaiserl. Majestät billige und ehrenvolle Bedingungen zu bewilligen, oder wenigstens ohne den König von England zu dem Versprechen verbindlich zu machen, dem König von Preußen ferner keine Hülfe zu leisten; und die Kaiserin-Königin macht sich anheischig, auch ihrerseits nur unter den nämlichen Bedingungen mit dem Könige von Preußen Frieden oder Waffenstillstand zu schließen.

Art. 14. Zur Beruhigung der protestantischen Staaten wird der Westphälische Friede bestätigt, und man ist übereingekommen, die Krone Schweden zum Beitritt bei dem gegenwärtigen Vertrage einzuladen.

Art. 15. Die Kaiserin-Königin entsagt ihrem Rückfallsrecht auf die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla: zu Gunsten der männlichen Nachkommenschaft des Infanten Don Philipp.

Art. 16. Beide Theile machen sich verbindlich, gemeinschaftlich mit dem Herzog von Parma, bei dem König beider Sicilien es dahin zu bringen, die Thronfolge im Königreiche beider Sicilien festzusetzen.

Art. 17. Für die im 15. Art. erklärte Verzichtleistung verspricht der Allerchristlichste König seine freundschaftlichen Dienste anzuwenden, um den König von Neapel dahin zu bringen, dem Kaiser seine Ansprüche auf die Allodialgüter der Häuser Medici und Farnese abzutreten.

Art. 18. Der Infant Herzog von Parma entsagt seinen Ansprüchen auf die Allodialgüter der Häuser Medici und Farnese, sowie auch auf die Städte Bozzolo und Sabionetta.

Art. 19. Der Allerchristlichste König verspricht durch seine Dienste mit beizutragen, daß der Erzherzog Joseph auf eine der Reichsverfassung gemäße Art zum Römischen König erwählt werde.

Art. 20. Beide Theile vereinigen sich, in Rücksicht einer künftigen Polnischen Königswahl, nur gemeinschaftliche Maßregeln zu nehmen; und da ihre Absicht keine andere ist, als blos die Freiheit der Polnischen Nation aufrecht zu erhalten, so erklären sie von jetzt an, daß, wenn die freie Wahl der Republik auf einen Prinzen des Sächsischen Hauses fallen sollte, sie diese Wahl nach ihren besten Kräften unterstützen werden.

Art. 21. Da sich die Kaiserin-Königin mit dem Herzog von Modena über die Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der Prinzessin von Modena verglichen hat, und da sie Kaiser und Reich um die Exspectanz auf die Lehnfolge in Modena zum Vortheil des Erzherzogs Leopold ersuchen will, jedoch unter der Bedingung, daß die Modenischen Staaten nie mit den übrigen Staaten des Hauses Oesterreich vereinigt werden; so verspricht der König von Frankreich seine Dienstleistungen dabei zu verwenden.

Art. 22. Zum Beitritt zu diesem Vertrag soll der Kaiser, die Kaiserin von Rußland und die Könige von Schweden und von Polen eingeladen werden.

Die beiden letzten, sowie die drei besonderen Artikel, betreffen nur bloße Förmlichkeiten.

eine Flotte bemannt und, um das Erscheinen der Engländer in der Ostsee zu verhindern, mit den Höfen von Stockholm und Kopenhagen ein Vertrag abgeschlossen, zufolge dessen fremde Schiffe nicht durch den Sund gelassen werden sollten. Endlich wurden auch Schweden und die Reichsarmee von Neuem aufgeboten.

Indeß säumte auch König Friedrich nicht mit seinen Vorkehrungen, um den erbitterten Kampf mit erneuten Kräften wieder aufnehmen zu können. In derselben Zeit, in welcher Maria Theresia ihr engeres Bündniß mit Frankreich abschloß, erneuerte er (11. Decbr. 1758) sein altes Bündniß mit Großbritannien, wonach letzteres sich verpflichtete, dem König Friedrich auch im Jahre 1759 eine Subsidie von 670,000 Pfund Sterling zu zahlen; und kurz darauf (den 17. Januar 1759) erneuerte Großbritannien außerdem mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel seinen Subsidienvertrag, wonach der König von England von Neuem auf vier Jahre 12,000 Hessen in seinen Sold nahm. Ueberdies that aber auch Friedrich selbst alles Mögliche, um die in seinem Heere entstandenen großen Lücken wieder auszufüllen und sich zur Fortsetzung des Kriegs neue Geldmittel zu verschaffen. Bei der Wahl der Mittel, um Geld und Soldaten aufzubringen, konnte Friedrich freilich nicht schwierig sein;*) es entschied die Noth und die Menschlichkeit mußte verstummen. Nicht nur aus den eigenen Provinzen, sondern auch aus den Nachbarländern wurden Kriegssteuern und Rekruten mit schonungsloser Härte zusammengebracht. Wohl am stärksten wurde das unglückliche Sachsen in Anspruch genommen. Während die Pachtgelder der landesherrlichen Güter vorausbezahlt werden mußten, wurden die herrlichsten Wälder niedergeschlagen und zu Gunsten der preußischen Kasse verkauft. Nicht besser erging es Anhalt, das ebenfalls zu bedeutenden Lieferungen herangezogen wurde. Schrecklich war auch das Loos Mecklenburg-Schwerins, dessen Herzog auf dem Reichstage zu Regensburg an der Spitze von Friedrich's Feinden stand. Die preußischen Truppen erlaubten sich dafür in seinem Lande die unerhörtesten Grausamkeiten, bis endlich die schriftliche Bitte der Prinzessin Charlotte, der nachmaligen Königin von England, eine wenigstens um etwas mildere Behandlung des Landes zur Folge hatte. Mecklenburg hat aber im Verlaufe der sieben Kriegsjahre dem Könige von Preußen sechszehntausend Rekruten liefern und wenigstens 17 Millionen an Contributionen bezahlen müssen. Jener Zeit kamen übrigens auch die sogenannten Ephraimiten in Cours, eine besondere Klasse

*) Reiche, Friedrich der Große, S. 303.

Münzen, welche während des siebenjährigen Kriegs von einer Gesellschaft Juden, an deren Spitze ein gewisser Ephraim stand, als preußischen Münzpächtern geschlagen wurden. Der Hauptsitz dieser Münzwerkstätte war Leipzig, welche Münze König Friedrich im Jahre 1759 an jene Gesellschaft verpachtete. Diese Münzen waren mit sächsischen Stempeln versehen und trugen zum großen Theil, um ihren geringen Gehalt zu verdecken, betrüglicherweise die Jahrzahl 1753. Es waren dieselben aber so schlecht, daß die Mark fein (14 Thlr. preuß. Cour.) bis zu 45 Thlr. ausgeprägt wurde, daher sie denn auch bald an Cours verloren, so daß zuletzt der Louisd'or 20 Thlr. galt. Und solch schlechten Geldes, das übrigens erst nach dem Hubertusburger Frieden verschlagen ward, war nicht weniger denn gegen 7 Mill. Thlr. in Circulation! Und ebensowenig wähleriſch war endlich König Friedrich bei Rekrutirung seiner Armeen. Um Rekruten zu erhalten, ließ er Werbeplätze anlegen, wo jeder Neueintretende 10 Thlr. als Handgeld erhielt, eine Maßregel, die guten Erfolg hatte, indem nunmehr das arbeitslose Gesindel aus aller Herren Ländern zu den Fahnen des berühmten Königs strömte. Aber trotz dieser ungeheuern Anstrengungen beschloß doch König Friedrich, mit der Hauptarmee sich möglichst auf die Defensive zu beschränken. Eine desto größere Thätigkeit dagegen entwickelten in dem neuen Feldzuge seine Generale.

Am frühesten war wieder Herzog Ferdinand von Braunschweig im Felde. Da jedoch dessen Thätigkeit ausschließlich gegen die Franzosen, also nur gegen einen Theil der Verbündeten unserer Heldin, gerichtet war, werden wir des Feldzugs dieses Mannes erst später gedenken und wenden uns zunächst wieder zu den beiden mit einander kämpfenden Hauptparteien.

Ebenso wie König Friedrich gedachte auch Daun bei Beginn des neuen Feldzugs sich auf die Defensive zu beschränken, wenn auch bei ihm ein anderer Grund hierzu obwaltete, als bei jenem. Während Friedrich sich hierzu aus Mangel an ausreichenden Streitkräften genöthigt sah, verschob Daun ein offensives Vorgehen auf denjenigen Zeitpunkt, wo eine Vereinigung der österreichischen Streitkräfte mit den russischen erzielt sein würde, denn in dieser Vereinigung lag der ganze Schwerpunkt des diesmaligen österreichischen Operationsplanes. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß, bevor noch Daun bei'm Heere eintraf, von Seiten der Preußen einzelne Unternehmungen mit Glück ausgeführt wurden, die unter andern Umständen schwerlich ungerächt geblieben wären. Wir meinen hiermit aber vorzugsweise die zahlreichen Streifzüge, welche

preußiſche Heeresabtheilungen in den erſten Monaten des Jahres 1759, alſo noch im Winter, ausführten, nicht blos um ihren Feinden Schaden zuzufügen, ſondern auch um Kriegsſteuern und Brandſchatzungen einzutreiben. Die hervorragendſte Perſönlichkeit dabei war Friedrich's Bruder, Prinz Heinrich, der gerade in dieſer Zeit eine größere Thätigkeit denn je entwickelte. Schon im Februar und März drangen ſeine Corps bis Erfurt, Eiſenach, Saalfeld, Fulda und Hof vor und brandſchatzten auf entſetzliche Weiſe. Im April fiel Prinz Heinrich ſelbſt mit einem Corps und General Hülſen mit einem andern in Böhmen ein, nahm bei Kommotau den General Reinhardt mit 2500 Mann gefangen und zerſtörte in Loboſitz, Leitmeritz, Saatz und Budin ungeheure Magazine. Im Mai unternahm er abermals einen Zug nach Franken, trieb daſelbſt die Reichsarmee bis Nürnberg zurück, zerſtörte in Franken und der Oberpfalz abermals alle Magazine und kehrte erſt Anfang Juni nach Sachſen zurück, wo unterdeß die Oeſterreicher einen Einfall gewagt hatten, welche Unternehmung aber Letztere bei'm Wiedererſcheinen Heinrich's wieder aufgaben.

Außer dieſen Streifzügen des Prinzen Heinrich nahmen in den erſten Monaten des Jahres 1759 die Unternehmungen des Generals Dohna gegen die Schweden und Ruſſen die Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe noch in Anſpruch. Nachdem dieſer General, wie bereits am Schluß des Feldzuges von 1758 erzählt ward, die Schweden wieder bis nach Stralſund gejagt hatte, wendete ſich derſelbe ſofort gegen die Ruſſen, welche ſich in Preußen und Polen zuſammenzogen und Hinterpommern, ſowie die Neumark bedrohten. Nun gelang es zwar Dohna, die Feinde eine Zeit lang im Schach zu halten, ſowie auch ihnen durch Zerſtörung mehrerer Magazine nicht unempfindlichen Schaden zuzufügen, allein einem weiteren Vordringen der Ruſſen konnte er doch nicht wehren, trotzdem daß unendlich viel, ja vielleicht Alles darauf ankam, ſolches zu verhindern, da, je weniger dies erreicht wurde, deſto näher die Gefahr kam, daß den Ruſſen ihre beabſichtigte Vereinigung mit den Oeſterreichern gelingen werde. War ja Laudon mit einer Heeresmaſſe von 30,000 Mann bereits unterwegs, um eine ſolche Vereinigung zu Stande zu bringen. König Friedrich glaubte daher Urſache zu haben, mit General Dohna unzufrieden zu ſein und übergab den Oberbefehl an den General Wedell und zwar mit dictatoriſcher Vollmacht und dem beſtimmten Befehl, eine Vereinigung der Ruſſen mit den Oeſterreichern um jeden Preis zu hindern. Auf Grund dieſes Befehls nun griff Wedell am 23. Juni bei dem

Dorfe Kay unweit Züllichau an der Oder die Russen an, wurde aber mit einem Verluste von 5000 Mann geschlagen und zum Rückzuge über die Oder genöthigt. Ungehindert rückten jetzt die Russen auf Crossen vor; die Vereinigung mit Laudon war kaum mehr zu hindern, und beiden stand der Weg nach Berlin offen.

Diese Vorfälle riefen endlich auch König Friedrich selbst zu neuer Thätigkeit. Seinem schon mehrfach erwähnten Plane, sich defensive zu verhalten, bis zu der eben beschriebenen Zeit treu, hatte er lange Zeit bei Landshut in Schlesien in einem Lager zugebracht. Er selbst sowohl, wie auch sein Gegner Daun, welcher den ganzen Mai im Königgrätzer Kreise in Böhmen stand und erst Ende Juni über Gitschin, Turnau, Reichenberg und Friedland in die Lausitz marschirte und am 6. Juli sich bei Markliſſa lagerte, hatte vergebens eine günstige Gelegenheit zu einer Schlacht erwartet. Nach erhaltener Nachricht von Wedell's Unglück litt's ihn nicht mehr in solcher Unthätigkeit. Trotz furchtbarer Sommerhitze ließ er sofort einen Theil der Truppen Prinz Heinrich's in Eilmärschen nach der Neumark marschiren, während Prinz Heinrich selbst den König ablösen und den Oberbefehl über das schlesische Heer übernehmen mußte, mit welchem Friedrich unterdeß aufgebrochen war und bei Schmottseifen, Daun gegenüber, eine feste Stellung eingenommen hatte. Am 28. Juli traf Prinz Heinrich in Schmottseifen ein, und schon Tags darauf reiste König Friedrich, blos von einigen Husaren begleitet, nach Sagan ab, um an der Oder, wo die Seinen bisher so unglücklich gefochten hatten, das Obercommando selbst zu übernehmen. Seine Hauptabsicht aber, die Vereinigung Laudon's mit den Russen zu verhindern, erreichte er nicht. Diese Vereinigung erfolgte am 3. August bei Frankfurt.

Die Zahl der Truppen, welche Friedrich an der Oder zusammengebracht hatte — die Reste der Armee des Generals Wedell und 10,000 Mann, welche General Fink aus Sachsen herbeigeführt hatte — belief sich auf 40,000 Mann, mit denen er am 11. August die Oder überschritt. Er fand die vereinigte russisch-österreichische Armee, 60,000 Mann stark, in einem wohlbefestigten Lager bei Kunnersdorf, unweit Frankfurt a. d. O. König Friedrich wußte recht wohl, wie sehr ihm seine Feinde überlegen waren, und ebensowenig konnte er sich verhehlen, daß eine Schlacht vielleicht das Schicksal seiner ganzen Monarchie entscheiden werde. Dennoch wagte er eine solche Berufung an das Schicksal, und so kam es am 12. August 1759 zu der denkwürdigen, für Friedrich so unglücklichen Schlacht bei Kunnersdorf.

König Friedrich hatte die Stellung seiner Feinde von den Anhöhen bei Trettin recognoscirt. Dieselbe war außerordentlich fest und schien nur auf der linken Flanke angreifbar. Der rechte Flügel war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche und starke Verschanzungen, die Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Nur über Eins hatte sich Friedrich nicht vollständige Kenntniß verschafft: über das Terrain, auf dem er sich mit seinen Truppen bewegen mußte. Kaum hatte er sich des Morgens um 3 Uhr von Oetscher aus in Bewegung gesetzt, als er sich durch Teiche, Sümpfe und Gebüsche und allerlei andere Terrainschwierigkeiten in seinem Marsche aufgehalten sah und, um zum Ziele zu gelangen, große Umwege machen mußte. Dabei war gerade dieser Tag einer der allerheißesten des Sommers. So ermüdeten die Truppen und erschöpften ihre Kraft noch vor Beginn der Schlacht. Erst Vormittags 11 Uhr langten sie an dem Orte ihrer Bestimmung an. Dennoch wurde zum Angriffe commandirt und trotz der Ermattung der Truppen der Angriff auf den linken Flügel der Russen mit der gewohnten Tapferkeit ausgeführt. Der rechte Flügel der Preußen,*) welcher sich an das sogenannte Hühnerfließ lehnte, gab den ersten Stoß und sollte die Verschanzungen auf den Mühlbergen erstürmen, oder die linke Flanke des Feindes brechen. Auf einem, am Ausgange des Waldes gelegenen Berge hatte man 60 Kanonen aufgefahren, um durch ihr Feuer zuerst die Reihen der Russen zu lichten. Acht Grenadierbataillone, angeführt von den Generalen Schenkendorf und Linstadt, sollten, unterstützt von der Infanterie des rechten Flügels, den Angriff machen. Das Fink'sche Corps mußte sich auf den Anhöhen von Trettin zeigen und durch allerlei Bewegungen die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Angriffspunkte abziehen. Diese Kriegslist gelang vollkommen, indem die Russen voraussetzten, man wolle ihnen in den Rücken fallen und in dieser Voraussetzung das in ihre Flanke gestellte preußische Heer nicht eher wahrnahmen, als bis es an dem Saume des Waldes erschien.

Das Feuer von drei preußischen Batterien, welches sich auf der schmalen Anhöhe, auf welcher der feindliche linke Flügel stand, durchkreuzte, hatte etwa eine halbe Stunde mit großer Wirkung gedauert, als die Grenadiere zum Angriff vorrückten. Sie wurden mit einem Kartätschenhagel aus 100 Kanonen

*) Die Schlacht zerfiel in zwei blutige Akte. Während im ersten der Sieg auf der Seite der Preußen blieb, führte der zweite — das Resultat des Kampfes — zu einer vollständigen Niederlage Friedrich's. Zur nähern Kennzeichnung des ersten geben wir die gedrängte Darstellung Reiche's in seinem „Friedrich der Große" S. 309.

empfangen; da diese aber schlecht gerichtet waren, erstiegen die Grenadiere die Verschanzung, schlugen den Feind aus ihr heraus und eroberten 70 Kanonen. Hierüber entstand eine solche Unordnung, daß der linke russische Flügel die Flucht ergriff. Aber auch das Grenadiercorps war über seine Anstrengungen in Unordnung gerathen und konnte nicht so schnell wieder geordnet werden; und diesen Moment benutzten die feindlichen Feldherren, ihre geschlagenen Regimenter durch frische zu ersetzen, diesseits Kunnersdorf eine Linie zu bilden und die rückwärts längs der Niederung gelegenen Anhöhen mit Fußvolk zu bedecken. Der König dagegen hatte seinen rechten Flügel auf die Mühlberge gezogen und führte unverweilt wieder zur Schlacht; und da beide Theile ganz nahe bei einander standen, kam es zu einem mörderischen Gefechte, von welchem die Russen erst abließen, als alle ihre Patronen verschossen waren. Hierauf zogen sie sich durch den Kuhgrund nach den Judenbergen zurück.

Dies der erste Akt des blutigen Drama's. Es war Abends um 6 Uhr, der Sieg der Preußen schien entschieden und schon gingen Eilboten mit der Siegesbotschaft nach Schlesien und Berlin ab. Aber die Siegesfreude war eine voreilige. Der Tag; der dem sieggewohnten König einen neuen Triumph in Aussicht gestellt hatte, wurde einer der unglücklichsten in dem siebenjährigen Kriege.

Wie bereits erwähnt, hatte Friedrich den bisherigen Sieg der tapfern Infanterie seines rechten Flügels zu verdanken. Weiter aber konnte derselbe nicht benutzt werden, weil die preußische Reiterei auf dem andern Flügel der Laudon's gegenüber stand und der Boden das schnelle Fortschaffen des Geschützes nicht gestattete. Um den Sieg zu vervollständigen, sollten nun der linke Flügel und das Fink'sche Corps auch den rechten Flügel der Russen angreifen, trotzdem daß auch hier wieder die Truppen mit Terrainhindernissen aller Art zu kämpfen hatten. Der Kampf begann von Neuem, und obschon die Preußen einzelne Vortheile errangen, konnten sie doch, eben durch die Terrainschwierigkeiten verhindert, etwas Entscheidendes nicht ausrichten. Um ihnen die nöthige Unterstützung zukommen zu lassen, rief daher der König den General Seydlitz mit der Reiterei von seinem Beobachtungsposten, Laudon gegenüber, ab, eine Maßregel, die ihm freilich theuer zu stehen kam. Denn kaum hatte Laudon, der bisher keinen Theil an der Schlacht genommen hatte und im Rückhalte den Stand der Dinge mit aller Aufmerksamkeit verfolgte, dieses neue Manoeuvre seiner Feinde bemerkt, als er sich dasselbe sofort zu nutze machte und sich ohne Säumen mit seinen noch

ganz frischen Truppen in Bewegung setzte, während Seydlitz, der sich zuvor nur auf einem für seine Cavallerie ganz ungünstigen Terrain bewegen mußte, in ein fürchterliches Kartätschenfeuer gerieth und alsbald zum Rückzuge genöthigt ward. Dennoch war auch jetzt noch für König Friedrich nichts verloren, da die Russen auf den Bergen in unregelmäßige Haufen zusammengedrängt waren und blos von ihrem Geschütz vertheidigt wurden, daher wohl mit Sicherheit angenommen werden konnte, daß dieselben die Nacht zu ihrem Rückzuge benutzen würden. Dann aber mußte sich König Friedrich nicht begnügen: die Russen sollten nicht blos besiegt, sie sollten vernichtet werden. Trotzdem daß seine einsichtsvollsten und treusten Generale von einem weiteren Vorgehen dringend abriethen, trotzdem daß seine Truppen durch übermäßige Anstrengung bereits bis zum Umsinken ermattet waren, bestand Friedrich auf seinem Willen und befahl einen abermaligen Angriff auf die von den Russen besetzten Höhen. Und abermals schien es, als wolle sich das Glück auf die Seite der Preußen neigen. Mit ihrer letzten Kraftanstrengung schritt die Infanterie zu einem neuen mörderischen Angriff und war schon nahe daran, sich einer großen feindlichen Schanze zu bemächtigen.

Da aber erschien Laudon mit seinen noch frischen, kampfesmuthigen Truppen, warf seine Infanterie in die bestürzte Retraite und eröffnete auf die stürmenden Preußen ein furchtbares Feuer. Da wankte die preußische Macht. Es entstand eine entsetzliche Verwirrung, und diese benutzend ließ nun Laudon auch seine Cavallerie vorrücken, wodurch in dem langausgedehnten Kampfe die endliche Entscheidung herbeigeführt ward. Wohl hoffte König Friedrich auch jetzt noch den Sieg erzwingen zu können, aber ob auch die Seinen mit wahrer Todesverachtung den Kampf immer und immer wieder aufnahmen, ob selbst auch der tapfere Seydlitz seine Schaaren noch einmal gegen die Berge sprengte, alle Versuche scheiterten an dem überlegenen Feuer der Russen und Oesterreicher. König Friedrich selbst zeigte die äußerste Bravour. Schon war ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen, als auch das zweite einen Schuß in die Brust bekam. In demselben Augenblicke, als der König darauf das Pferd seines Adjutanten bestieg, traf ihn selbst eine Flintenkugel, die ihm das goldene Etui zerschmetterte, welches er gewohnterweise in der Westentasche trug. Ja er selbst hätte vielleicht den Tod gefunden oder wäre in Gefangenschaft gerathen, hätte Rittmeister von Prittwitz mit einem Trupp Husaren nicht Muth und Geistesgegenwart genug gehabt, um einen unmittelbar gegen den König heransprengenden Trupp österreichischer

Reiter in einen neuen Kampf zu verwickeln und während desſelben den König halb gewaltſam von dem Platze zu entfernen. Seydlitz, der Prinz von Würtemberg, die Generale Fink, Hülſen und viele andere wurden verwundet, der General Puttkammer blieb; die ganze preußiſche Armee, Infanterie wie Cavallerie,

Laudon's Angriff.

ſuchte ſchließlich ihr Heil in einer wilden Flucht nach dem Walde und den Oderbrücken, um hinter dem Strome Sicherheit zu ſuchen. Dadurch entſtand aber endlich auch eine ſolche allgemeine Verwirrung und ein ſo entſetzliches Gedränge, daß nicht nur die eroberten, ſondern auch 165 preußiſche Kanonen jenſeits der Oder ſtehen bleiben mußten und in die Hände der Sieger fielen. Die Stimmung des Königs grenzte an Verzweiflung. Mehrmals brach er gegen Prittwitz in den Verzweiflungsruf aus: „Prittwitz, ich bin verloren!“ und noch auf dem Schlachtfelde ſchrieb er auf dem Rücken dieſes Getreuen an ſeinen Miniſter Finkenſtein in Berlin mit Bleiſtift die Worte: „Alles iſt verloren! Retten Sie die königliche Familie! Adieu für immer!“

Erſt am ſpäten Abende kam König Friedrich in dem Dorfe Oetſcher an, wo ſich die Schiffbrücken befanden. In einem ruinirten Bauernhauſe daſelbſt — auf Stroh gebettet — nahm er ſein Nachtquartier, ſowie er denn auch hier nochmals und ausführlicher an ſeinen Miniſter Finkenſtein ſchrieb. Es iſt aber dieſes Schreiben, das unmittelbar nach der Schlacht aus des Königs Feder floß und nicht blos über die Schwere des Unglücks, ſondern auch über Friedrich's verzweifelte Gemüthsſtimmung genauen Bericht gibt, eins der denkwürdigſten, die uns von dem bewunderungswürdigen König erhalten ſind und mag darum hier einen Platz finden. Es lautet daſſelbe folgendermaßen:

„J'ai attaqué ce matin à onze heures l'ennemi. Nous les avons poussé au cimetière de Juifs*) auprès de Francfort, toutes mes trouppes ont donné et ont fait des prodiges, mais ce cimetière nous a fait perdre un prodigieux monde, nos gens se sont mis en confusion, je les ai raillié trois fois; à la fin j'ai pensé être pris moi-même et j'ai été obligé de ceder le champ de bataille. Mon habit est criblé de coups, j'ai deux chevaux tué, mon malheur est de vivre encore; notre perte est très considérable. D'une armée de 48,000 hommes je n'ai pas 3000 dans le moment que je parle, tout fuit, et je ne suis plus maitre de mes gens; on fera bien à Berlin de penser à sa sureté. C'est un cruel revers; je n'y survivrai pas; les suites de l'affaire seront pire que l'affaire même. Je n'ai plus de ressource et à ne point mentir, je crois tout perdu. Je ne survivrai point à la perte de ma Patrie. Adieu pour jamais. Frederic."

Die Verluſte**) in der denkwürdigen Schlacht bei Kunnersdorf waren auf beiden Seiten gleich groß. Die Preußen verloren 534 Officiere und 17,961 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, außerdem 172 Geſchütze, 26 Fahnen und 4 Standarten. Von den preußiſchen Generalen blieb einer (Puttkammer) auf dem Platze, zwölf wurden verwundet. Dabei aber hatte nicht blos die preußiſche Armee, ſondern auch die deutſche Muſe und das geſammte gebildete

*) Mit Recht bemerkt hierbei Preuß in ſeinem „Friedrich der Große," II. S. 216, daß der König den Judenkirchhof mit den Judenbergen verwechſelt, indem auf dem Judenkirchhofe, dem weſtlichen Abhange der Judenberge, gar nicht gekämpft worden war.

**) Nach Sporſchil.

deutsche Vaterland den Verlust einer berühmten Persönlichkeit zu beklagen. Das war der Dichter und Sänger des „Frühlings," Ewald von Kleist, der (geb. 1715 zu Zeblin in Hinter-Pommern) bekanntlich die Rechte studirt, aber bereits 1736 die Feder mit dem Schwerte vertauscht hatte, 1740 in preußische Dienste trat, nach mancher rühmlichen Auszeichnung bis zum Major emporstieg und in der Schlacht bei Kunnersdorf ebenfalls sein Ende fand. An der Spitze eines Bataillons kämpfte er mit großer Bravour und Auszeichnung, wurde verwundet, commandirte aber dessenungeachtet fort, bis ihn eine Kartätschenkugel traf, die ihn tödtlich verwundete und kampfunfähig machte. Von marodirenden Kosaken nackt ausgezogen blieb er eine Nacht auf dem Schlachtfelde liegen, erhielt endlich von mitleidigen russischen Husaren einen Mantel, Hut und etwas Geld zugeworfen und starb einige Tage nach der Schlacht als Gefangener in Frankfurt a. d. O. Oberst von Bülow, Chef eines russischen leichten Dragonerregiments, nahm den eigenen Degen von der Seite, um den Sarg des Verblichenen zu schmücken, „damit ein so würdiger Officier nicht ohne dieses Ehrenzeichen begraben werde."

Die Russen verloren an Todten, Verwundeten und Vermißten 559 Officiere und 12,898 Mann; die Oesterreicher 118 Officiere und 1098 Mann, sodaß sich also der Gesammtverlust der Verbündeten auf 677 Officiere und 13,996 Mann belief.

Die Lage des Königs nach der Schlacht war wahrhaft verzweifelt, und hätten die Russen ihren Sieg verfolgt, so wäre nach Friedrich's eigenem Bekenntniß*) der Krieg mit seinem und Preußens Untergange beendigt gewesen. Aber weil der siegreiche Feind ihm, wie Friedrich bemerkt, den Gnadenstoß nicht gab, sondern bei einem fröhlichen Zechgelage erst rathschlagte, ob er den besiegten Preußen nachsetzen sollte und schließlich dies unterließ, fand König Friedrich auch aus dieser entsetzlichen Lage wieder Rettung. Am meisten kam ihm freilich dabei der Umstand zu statten, daß Soltikoff mit dem österreichischen Generalissimus Daun auf gespanntem Fuße lebte und sowohl auf dessen, wie schon vordem auf Laudon's dringende Aufforderung, seine Operationen gegen die Preußen fortzusetzen, nicht einging. Nach einer Angabe soll Soltikoff auf Daun's Aufforderung erwidert haben: er habe dieses Jahr genug gethan, er habe zwei Schlachten gewonnen, welche den Russen 23,000 Mann gekostet

*) „Il n'auroit dépendu que des ennemis de terminer la guerre; ils n'avoient qu'à donner le coup de grâce."

hätten,*) er werde nunmehr abwarten, bis die Oesterreicher ebenfalls zwei Schlachten gewinnen würden, da es nicht recht sei, daß die russischen Truppen allein operirten. Nach einer andern Angabe habe Soltikoff entgegnet, es sei nunmehr die Reihe an Daun, die Preußen zu schlagen; er (Soltikoff) müsse für die Verpflegung seines erschöpften Heeres sorgen, welche beschwerlich genug von Posen her geschehen müsse. Es kann füglich dahingestellt bleiben, welche von beiden Antworten wirklich ertheilt wurde, da nicht nur die eine wie die andere in gleich unangemessenem, wohl dürfte man sagen in gleich ungezogenem Tone den Intentionen Daun's entgegentrat, sondern auch jede von beiden in gleich widerlicher und in für Daun beleidigender Weise mit einem Verdienste prahlte, das in der Schlacht von Kunnersdorf nur Laudon gebührte, der, wie oben erzählt ward, allein zum Gewinn der Schlacht den Ausschlag gab. Der eigentliche und letzte Grund von Soltikoff's Unthätigkeit lag dagegen jedenfalls tiefer, und halten wir unsererseits die Ansicht Sporschil's **) für die richtige, welcher bemerkt: „Dieser Feldherr wußte recht gut, daß es nur bei ihm stehe, die Preußen zu vernichten, aber er wußte zugleich, daß die Kaiserin Elisabeth hinfällig war, und daß der Thronfolger Großfürst Peter Friedrich II. anbetete, den ganzen Krieg mißbilligte, ja sogar dem Könige häufig Nachrichten, die barer Hochverrath waren, zukommen ließ."

Uebrigens erhielten beide Feldherren, sowohl Soltikoff wie Laudon, für das, was sie bei Kunnersdorf geleistet, von ihren Höfen auszeichnende Belohnung. Laudon wurde zum Generalfeldzeugmeister erhoben, Soltikoff zum Marschall. Jeder russische Soldat dagegen bekam halbjährigen Sold und eine schöne Denkmünze zur Belohnung, auch sollte er künftig vom Schanzen und aller andern schweren Arbeit verschont werden.

Während also, um den Gang der Ereignisse weiter zu verfolgen, Soltikoff es unterließ, gleich nach gewonnener Schlacht die Preußen weiter zu verfolgen, und statt dessen am 13. August ein Gebet- und Dankfest halten ließ, ging König Friedrich mit den Resten seiner Armee am Morgen nach der Schlacht bei Göritz über die Oder in sein altes Lager von Reitwein, wo noch andere Flüchtlinge zu

*) Nach der Kunnersdorfer Schlacht soll Soltikoff geäußert haben: „Wenn ich noch eine solche Schlacht gewinne, so muß ich, einen Stab in der Hand, die Nachricht selbst nach Petersburg bringen."

**) VI, S. 205 in der dortigen Note.

ihm stießen. Auch vereinigte sich daselbst mit ihm General von Wunsch, der Tags zuvor mit seinem Freiregimente während der Schlacht Frankfurt besetzt hatte, nach dem unglücklichen Ausgange des Kampfes aber auf Lebus zurückgegangen war. Die Unthätigkeit der Russen trug aber auch wesentlich dazu bei, daß Friedrich, der nur erst an jeder Rettung verzweifelt, seine ganze geistige Kraft alsbald wieder zusammenraffte und nicht eine Stunde Zeit verlor, sich für die in der Schlacht erlittenen Verluste so schnell wie nur möglich wenigstens einigen Ersatz zu verschaffen. Während er zu dem Ende auf's schleunigste aus seinen Arsenalen Geschütz kommen ließ und gleichzeitig den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurückrief, befand er sich schon nach wenig Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann, die mit allen Kriegsbedürfnissen reichlich versehen waren. Er bezog darauf zuerst ein Lager bei Madelitz, dann bei Fürstenwalde, und hier war es denn nun auch, wo er, den weitern Gang der Ereignisse ruhig abwartend, Gewißheit erhielt, daß seine neugeschöpften Hoffnungen nicht vergebliche gewesen.

Abermals war es Prinz Heinrich, der, sich immer mehr als tüchtiger Feldherr bewährend, dem Gang der Ereignisse zuerst wieder eine seinem Bruder günstige Wendung zu geben verstand. Seit König Friedrich, um den siegreichen Russen an der Oder in eigener Person entgegenzutreten, sich von der schlesischen Armee getrennt und den Oberbefehl über dieselbe Prinz Heinrich übernommen hatte, war von Seiten der ihm gegenüberstehenden österreichischen Hauptarmee unter Daun so gut wie nichts unternommen worden, daher denn auch der Vorwurf, der dem österreichischen Generalissimus von Seiten Soltikoff's gemacht wurde, nicht ganz grundlos war. Ja es ist in der That kaum zu begreifen, warum Daun die Zeit der Abwesenheit des Königs von seiner schlesischen Armee durchaus unbenutzt ließ. Ein Angriff auf die bei weitem schwächeren Preußen würde schwerlich ohne Erfolg geblieben sein. Erst nach der Schlacht bei Kunnersdorf — es mag dahin gestellt bleiben, ob durch Soltikoff's Vorwürfe dazu veranlaßt, oder aus eigenem Antriebe — setzte sich Daun in Bewegung, ging von Lauban über Priebus nach Triebel und bezog daselbst, nachdem er bei Guben in einer Conferenz mit Soltikoff sich über die weiteren Unternehmungen mit demselben besprochen hatte, ein Lager. Prinz Heinrich war ein viel zu guter Taktiker, um nicht sofort zu erkennen, eine wie große Gefahr den Preußen aus diesem Zuge erwuchs. Eine abermalige Vereinigung der Oesterreicher mit den

Russen, wie schon vor der Schlacht bei Kunnersdorf Laudon bewerkstelligt hatte, ließ für König Friedrich, sowie für Berlin das Aeußerste befürchten. Da indeß Prinz Heinrich mit der geringen Truppenzahl, die ihm zu Gebote stand, einen directen Angriff auf die österreichische Hauptarmee nicht wagen durfte, suchte er durch das schon mehrfach von ihm mit Erfolg in Anwendung gebrachte Mittel, durch klugangelegte, die Operationen der Oesterreicher störende und hemmende Märsche und Bewegungen, sein Ziel zu erreichen. Und auch diesmal wieder erreichte Prinz Heinrich auf diese Weise vollkommen seinen Zweck. Ende August marschirte er von Sagan nach Lauban und unternahm von da sofort einen Streifzug nach Böhmen, auf welchem er durch seine leichten Truppen die großen Magazine der Oesterreicher zu Friedland und zu Gabel zerstören ließ. Daun, der zu Guben bei seiner Zusammenkunft mit Soltikoff diesem das Versprechen geleistet hatte, die russische Armee, deren Verpflegung mit großen Schwierigkeiten verbunden war, mit Brod und Fourage versorgen zu wollen, kam hierdurch in die mißlichste Lage. Denn nicht nur daß nach Verlust seiner Magazine von jenem den Russen gegebenen Versprechen nicht mehr die Rede sein konnte, so erwuchs aus diesem Verluste auch für seine eigene Armee eine große Gefahr. Wohl oder übel: Daun mußte sich auf den Rückmarsch begeben. Um dagegen die Russen zu bestimmen, nicht ein Gleiches zu thun, bot Daun dem Feldmarschall Soltikoff Geld als Entschädigung an, worauf jedoch dieser erklärte: „Meine Soldaten essen kein Geld," und sich ebenfalls zum Rückzuge anschickte. Soltikoff, der dem König Friedrich bis Glogau nachzog, ging durch Niederschlesien nach Polen, Daun zog sich zunächst nach Bautzen. Berlin war gerettet.

Was aber hier die Preußen gewannen, ging ihnen auf einem andern Punkte doppelt verloren, und müssen wir, um unsern Leser den Faden des Zusammenhanges nicht verlieren zu lassen, die Aufmerksamkeit desselben nochmals auf die Zeit lenken, in welcher König Friedrich den Oberbefehl über das den Russen entgegenstehende Heer selbst übernahm und den Prinz Heinrich nach Schlesien entbot. Da gleichzeitig auch General Fink zu des Königs Armee gestoßen war, blieb jener Zeit in Sachsen kein preußisches Corps zurück, sondern blos in den Städten schwache Besatzungen. Es hätte in der That Wunder nehmen müssen, wenn Friedrich's Feinde nicht wenigstens einen Versuch gemacht hätten, aus dieser Vernachlässigung einer für Friedrich so überaus wichtigen Position einen Vortheil zu ziehen. Ein günstiges Geschick fügte es, daß endlich

auch einmal die schon seit Jahren verlachte und verspottete Reichsarmee unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich von Zweibrücken ein Lebenszeichen von sich geben konnte. Bereits Anfangs August's setzte sich die Reichsarmee in Bewegung und nahm Leipzig, Wittenberg und Torgau durch Capitulation ein, während ein Theil derselben in Verbindung mit einem österreichischen Armeecorps unter dem General Guasco vor Dresden rückte und diese Stadt eng einschloß. General Schmettau, der bereits im letzten Kriegsjahre Dresden so ruhmvoll vertheidigt hatte, fungirte auch der Zeit noch als Commandant daselbst und würde wohl auch jetzt wieder Herr der Situation geblieben sein und so die Rettung der Stadt ermöglicht haben, hätte ihm nicht König Friedrich unmittelbar nach der Schlacht bei Kunnersdorf die Weisung zukommen lassen, nicht das Aeußerste zu wagen, da er schwerlich entsetzt werden könne. In dieser Weisung war selbst der königliche Befehl beigefügt, er solle im Falle der Noth nur eine vortheilhafte Capitulation zu erhalten suchen und insbesondere auf die Rettung der baaren Cassenbestände im Betrag von etwa 7 Millionen Thaler bedacht sein. Um indeß nichts zu übereilen, ließ Schmettau, in der Hoffnung, doch noch rechtzeitig Hülfe, oder doch wenigstens nähere Nachricht vom König zu erhalten, die Neustadt räumen, um so die Altstadt am linken Elbufer desto kräftiger vertheidigen zu können. Auch that mittlerweile König Friedrich, als nach der Kunnersdorfer Schlacht die Unthätigkeit der Russen ihn mit neuen Hoffnungen erfüllte, wirklich auch — aber freilich erhielt Schmettau hiervon keinerlei Nachricht — Schritte, um Dresden zu retten. Mit einer starken Heeresabtheilung rückte General Wunsch in Sachsen ein, eroberte bereits am 27. August Wittenberg und am 31. August Torgau und ging darauf, in der festen Zuversicht, daß er noch zur rechten Zeit erscheinen werde, unmittelbar auf Dresden los. Aber schon war es zu spät. Da General Schmettau weder von der Annäherung der Wunsch'schen Heeresabtheilung irgendwelche Nachricht, noch ein zweites Schreiben des Königs erhielt, worin an ihn der Befehl erging, Alles aufzubieten, um Dresden zu retten, darum nun aber auch der Ueberzeugung lebte, sich nach dem Befehle des Königs richten zu müssen, worin ihm aufgegeben war, es nicht auf's Aeußerste ankommen zu lassen, sondern lieber eine vortheilhafte Capitulation einzugehen, ging die Hoffnung Wunsch's, Dresden zu entsetzen, nicht in Erfüllung. Schmettau capitulirte am 4. September, gerade als Wunsch nur noch einige Meilen von Dresden entfernt war. Die Truppen erhielten freien Abzug, sowie

auch die beträchtlichen Geldsummen in den Cassen gerettet wurden, die Magazine dagegen und unermeßliche Kriegsvorräthe gingen verloren.

So wenig auch dem General Schmettau, der sich lediglich an die einzige ihm zu Handen gekommene königliche Instruction gehalten hatte, Vernachlässigung seiner Pflicht vorgeworfen werden konnte, fiel er doch, weil er die Fehler seines Monarchen nicht wieder gut machen konnte, in tiefe Ungnade. Die Hauptschuld von dem Falle Dresdens trug König Friedrich selbst, indem er dem General Wunsch den ausdrücklichen Befehl gegeben hatte, vorerst, ehe er auf Dresden losgehe, Wittenberg und Torgau wiederzuerobern, dabei aber nicht bedacht hatte, daß hierdurch, wie denn auch wirklich geschah, möglicher Weise General Wunsch in seinem Marsche so sehr aufgehalten werden konnte, daß die Entsetzung Dresdens ihm zur Unmöglichkeit wurde. Außerdem muß aber zur Ehrenrettung Schmettau's auch darauf nochmals hingewiesen werden, daß sowohl von Seiten des Königs als auch von General Wunsch es viel zu sehr dem Zufall überlassen worden war, ob die Nachricht von des Königs Gegenbefehl und von der Annäherung der nöthigen Hülfstruppen Schmettau wirklich erhalte. Weil aber nun Schmettau, obgleich er diese Nachricht nicht erhalten, die Stadt übergeben hatte trotzdem daß vor derselben — und diesen Umstand urgirte der König vorzugsweise — noch kein Laufgraben eröffnet worden war, erhielt er, seiner sonstigen vielfachen Verdienste ungeachtet, den Abschied und verlor Friedrich's Gunst auf immer.

König Friedrich empfing die Nachricht von Schmettau's Unglück in Glogau, wo er jener Zeit am Podagra krank darniederlag. Auf's Höchste aufgebracht, sendete er sofort, bevor er noch in eigener Person aufbrechen konnte, die Generale Fink und Wedell nach Sachsen, um, was verloren, wo möglich wieder gut zu machen. Und Eile that in der That auch Noth, da der Fall Dresdens Daun die Veranlassung gegeben hatte, in Sachsen einzurücken. Aber statt neuen Glücks kam neues Unglück, ob auch diesmal wieder anfänglich die Operationen der Preußen guten Erfolg hatten. Nicht nur, daß durch den glücklich bewerkstelligten Zuzug der ebengenannten Generale und des Prinzen Heinrich, denen sich übrigens gegen Ende October auch noch General Hülsen mit einem großen Theile der Armee anschloß, die preußische Waffenmacht in Sachsen noch im Laufe des Monats October eine so bedeutende wurde, daß den Oesterreichern wohl wieder die Spitze geboten werden konnte, so waren auch die Preußen, als

König Friedrich selbst auch am 13. November zu Hirschstein in Sachsen eintraf, bereits entschieden im Vortheil, indem sich an demselben Tage, an dem die Ankunft des Königs erfolgte, Daun nach Wilsdruf zurückzog. Mit dem soldatischen Fluche: „Nun soll auch Daun der Teufel holen!" führte Friedrich sofort das bei Hirschstein gelagerte Corps den Oesterreichern nach, holte die Nachhut bei dem Dorfe Krögis ein und lieferte derselben ein sehr verderbliches Gefecht.

Das genügte aber dem König nicht; seine Losung war: Wiedereinnahme Dresdens. Bevor indeß etwas gegen die Stadt unternommen werden konnte, mußten vorerst, wie der König richtig erkannte, die Oesterreicher zum Rückzuge nach Böhmen genöthigt werden, und um denselben möglichst zu beschleunigen, erhielt General Fink den Befehl, mit 11,000 Mann in das Gebirge vorzudringen, um so dem Feldmarschall Daun in den Rücken zu kommen. Nicht blos Fink selbst, sondern auch Prinz Heinrich erkannte die außerordentliche Gefahr, die mit dieser Unternehmung verknüpft war, daher beide es wagten, dem Könige deshalb Vorstellungen zu machen. Aber beide vermögen ebensowenig wie vor Kunnersdorf den harten Sinn des Königs zu beugen; die Unternehmung muß gewagt werden. Während*) also Oberst Kleist über Dux in Böhmen einfiel, mußte Fink, freilich, wie er später selbst bekannte, mit großem Widerwillen, über Freiberg nach Dippoldiswalde abmarschiren und bis Maxen vordringen, hier hinter Daun's Lager eine Stellung nehmen, um so demselben den Weg nach Böhmen zu verlegen. Daun dagegen zog sich gleichzeitig von Wilsdruf in die feste Stellung hinter dem Plauenschen Grunde, während er dem General Fink den Baron Sincere auf der Straße nach Dippoldiswalde, General Brentano auf dem Wege nach Pirna, die Reichsarmee bei Cotta auf der Straße nach Böhmen entgegensetzte. König Friedrich selbst endlich nahm das Lager bei Wilsdruf ein und schob Zieten vor bis Kesselsdorf.

Daun, sonst über die Maßen bedächtig, verlor diesmal keine Zeit, um aus Fink's völlig unhaltbarer Lage möglichst schnell und möglichst großen Vortheil zu ziehen. Während er den König mit der einen Linie im Schach hält, marschirt er mit der andern über Dippoldiswalde nach Reichardsgrimma, umgeht die Flanke der Preußen auf der Höhe von Maxen und erobert diesen Posten, wo-

*) Wir folgen hier und in der weiteren Beschreibung der großen Katastrophe bei Maxen, namentlich in den Nachrichten über Fink: Preuß in seiner „Gesch. Friedrich's des Großen," II. S. 225 ff., der als Quelle eine handschriftliche Lebensbeschreibung Fink's benutzt hat.

gegen Brentano die Mitte des Lagers angreift und das Reichsheer alle Päſſe über das Rothe-Waſſer, von Dohna bis nach Burkertswalde, ſorgfältig beſetzt hält. Dies entſchied über Fink's Geſchick. Von einem dreimal ſtärkeren Feind zu gleicher Zeit von allen Seiten angegriffen, während das mitten in den Linien liegende Dorf Maxen in Brand geſteckt wird, ſieht ſich Fink von jeder Rettung abgeſchnitten. Dennoch aber fechten die Preußen mit gewohnter Tapferkeit, bis endlich alle Munition verſchoſſen iſt. Da ein Rückzug unmöglich, bleibt ſchließlich nichts weiter übrig als unbedingte Ergebung des ganzen Corps ſammt der Reiterei unter Wunſch. Nur einige Huſaren entkamen und brachten dem König die Trauerbotſchaft.

Maxen.

Das war der in der Geſchichte berühmt gewordene Untergang des Fink'ſchen Corps bei Maxen am 21. November 1759, ein Ereigniß, das, nachmals vom Volkswitz „der Finkenfang von Maxen" getauft, von Friedrich dem Großen als die größte Schmach bezeichnet wurde, welche jemals den Preußen begegnet ſei. Und allerdings war der Verluſt, den die Preußen an dieſem Unglückstage erlitten, ein entſetzlicher und das Ereigniß ſelbſt — inſofern ſich gegen 12,000 Mann mit 9 Generalen im offenen Felde zu Kriegsgefangenen machen ließen — gleichſchmachvoll wie drei Jahre früher die Capitulation der Sachſen bei Pirna.

Im Ganzen aber fielen bei Maxen dem Sieger in die Hände: 9 Generale; 549 Officiere, gegen 12,000 Unterofficiere und Gemeine, 71 Geschütze, 44 Munitionswagen, 4 Pauken, 24 Standarten und 96 Fahnen. Die Namen der gefangenen Generale aber waren: von Fink, von Nebentisch, von Lindstädt, von Mosel, von Wunsch, von Platen, von Vasold, von Bredow und von Gerstorf.

Dabei mag nicht unerwähnt bleiben, daß König Friedrich diesen Unglückstag nie vergaß und auf die dabei betheiligt Gewesenen, namentlich auf Fink, einen Zorn behielt Zeit seines Lebens. Als Mosel 1765 um des Canonici Poggen Präbende bat, antwortete der König: „Das Canonicat hat er bei Maxsen verlohren;" und als Vasold 1770 um Pension nachsuchte, gab der König zum Bescheid: „Auf Maxsen eine panssion assigniren." An Fink dagegen schrieb der König am 23. November von Wilsdruf aus:

„Mein lieber General Lieutenant von Finck! Euer Schreiben vom 21. dieses ist Mir eingeliefert worden. Es ist bis dato ein gantz unerhörtes Exempel, daß ein Preußisches Corps das Gewehr vor seinem Feindt niedergeleget, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt. Von der Sache selbst, muß Ich annoch Mein judicium suspendiren, weil Ich die eigentlichen Umstände, so dabey vorgegangen, noch gar nicht weiß. Ich bin Ew. wohl affect. König

Wilsdruff d. 23. Novbr. 1759. Friedrich."

Fink blieb bis zum Frieden in Kriegsgefangenschaft, gewann aber auch nach demselben die königliche Gnade nicht wieder. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, kassirt und auf ein Jahr nach Spandau geschickt. Nach wiedererhaltener Freiheit ging er als General der Infanterie in dänische Dienste, starb aber, wie es scheint aus Gram, schon 1766.

Um aber das Unglück voll zu machen, wußte Daun, wenige Tage nach dem Unglück bei Maxen, den Preußen auch noch eine ebenfalls nicht unempfindliche Schlappe beizubringen. Nach seinem glücklichen Fang bei Maxen war er nämlich sofort in sein Lager bei Dresden zurückgezogen und hatte den General Beck mit der Weisung entsendet, das Corps des Generals von Dierecke am rechten Elbufer ebenfalls aufzuheben. Und auch diese Unternehmung gelang wenigstens zum Theil, indem Dierecke bei herannahender Gefahr sofort seine Stellung auf dem Fürstenberge bei Zaschendorf unweit Meißen verließ und des

Nachts auf das linke Elbufer zurückging, durch den großen Eisgang aber so sehr gehemmt wurde, daß nur ein Theil seines Corps entkam, 1500 dagegen ebenfalls von den Oesterreichern kriegsgefangen gemacht wurden.

Nach solchen wiederholten Unglücksfällen konnte König Friedrich an eine weitere Verfolgung des Hauptplanes, wonach Dresden wiedergenommen, zu dem Ende aber erst Daun mit seiner Hauptarmee aus Sachsen hinausmanövrirt werden sollte, selbstverständlich nicht mehr denken. Ebensowenig konnte es aber auch Daun ermöglichen, aus diesen wiederholten und großen Unglücksfällen der Preußen für sich und das Interesse seiner Kaiserin einen weiteren Vortheil zu ziehen. In der Meinung, daß Friedrich genug geschwächt sei, um gegen denselben einen neuen und vielleicht entscheidenden Kampf wagen zu dürfen, näherte sich Daun jetzt der Armee des Königs, zog sich aber, da er seinen Gegner auch jetzt noch vollkommen kampfbereit fand, ruhig wieder in sein Lager hinter dem Plauenschen Grunde zurück. Und ebenso erfolglos blieb ein ähnlicher Versuch des österreichischen Generals Maquire auf Freiberg. Nun ließ zwar König Friedrich, um für den Verlust bei Maxen Ersatz zu gewinnen, Anfang December den Erbprinzen von Braunschweig mit 12,000 Mann von dem verbündeten Heere zu sich stoßen — das Corps kam am 10. Decbr. in Freiberg an — allein die Hoffnung, mit Hülfe dieser frischen Truppen den General Maquire von Dippoldiswalde vertreiben zu können, ging nicht in Erfüllung, da Maquire in einem so außerordentlich festen Lager stand, daß der König von einer Unternehmung gegen denselben absah und unverrichteter Sache wieder nach Freiberg zurückging. Uebrigens war aber auch den Truppen Ruhe zu gönnen, da sie der Zeit ohnehin viel von der Witterung zu leiden hatten. Mehrere Wochen lang mußten sie bei tiefem Schnee und einer furchtbaren Kälte unter freiem Himmel campiren. Trotzdem bezog Friedrich erst am 10. Januar 1760 die Winterquartiere, die aber von der Art waren, daß sie den erschöpften Mannschaften unmöglich Erholung und Stärkung bringen konnten. Während der König selbst sein Hauptquartier in Freiberg behielt, lagerten die Mannschaften in den um Dresden herumliegenden kleinen Dörfern zum größten Theil in Zelten, so daß die Quartiere den Bivouaks ähnlich waren. Das Lager bei Wilsdruf dagegen war von 4 Bataillons besetzt, die alle 24 Stunden abgelöst wurden. Bei der furchtbaren Winterkälte froren die Zelte wie Breter, und konnten sich die Soldaten nur dadurch erwärmen, daß sie sich dicht zusammendrängten, daher es freilich aber auch

nicht Wunder nehmen kann, daß während der Zeit Tausende dem Tode in die Arme sanken. Indeß wurde dadurch Daun in seinem Lager hinter dem Plauenschen Grunde in die Nothwendigkeit versetzt, sein Heer ebenfalls in engen Cantonirungen zusammenzuhalten, in denen es seinen Mannschaften selbstverständlich nicht besser ging, als denen seines hartnäckigen Gegners.

Endlich ist nun noch in Kurzem der Bestrebungen Erwähnung zu thun, wodurch in dem Kriegsjahre 1759 die Schweden und Franzosen auf den Lauf der Dinge im Interesse unserer Heldin einzuwirken bemüht waren.

Von Seiten der Schweden wurde das ganze Kriegsjahr hindurch nichts weiter unternommen, als worauf sich schon in den früheren Jahren ihre Theilnahme an dem Kriege beschränkt hatte. Ihre Hauptposition blieb Stralsund, von wo aus sie weiter vordrangen, sobald die wenigen Preußen, die ihnen gegenüberstanden, sich entfernt hatten, wohin sie aber auch beim Wiedererscheinen ihres Feindes sofort wieder zurückgingen.

Was die Thätigkeit der Franzosen in dem Kriegsjahre 1759 anlangt, so ist bereits oben erzählt worden, welche Anstrengungen von Seiten Ludwig's XV. noch vor Beginn des Feldzugs gemacht wurden, um den Krieg mit wo möglich noch größerem Nachdruck, als früher, führen zu können. Der gleich im Anfang dieses Abschnittes in unserer Darstellung auszugsweise mitgetheilte neue Allianztraktat Frankreichs mit Oesterreich gab hierfür wohl mehr als einen Beweis. Hätten die Gegner Maria Thresia's so gewaltigen Anläufen nicht gerade einen der allertüchtigsten Generale jener Zeit entgegenstellen können, das neugeschlossene Bündniß Oesterreichs mit Frankreich würde zweifelsohne ganz andere Früchte getragen haben, als es wirklich trug. Dieser tüchtige, schon aus dem vorigen Feldzuge uns hinlänglich bekannte General aber, der auch in diesem Feldzuge wieder das Obercommando über die Bundestruppen der Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger, Preußen und Hessen führte, war Prinz Ferdinand von Braunschweig, und ist bereits oben von uns bemerkt worden, daß unter allen Gegnern Maria Theresia's gerade er im Jahre 1759 am frühesten im Felde erschien.

Besondere Veranlassung zu einem möglichst frühen Aufbruch gab dem Prinzen Ferdinand der große Vortheil, in welchen sich die Franzosen gleich bei Beginn des Jahres zu setzen gewußt hatten. Am 1. Januar 1759 war es Soubise gelungen, den Feldzug durch die Ueberrumpelung und Wegnahme der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. zu eröffnen. Unter dem listigen Vorwande,

blos durchmarschiren zu wollen, zog er ungehindert in die Stadt ein, ließ sofort das Stadtmilitair entwaffnen, besetzte die Stadt mit seinen Truppen und nahm sein Hauptquartier in derselben. Prinz Ferdinand's Plan ging nun dahin, seinerseits den Feldzug mit der Wiedereroberung der Stadt zu eröffnen. Ehe jedoch diese Unternehmung überhaupt zu ermöglichen war, mußte sich Ferdinand den Rücken decken und zunächst dafür Sorge tragen, daß die Franzosen, die mit einem Theile des Reichsheeres und einem österreichischen Corps verbunden in Hessen eingefallen waren, aus dieser Stellung wieder vertrieben wurden. Erst als dies durch Ferdinand's Neffen, den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, glücklich vollführt worden war, konnte Ferdinand zur Ausführung seines Hauptplanes schreiten, und durfte er dabei um so mehr auf einen glücklichen Erfolg rechnen, da unterdeß Soubise sich nach Paris begeben und statt dessen Broglio den Oberbefehl über die Franzosen übernommen hatte. Indeß gerade dieser zuletzt genannte Umstand vereitelte Ferdinand's Hoffnung auf glücklichen Erfolg. Broglio war wachsamer als Soubise und nahm, sowie ihm nur von Ferdinand's Annäherung Kunde wurde, bei dem Dorfe Bergen, anderthalb Stunden von Frankfurt eine Stellung ein, in der er getrost jeden Angriff seiner Feinde erwarten konnte. Dennoch wagte Ferdinand den Angriff, und so kam es hier am 23. April 1759 zu einer Schlacht. In derselben bewährte sich aber Broglio's Position. Ob auch die Verbündeten mit der äußersten Bravour auf die Franzosen eindrangen, ja der Anführer der Hessen, Prinz Isenburg, dabei selbst seinen Tod fand, so wurden sie doch überall zurückgeschlagen und mußten sich schließlich zum Rückzug bequemen. Der Kampf kostete Ferdinand 2000 Mann, während Marschall Broglio zum Lohn für seinen Sieg mit der Würde eines deutschen Reichsfürsten versehen ward.

Weit mehr jedoch, als der nicht eben bedeutende Verlust an Mannschaften, schadeten Ferdinand die weiteren Folgen seiner Niederlage bei Bergen, da er nunmehr es nicht hindern konnte, daß Marschall Contades Ende Mai bei Köln über den Rhein ging und sich, während Generallieutenant Armentieres mit 20,000 Mann bei Wesel Posto faßte, am 2. Juni bei Gießen mit Broglio vereinigte. Dadurch ging Hessen wieder verloren, Kassel und Preußisch-Minden fielen am 10. Juli, Münster am 25. Juli den Franzosen in die Hände. Und so sollte das Jahr 1759 auch dem Prinzen Ferdinand ein Zeuge von der Wandelbarkeit des Kriegsglücks werden. Erst am 1. August kehrte, und zwar in ent-

scheidender Weise, das alte Glück wieder. An diesem Tage errang Prinz Ferdinand mit 37,000 Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern, Preußen und Hessen über 51,000 Franzosen und Sachsen unter dem Marschall Contades bei Minden einen großen Sieg, wobei die Franzosen nicht weniger denn 7000 Mann verloren und, daß sie nicht einen noch größeren Verlust erlitten, einzig und allein dem Umstande zu danken hatten, daß der englische Reitergeneral Lord Sackville, auf Herzog Ferdinand's Ruhm neidisch, dem Befehle desselben, den fliehenden Feind zu verfolgen, erst nach einer dreimaligen Mahnung, als die rechte Zeit versäumt war, Folge leistete. Und an dem nämlichen Tage, an welchem Prinz Ferdinand diesen Sieg errang, schlug auch sein Neffe, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein französisches Corps unter dem Herzoge von Brissac bei Gohfeld an der Weser.

Diese, von so glücklichem Erfolge gekrönten Vorgänge waren, da sie Prinz Ferdinand auf's Beste zu benutzen verstand, von großen Folgen. Schon am 2. August fiel Minden mit seinen reichen Vorräthen in seine Hände. Ein gleiches Schicksal hatten kurz darauf Osnabrück, Paderborn, Bielefeld und mehrere andere Städte, in denen sich ebenfalls Magazine der Feinde befanden. Die Blokade von Lippstadt wurde aufgehoben, ganz Hessen geräumt, Marburg und Ziegenhain wiedererobert, und endlich am 20. Novbr. ergab sich auch Münster, wogegen ein französisches Hülfscorps von 12,000 Würtembergern, welches Fulda besetzt hielt, von dem Erbprinzen von Braunschweig überfallen und an den Main zurückgedrängt wurde. Ja es dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die tapfern braunschweiger Helden in dem Jahre 1759 noch mehr und vielleicht selbst noch glänzendere Triumphe gewonnen haben würden, wäre nicht das Unglück des großen Königs dazwischen gekommen. Die Folge davon war, wie bereits oben erzählt wurde, daß Prinz Ferdinand 12,000 Mann unter dem Commando seines Neffen Anfangs December dem König Friedrich nach Sachsen zu Hülfe senden und somit seine Streitkräfte theilen mußte; daher denn nun auch die Franzosen im December wieder ihre vorjährigen Winterquartiere in der Umgegend von Frankfurt beziehen konnten. Er, Prinz Ferdinand selbst, nahm die seinigen in Hessen und Westphalen, so daß also am Schluß des Kriegsjahres 1759 jede von beiden kriegführenden Parteien, von denen zuletzt gesprochen wurde, dieselben Provinzen wieder inne hatte, die von jeder der beiden Parteien bei Eröffnung des Feldzuges besetzt gewesen war.

Das Kriegsjahr 1760.

In einem Briefe, welchen König Friedrich gegen Ende des Jahres 1759 von Wilsdruf aus an seinen Busenfreund, den Marquis d'Argens, schrieb, finden sich die Klageworte: „Wir befinden uns hier dem Feinde gegenüber in den Dörfern kantonirt. Das letzte Bund Stroh und der letzte Bissen Brod wird entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleibt. Geduld also, bis an's Ende; wir müssen sehen, wie dieser höllische Feldzug ablaufen wird. Seit vier Jahren bin ich im Fegefeuer. Meine Briefe werden Ihnen sehr melancholisch vorkommen: aber wahrlich! ich kann keine andern schreiben. Wenn das Gemüth unruhig und bekümmert ist, sieht man nichts Rosiges." — Eine solche Herzensergießung läßt wohl deutlich genug erkennen, in welcher verzweifelten Lage sich Friedrich jener Zeit befand, und mit welchen Sorgen er der weiteren Zukunft entgegensah. Bei allen Sorgen fehlte es aber doch auch nicht an Hoffnungen. Und zwar waren dies Hoffnungen, die eine Verwirklichung dessen, was Friedrich jener Zeit gewiß von ganzem Herzen wünschte, durchaus nicht als außer dem Bereiche der Möglichkeit liegend erscheinen ließen. Zunächst knüpften sich aber diese Aussichten auf eine bessere Zukunft an ein Ereigniß, welches die dynastischen Interessen unserer Heldin unmittelbar berührte und eben darum von König Friedrich gewiß nicht mit Unrecht als ein Fingerzeig eines ihm günstigen Geschicks angesehen werden durfte. Dies war der Tod des derzeitigen Königs von Spanien, Ferdinand's VI., welcher am 10. August 1759 ohne Leibeserben aus der Welt gegangen war. Von Rechtswegen fiel sein Königreich an seinen Bruder, Don Carlos, König von Neapel. Nun war aber im Aachener Frieden*) festgesetzt worden, daß, wenn dieser Fall eintreten würde, die Krone von Neapel an den Herzog von Parma kommen, Parma dagegen

*) Vergl. S. 185.

sammt Piacenza und Guastalla an Oesterreich zurückfallen solle. Der König von Neapel nahm jedoch auf diese Bestimmung keine Rücksicht, sondern bestimmte seine Nachfolge, wie er es für schicklich erachtete. Sein ältester Sohn, welcher blödsinnig geworden war, ward für unfähig zur Regierung erklärt; der zweite ging mit nach Spanien und wurde zum Prinzen von Asturien ernannt; die Krone von Neapel und Sicilien aber überließ Don Carlos seinem dritten Sohne, Ferdinand. Durch diese Anordnung blieb also Philipp Herzog von Parma, und trotz der Aachener Friedensbestimmung erhielt Maria Theresia dies Herzogthum nicht, that aber auch nichts, um ihr durch den Frieden von Aachen wohlverbrieftes Recht zur Geltung zu bringen. Friedrich der Große selbst sagt: „Hundert Kriege sind um eines unbedeutenderen Gegenstandes willen, als dieser war, in Europa geführt worden," fügt dieser Bemerkung aber gleich noch die Worte hinzu: „Wenn dieser Vorfall damals keinen Krieg veranlaßte, so muß man es nicht der Mäßigung der Kaiserin-Königin zuschreiben — denn diese Tugend ist gewöhnlich nicht die Tugend der Regenten — sondern man muß es den Zeitumständen beimessen; nämlich: dem schon zur vollen Flamme ausgebrochenen Kriege, einem heftigen Hasse und dem viel stärkeren Verlangen, Schlesien wiederzubekommen, welches eine ganz ohne Vergleich wichtigere Provinz ist, als die Herzogthümer Parma und Piacenza. Darum verbargen die Kaiserin-Königin und auch der König von Sardinien, welcher ebenfalls einige Vortheile verlor, ihre Unzufriedenheit."

Bevor indeß dieses Endergebniß klar vorlag und, daß Maria Theresia gegen dies eben angegebene Arrangement des Königs von Neapel nichts unternehmen werde, als ausgemacht feststand, erwartete König Friedrich nicht nur das Gegentheil, sondern machte auch mehrfache Versuche, um solches zu bewirken. Denn „nichts hätte," wie er selbst sagt, „gelegener für ihn sich zutragen können, als eine Diversion in der Lombardei, es sei nun wider den König von Frankreich oder wider die Königin von Ungarn." Zu dem Ende sendete Friedrich im Geheimen sowohl an den Hof von Madrid, als auch an den König von Sardinien Agenten,*) um an den betreffenden Stellen für seine Pläne wirken zu lassen, und namentlich ließ er an den König von Sardinien die Aufforderung ergehen: Truppen in die ihm durch den Aachener Frieden zugefallenen Länder einziehen zu lassen, sich des Mailändischen, Mantuanischen und Bolognesischen zu bemäch-

*) Vergl. Preuß, Friedrich der Große, II, S. 232 ff.

tigen und sich zum Könige der Lombardei zu erklären. Ein Gleiches sollte Neapel mit Toskana und dem Kirchenstaate thun, wogegen er, Friedrich selbst, die Häuser Oesterreich und Frankreich in Deutschland und in Flandern so zu beschäftigen gedachte, daß es beiden nicht möglich sein solle, Sardinien und Neapel in ihren Unternehmungen zu stören. Allein in dieser Hoffnung sah sich Friedrich getäuscht: sowohl von Madrid als von Turin aus ward ihm abschlägliche Antwort.

Bei diesem einen Versuche ließ es indeß Friedrich nicht bewenden. Während er bei Erreichung dieses Planes vorerst nur eine Verbesserung seiner gegenwärtigen Lage hoffen durfte, dabei aber immer wieder zu einer Fortsetzung des Kriegs sich genöthigt sah, ließ er es auch, nachdem ihm dieser Plan mißlungen, nicht an Versuchen fehlen, möglichst bald Frieden zu gewinnen. Nachdem er so mit England die Verabredung getroffen hatte, gemeinschaftlich mit ihm den europäischen Mächten von ihrem beiderseitigen aufrichtigen Verlangen nach Wiederherstellung des Friedens Kenntniß geben zu wollen, wurden nicht blos durch Ludwig Prinz von Braunschweig mit den Gesandten der kriegführenden Mächte im Haag, sondern auch durch den englischen Gesandten mit dem französischen Hofe dahin abzielende Unterhandlungen angeknüpft, wogegen Friedrich selbst auch noch einen eigenen Gesandten an den französischen Hof schickte, um in gleicher Absicht daselbst thätig zu werden. Aber ebenso wenig, wie der französische Minister, Herzog von Choiseul, friedliche Gesinnungen blicken ließ, ebenso wenig, ja noch weniger wollte die allmächtige Marquise von Pompadour etwas vom Frieden wissen. Und ebenso erfolglos blieben auch Friedrich's Bemühungen bei der Pforte, daß diese eine Diversion gegen Oesterreich zu seinen Gunsten machen sollte, sowie endlich die Bemühungen des an den Petersburger Hof gesendeten preußischen Geschäftsträgers, so sehr derselbe auch seinen dortigen Verhandlungen durch englisches Gold noch besonderen Nachdruck zu geben wußte.

Was aber schließlich Maria Theresia's Verhalten gegenüber den Friedensbestrebungen Friedrich's anlangt, nun so gaben die Kriegsereignisse des ebenverflossenen Jahres 1759 ihr wohl mehr als hinreichende Veranlassung, derartigen Anerbietungen ihr Ohr zu verschließen, und kann solches um so weniger befremden, da ihr, schon oben näher bezeichnetes, passives Verhalten gegen das willkürliche Verfahren des Königs von Neapel einen deutlichen Beweis liefert, wie der Gedanke an den nur durch fortgesetzten Krieg zu ermöglichenden Wiedergewinn

Schlesiens auch jetzt noch den Zielpunkt ihrer politischen Anschauung bildete. Und bringt man dabei, wie billig, den Umstand mit in Anschlag, daß Maria Theresia, die kein anderes Interesse kannte, als die Ehre und das Recht Oesterreichs, den ganzen Krieg als ihre eigene persönliche Sache betrachtete; so mußte sich, wie wir meinen, die erhabene Frau, wofern sie sich und ihren Grundsätzen treu bleiben wollte, gerade jetzt, wo das Kriegsglück ihren Waffen so entschieden günstig gewesen war, erst recht moralisch verpflichtet fühlen, eine weitere Verfolgung ihres Rechts nur auf Grund ganz sicherer Garantien aufzugeben, am allerwenigsten aber eine solche von einem Wunsche ihres Feindes abhängig zu machen, zu welchem derselbe der Zeit offenbar nur durch gehäuftes Unglück hingedrängt wurde. Nicht minder maßgebend mußte endlich aber auch für Marien Theresien der Umstand sein, daß sie im Verein mit ihren Verbündeten in Bezug auf die ihrem Feinde entgegenzustellenden Streitkräfte bei Weitem im Vortheil war und wohl erwarten durfte, daß die Zeit, in welcher ihr Gegner, König Friedrich, erschöpft aus dem Kampfe heraustreten und das widerrechtlich an sich gebrachte österreichische Erbland werde wieder herausgeben müssen, vielleicht schon nahe bevorstehe. Und daß Maria Theresia zu einer solchen Hoffnung — die freilich an dem unüberwindlichen Muthe und dem Genie Friedrich's zu Schanden wurde — gerade in der Zeit, mit der wir es hier zu thun haben, mehr denn je volle Berechtigung erhielt, dürfte sich bis zur Evidenz erweisen, wenn man die Wege miteinander vergleicht, welche von unserer Heldin und ihrem großen Gegner eingeschlagen wurden, um sich in den Besitz der zur Fortsetzung des Kriegs nöthigen Mittel zu setzen. Während König Friedrich, wie weiter unten ausführlicher erzählt werden wird, zu den äußersten, ja selbst den grausamsten Maßregeln seine Zuflucht nehmen mußte, durfte Maria Theresia einen guten Theil von dem, was an Geld und Gut aufgebracht wurde, auch der Zeit noch, als die Frucht der Opferfreudigkeit ihrer Getreuen bezeichnen. Erst in der neuesten Zeit sind uns hierüber nähere Nachrichten*) geworden, und dürfte es wohl nicht am unrechten Orte sein, besonders noch darauf hinzuweisen. In der unten angegebenen Quelle wird uns erzählt: „Die finanzielle Bedrängniß war groß. Alles brachte Opfer und schränkte sich ein; von den jungen Cavalieren

*) Vergl. Aus dem Hofleben Maria Theresia's. Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller, von Adam Wolf. Zweite vermehrte Aufl. Wien 1859.

in Wien hielt keiner mehr einen Staatszug von Wägen und Pferden. Bei dem Einzuge des venetianischen Botschafters in Wien im Sept. 1758 konnte man kaum zwei Züge Kammerherren zusammenbringen. Der Krieg erforderte jährlich 50 Millionen Gulden. Maria Theresia selbst hatte schon 1758 ihre Juwelen verpfändet. 1759 wurden die Chefs der Stände von Oesterreich, Böhmen, Mähren und Steiermark zu einer Conferenz nach Wien einberufen, um die Postulate für den Feldzug 1760 zu berathen. Haugwitz forderte die Cavaliere auf, 500,000 Gulden, welche noch fehlten, gegen Obligationen beizusteuern. Binnen wenigen Tagen war die Summe gedeckt. Rudolph Chotek gab 12,000 Gulden; er schickte sein silbernes Tafelgeschirr für 6902 Gulden in die Münze und bestritt das Andere in baarem Gelde." — Mußte nicht Maria Theresia aus so erhebenden Erfahrungen geradezu eine Verpflichtung erwachsen, den Kampf weiter fortzusetzen?

Noch verdient es endlich, bevor wir zur Darstellung des erneuten Kampfes selbst schreiten, einer Erwähnung, daß der Exkönig von Polen, Stanislaus, seine Residenz Nancy sogar schon zum Friedenscongresse angeboten hatte. Als Friedrich alle seine Friedensbestrebungen allgemach scheitern sah, richtete er an Stanislaus ein besonderes Schreiben, worin er ihm für jenes Anerbieten seinen Dank aussprach und mit den Worten schloß: „Oesterreich und Rußland haben auf eine eigene Art die Vorschläge verworfen, die der König von England und ich gethan haben, vermuthlich werden sie auch den König von Frankreich zur Fortsetzung des Krieges bewegen, von welchem sie sich einen glücklichen Erfolg versprechen; also werden sie auch allein Schuld an dem Blute sein, das noch vergossen wird. Hörten doch alle Fürsten, wie Ew. Majestät, die Stimme der Wahrheitsliebe, Großmuth und Gerechtigkeit! Die Welt würde nicht länger ein Schauplatz der Verheerung, des Mordes und des Feuers sein!"

Wie sehr sich indeß die Lage König Friedrich's durch den vorjährigen Feldzug verschlimmert hatte, davon geben nicht blos die Versuche, sich mit seinen Gegnern auszusöhnen, sondern auch und noch viel mehr die Maßregeln ein Zeugniß, zu denen er greifen mußte, um den neuen Feldzug möglichst gekräftigt eröffnen zu können. Zunächst handelte sich's selbstverständlich um Completirung seiner Armee und mußte, wenn die vorjährigen furchtbaren Verluste gedeckt werden sollten, eine Truppenmasse von mindestens 60,000 Mann zusammengebracht werden. Da hierzu die Kräfte seines eigenen, bereits erschöpften Landes

nicht ausreichten, mußte er wohl oder übel sein schon vordem in Anwendung gebrachtes Werbesystem fortsetzen, demselben freilich aber auch eine Ausdehnung geben, dergleichen die Welt noch nie gesehen hatte. Während seine heimlichen Werber ganz Deutschland überschwemmten und sich alle nur möglichen Mittel erlaubten, um Menschen zu haschen, kam es bei vielen dieser Menschenjagden oft zu Scenen, die wiederzugeben sich die Feder sträubt. Und doch vermochte Friedrich den 200,000 Mann, welche Oesterreich und Rußland für das Jahr 1760 in's Feld führten, kaum 90,000 entgegenzustellen. Und was waren das für Soldaten! Von den alten im Kriege ergrauten und bewährten Mannschaften fanden sich nur noch ganz dürftige Reste. Was nicht auf den Schlachtfeldern oder in den Lazarethen den Tod gefunden hatte, irrte als Krüppel und Invalide umher. Die ganze neue Streitkraft bestand zum bei weitem größten Theil aus nichts Anderm, als aus von allen Ecken und Enden her zusammengetriebenem Gesindel, von Knaben geführt, indem man die Kadettenhäuser leeren und Jeden zum Officier nehmen mußte, der nur einigermaßen dazu tauglich schien. Und mit derselben, ja noch schonungsloserer Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, den Grundsatz: „Noth kennt kein Gebot" tausendfach bestätigend, verfuhr König Friedrich auch bei Herbeischaffung der zum bevorstehenden Feldzuge nöthigen Geldkräfte und sonstigen Kriegsbedürfnisse. Wie schon früher, so mußte auch jetzt wieder Sachsen am meisten bluten, und während z. B. der Leipziger Kreis allein 10,000 Rekruten stellen mußte, wurden von allen Seiten her, soweit Friedrich's Machtgebot reichte, tausende von Pferden, ungeheure Massen Getreide, Schlachtvieh u. dergl. zusammengetrieben und überall kaum zu erschwingende Geldsummen erpreßt, oder, um Geld zu gewinnen, Maßregeln ergriffen, die nur den vollständigsten Ruin des betreffenden Landes zur Folge haben konnten.

Bei alledem konnte Friedrich der Eröffnung des Feldzuges nur mit geringen Hoffnungen entgegensehen. Wohl wissend, daß in Bezug auf die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte seine Feinde ihm um das Dreifache überlegen waren, täuschte er sich auch darüber nicht, daß in seinen gegenwärtigen Truppen weder die alte Kraft, Bravour und Hingebung, noch der alte gute Geist heimisch war. Um so mehr verdient dagegen die Umsicht und Entschlossenheit Bewunderung, mit der er auch jetzt wieder seine Dispositionen traf und dann, als der Kampf wieder entbrannte, denselben auch wieder zu führen verstand. Er selbst — um zuerst von seinen Dispositionen zu reden — übernahm die Vertheidigung von

Sachsen; die Russen sollte Prinz Heinrich mit einem großen Corps beobachten; gegen die Schweden sollte mit einem kleineren Corps der Prinz von Würtemberg geschickt werden; Schlesien endlich deckte General Fouqué mit 13,000 Mann, mit denen derselbe bei Landshut ein wohlverschanztes Lager besetzt hatte.

Der Kriegsplan der Oesterreicher und Russen für das Jahr 1760 ging dahin, den König Friedrich zu zwingen, entweder Schlesien oder Sachsen preiszugeben. Zu dem Ende erhielt vorerst Soltikoff den Befehl, mit der russischen Hauptmacht in Schlesien einzurücken und Breslau zu belagern. Laudon ferner bekam den Oberbefehl über 40,000 Oesterreicher, welche ebenfalls zur Eroberung Schlesiens bestimmt waren. Daun commandirte die österreichische Hauptarmee in Sachsen und sollte, wenn er das Land vom Feinde befreit habe, dasselbe zur fernern Beschützung dem Herzog von Zweibrücken mit der Reichsarmee überlassen, und mit der Hauptarmee nach der Mark Brandenburg vordringen. Der Hauptschauplatz des erneuten Kampfes wurde daher für's Erste Schlesien, und hier erfolgte denn auch der erste gewaltige Schlag in dem neuen Kriegsjahre.

Es war gegen Ende April des Jahres 1760, als Laudon von Olmütz aus sich mit seinen 40,000 Mann in Bewegung setzte, durch die Grafschaft Glatz in Schlesien einbrach und schließlich ein Lager bei Frankenstein bezog. General Fouqué, der jener Zeit bei Landshut stand und, wie schon oben erwähnt wurde, nur über die geringe Truppenzahl von 13,000 Mann zu disponiren hatte, von denen überdies 5000 von ihm eigens dazu bestimmt waren, die schlesischen Gebirgsstädte zu decken, kam dadurch in eine höchst gefährliche Lage, verließ darum seine bisherige Stellung und zog sich in die Gegend von Schweidnitz. Kaum aber hatte König Friedrich, dem freilich die bedeutende Ueberlegenheit Laudon's an Truppen unbekannt war, von dieser rückgängigen Bewegung Fouqué's Nachricht erhalten, als er, hierüber auf's äußerste erzürnt, sofort an Fouqué den ganz bestimmten Befehl ergehen ließ, in seine frühere feste Stellung bei Landshut zurückzugehen und die dortige Gebirgsgegend zu halten „es koste, was es wolle." Wohl oder übel, Fouqué mußte gehorchen, aber freilich — zu seinem und der Seinen Verderben. Am 23. Juni Morgens 2 Uhr kam es bei Landshut zwischen Fouqué und Laudon, der mit seinen 30,000 Mann in 4 Colonnen zugleich auf die Preußen einstürmte, zu einem mörderischen Kampfe. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit, ja übermenschlicher Anstrengung, vertheidigte sich Fouqué gegen die überlegene Macht seines Gegners 8 Stunden lang, mußte aber, nach-

dem sich seine Reiterei mit einem Verluste von 500 Mann durchgeschlagen hatte, endlich unterliegen. Das ganze Corps, blos mit Ausnahme des Theils der Reiterei, der sich glücklich durchgeschlagen hatte, wurde völlig aufgerieben; auch fiel sein ganzes Geschütz, bestehend aus 67 Kanonen, sowie 34 Fahnen und zwei Standarten in die Hände der Oesterreicher. Fouqué selbst ward schwer verwundet und gefangen und verdankte die Erhaltung seines Lebens nur der aufopfernden Treue seines Reitknechts.*) Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen und beim Sturz kam er unglücklicher Weise unter dasselbe zu liegen. Da kamen Löwenstein'sche Dragoner herangesprengt und hieben gegen ihn; aber sein treuer Reitknecht, Namens Trauschke, fing die Hiebe auf, deren er 13 empfing, und rief dabei: „Wollt Ihr denn den commandirenden General umbringen?!" Der herbeieilende Oberst Voit rettete ihn vor der Wuth seiner Leute. Fouqué's Aufenthaltsort in seiner Gefangenschaft war erst Bruck an der Leitha, dann Karlstadt in Croatien. Er kehrte erst nach dem Frieden in sein Vaterland zurück.**) Gleiches Schicksal übrigens wie Fouqué hatte in der Schlacht bei Landshut auch General Schenkendorf.

Die Österreicher verloren in der Schlacht 5000 Mann an Todten und Verwundeten. Dabei darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß auf Seiten der Oesterreicher, durch den hartnäckigen Widerstand der Preußen schließlich in Wuth gebracht, noch nie mit so furchtbarer Erbitterung gekämpft worden war. Daher kam es auch, daß sie während des Kampfes keinen Pardon gaben, nach demselben aber, ohne daß es die Generale hindern konnten, ihre Wuth auch noch an der Stadt Landshut ausließen. Die Stadt wurde geplündert, ihre Fabriken zerstört.

Mittlerweile hatte auch König Friedrich selbst seine Stellung bei Schmettau, in der er wegen Daun's Nähe nichts von Belang unternehmen konnte, verlassen und ging in der wahrscheinlichen Absicht, dem bedrängten Fouqué zu Hülfe zu kommen, am 15. Juni bei Zehren über die Elbe. Die unmittelbare Folge davon war, daß auch Daun mit der österreichischen Hauptarmee sein bisheriges

*) Sporschil VI, S. 219.

**) Fouqué gehörte zu den intimsten Freunden König Friedrich's und bewahrte ihm dieser sein königliches Wohlwollen Zeit seines Lebens. Oft gab er ihm dasselbe in wahrhaft rührender Weise zu erkennen, so fand z. B. Fouqué, als er aus seiner Gefangenschaft zurückkehrte und in Glatz ankam, Geld, alten Ungarwein und eine Einladung seines königlichen Freundes nach Potsdam.

Lager verließ und dem König nachzog, daher von dem genannten Tage an die Bewachung Sachsens auf beiden Seiten in untergeordnete Hände überging. König Friedrich übertrug dieselbe dem General Hülsen, den er in der Gegend von Meißen am linken Elbufer zurückließ, Daun überließ dieselbe den Reichstruppen unter dem Prinzen von Zweibrücken.

König Friedrich stieß, sowie er die Elbe überschritten hatte, auf das Lascy'sche Beobachtungscorps und war schon in Begriff, auf dasselbe einen Angriff zu wagen, als er noch rechtzeitig Kunde erhielt, daß Daun ebenfalls die Elbe passirt und ihm bereits auf der Ferse nachfolge. Daher unterblieb dieser Angriff; und als nun vollends kurz darauf die Hiobspost von Fouqué's Unglück bei Landshut eintraf, glaubte sich Friedrich um so mehr verpflichtet, seinen Marsch so viel wie möglich zu beschleunigen. Bei alledem war derselbe ein ebenso beschwerlicher, wie gefährlicher. Während Daun mit seinen Truppen der preußischen Armee fortwährend zur Seite blieb, folgte Lascy derselben im Rücken, so daß also Friedrich fortwährend nach zwei Seiten hin die gespannteste Aufmerksamkeit beobachten mußte, trotzdem aber nicht verhindern konnte, daß das Lascy'sche Corps durch zahlreiche Attaquen auf seine Arrieregarde seinen Marsch aufhielt. Dabei hatten die Truppen, wie im verflossenen Winter durch Kälte, so jetzt durch ungewöhnliche Sommerhitze auf's Entsetzlichste zu leiden. Stürzten ja, wie König Friedrich selbst erzählt, an einem Tage einmal nicht weniger denn 80 Mann von der preußischen Armee todt zu Boden. So kam Friedrich mit seiner Armee bis in die Gegend von Görlitz. Da änderte er plötzlich seinen Plan. Er selbst*) sagt hierüber: „Man mußte sich jetzt besinnen, welchen Entschluß man fassen wollte: entweder dem Feldmarschall Daun nach Schlesien zu folgen, oder mit gesammter Macht auf Herrn von Lascy zu fallen, um diesen ein- für allemal loszuwerden, weil man auf dem Marsche, den man nach Schlesien unternehmen wollte, durch seinen Nachtrupp in viel größere Verlegenheit gerathen würde, als durch den Feind, den man vor sich hatte. Man wählte dies Letztere als das Sicherste. Gelang es, so konnte es zu größeren Dingen leiten. Abends, den 8. Juli, versammelte sich die Armee bei Schmöllen. Statt aber den Weg nach Görlitz zu nehmen, wie man ausgebreitet hatte, wandte sie sich plötzlich auf Rothen-Nauslitz." Was aber der König zunächst gehofft, ging nicht in Erfül-

*) Friedrich's II. hinterlassene historische Werke IV, S. 84 ff.

lung. Lascy hielt nicht Stand, zog sich, sowie er die Absicht des Königs merkte, eiligst zurück, ging durch Dresden hinter die Elbe und vereinigte sich am Plauenschen Grunde mit der Reichsarmee. Statt also Schlesien zum Schauplatz seiner Thätigkeit zu machen, richtete Friedrich, das Lascy'sche Corps immer vor sich hertreibend, sein Augenmerk auf die Wiedereroberung Dresdens.

Also kam über die sächsische Hauptstadt abermals eine schwere, drangsalsvolle Zeit. Während König Friedrich den Prinzen von Holstein mit einem Theile des Heeres auf dem rechten Elbufer zurückließ, ging er selbst mit dem andern über die Elbe, drängte in Vereinigung mit General Hülsen das Lascy'sche Corps und die Reichsarmee bis Pirna zurück, besetzte den „großen Garten" und die Dresdener Vorstädte, schloß auf diese Weise die Stadt auch auf dem linken Elbufer ein und forderte nun am 14. Juli den Commandanten Maquire zur Uebergabe auf. Dieser aber gab eine abschlägliche Antwort und so begann, da Friedrich's Hoffnung, die Stadt durch einen Handstreich zu erobern, fehlschlug, am 14. Juli das Bombardement der Stadt, und zwar zuerst aus Feldgeschütz, weil das schwere erst aus Magdeburg herbeigeschafft werden mußte.

Unterdeß war aber nun auch Daun auf seinem Marsche wieder umgekehrt, hatte den Prinzen von Holstein, der auf dieser Seite die Stadt blokirte, mit Verlust vertrieben und eine große Anzahl Truppen in die Stadt geworfen. Dessenungeachtet setzte Friedrich das Bombardement ununterbrochen fort, indem er sich der eiteln Hoffnung hingab, daß die Oesterreicher lieber abziehen, als Dresden in einen Schutthaufen verwandeln lassen würden. Aber ob auch die Noth in der Stadt furchtbar wurde, ob auch die Wilsdrufer Vorstadt, sowie eine Menge Häuser in der Altstadt und die Kreuzkirche abbrannten — die Stadt ergab sich nicht. Ob selbst auch bei manchen Ausfällen, welche die Belagerten machten, so namentlich in der Nacht vom 22. Juli, die Preußen im Vortheil blieben, „es schien," wie Friedrich in seinen Schriften selbst bemerkt, „als wenn durch ein besonderes Verhängniß in diesem Feldzuge jeder kleine Vortheil der Preußen beständig durch irgend einen beträchtlichen Verlust wieder aufgewogen werden sollte." Nicht genug, daß die Belagerung Dresdens dem König Friedrich großen Verlust an Mannschaft brachte, nicht genug, daß acht von Magdeburg kommende Kornschiffe seinen Gegnern in die Hände fielen, durch den bei jenem obenerwähnten nächtlichen Ausfall von den Preußen gefangen genommenen österreichischen General Nugent erhielt Friedrich auch noch die neue Hiobs-

post, daß in währender Zeit die Festung Glatz in die Hände der Oesterreicher gefallen sei. Und diese Hiobspost war in der That in Wahrheit begründet, und mag der nähere Verlauf dieses unglücklichen Zwischenfalles gleich hier in Kurzem nebenbei erzählt werden.

Die Belagerung der Festung Glatz hatte Laudon bereits begonnen, ehe er noch seinen Schlag gegen Fouqué führte, und zwar in der Zeit, als Letzterer seine feste Stellung bei Landshut verlassen hatte. Als aber Fouqué auf besonderen Befehl König Friedrich's in diese seine alte Stellung zurückging, überließ Laudon die Fortsetzung der Belagerung nur einem Theile seiner Truppen, wogegen er selbst Fouqué nachzog und diesem schließlich bei Landshut die furchtbare Niederlage beibrachte. Sowie dagegen König Friedrich Miene gemacht, nach Schlesien aufzubrechen, um Fouqué Hülfe zu bringen, hatte Daun den Befehl erlassen, die Belagerung von Glatz vorläufig ganz zu sistiren, und so ruhte diese Operation bis zu dem Momente, wo König Friedrich mitten auf seinem Marsche nach Schlesien plötzlich Kehrt machte und sich nach Dresden wendete. Wie durch diese rückgängige Bewegung König Friedrich's Daun selbst nun sich bestimmen ließ, seinen Marsch nach Dresden zu nehmen, so gab ihm dasselbe Ereigniß zugleich auch die Veranlassung, seinen früheren Befehl zu widerrufen und statt dessen seinen Truppen in Schlesien die Weisung zukommen zu lassen, die Belagerung der Festung Glatz sofort wieder aufzunehmen. Beauftragt damit aber war General Harsch, dem Laudon, der jener Zeit bei Hochkirch im Liegnitzischen stand, zehn Bataillone zur Verstärkung sendete. Der Commandant der Festung, Oberstlieutenant Bartholomäus D'O, ein Italiener von Geburt, hatte eine Garnison von fünf Bataillonen und alle erforderlichen Kriegs- und Mundvorräthe, um eine lange Belagerung auszuhalten, obschon die Besatzung größtentheils aus Deserteurs und erzwungenen Soldaten bestand. „Die Oesterreicher," erzählt Friedrich selbst, „erstiegen Glatz und nahmen die Festung im Nu, „„Sans savoir comment."" Nachdem sie in der Nacht zum 21. Juli die Laufgräben eröffnet hatten, versuchten sie am 26. einen Angriff auf eine Flesche, der man wegen ihrer langen Ausdehnung und engen Ausgangs den Namen „Kranich" gegeben hatte, ein Werk, das, im Felsen gehauen, nur vertheidigt zu werden brauchte, um den Feind ganze Wochen lang aufzuhalten. Allein kaum zeigten sich die Oesterreicher, um es anzugreifen, so wichen die Belagerten daraus zurück und nahmen eiligst die Flucht. Die Oesterreicher folgten ihnen auf dem Fuße

nach, drangen mit ihnen über die Brücke in's Ravelin und eroberten den Platz ohne allen Angriff. D'O, der sich in der Unterstadt befand, lief, sowie er den Lärm hörte, auf das Schloß; allein schon war es zu spät, es war bereits erobert und an eine Vertheidigung der Stadt nicht mehr zu denken. D'O capitulirte, und so fiel Glatz, nach Magdeburg die wichtigste Festung der preußischen Monarchie, binnen wenigen Stunden den Oesterreichern in die Hände, die überdies dabei 200 Geschütze, 2000 Centner Pulver und reiche Vorräthe an Proviant erbeuteten. König Friedrich selbst nennt diese Eroberung von Glatz „ein für die preußischen Waffen schimpfliches Ereigniß" und ließ über Die, denen die Vertheidigung des Platzes anvertraut gewesen war, ein hartes Strafgericht ergehen. Sämmtliche Officiere der Besatzung wurden cassirt, D'O dagegen zum Tode verurtheilt. Auf dem Richtplatze — am Ravelin des Oderthores zu Breslau — erhielt er jedoch noch Gnade und wurde nur des Landes verwiesen.

Noch darf dabei aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß Friedrich die Schuld des Verlustes von Glatz nicht dem Ungeschick der Besatzung zuschrieb — trotzdem daß er durch das über dieselbe verhängte harte Strafgericht deutlich genug zu erkennen gab, daß er wohl wußte, wen allein die Schuld traf — sondern auf Laudon zu wälzen suchte, indem er selbst sich darüber in den hämischen Worten ausläßt: „Dieser schimpfliche und die preußischen Waffen entehrende Vorfall war die Folge einer geheimen Unterhandlung, die Herr Laudon von weitem her, durch den Kanal der Jesuiten, Mönche und des ganzen katholischen Pfaffengesindels veranstaltet hatte. Vermittelst derselben war es ihm gelungen, Officiere und viele Soldaten von der Besatzung zu bestechen; unter deren Anzahl gehörten auch Diejenigen, welche die Wache an dem Orte hatten, wo Herr von Harsch seinen Angriff führte."

Je schmerzlicher nun dem König Friedrich der Verlust von Glatz war, um so weniger kann es Wunder nehmen, daß er diesen Unglücksfall die nächste Motive zu seinen weiteren Operationen sein ließ und die Belagerung von Dresden aufhob, um nunmehr nach Schlesien zu eilen. In der Nacht vom 29. zum 30. Juli brach er von Dresden auf und nahm seinen vorigen Marsch durch die Lausitz. Kaum aber war er am 1. August bei Zehren über die Elbe gegangen, als er fand, daß Daun sich mit seiner Armee ebenfalls in Bewegung gesetzt hatte und ihm auf seinem Marsche bereits voraus war, während Lascy ihm folgte, so daß es also schien, als seien alle drei Truppenkörper ein einziges großes Ganze, wovon

die Daun'sche Armee den Vortrapp, König Friedrich mit seinen Truppen das Hauptcorps, das Lascy'sche Corps dagegen den Nachtrapp bilde — vielleicht der seltsamste Marsch, den die neuere Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Auf diesem Marsche aber erhielt König Friedrich auch noch die beunruhigende Nachricht, daß unmittelbar nach der Eroberung von Glatz Laudon zur Belagerung Breslaus geschritten sei, eine Nachricht, die, wie wohl kaum erwähnt zu werden braucht, wichtig genug war, um den König auf seinem Marsche zur möglichsten Eile anzutreiben. Und abermals wurde, trotz der tausendfachen Gefahren, denen er sammt seiner Armee stündlich ausgesetzt war, das Möglichste wirklich auch geleistet. Beide Armeen, nicht blos die österreichische, sondern auch die preußische, legten den Marsch von der Elbe bis an den Bober in fünf Tagen zurück.

Mittlerweile hatte nun Laudon, wie dem König richtig hinterbracht worden war, alles Mögliche aufgeboten, Breslau in seine Gewalt zu bekommen, und hätte die Stadt einen gleich untüchtigen Commandanten wie die Festung Glatz gehabt, sie würde wohl kaum eine Rettung gefunden haben. Es hielt aber jener Zeit in Breslau ein Mann Wache, der zu den hervorragendsten und tüchtigsten Generalen der preußischen Armee gehörte und durch seine heldenmüthige und geschickte Vertheidigung des seiner Obhut anvertrauten Platzes unmöglich Scheinendes möglich zu machen verstand. Dies war der Generalmajor Boguslav Fr. von Tauentzien, der mit nicht mehr denn 3000 Mann — denn so stark nur war die Besatzung — dem ganzen Laudon'schen Corps Trotz bot und sich weder durch Drohungen, noch durch ein heftiges Bombardement, wodurch ein Theil der Stadt in Brand gerieth, schrecken ließ. Und dieser Heldenmuth blieb nicht ohne Lohn. In der Person des Prinzen Heinrich von Preußen, der, wie früher bemerkt wurde, die Beobachtung der Russen zur Aufgabe hatte und jener Zeit in der Gegend von Glogau stand, nun aber auf beiden Ufern der Oder zum Entsatze von Breslau herbeieilte, erschien den Belagerten noch zu rechter Zeit ein Retter. Am 5. August hob Laudon die Belagerung auf und zog Daun entgegen.

So war nun zwar Breslau gerettet, dagegen zog sich, da gleichzeitig auch das 24,000 Mann starke russische Corps des Generals Tschernitscheff sichtbar wurde, um König Friedrich allgemach ein Ring von Streitkräften zusammen, der, wie es schien, sich nur zu schließen brauchte, um die ganze preußische Streitkraft sammt ihrem König einer vollständigen Vernichtung preiszugeben. Wie

erzählt wird, hätten jener Zeit mehrere österreichische Officiere, allzufrüh frohlockend, geäußert: „Der Sack für die Preußen ist aufgemacht, wir wollen sie fangen und dann den Sack zuschnüren.“ Friedrich soll darauf entgegnet haben: „Sie haben nicht unrecht; aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, welches auszubessern sie Mühe haben sollen.“ Und wirklich erfolgte, was ursprünglich Jedermann für eine Unmöglichkeit gehalten hatte. Trotzdem daß Friedrich, als er auf seinem Marsche bis nach Liegnitz vorgedrungen war, sich ringsum von Feinden umstellt sah und zwar so, daß Lascy ihm im Rücken, Daun von der rechten Seite und von vorn, Laudon und Tschernitscheff dagegen von der linken Seite und im Rücken bedrohten, trotzdem gelang es ihm, sich alsbald aus dieser Schlinge zu befreien. Er selbst berichtet über diese seine damalige gefährliche Lage, daß er damals gleich einem Parteigänger jede Nacht seine Stellung habe verändern müssen, um seine ihn umlagernden Feinde, namentlich Daun, irre zu führen. Und ein solches, seinen Gegnern unerwartetes Manoeuvre rettete ihn denn auch endlich aus dieser Lage. Es war am 14. August 1760, als er, merkend, daß es endlich auf einen großen gemeinschaftlichen Schlag gegen ihn abgesehen sei, in nächtlicher Stille sein Lager bei Liegnitz verließ und sich nach Parchwitz wandte. Schon in aller Frühe des 15. August erfuhr er durch einen entlaufenen österreichischen Officier,*) einen Irländer von Geburt, daß seine Vermuthung eine begründete gewesen war, und daß Daun die Absicht habe, ihn an demselben Tage anzugreifen. Durch die Dislocirung seiner Truppen hatte er also diesen Plan seiner Gegner vereitelt. Dabei ließ er's jedoch nicht bewenden, sondern beschloß vielmehr seinerseits anzugreifen. Er brauchte nicht lange darauf zu warten. Schon mit Tagesanbruch näherte sich Laudon mit 30,000 Mann dem preußischen Lager, um den linken Flügel desselben anzugreifen, fand aber zu seiner großen Verwunderung die ganze Armee des Königs in voller Schlachtordnung und gewann kaum so viel Zeit, sich nur in einer Front von fünf Bataillonen zu ordnen. Gleich beim ersten Angriff der Preußen wurden seine Truppen, die freilich nichts weniger als eine Schlacht vermuthet hatten, zurückgeworfen. Da entbietet Laudon seine Cavallerie, aber dieselbe geräth in sumpfiges, ungünstiges Terrain und muß ebenfalls vor der gegen sie heranstürmenden preußischen Reiterei den Kürzern ziehen. Ein gleiches Schicksal hatte

*) Vergl. Preuß, Friedrich der Große II, S. 248.

die zweite österreichische Linie, und so alle fünf. Nach einem kaum zweistündigen Kampfe wurde die Verwirrung unter den österreichischen Truppen allgemein, so daß sich Laudon, der sich in seiner Hoffnung, während des Kampfes von Daun Unterstützung zu erhalten, getäuscht sah, mit einem Verlust von 10,000 Mann, 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten auf Bienowitz über die Katzbach zurückziehen mußte. Daß aber von Seiten Daun's die Unterstützung ausblieb, hatte darin seinen Grund, daß ein widriger Wind den Schall des Kanonenfeuers verbarg und sonach Daun von dem Angriffe Friedrich's ganz ohne Kenntniß blieb. Zudem hatte er aber auch das preußische Lager, das Friedrich nur erst noch Tags zuvor innegehabt, bei seinem Vorrücken verlassen gefunden, so daß er nun nicht einmal wußte, wo sich Friedrich mit seiner Armee hingewendet hatte. Daß Daun aber auch dann noch, wie ihm von Laudon's Niederlage nähere Nachricht wurde, völlig unthätig blieb und nicht einmal einen Versuch machte, durch eine Wiederaufnahme des Kampfes die Niederlage wieder gut zu machen, wurde ihm, und wie es scheint, nicht ohne Unrecht, vielfach zum Vorwurfe gemacht und konnte lediglich nur dadurch entschuldigt werden, daß das Terrain, auf dem er den erneuten Angriff hätte unternehmen müssen, große Schwierigkeiten darbot. Bezeichnend war, daß Laudon wegen dieser Niederlage allerseits, selbst vor dem Forum seiner erhabenen Monarchin, volle Entschuldigung fand, ja von Maria Theresia ein eigenhändiges Schreiben erhielt, worin sie unter voller Anerkennung seiner in der Affaire bewiesenen Bravour und Umsicht ihn zu trösten und von frischem zu ermuthigen bemüht war. Dieses Schreiben, datirt von Wien den 25. August 1760, lautet:

„Lieber Freiherr von Laudon!

Ob zwar der 15. dieses ein unglückseliger Tag vor mich gewesen ist, weilen es dem ungerechten Feind gelungen hat, einer decisiven Schlacht zu entgehen, nur mit Euren unterhabenden Corps anzubinden, und sich den Weeg nach Breßlau zu eröffnen, andurch aber seine vertheilte Macht zu vereinigen und solche zwischen die Meine und die Russische Macht zu stellen: So vermindert doch dieser wiedrige Ausschlag nicht im mindesten die großen Verdienste, so Ihr und auch alle Generals, Officiers und Gemeinde, die unter Eurem Commando gefochten, erworben habet, Vielmehr lasse Eure genaue Befolgung des erhaltenen Auftrags, wie ingleichen Euren klugen und auf der Stelle ergriffenen Anstalten, Herz-

hafftigkeit und Vorsicht alle Gerechtigkeit wiederfahren, und Ihr könnet auf Mein Wort sicher glauben, daß Ich solches im gnädigsten Andenken erhalten werde. Nicht minder gereichet Mir die von Euch einberichtete und versicherte heldenmüthige Tapferkeit Meiner Generalitaet, Officiers und Trouppen zum größten Trost und inniglichem Vergnügen. Solche rechtschaffene Kriegs Männer verdienen mit Recht das größte Lob, und Meine vollkommene Gnade, wie Ich denn darauf bedacht sein werde, ihr Wohlverhalten bei Gelegenheit danknehmig zu erkennen. Diese Meine Gesinnung habt Ihr in Meinem Namen dem ganzen unter Eurem Commando gestandenen Corps behörig zu erkennen zu geben, und Ich setze in Göttliche Verfügung das vollkommene Vertrauen, daß Meine Armee annoch in dieser Campagne die Gelegenheit erhalten werde, ihre revange rechtschaffen zu nehmen und die Welt zu überzeugen, daß Meine Trouppen den 15. dieses nur in der Zahl, nicht aber in der Herzhafftigkeit und tapffern Verhalten, von dem Feind übertroffen worden. Wie Ich nun auf Euren fernern treuesten Eifer und ersprießliche Dienste sichern Staat machen kann, Alß verbleibe Euch auch mit Kaiserl. Königlichen und Landesfürstl. Gnaden wohlgewogen.

Maria Theresia."

Nach einer langen Reihe von Unglücksfällen war dieser Sieg bei Liegnitz dem König Friedrich wieder der erste neue Hoffnungsschimmer. Allein noch war hiermit seine Rettung aus der verzweifelten Lage, in der er sich jener Zeit befand, lange nicht vollendet; und besaß Friedrich eine viel zu große und klare Umsicht, als daß er sich darum selbst auch nur der geringsten Täuschung überlassen hätte. Vom höchsten Interesse ist ein Schreiben,*) welches er kurz nach der Schlacht bei Liegnitz (am 27. August) an seinen Freund d'Argens richtete und uns die Gedanken, die jener Zeit durch seine Seele gingen, in überraschender Weise zu Tage legt. In demselben heißt es u. A.: „Ehedem, mein lieber Marquis, würde die Begebenheit vom 15. Aug. viel entschieden haben, jetzt ist dieses Treffen nur eine leichte Schramme (egratignure). Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird sie bald vorfallen; dann wollen wir uns freuen, wenn der Ausgang für uns

*) Preuß II, S. 251.

vortheilhaft ist. Ich danke Ihnen indessen für den Antheil, den Sie an dieser Begebenheit nehmen. Es waren nicht wenig Künste vonnöthen, um die Dinge bis zu diesem Punkte zu führen. Sprechen Sie doch nicht von Gefahren; das letzte Treffen hat mir nur ein Kleid und ein Pferd gekostet, das heißt den Sieg wohlfeil erkaufen. Ich habe den Brief nicht empfangen, den Sie anführen. Unsere Correspondenz ist gleichfalls blokirt, denn die Russen stehen auf der einen Seite der Oder, die Oesterreicher auf der andern. — Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen, als in diesem Feldzuge. Glauben Sie gewiß, daß noch eine Art von Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die ich vorhersehe. — Es sind Herkules-Arbeiten, die ich endigen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt, und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt, mir zu fehlen. Sie sind nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um sich eine deutliche Vorstellung von allen den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen. Ich kenne sie und verhehle sie. Ich behalte alle Besorgnisse für mich und theile der Welt nur die Hoffnungen, oder die wenigen angenehmen Neuigkeiten mit, die mir zu Gute kommen. Wenn der Streich, den ich im Sinne habe, glückt; alsdann, mein lieber Marquis, wird es Zeit sein, sich der Freude zu überlassen." ꝛc.

Der ganze Schwerpunkt der Gefahr, in welcher Friedrich auch nach seinem Siege bei Liegnitz sich noch befand, ruhte in dem Umstande, der in dem eben angezogenen Schreiben scherzweise als die Ursache von der unterbrochenen Correspondenz mit seinem Freunde bezeichnet wird: das Standhalten der Russen auf der einen Seite der Oder und der Oesterreicher auf der andern. Behaupteten die Erstern ihren Posten, so konnte Friedrich, dessen Proviant aufgezehrt war, aus Breslau nichts erhalten, wogegen er, wenn er nach Schweidnitz gelangen wollte, sich mit dem ganzen österreichischen Heere schlagen mußte. Glück und Geschick halfen indeß auch über diese bedenkliche Lage hinweg. In Folge von zahlreichen, mit ebenso großer Meisterschaft angelegten wie durchgeführten Manoeuvres wurde Friedrich auch hier wieder in verhältnißmäßig kurzer Zeit Herr der Situation. Nicht nur, daß die Russen sich über die Oder zurückzogen, so konnte sich Friedrich auch ungehindert bei Breslau mit seinem Bruder Heinrich vereinigen, wogegen Daun endlich ebenfalls in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sich in die Gebirge zurückzuziehen, um sich nicht von Böhmen abschneiden

zu lassen; insgesammt Erfolge, die auch in moralischer Beziehung nach jeder von beiden Seiten hin nicht ohne wesentlichen Einfluß blieben.

Bei alledem fand auch der Zeit, wo Friedrich Schlesien wieder in seine Hände bekam, das Wort des Königs, dessen wir schon oben Erwähnung thaten, eine neue Bestätigung: „es schien, als wenn durch ein besonderes Verhängniß in diesem Feldzuge jeder kleine Vortheil der Preußen beständig durch irgend einen beträchtlichen Verlust wieder aufgewogen werden sollte." Während Friedrich wieder Herr von Schlesien wurde, ging ihm nicht nur Sachsen fast ganz verloren, sondern kam, obschon nur zeitweilig, selbst seine Hauptstadt Berlin in die Hände seiner Gegner. In Sachsen commandirte, seitdem sich König Friedrich nach dem vergeblichen Bombardement Dresdens nach Schlesien gewendet hatte, General Hülsen. Gegen denselben aber agirte die Reichsarmee, verstärkt nicht blos durch das österreichische Corps des Cavallerie-Generals Grafen Haddik, sondern auch durch 12,000 Würtemberger, welche der Herzog außer seinem Reichscontingente aufgestellt hatte und selbst befehligte. Einer solchen Uebermacht konnte Hülsen wenigstens auf die Dauer nicht Widerstand leisten. Gar bald aus seinem Standquartier bei Meißen verdrängt, zog er sich zunächst nach Strehla zurück; am 20. August aber auch hier, wenn auch ohne Erfolg angegriffen, wendete er sich nach Torgau und schließlich, wie er sich auch da nicht mehr halten konnte, nach dem Brandenburgischen, von wo er wieder aufbrach, als, wie sogleich weiter erzählt werden wird, Berlin von den Russen und Oesterreichern angegriffen wurde.

Ein Angriff auf Berlin hatte, wie früher erzählt worden ist, schon in dem vorjährigen Feldzuge kurz nach der Schlacht bei Kunnersdorf in Aussicht gestanden, war aber durch die glückliche Dazwischenkunft des Prinzen Heinrich vereitelt worden. Was jener Zeit unterbleiben mußte, sollte in dem diesjährigen Feldzuge zur Ausführung gebracht werden, und führt uns dieser in den October des Jahres 1760 fallende Angriff auf die preußische Hauptstadt auf die Thätigkeit der beiderseitigen Hauptarmeen zurück. Der Plan dazu ging von Daun aus, der, wie oben bemerkt ward, bald nach der Schlacht bei Liegnitz sich in die Gebirge zurückgezogen hatte, während die Russen über die Oder zurückgegangen waren. Nicht gewillt, ohne noch etwas Weiteres unternommen zu haben, nach Böhmen zurückzugehen, dabei aber auch, so lange König Friedrich ihm in derselben Gegend gegenüberstand, in jeder Thätigkeit gehemmt, erließ Daun an

Soltikoff die dringende Aufforderung, eine Diversion auf Berlin zu unternehmen, zu welchem Ende er ihm zugleich eine Unterstützung von 15,000 Mann Oesterreichern versprach. Soltikoff ging auf diesen Vorschlag ein und übertrug die Ausführung dieser Unternehmung den Generalen Tottleben und Tschernitscheff, die denn nun Anfangs October mit 20,000 Mann nach dem Brandenburgischen aufbrachen, während gleichzeitig 15,000 Oesterreicher unter Lasch und Brentano sich in Eilmärschen aufmachten, um sich mit dem russischen Corps zu vereinigen.

Am 3. Oct. erschien General Tottleben mit dem russischen Vortrab, gegen 3000 Mann Kosaken stark, vor Berlins Thoren und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. In Berücksichtigung dessen, daß Berlin unbefestigt und nur mit 1500 Mann von verschiedenen Garnison-Regimentern besetzt war, während die königliche Familie sich in Magdeburg befand und somit unter allen Umständen außer Gefahr blieb, zeigte sich der derzeitige Commandant der Stadt, General Rochow, anfänglich nicht abgeneigt, der Aufforderung des Feindes Folge zu leisten. Anderer Ansicht dagegen waren die in der Stadt anwesenden Generale Seydlitz (der jener Zeit noch an seiner in der Schlacht bei Kunnersdorf erhaltenen Wunde laborirte) und Knobloch, sowie der alte Feldmarschall Lehwald, welche insgesammt darauf bestanden, daß man sich, zumal der Feind nur aus unregelmäßigen Truppen bestehe, mit denen man wohl fertig werden könne, zur Gegenwehr anschicken müsse. Also erhielt Tottleben auf seine Forderung eine abschlägliche Antwort, begann aber nun auch sofort die Beschießung der Stadt, die indeß, trotzdem sie von Abends 5 bis Morgens 3 Uhr dauerte, ohne Erfolg blieb. Da kam der Stadt urplötzlich Hülfe. Prinz Eugen von Würtemberg, der, wie oben*) erwähnt wurde, jener Zeit den Schweden gegenüberstand, hatte von der Gefahr, in welcher Berlin schwebte, nur Kunde erhalten, als er sich, während er das Commando gegen die Schweden den Generalen Werner und Belling übertrug, sofort mit einem Theile seines Corps aufmachte, in einem Tage 9 Meilen zurücklegte und vor Berlin eintraf, eben als Tottleben die Stadt beschoß. Nachdem er sich und seinen Truppen nur eine ganz kurze Zeit zur Erholung von diesem Parforce-Marsche gegönnt, schritt er zum Angriff und nöthigte Tottleben zum Rückzuge gegen Köpenik. Die Hoffnung aber,

*) Vergl. S. 322.

hiermit die Rettung Berlins entschieden zu haben, ging nicht in Erfüllung, da unterdeß auch Tschernitscheff herangekommen war und Prinz Eugen sich vor dieser Uebermacht wieder in die Stadt zurückziehen mußte. Nun kam zwar auch noch General Hülsen von Coswig her Berlin zu Hülfe, so daß nun die preußische Macht daselbst auf 16,000 Mann stieg; allein zu einem erfolgreichen Widerstand reichte auch diese Truppenzahl nicht aus, da endlich auch Lascy mit seinen 15,000 Oesterreichern erschien und somit die 16,000 Preußen gegen eine Armee von 35,000 Mann den Kampf hätten wagen müssen. Ueberzeugt, eine solche Verantwortung nicht auf sich nehmen zu dürfen, zogen sich also die preußischen Generale mit ihren Truppen nach Spandau zurück und überließen dem General Rochow den Abschluß einer Capitulation.

Es war am 9. October 1760, als Berlin capitulirte und die verbündeten Gegner von der Stadt Besitz nahmen. Indeß wurde das Unglück, welches also über die Stadt kam, minder hart, als man ursprünglich gefürchtet hatte, was vornehmlich dem Umstande zu danken war, daß die Capitulation und somit das Schicksal der Stadt in Tottleben's Hände gelegt worden war.*) Dieser Mann, aus Thüringen stammend, also von Geburt ein Deutscher, hatte früher längere Zeit in Berlin gelebt, hielt strenge Mannszucht und übte, freilich weder in Tschernitscheff's noch in Lascy's Sinne, so viel wie möglich Milde. Ohne eine schwere Heimsuchung ging es jedoch dessenungeachtet nicht ab. Nicht nur, daß die Stadt eine bedeutende Kriegssteuer bezahlen mußte, so wurde auch Tottleben's Befehl nichts weniger als durchgängig respectirt. Russischerseits zeichnete sich durch Mäßigung und Milde besonders noch aus der Brigadier Bachmann, der ein Geschenk von 10,000 Thalern mit der Bemerkung ablehnte: „ich für mein Theil bin für die Ehre, drei Tage lang Commandant in Berlin gewesen zu sein, hinlänglich belohnt.“ Ein gleich ehrenvolles Andenken erwarb sich der österreichische General Fürst Esterhazy, der sich in Potsdam wahrhaft menschlich zeigte, und Sans-Souci, wie das königliche Schloß sammt allen Kunstschätzen mit ehrfurchtsvoller Bewunderung schonte und aus dem Potsdamer Schlosse nur ein einziges Gemälde zum Andenken mitnahm. Desto größeren Uebermuth übten dagegen die Lascy'schen Truppen und noch viel mehr die

*) Vergl. hierüber Preuß, Friedrich der Große, II, S. 254, und die daselbst angezogenen Quellen. Es wird uns daselbst manche interessante Specialität mitgetheilt, die wir hier unerwähnt lassen müssen.

Sachsen. Ueber Charlottenburg fielen die sächsischen Dragoner des Brühl'schen Regiments mit wahrhaft vandalischer Wuth her und zerschlugen die schönsten Antiken; und ebenso abscheulicher Frevel wurde in dem königlichen Lustschlosse Schönhausen verübt. Auch in der Friedrichsstadt und Neustadt von Berlin hausten die Lascy'schen Truppen mit so großem Unfuge, daß Tottleben Verstärkung an sich ziehen mußte, um die Ordnung wieder herzustellen.

Indeß dauerte die Anwesenheit der fremden Truppen in Berlin nur drei Tage. So wie sich die Nachricht verbreitete, daß auf erhaltene Kunde von dem Schicksal seiner Hauptstadt König Friedrich selbst aufgebrochen sei, um der Stadt Hülfe zu bringen, schickten sich die Russen zum Rückmarsche an, den sie übrigens, was nicht unerwähnt bleiben mag, auch schon aus dem Grunde beschleunigten, weil zwischen den russischen Führern und denen der Oesterreicher nichts weniger als Eintracht waltete, daher es denn auch unter denselben schon bei der Einnahme von Berlin zu ärgerlichen Zänkereien gekommen war. Bereits am 13. October sah sich Berlin von den fremden Truppen wieder frei. Tschernitscheff und Tottleben zogen zu Soltikoff, welcher am 15. October den Rückzug nach Landsberg an der Warthe antrat. Lascy zog sich nach Sachsen, um sich mit Daun zu vereinigen, welcher dem Könige auf dem Fuße folgte. Je größere Schonung aber Berlin während der eben beschriebenen Tage erfahren hatte, zu um so entsetzlicheren Unmenschlichkeiten kam es auf dem Rückzuge der feindlichen Truppen. Die Russen zeigten sich dabei in ihrer ganzen Rohheit; sie verwüsteten geradezu Alles, wohin sie ihre Schritte lenkten. Die Städte Köpenik, Fürstenwalde, Beeskow, Landsberg ꝛc. wurden ausgeplündert; das Korn vernichtet, die Betten zerstört, das Vieh weggetrieben, die Häuser verbrannt, also daß das Land einer Wüste glich. Und leider muß die Geschichte berichten, daß auch die Lascy'schen Truppen nicht viel besser verfuhren. Aus Verdruß übrigens, daß die Sachsen in Charlottenburg so unmenschlich gehaust hatten, trotzdem daß die kurfürstlich sächsischen Schlösser von Seiten der Preußen bis dahin alle geschont worden waren, ließ Friedrich als Repressalie für jene Gräuel das Jagdschloß Hubertusburg ausplündern.

Auf seinem zur Rettung Berlins unternommenen Marsche kam König Friedrich bis nach Großmörau. Als er daselbst die Nachricht von der Räumung der Stadt erhielt, ging er nicht weiter vorwärts, sondern wendete sich, während er zur Beobachtung des jener Zeit bei Löwenberg stehenden Laudon den General

Golz zurückließ, nach Lübben, und bedarf es wohl kaum einer besonderen Erwähnung, daß der Zweck dieser Schwenkung die Wiedereroberung Sachsens war, welches nach dem oben erwähnten Abzuge Hülsen's ihm vollends ganz verloren gegangen war. Ebenso entschlossen, Sachsen zu behaupten, setzte sich nun aber auch Daun sofort wieder in Bewegung und folgte in der Richtung auf Torgau zu dem König wie sein Schatten. Indeß blieb Friedrich auf dem Marsche im Vortheil, trotzdem daß er bei seinen Operationen nicht blos auf Daun, sondern zugleich auch auf die Bewegungen des Reichsheeres Rücksicht nehmen mußte. So ging er am 26. October bei Dessau über die Elbe und rückte nach Düben und Eilenburg vor, während General Hülsen gegen Leipzig zog, diese Stadt von neuem besetzte und nach Verjagung der Reichstruppen sich bei Eilenburg wieder mit dem König vereinte, wogegen gleichzeitig Daun bei Torgau ein festes Lager bezog.

Hiermit war das Ziel des Marsches erreicht. Friedrich erkannte richtig, daß, wofern er sich nicht für den bevorstehenden Winter der größten Gefahr aussetzen wolle, hier etwas Entscheidendes unternommen werden müsse. Die Russen standen, wie bereits oben erwähnt wurde, bei Landsberg an der Warthe und warteten blos auf einen Sieg der Oesterreicher, um wieder in Kurbrandenburg vorzudringen und ihre Winterquartiere längs der Elbe zu nehmen. Ein Blick auf die Landkarte genügt, um sich zu überzeugen, in wie große Gefahr der König mit seinem Heere in solchem Falle gekommen sein würde. Nicht nur, daß er solchenfalls von Schlesien, Pommern und Berlin würde abgeschnitten worden sein, so würde er auch zu seinen eigenen Winterquartieren ein Terrain haben wählen müssen, das für ausreichende Verpflegung seiner Truppen durchaus keine Gewähr leistete. Durch List aber Daun von Torgau abzuziehen, war unmöglich. Sollte also jener Gefahr begegnet und für den bevorstehenden Winter eine bessere Aussicht gewonnen werden, so blieb kein andrer Ausweg, als Daun in seiner Stellung bei Torgau anzugreifen und also eine neue Schlacht zu wagen, wofür sich denn auch Friedrich ohne Zögern entschied. Also kam es am 3. Novbr. zu der mörderischen Schlacht bei Torgau.

Das Wagniß, welches Friedrich durch diesen seinen Angriff auf Daun unternahm, war doppelt groß. Nicht blos, daß Daun's Streitmacht die numerisch stärkere war — sie betrug 60,000 Mann, während Friedrich nur über 46,000 Mann zu gebieten hatte — so bot auch die Stellung der Oesterreicher,

die durch Teiche, Gräben, moraſtge Bäche und allerhand künſtliche Werke und Verſchanzungen auf's beſte geborgen war, dem angreifenden Feinde unendliche, ja faſt unüberwindliche Schwierigkeiten. Daun's Heer ſtand in einem großen Halbmonde, an jeder von beiden Spitzen ebenſo ſtark und feſt wie in der Mitte. Friedrich's Plan ging dahin, die beiden Flügel zugleich anzugreifen und gegen den Mittelpunkt zu werfen, wodurch den Oeſterreichern der Rückzug über die Elbe abgeſchnitten worden wäre, ein Rieſenunternehmen, welches, wenn es gelang, eine vollſtändige Vernichtung des öſterreichiſchen Heeres herbeigeführt haben würde. Zu dem Ende theilte er ſeine Armee in zwei Theile, mit deren einem er ſelbſt in 4 Colonnen durch den Torgauer Wald dem Feinde entgegenging, während er den andern Theil dem General Ziethen unterordnete, welcher die unweit Torgau gelegenen Siptitzer Höhen angreifen, mit ſeinem Angriffe

Torgau.

aber, wie ihm der König ausdrücklich befohlen hatte, ſo lange warten ſollte, bis er hören würde, daß der Angriff des Königs begonnen habe. Indeß änderte ein an ſich unbedeutender Zwiſchenfall dieſen ganzen Entwurf und brachte die Schlacht früher zur Entwickelung, als König Friedrich beabſichtigte. Ehe nämlich noch Ziethen den Punkt erreichte, auf dem er ſeinen Gegner angreifen ſollte, ſtieß derſelbe auf einen Vorpoſten des Lascy'ſchen Corps und fand dabei einen ſo heftigen Widerſtand, daß es zu einer ſtarken Kanonade und einem heftigen

Kleingewehrfeuer kam. Als dies König Friedrich hört, wird er zu dem falschen Glauben verleitet, das Ziethen'sche Armeecorps sei schon in vollem Kampfe begriffen, und schreitet, um dasselbe möglichst rasch zu unterstützen, auch seinerseits sofort zum Angriffe, trotzdem daß seine Colonnen, namentlich seine Cavallerie und seine Artillerie, noch nicht heranwaren. Die Folgen dieser übereilten Eröffnung der Schlacht waren schrecklich. Daun empfing die gegen ihn heranstürmenden preußischen Grenadierbataillone mit einem mörderischen Feuer aus 400 Kanonen, welches unter den Preußen in ganz kurzer Zeit eine solche Verwüstung anrichtete, daß am andern Morgen von den 5500 Grenadieren, die bei diesem Kampfe betheiligt gewesen waren, nur noch 600 dienstfähig waren. Ja, es wird erzählt, daß der Donner des Geschützes so entsetzlich gewesen sei, daß mehrere Personen auf der Stelle des Gehöres beraubt worden seien und der König selbst gefragt habe: ob man je ein so hölliſches Feuer erlebt habe. Indeß drang die preußische Infanterie dennoch vorwärts, erstieg Anhöhen und eroberte Batterien. Aber keiner der Vortheile, den die todesmuthigen Truppen errangen, konnte behauptet werden, ob auch inmitten des Kampfes die am Anfang desselben schmerzlich vermißte Cavallerie und Artillerie an Ort und Stelle ankamen und mit gleicher Bravour sich an dem Kampfe betheiligten. Immer und immer wieder führte Daun frische Truppen in's Gefecht, über Leichenhaufen hinweg tobte der Kampf, ganze Reihen sanken dem Tode in die Arme, immer und immer wieder wurden die Preußen, sowie sie nur einen Vortheil mit Strömen von Blut errungen hatten, zurückgeworfen. Da stellt sich endlich Friedrich selbst an die Spitze seiner Getreuen und versucht mit seiner Infanterie nochmals einen Angriff. Aber auch dieser mißlingt. Den König selbst trifft eine Kugel, die durch Mantel, Rock und Weste dringt, alle Kräfte sind erschöpft, die Nacht bricht ein, König Friedrich muß sich mit den Resten seines Armeecorps zurückziehen, der Sieg scheint den Oesterreichern gewiß, bereits fertigt Daun, im Schenkel verwundet, einen Courier mit der Siegesbotschaft nach Wien an seine erhabene Kaiserin ab.

Aber wie in der Schlacht von Kunnersdorf sich Friedrich des Sieges zu früh gefreut, so hier Daun. In der That ein ebenso sonderbarer Wechsel, wie ein sonderbares Spiel des Schicksals. Während Daun, der trotz seiner Wunde und großen Blutverlustes bis zum letzten Angriff des Königs fortcommandirt und sich dann, den Oberbefehl an den General Buccow übergebend, nach Torgau

hatte bringen lassen, jetzt nach gethaner Blutarbeit auf seinem Schmerzenslager sich einer falschen Siegesfreude hingab, saß sein großer Gegner, König Friedrich, im Wahne, daß er in dem blutigen Kampfe unterlegen, in dem Kirchlein des Dorfes Elsnig auf der untersten Stufe des Altars und schrieb bei'm Schimmer eines matten Lichtes die Depeschen, in denen er für den folgenden Tag den Kampf zu erneuern befahl. Zwei Helden, gleicher Bewunderung werth, und — zwei Täuschungen. Dieselbe Rolle, die in der Schlacht von Kunnersdorf dem tapfern Laudon geworden, dieselbe war hier, an dem Bluttage von Torgau, Ziethen vorbehalten. Um die Entscheidung von der andern Seite abzuwarten, war dieser mit seiner ganzen Macht seit Mittag ruhig stehen geblieben. Erst Abends, als es schon dunkel ward, führte auch er die Seinen in's Feuer, nahm, unterstützt von tüchtigen Führern, wie General Tettenborn, General v. Salbern, Oberstlieutenant v. Möllendorf, Major v. Lestwitz ꝛc., eine vor dem Dorfe Siptitz liegende Schanze, erstieg die Siptitzer Höhen und begann nun von da aus auf die Oesterreicher ein furchtbares Feuer, wodurch alsbald unter denselben eine entsetzliche Verwirrung entstand, die selbstverständlich durch die abendliche Dunkelheit erst recht verderbenbringend wurde. Nichtsdestoweniger erkannten die österreichischen Führer ganz richtig, daß die ganze Entscheidung des Kampfes von dem Wiedergewinn der Siptitzer Höhen abhing, daher nun auch von ihnen trotz der Dunkelheit die äußersten Anstrengungen gemacht wurden, um diese verlorene Position wieder zurückzuerobern. Aber mit derselben Erbitterung fochten auch die, schließlich auch von dem Hülsen'schen Corps unterstützten Preußen, um den errungenen Vortheil zu behaupten; und obschon Lascy mit seinen 20,000 Mann seinen Versuch auf die Höhen mit immer größerer Kraftanstrengung erneuerte, blieben doch die Preußen Meister der Stellung. General Buccow, der, wie oben erwähnt wurde, nach Daun's Abgang aus der Schlacht, das Obercommando führte, verlor in dem heißen Kampfe sein Leben, und nunmehr commandirte Graf O'Donnell. Weder er noch Lascy vermochte die allgemeine Niederlage der österreichischen Armee aufzuhalten; es mußte zum Rückzuge commandirt werden. Noch in der Nacht zog das kaiserliche Heer über die Elbe zurück nach Dresden.

Als Friedrich nach dem unglücklichen Kampfe mit seiner Heeresabtheilung in der Kirche zu Elsnig Nachtherberge gefunden, hatte er, wie oben erzählt ward, für den folgenden Tag eine Erneuerung des Kampfes beschlossen. In der

Frühe des Morgens, als er zum Dorfe hinausritt, begrüßte ihn Ziethen als Sieger, und tieferſtaunt ſieht er mit eigenen Augen ſeine Gegner auf ihrer Flucht dem rechten Elbufer entlang auf dem Weg nach Dresden. Der größte Meiſter der Kriegskunſt, Napoleon, macht bei Erwähnung der Schlacht von Torgau über König Friedrich die bittere Bemerkung: „Dans cette bataille Frédéric a voilé les principes, soit dans la conception du plan, soit dans son exécution: C'est de toutes ses batailles celle où il a fait plus de fautes, et la seule où il n'ait montré aucun talent.“ Die Art und Weiſe, wie der König aus Ziethen's Munde die unerwartete Nachricht von ſeinem Siege empfing, bei welcher Gelegenheit er unter Umarmung Ziethen's ſeine getreuen Generale als die Retter des Staates bezeichnete, berechtigt wohl zu der Vermuthung, daß er das, was Napoleon ſpäter auszuſprechen wagte, in dem Momente, wo ihm die Siegeskunde wurde, ſelbſt fühlte.

Die Opfer, welche die Schlacht bei Torgau koſtete, waren auf jeder der beiden kriegführenden Parteien gleich groß. Die Preußen verloren 14,000 Mann und darunter drei- bis viertauſend Gefangene. Die Oeſterreicher verloren 16,000 Mann, darunter ſiebentauſend Gefangene und überdies 45 Kanonen, ein Verhältniß, welches ſchwerlich blos ein Beleg dafür iſt, mit welcher Bravour auf jeder von beiden Seiten gefochten worden war, ſondern wohl auch den gegen die öſterreichiſchen Führer erhobenen Vorwurf, ſich gar zu ſchnell zum Rückzuge entſchieden zu haben, als nicht ungerechtfertigt erſcheinen läßt. Indeß konnte dieſer Vorwurf wenigſtens nicht Daun treffen, der, verwundet in Torgau liegend, weder eine Erneuerung des Kampfes am darauffolgenden Tage einleiten, noch überhaupt, weil er eben der Schlacht nicht bis zum Ende beigewohnt hatte, wiſſen konnte, in wie weit von einer Wiederaufnahme des Kampfes ein wirklicher Vortheil zu erwarten ſtand. Wahrhaft rührend iſt, wie gerecht in dieſer Beziehung Maria Thereſia urtheilte. Als Daun bald nach der Schlacht, um ſeine Wunde vollends zu heilen, nach Wien reiſte, wurde ihm die Ehre, von ſeiner erhabenen Monarchin, die ihm bis zur letzten Poſtſtation entgegengefahren war, den erſten Bewillkommnungsgruß zu erhalten, den ſie ihm mit den Worten ausſprach: „Ich habe das Vergnügen haben wollen, die Erſte zu ſein, Ihnen ſowohl zu Ihrer Ankunft, als zu Ihren in dieſem Feldzuge neuerdings erworbenen Verdienſten Glück zu wünſchen, und mich von dem Zuſtande Ihres Befinden, das mir ſo viel Kummer macht, zu überzeugen.“

Die Folgen endlich des Sieges bei Torgau waren für Friedrich außerordentlich wichtig. Durch ihn fiel zunächst ganz Sachsen, mit Ausnahme der Hauptstadt, wieder in Friedrich's Hände zurück, wenn es ihm auch nicht glückte, seinen Gegnern die vortheilhafte Stellung im Plauenschen Grunde abzugewinnen. Außerdem hatte sich Friedrich aber auch durch diesen Sieg seine Winterquartiere gesichert und sich die Möglichkeit verschafft, nach andern Punkten des Kriegsschauplatzes schließlich noch Truppen zu entsenden, um auch dort seine Gegner im Schach zu halten. Bei alledem war aber König Friedrich mit seiner derzeitigen Lage nichts weniger als zufrieden, und scheint ihm, des Kriegs ohnedem überdrüssig, jener Zeit vornehmlich der Umstand Aerger verursacht zu haben, daß die Oesterreicher bei Besetzung des Plauenschen Grundes, wovon freilich die Wiedereinnahme Dresdens abhing, ihm zuvorgekommen waren. In einem an die Gräfin Camas gerichteten Briefe klagt so Friedrich: „An den Marschtagen besteht mein Mittagbrod nur in einer Tasse Chocolade. Wir sind, gleich den Narren, nach dem Siege gelaufen, um zu versuchen, ob wir nicht die Oesterreicher aus Dresden jagen könnten; sie haben uns aber, von der Höhe ihrer Gebirge herab, ausgelacht. Ich bin stehenden Fußes wieder zurückgekehrt und habe mich, wie ein kleiner Junge, vor Verdruß in eins der verwünschten sächsischen Dörfer versteckt. Ich versichere Sie, ich führe ein wahres Hundeleben, das, den Don Quixote ausgenommen, noch Niemand als ich geführt hat. Diese Unordnung hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum wiederkennen würden. An der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau geworden; meine Zähne brechen ab und fallen aus; mein Gesicht ist voll Runzeln und der Rücken gekrümmt, wie bei einem Mönche von la Trappe. Nur das Herz bleibt mir unverändert übrig."

Anfang December bezogen die beiderseitigen Armeen ihre Winterquartiere, und dabei kam Sachsen abermals am schlechtesten weg. Während Dresden und das Land bis an die böhmische Grenze von den Oesterreichern besetzt blieb, wurde das ganze übrige Land die Winterherberge der Preußen und mußte zu deren Unterhaltung wieder schwere Opfer bringen. Am schlimmsten erging es Leipzig, wo König Friedrich selbst den Winter zubrachte. Er forderte von der Stadt 1,100,000 Thlr. Kriegscontribution, und ließ, da der Magistrat die Zahlung dieser enormen Summe standhaft verweigerte, Pechkränze auf mehrere Häuser hängen, um die Einwohner mit der Drohung zu schrecken, daß, wenn man sich

nicht fügte, Leipzig angezündet werden solle. Als man dessenungeachtet die Zahlung verweigerte, wurden die ersten Magistratspersonen und die angesehensten und reichsten Kaufleute in's Gefängniß auf die Pleißenburg geworfen, und als darauf die geforderte Contribution immer noch nicht verwilligt wurde, ließ der König die Gefangenen in solche Behältnisse bringen, welche kurz zuvor zur Aufbewahrung gefangener Soldaten gedient hatten. Anfangs traf dieses Schicksal 120 Personen; nach 10 Tagen aber ließ der König sie los bis auf 17 der Vornehmsten, welche 4 Monate lang in den abscheulichsten Kerkern schmachten mußten. Endlich brachte der Kaufmann Gotzkowsky aus Berlin, welcher damals in Leipzig anwesend war, durch seine Vorstellungen es dahin, daß die verlangte Summe auf 800,000 Thlr. herabgesetzt wurde. Es wird erzählt,*) daß, als der Commerzienrath Möbius sich gegen den bei ihm einquartirten General Seydlitz über die Härte der königlichen Forderung klagend ausgesprochen habe, von diesem entgegnet worden sei: „Seien Sie getrost; und wenn der König das Pflaster von Leipzig ausreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht nehmen, welcher alle diese Erpressungen in Kurzem vergessen machen wird," — eine Aeußerung, die recht deutlich erkennen läßt, wie der schon jener Zeit weltbekannte Reichthum der Stadt Leipzig auch dem König Friedrich kein Geheimniß war.

Während dieses in Sachsen vorging, machte Laudon, der, wie oben erwähnt wurde, in Schlesien bei Löwenberg zurückgeblieben war, einen Versuch gegen die Festung Kosel, mußte aber bei Annäherung des preußischen Generals Golz die Unternehmung wieder fallen lassen und zog sich zum Winter in die Grafschaft Glatz zurück.

Die Russen ferner, die, wie ebenfalls oben erwähnt, von Landsberg an der Warthe aus nach Brandenburg zurückzukehren und mit den Oesterreichern vereint ihre Winterquartiere längs der Elbe zu nehmen gedachten, gaben auf erhaltene Nachricht von der Schlacht bei Torgau ihre Pläne gleichfalls auf und zogen sich in die Winterquartiere nach Polen.

Die Schweden, welche auch in diesem Kriegsjahre etwas von Bedeutung nicht auszurichten vermochten, zogen sich schließlich, wie in den früheren Jahren, nach Stralsund und die Umgegend zurück.

---

*) Vergl. Dolz, Geschichte Leipzigs, S. 412, und die dort angezogenen Quellen.

Dagegen muß endlich wenigstens noch in Kurzem erzählt werden, in wie weit sich die Franzosen an dem Feldzuge von 1760 betheiligten, und wie denselben auch in diesem Jahre wieder vom Herzog Ferdinand von Braunschweig Widerpart gehalten wurde. Die Franzosen eröffneten den Feldzug mit 130,000 Mann, von denen 30,000 am Niederrhein und 100,000 Mann in Westphalen operiren sollten. Den Oberbefehl über die Hauptarmee führte diesmal der Herzog von Broglio. Die Armee des Herzogs Ferdinand dagegen, welche noch im Laufe des Winters um 7000 Mann Engländer vermehrt worden war, zählte in Summa 70,000 Mann und unter denselben 20,000 Engländer. Trotz dieser ansehnlichen Streitkräfte aber kam es doch zu einem großen und entscheidenden Ereigniß nicht. Abermals bewährte sich zwar Herzog Ferdinand als tüchtiger und umsichtiger Feldherr und Vertheidiger der ihm anvertrauten Länder, sowie auch den Franzosen, wo es zum Schlagen kam, der Ruhm der Tapferkeit und Bravour nicht abgesprochen werden konnte, bei alledem aber hüteten sich die beiderseitigen Gegner vor großen Schlachten und verfuhren zumeist blos vertheidigungsweise. Zur ersten bedeutenderen Affaire kam es am 10. Juli bei Corbach in Hessen, wo Herzog Ferdinand's Neffe, der Erbprinz von Braunschweig, die Vorhut der französischen Armee unter dem Grafen St. Germain angriff, aber mit einem Verluste von 1000 Mann und 16 Kanonen zurückgeschlagen wurde. Schon acht Tage später aber nahm der Erbprinz für die bei Corbach erlittene Schlappe eine glänzende Revanche, indem er bei Emsdorf ein französisches Corps überfiel und über dasselbe einen vollständigen Sieg errang, wobei nicht nur 2700 Mann Gefangene, sondern auch die sämmtliche Artillerie und die Fahnen des Corps, sowie das ganze Lager mit allem Gepäck und Kriegsgeräthe in seine Hände fiel.

Noch wichtiger war ein Sieg bei Marburg am 31. Juli, wobei eine französische Heeresabtheilung von 35,000 Mann unter dem Chevalier du Muy mit einem Verlust von 5000 Mann und 20 Kanonen in die Flucht geschlagen wurde. Dagegen hob ein empfindlicher Verlust, den die alliirten Waffen an demselben Tage erlitten, die Früchte des eben genannten Sieges wieder völlig auf. Das war die Einnahme Kassels von den Franzosen an demselben 31. Juli, ein Ereigniß, welches den ersten Beleg dafür brachte, daß, um Hessen und Westphalen zugleich zu schützen, die Kräfte der alliirten Armee nicht ausreichten. Jenes ging an die Franzosen verloren, und keine der Diversionen, welche der Erbprinz

am Rhein und durch die Belagerung von Wesel versuchte, erreichte ihre Absicht, vielmehr errang der Marquis von Castries in dem Gefechte bei Kloster Kampen am 16. Octbr. über den Erbprinzen von Braunschweig einen so entscheidenden Sieg, daß Letzterer über den Rhein zurückgehen und die Belagerung von Wesel aufheben mußte. Nun wurden zwar auch nach diesem Treffen, trotz des bereits herannahenden Winters, auf beiden Seiten die Kriegsoperationen fortgesetzt, allein zu einem abermaligen, ernsteren Kampfe kam es bis zu der Zeit, wo die Jahreszeit die beiderseitigen Armeen in die Winterquartiere nöthigte, nicht wieder, so daß der ganze Feldzug für beide kriegführenden Parteien ohne besonderen Vortheil blieb.

Das Kriegsjahr 1761.

Fünf Jahre lang hatte bereits der unheilvolle Krieg die Hälfte der europäischen Welt mit Tod und Verderben erfüllt, und noch immer zeigte sich keine Aussicht auf Frieden, mit so heißem Verlangen auch die dabei betheiligten Nationen sich darnach sehnten. Ja fast gewann es den Anschein, als wolle mit der zunehmenden Zeit auch die Erbitterung wachsen, mit welcher der Krieg geführt wurde. Nicht nur daß die Friedensunterhandlungen, die auch jetzt wieder angeknüpft wurden, auf allen Seiten den rechten Ernst und die rechte Aufrichtigkeit vermissen ließen, und schließlich, als sie auf einem Congreß zu Augsburg zum Abschluß gebracht werden sollten, sich wieder zerschlugen, so gingen auch gleich von Anfang an mit denselben die umfangreichsten Rüstungen Hand in Hand. Und überdies führte der Umstand, daß sich auch jetzt wieder die Friedensunterhandlungen zerschlugen, selbst noch zu einer Erweiterung des Kampfes, indem Frankreich, um dem bisher unglücklich geführten Seekrieg neue Energie zu geben, in engere Verbindung mit Spanien trat, in Folge dessen zwischen den Bourbonischen Höfen am 15. August 1761 der sogenannte „Bourbonische Familienpakt“*) geschlossen wurde, worin die genannten Höfe sich gegenseitig ihre Besitzungen in und außer Europa garantirten und künftig alle Kriege gemeinschaftlich zu führen sich verpflichteten.

Insbesondere aber unsere Heldin anlangend, so ließ sie der Verlauf des ebenverflossenen Feldzuges über die Erschöpfung ihres großen Gegners so wenig in Zweifel, daß es ihr wohl hätte verdacht werden müssen, wenn sie gerade in einem solchen Zeitmomente aus dem Kampfe herausgetreten wäre. Dazu kam, daß noch in dem ebenverflossenen Jahre König Friedrich von einem Verluste betroffen worden war, der zu Gunsten Maria Theresia's schwer in die Wagschale

*) Vergl. Wenck, Codex juris gentium recentissimi etc., III, p. 278.

fiel. Das war der Tod König Georg's II. von England am 25. Octbr. 1760. Friedrich verlor in demſelben nicht blos einen langjährigen, treuen Bundesgenoſſen, ſondern auch einen Freund, der es nie an den nachdrücklichſten Unterſtützungen hatte fehlen laſſen. Georg's II. Enkel und Nachfolger auf dem Throne, Georg III., gab nun zwar bei ſeinem erſten Erſcheinen vor dem Parlamente die beſtimmte Erklärung ab, daß der Tod ſeines Oheims in die Beziehungen Englands zu Preußen keinerlei Veränderungen bringen ſolle und daß er entſchloſſen ſei, den Krieg mit aller Macht fortzuſetzen; allein ganz der entgegengeſetzten Anſicht war Georg's III. neuer Miniſter und Günſtling, Lord Bute, dem es denn auch bald gelang, ſeinen König und Herrn auf andere Gedanken zu bringen. Trotzdem daß die engliſche Nation, voll tiefer Bewunderung für König Friedrich, zur Fortſetzung des Krieges die bisherigen Subſidien von neuem bewilligte, gingen Lord Bute's Beſtrebungen doch auf nichts Andres, als auf eine möglichſt ſchnelle Herſtellung des Friedens, daher er denn auch unter allerlei Ausflüchten und Vorwänden die Subſidien anfänglich zurückhielt und zuletzt ſie ganz abſchlug.

Unter ſolchen Verhältniſſen konnte Friedrich der Eröffnung des neuen Feldzuges nur mit Beſorgniß entgegenſehen, und kann es darum ſchwerlich auffallen, daß er ſich bei Wiederausbruch der Feindſeligkeiten auf die bloſe Defenſive beſchränkte.

Von Seiten Maria Thereſia's wurden im Laufe des Winters die umfaſſendſten Vorbereitungen zur kraftvollen Führung des neuen Feldzuges getroffen und darauf im Sommer zur Beſtreitung der Kriegskoſten und nachdrücklichen Fortführung des Kriegs eine neue Finanzoperation vorgenommen, indem unter'm 30. Juli 1761 eine Creditoperation von 18 Millionen Gulden in Obligationen von 25 bis 1000 Gulden eröffnet ward, mit dem Verſprechen der Wiederbezahlung nach drei Jahren und unter Garantie der Landſtände in ſämmtlichen deutſchen Erbländern. Dagegen die militäriſchen Maßnahmen betreffend, ſo erhielt Laudon mit 72,000 Mann das Obercommando in Schleſien, Daun dagegen mit 30,000 Mann das in Sachſen. Das ruſſiſche Hauptheer ferner, mindeſtens 60,000 Mann ſtark, wurde diesmal von dem alten, noch aus Peter's des Großen Zeiten ſtammenden Grafen Butturlin commandirt und war dem Kriegsplane nach vorzugsweiſe dazu beſtimmt, im Verein mit der Laudon'ſchen Armee Schleſien den Preußen völlig zu entreißen. Außerdem aber ſollte eine ruſſiſche Landarmee unter Romanzoff und eine ruſſiſch-ſchwediſche Flotte Kolberg belagern.

über Tschechen gegen Zedlitz; die vierte von Zedlitz bis in die Gegend des Pfarrberges hinter Jauernick. Dieser Umfang, über 2 deutsche Meilen betragend, war durch 27 Hauptposten und viele dazwischen liegende Schanzen und Fleschen vertheidigt. Man hatte die Verschanzungen im Rücken nicht geschlossen, jene auf dem Würbenberge ausgenommen, damit die Angreifenden, im Falle sie sich derselben bemächtigten, desto leichter daraus vertrieben werden konnten. Breite, tiefe Graben, Pallisaden, spanische Reiter, Wolfsgruben, Verhacke und Flatterminen nebst einer großen Menge wohlvertheilten Geschützes gaben diesem befestigten Feldlager ein fürchterliches Ansehen; was es aber eigentlich furchtbar und seine Hauptstärke mit ausmachte, war die kluge Vertheilung jeder Art Waffen; die wohlangebrachten Ausgänge, durch welche Fußvolk und Reiterei nach Erforderniß der Umstände ausfallen und die Angreifenden selbst im Rücken und in den Flanken angreifen konnte; ferner eine hinter den Verschanzungen freie und zum Manövriren der Truppen überaus geschickte Ebene, wodurch man den wichtigen Vortheil erhielt, selbst alsdann, wenn nach vielem Blutvergießen die Schanzen erobert waren, den entkräfteten und in schmalen Abtheilungen vordringenden Truppen aller Orten frische, überflügelnde Linien von Fußvolk und Reiterei entgegenstellen zu können.

Diese und andere Schwierigkeiten*) sah Laudon sehr wohl ein; aber er sah sie mit dem Auge des Helden, der sie zu überwinden hoffte; mit dem Auge des Kenners, der die Gefahr der Unternehmung und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu balanciren und ihr ächtes Verhältniß zu finden wußte. Er sah, daß im schlimmsten Falle — weil die Retraite beider Armeen durch die Situation selbst bestens gesichert war — die Folge des Verlustes nur gering, die Wirkungen des Sieges dagegen groß und in Absicht des ganzen Krieges entscheidend sein könnten. Daher bestand er auf den Vorschlag, eine Hauptschlacht zu liefern und suchte die russischen Generals theils durch die Vorstellung von dem großen Uebergewicht der vereinigten Macht und den Vortheilen, die jederzeit auf Seiten der Angreifenden sind, theils durch die Betrachtung über die unverhältnißmäßige Ausdehnung des feindlichen Heeres und die damit nothwendig verbundene Zerstreuung seiner Kräfte; und endlich selbst dadurch auf andere Gedanken zu bringen, daß er ihnen begreiflich machte, wie von so mißvergnügten,

*) Dies die weiteren Betrachtungen des oben angezogenen Quellenschriftstellers.

unsicheren Truppen, als in der gegenwärtigen Lage die Preußen wären, wenn es zum Ernst kommen würde, kein sonderlicher Widerstand, und von allen den grasenden und flankirenden Batterien bei einem raschen determinirten Angriff in der Dämmerung keine beträchtliche Wirkung zu befürchten sei. Zuletzt erinnerte er sie an die großen Absichten der Vereinigung beider Kriegsheere, welche nicht etwa blos die Eroberung einer Festung, sondern die Eroberung der ganzen Provinz zum Gegenstand hätten. Jetzt schien der richtige Augenblick da zu sein, wo den Erwartungen der beiden Kaiserhöfe durch eine entscheidende Schlacht ein Genüge geschehen und die russischen und österreichischen Waffen die höchste Stufe des Ruhmes erreichen könnten, weil ein glücklicher Ausgang der Sachen, wenn man anders mit vereinigten Kräften und erforderlichem Ernst und Nachdruck von beiden Theilen zu Werke ginge, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zweifelhaft wäre."

Dies die Ansicht Laudon's von der Situation, und bedarf es gewiß nicht einer weitern Auseinandersetzung, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er als Vertreter dieser Ansicht sich nicht nur als ein tüchtiger General, sondern auch als ein ehrlicher Mann und als treuer Diener seiner erhabenen Monarchin kennzeichnete. Anders Butturlin, der, unlautere Absichten verfolgend, zu einer entscheidenden That schlechterdings nicht zu bewegen war und, als Laudon immer entscheidender auf einen gemeinschaftlichen Angriff drang, sich nur zu dem Versprechen herabließ, Laudon, im Falle es zwischen ihm und den Preußen zum Kampfe käme, durch ein Armeecorps unterstützen zu wollen. König Friedrich erkannte die ganze Schwere der ihm drohenden Gefahr und erwartete selbst, was Laudon beabsichtigte. In seinen hinterlassenen Worten sagt der König selbst: „Man erwartete nächstens eine Schlacht, und man traf daher alle nöthigen Anstalten zu einer lebhaften Vertheidigung. Bei Tage war wenig zu fürchten, weil das Lager außerordentlich stark war; allein zur Nachtzeit war doch viel zu besorgen wegen der großen Nähe der Armeen. Es war nicht wahrscheinlich, daß den Preußen ein Unfall begegnen könnte, wenn nicht etwa Laudon unter Begünstigung der Finsterniß und der Dunkelheit einen Theil des Lagers überrumpelte, wo nämlich die im Schlaf begrabenen Truppen nicht Zeit hätten, zur Vertheidigung herbeizueilen. Um einem solchen Unfalle vorzubeugen, ließ man alle Abende die Zelte abbrechen, und die Armee besetzte die Verschanzungen und brachte die Nacht unter dem Gewehre zu."

In dieser Stellung, in welcher die beiderseitigen Armeen die Zeit damit zubrachten, sich einander anzusehen, verblieb man bis Anfang September. Da hatte bei einem fröhlichen Mittagsmahle, wobei der Wein nicht geschont ward, Butturlin doch endlich in Alles gewilligt, was ihm von Laudon vorgeschlagen worden war, und in Folge deß wurden denn auch sofort an die vornehmsten Officiere die nöthigen Befehle zum Angriff auf das königliche Lager ausgefertigt. Als aber — so erzählt König Friedrich selbst — Butturlin ausgeschlafen hatte, widerrief er die Befehle, die schon gegeben waren, und statt der großen Entwürfe, mit welcher man sich bei der Mittagstafel beschäftigt hatte, begnügte er sich nun, einige Bomben nach dem preußischen Lager zu werfen, die um mehrere hundert Schritte zu kurz trafen. Endlich bestimmte eine vom König Friedrich klug erdachte Diversion die Russen zum Rückzuge. Wohl wissend nämlich, daß sich im Lager der Russen bereits Mangel an Lebensmitteln einstellte, entsendete Friedrich, um diese Noth noch zu vermehren, den General Platen mit einem beträchtlichen Corps in den Rücken der Russen, um bei der kleinen Stadt Kublin in der Woiwodschaft Posen das große russische Hauptmagazin zu zerstören, eine Unternehmung, die denn auch vollkommen glückte, indem Platen nicht nur die Vorräthe in Kublin zerstörte und dabei 5000 Wagen, 5 Bataillone, 42 Officiere und 7 Kanonen erbeutete, sondern auch, als er von da nach Posen vordrang, Alles vernichtete, was den Russen gehörte. Die Nachricht von diesem Unfall gab endlich bei Butturlin den Ausschlag. Am 9. Septbr. trennte er sich mit der russischen Hauptarmee von den Oesterreichern, um so schnell wie möglich über die Oder zu kommen und Polen wieder zu erreichen. Nur das Corps des Generals Tschernitscheff, ungefähr 20,000 Mann stark, ließ Butturlin, auf Grund einer besonderen Uebereinkunft, bei Laudon zurück.

Die Nachricht von dem Abzuge der Russen erregte im preußischen Lager einen Jubel, als ob man einen großen Sieg gewonnen hätte. Friedrich blieb darauf noch 14 Tage in seiner Stellung bei Bunzelwitz und zog sich dann, um wo möglich Laudon aus Schlesien zu locken, oder auch zu einer Schlacht zu bewegen, in das Münsterbergsche, gleich als ob er die Absicht habe, in die Grafschaft Glatz oder wohl gar in Mähren einzudringen. Laudon aber ließ sich diesmal nicht verlocken, blieb vorerst ruhig in seiner festen Stellung bei Kunzendorf und beschloß erst dann, als er über die Märsche des Königs in Gewißheit war, die Festung Schweidnitz zu überrumpeln, um sich hier einen neuen Waffen-

platz zu schaffen. Und die Unternehmung gelang. In der Nacht vom 30. Sept. zum 1. October erschien Laudon plötzlich vor der Festung und ließ, ohne eine Belagerung zu beginnen, sämmtliche Außenwerke zugleich angreifen. Da die Besatzung nicht stark war, der Angriff auch so ganz unerwartet kam, fielen die Werke alle nach kurzem Widerstande in die Gewalt der Angreifenden. Und ebenso wenig konnte sich darauf die Stadt selbst halten. Russische Grenadiere — denn das Tschernitscheff'sche Corps nahm an der Affaire Theil — erstiegen den Hauptwall am Bögenthor und öffneten den Oesterreichern die Thore. Dem derzeitigen Commandanten der Festung, General Zastrow, blieb keine Wahl; er mußte sich sammt der Besatzung auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie man später erfuhr, hatte Zastrow in dieser verhängnißvollen Nacht einen Ball gegeben und alle Vorsichtsmaßregeln versäumt. Dessenungeachtet wurde er, da König Friedrich die Schuld von diesem Unfall sich selbst und zwar seinem allzuschnellen Abzug von Bunzelwitz zuschrieb, nach beendigtem Kriege nicht vor ein Kriegsgericht gestellt, sondern blos aus der Liste der Generale gestrichen.

Die Eroberung von Schweidnitz war eine ebenso glänzende, wie in den Verlauf des Feldzugs tiefeingreifende und folgenreiche Waffenthat. Nicht nur daß damit für König Friedrich der Schlüssel Schlesiens und mit ihm die Hälfte dieser wichtigen Provinz verloren ging, so waren auch dadurch, und hierauf durfte wohl mit Recht das größte Gewicht gelegt werden, den Oesterreichern die Winterquartiere in Schlesien gesichert. Dennoch konnte Laudon dieser Heldenthat nicht recht froh werden, da der Hofkriegsrath in Wien sich darüber erbittert zeigte, daß ein so schöner coup ohne seinen speciellen Befehl geschehen war; und hätte Laudon von seinem Unternehmen nicht wenigstens dem Feldmarschall Daun vorher Meldung gemacht, so würde er wohl kaum einer Disciplinaruntersuchung entgangen sein. Mit so großer Hartnäckigkeit und Strenge steifte man sich selbst der Zeit noch auf die Autorität dieses Institutes, trotzdem daß dasselbe nunmehr bereits durch sechs Kriegsjahre hindurch sich immer nur als eine ebenso lästige wie hemmende Bevormundung der jeweiligen Oberfeldherren gekennzeichnet hatte!

Auf König Friedrich selbst, wie auf die ganze preußische Armee machte die Nachricht von dem Falle der Festung Schweidnitz den peinlichsten Eindruck, der noch peinlicher wurde, als gleichzeitig auch aus Pommern gleichschlimme Nachrichten einliefen.

Friedrich konnte unter solchen Verhältnissen blos noch vertheidigungsweise zu Werke gehen und zog sich darum, um Breslau, sowie die übrigen schlesischen Festungen zu decken und Laudon an weiteren Fortschritten zu hindern, in die Gegend von Strehlen. Da aber nun auch — auf besonderen Befehl des Hofkriegsrathes in Wien — Laudon sich fortan auf die blose Defensive beschränkte, kam es in diesem Feldzuge in Schlesien zu einem Ereigniß von besonderer Bedeutung nicht mehr. Ende October sendete König Friedrich den General Schenkendorf mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen zur Unterstützung der Seinen nach Pommern, blieb darauf noch bis zum 10. Decbr. in seiner Stellung bei Strehlen und legte dann seine Truppen zwischen Brieg und Glogau in Winterquartiere. Und ein Gleiches geschah um die nämliche Zeit von Seiten Laudon's und Tschernitscheff's. So viel man sich daher von diesem Feldzuge bei Beginn desselben versprochen hatte, so gering war das Resultat desselben.

Ingleichen, wenn auch nicht völlig resultatlos, so doch ohne wesentliche Erfolge verlief der diesmalige Feldzug in Sachsen, wo, wie schon oben erwähnt wurde, den Oesterreichern unter Daun und den Reichstruppen unter Serbelloni abermals Prinz Heinrich gegenüberstand, der zwar auch diesmal wieder seinen alten Ruhm zu behaupten wußte, bei alledem aber etwas von wirklichem Belang nicht auszurichten vermochte. Alles beschränkte sich auf den kleinen Krieg, der von Seiten der Preußen, und namentlich von den preußischen Generalen Seydlitz und Kleist, gegen die nicht unbeträchtliche Uebermacht der Oesterreicher und Reichstruppen mit so großem Geschick geführt wurde, daß Prinz Heinrich am Schluß des Feldzuges mit verhältnißmäßig nur geringen Verlusten seine Winterquartiere beziehen konnte.

Fast durchweg unglücklich dagegen für die Preußen verlief der Feldzug in Pommern, wohin, wie wir oben erwähnten, eine russische Landarmee unter Romanzow commandirt war, um Kolberg zu belagern. Romanzow näherte sich der Stadt im August mit 27,000 Mann; gleichzeitig kam aber auch eine russisch-schwedische Flotte von Kronstadt herbei, um die Belagerung möglichst zu unterstützen. Prinz Eugen von Würtemberg, dem die Deckung der Festung übertragen war, bezog zunächst mit 6000 Preußen ein wohlverschanztes Lager dicht vor der Festung, und that ebenso wie der derzeitige Commandant Kolbergs, der tapfere Heyden, alles Mögliche, die Festung zu behaupten. Und wirklich sahen auch anfänglich beide Männer ihre Anstrengungen mit gutem Erfolge gekrönt. Roman-

zow eröffnete die Laufgräben gegen das verschanzte Lager, kam dadurch aber ebensowenig einen Fußbreit vorwärts, wie durch das gleich darauf von ihm eröffnete heftige Bombardement der Stadt. Nur vor dem bei Festungsbelagerungen stets gefährlichsten Feinde — dem Hunger — zitterte die Besatzung, und diesem mußte endlich auch die Stadt unterliegen, obgleich von Seiten des Prinzen Eugen Alles aufgeboten wurde, die Festung mit dem nöthigen Proviant zu versehen. Den letzten Versuch, dies zu bewerkstelligen, machte Prinz Eugen, als Anfangs October das Corps des Generals von Platen zu ihm stieß, welches, wie oben erzählt wurde, nach Zerstörung der russischen Magazine zu Kublin, schließlich seinen Weg durch die Neumark genommen hatte und vor Kolberg ankam, eben als von Stettin aus eine Proviantsendung nach Kolberg abging. Prinz Eugen ertheilte daher dem General Platen den Auftrag, den Wagenzug mit dieser Sendung zu decken. Aber die Unternehmung mißglückte. Platen wurde von den Russen bei Gollnow geschlagen und mußte sich nach Damm zurückziehen, die Proviantsendung dagegen wurde zerstört. Und als endlich Prinz Eugen, der von diesem Unfalle keine Kenntniß hatte, zu noch weiterer Sicherheit den General Knobloch mit 4 Bataillonen und 300 Pferden absendete, um den Transport an Ort und Stelle zu geleiten, traf auch noch diese Truppen dasselbe Schicksal, welches das Platen'sche Corps getroffen hatte. Von einer russischen Heeresabtheilung bei Treptow umringt, mußte sich Knobloch nach dreitägiger hartnäckiger Vertheidigung gefangen geben. Und hiermit schwand die letzte Hoffnung Prinz Eugen's, Kolberg zu retten. Die Festung mußte ihrem Schicksale überlassen werden, obgleich in derselben Zeit auch noch General Schenkendorf in Pommern eintraf, um bei den Kriegsoperationen daselbst hülfreiche Hand zu leisten. In der Nacht vom 14. zum 15. Novbr. verließ Prinz Eugen von Würtemberg sein Lager, erreichte unangefochten Treptow, vereinigte sich darauf mit den Corps Platen's und Schenkendorf's und machte nun im Verein mit diesen Männern zwar nochmals einen Versuch, Kolberg zu entsetzen, konnte aber auch jetzt gegen die russische Uebermacht nichts ausrichten.

Die Noth in Kolberg erreichte mittlerweile den höchsten Gipfel. Dennoch setzte der Commandant Heyden mit wahrer Todesverachtung die Vertheidigung des Platzes fort. Auch die Bürger der Stadt wetteiferten mit den Truppen in heldenmüthiger Bravour. Schon waren die Rationen der Soldaten und bewaffneten Bürger herabgesetzt; mit derselben Entschlossenheit trotzte Mann für Mann

der Gefahr. Es wurde Winter und fror sehr stark; da ließ, als die Russen einen Sturm wagten, Heyden die Mauern der Festung mit Wasser begießen, so daß sie durch den Frost spiegelglatt wurden, und — schlug die Feinde zurück. Endlich, nachdem die letzte Brodkrume verzehrt war und eine Rettung der Stadt zur positiven Unmöglichkeit ward, übergab Heyden die Festung am 16. Decbr., nachdem sie eine viermonatliche Belagerung ausgehalten und eine neunmalige Aufforderung zur Uebergabe abgeschlagen hatte.

Nach dem Falle Kolbergs ging der Prinz Eugen in Verbindung mit Platen und Schenkendorf gegen Stettin zurück und begab sich in Winterquartiere in das Mecklenburg'sche, während ein Theil seiner Truppen nach der Lausitz, General Platen dagegen nach Sachsen marschirte. Und ebendahin begab sich endlich auch General von Belling, der mit Auszeichnung gegen die Schweden gefochten hatte.

Endlich ist noch der Kämpfe zu gedenken, welche im Laufe des Kriegsjahrs 1761 Prinz Ferdinand von Braunschweig gegen die Franzosen unter Broglio und Soubise zu bestehen hatte. Die Feindseligkeiten begannen sehr früh im Jahre und es blieb anfänglich Prinz Ferdinand durchgängig in Vortheil. Schon am 11. Febr. brach er in 4 Colonnen aus Westphalen auf, schlug die Franzosen überall zurück und nöthigte sie, Hannover und Hessen bis auf einige feste Plätze zu räumen. Und ebenso glücklich war zu derselben Zeit der hannöversche General Spörken, welcher am 15. Febr. bei Langensalza ein aus sächsischen und französischen Truppen bestehendes Corps entscheidend auf's Haupt schlug und dabei 3000 Mann Gefangene machte. Den ganzen Monat März dagegen verwendete darauf Prinz Ferdinand erfolglos auf die Belagerung von Kassel, und ebenso mißlangen seine Angriffe auf Marburg und Ziegenhain, in Folge dessen Anfangs April Hessen und Thüringen wieder geräumt werden mußten. Darauf trat wegen Mangel an Lebensmitteln eine längere Waffenruhe ein, in welcher Zeit Broglio in Kassel, Prinz Xaver von Sachsen bei Eisenach und Soubise am Niederrhein blieb. Erst im Juni begannen die Operationen von frischem, führten aber auch der Zeit nur zu unbedeutenden Affairen. Das einzige Ereigniß von größerer Wichtigkeit war und blieb in diesem Feldzuge gegen die Franzosen der Sieg Ferdinand's von Braunschweig bei Villinghausen unweit Hamm am 15. Juli 1761. Nach dieser Schlacht trennten sich die beiden französischen Heere wieder, und zwar rückte Broglio nach Kassel, Soubise hinter die Ruhr. Ersterer

drang darauf noch mit Erfolg in's Hannöversche ein, sowie denn auch in währender Zeit auf sein Geheiß Prinz Xaver von Sachsen am 10. Octbr. Wolfenbüttel eroberte. Weiteres aber konnte von dieser französischen Heeresabtheilung nicht erreicht werden. Zwar machte Prinz Xaver unmittelbar nach der Eroberung Wolfenbüttels auch noch einen Versuch auf Braunschweig, wurde aber von dem 20jährigen Prinzen Friedrich von Braunschweig, welcher am 13. Octbr. Braunschweig entsetzte, schnell wieder zurückgeworfen, worauf Broglio seine Winterquartiere im Westphälischen und Hannöverschen aufsuchte. Und ebenso ohne alle Bedeutung blieben die Operationen der Soubise'schen Heeresabtheilung. Nach einem vergeblichen Versuche, über Bremen seinen Gegnern in den Rücken zu kommen, nahm Soubise seine Winterquartiere am Niederrhein.

Das Kriegsjahr 1762.

Im Schluß des Abschnittes, in welchem König Friedrich in seinen hinterlassenen Werken*) über die Ereignisse des ebenbeschriebenen Kriegsjahres 1761 näheren Bericht gibt, findet sich die Bemerkung: „Wenn wir alle die Vorfälle, welche wir eben erzählt haben, zusammenstellen, so sehen wir Preußen am Ende des letzten Feldzuges am Rande des Abgrundes.“ Und in der That geben nicht blos die im Laufe dieses Kriegsjahres gemachten Erfahrungen, sondern auch das Endergebniß des Feldzuges zu solchem Urtheile mehr denn eine Berechtigung. Ja, da der so oft schon auf die Bahn gebrachte Gedanke an eine Versöhnung der streitenden Mächte, zu dessen Verwirklichung, wie oben erwähnt ward, Augsburg bereits als Congreßort ausersehen war, abermals zurückgewiesen und zwar diesmal so entschieden zurückgewiesen wurde, daß fortan von demselben nicht weiter die Rede war, konnte die Lage des Königs nach diesem Feldzuge mit Recht geradezu eine verzweifelte genannt werden. Wohin sich nur immer sein Blick richten mochte, überall sah er sich im Nachtheil. Die Russen cantonirten zum ersten Male während des Winters in Pommern, die Oesterreicher in Schlesien, während Sachsen, dessen Hauptstadt immer noch in österreichischen Händen war, kaum so viel Proviant aufbringen konnte, wie Prinz Heinrich täglich für seine Truppen brauchte. Friedrich's Armee in Schlesien ferner betrug kaum noch 30,000 Mann, die des Prinzen Heinrich in Sachsen war ebenfalls nicht stärker und die Truppen, die in Pommern gegen die Russen gefochten hatten, waren bloße Trümmer; und wie an Menschen so waren seine Staaten auch an Geld völlig erschöpft, seine alten, tüchtigen Soldaten, seine besten Generale vom Kriege hinweggerafft. Auch nicht nach einer einzigen Richtung hin eröffnete sich ihm

*) IV, S. 266.

für die nächste Folgezeit eine tröstliche Aussicht; statt dessen drohte dagegen überall neues und noch größeres Unglück.

Unter solchen Verhältnissen konnte es schwerlich Wunder nehmen, daß König Friedrich zum Aeußersten schritt und mit seinem nach Hülfe suchenden Blicke nicht blos bis an die äußersten Grenzen Europas, selbst über dieselben hinausschweifte. Zunächst trat er zu dem Ende in Unterhandlung mit der Pforte und brachte es durch seinen daselbst accreditirten Minister dahin, daß dieselbe bei Belgrad eine Armee von 100,000 Mann zusammenzuziehen beschloß, wodurch, wie Friedrich hoffte, Maria Theresia genöthigt werden würde, an den Ostgrenzen ihres Reichs ein Beobachtungscorps aufzustellen und somit ihre Streitkräfte zu zersplittern. Indeß erwies sich diese Maßregel ebenso nutzlos wie ein nicht blos gegen Oesterreich, sondern auch gegen Rußland gerichteter, das Gepräge der Abenteuerlichkeit an sich tragender Plan, wonach Friedrich den Tartaren-Khan zu einem Einfall in Ungarn und Rußland zu bestimmen suchte, Bestrebungen, die wohl mehr als deutlich erkennen lassen, wie trostlos jener Zeit Friedrich's Lage war.

In gleichem Maße aber nun wie Friedrich an der Zukunft verzweifelte, sah sich Maria Theresia in ihren Hoffnungen, namentlich in ihrer Hoffnung auf den Wiedergewinn Schlesiens, gehoben. Und in der That, hatte Maria Theresia, seitdem das Kriegsfeuer tobte, irgend jemals gegründete Ursache an ein Oesterreich günstiges Endresultat des Kampfes zu glauben, so war dies der Fall am Ende des Jahres 1761. Denn ebenso wie die Stellung, welche sich sowohl ihre eigenen Truppen, als auch die der Russen zu ihren Winterquartieren erzwungen hatten, an sich schon als eine überaus vortheilhafte sich ankündigte, so gaben auch die weiteren Aussichten, die sich an diese Stellung der verschiedenen Truppenkörper knüpften, jener Hoffnung auf ein glückliches Endresultat in mehr als einer Beziehung die rechte Zuversicht. Nicht nur daß die letzten glücklichen Erfolge der österreichischen Waffen in Schlesien vollkommen zu der Erwartung berechtigten, daß es nunmehr zu der vollständigen Wiedereroberung des Landes einer besonderen, langausgedehnten Anstrengung schwerlich mehr bedürfen werde, so war auch die Stellung, welche der Zeit die Russen einnahmen, der Art, daß dieselben durchaus nichts hinderte, bei herannahendem Frühling Stettin zu belagern und sich Berlins und des ganzen Kurfürstenthums Brandenburg zu bemächtigen. Solche Aussichten waren wohl gewichtig genug, um unserer Heldin

auch den leiſeſten Zweifel an ein, jedenfalls ſchon in der nächſten Zeit bevorſtehendes, ihrem Intereſſe günſtiges Endreſultat des Kampfes zu benehmen. Und ſo wird es denn auch erklärlich, daß ſie, die ſonſt ſo überaus ſcharfſichtige, einſichtsvolle und kluge Frau, der Zeit einer Maßregel ihre Zuſtimmung gab, die von militäriſchem Standpunkte aus nur als eine unkluge und übereilte bezeichnet werden konnte. Das war die in jene Zeit fallende Entlaſſung von 20,000 Mann alter Truppen und von 500 gedienten Officieren, welche größtentheils in ſpaniſche Dienſte übertraten, eine Maßregel, wodurch dem gedrückten Finanzweſen des Staates zwar ein Dienſt erwieſen, aber nichts weniger als ein ſolcher Dienſt erwieſen wurde, welcher die dadurch in der Armee wie im Volke erzeugte Mißſtimmung nur zur Hälfte aufzuwiegen im Stande geweſen wäre.

Während aber nun ſo im Winter des Jahres 1761 mit größerer Spannung denn je der weiteren Entwickelung der Dinge entgegengeſehen wurde, trat gleich in den erſten Tagen des Jahres 1762 ein Ereigniß ein, welches einen

Eliſabeth.

vollſtändigen Umſchwung der beſtehenden Verhältniſſe herbeiführte. Das war der Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland am 5. Januar 1762.

Während in derselben Friedrich's unversöhnliche Feindin starb, bestieg in der Person ihres Neffen und Nachfolgers, Peter's III., ein Mann den russischen Kaiserthron, der bereits seit Jahren zu den vertrautesten Freunden und innigsten Bewunderern Friedrich's gehörte und als Regent es sein erstes Geschäft sein ließ, in das königliche Hauptquartier nach Breslau den Oberst Gudowitz abzusenden, um dem König die Versicherung seiner Freundschaft überbringen zu lassen. Ja noch mehr: bereits unter'm 23. Febr. erließ Peter an seine bisherigen Verbündeten ein Rundschreiben, worin er denselben mit der Aufforderung, seinem Beispiel zu folgen, die Mittheilung machte, daß er dem Könige von Preußen alle Eroberungen zurückgeben und mit ihm Frieden schließen werde; und um Friedrich von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, ließ Peter unmittelbar darauf die preußischen Gefangenen ohne Lösegeld in ihr Vaterland zurückkehren, verbot das fernere Aushauen der Wälder in Preußen und gab somit die offenkundigsten Beweise von einem vollständigen Systemwechsel in der bis zum Tode seiner Vorgängerin mit äußerster Consequenz festgehaltenen russischen Politik. Die nächste Folge hiervon war der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen Rußland und Preußen (am 16. März), worauf sofort Tschernitscheff mit seinen Truppen aus der Grafschaft Glatz aufbrach und, von den Preußen mit Lebensmitteln versorgt, nach Polen zog. Am 20. April machte darauf der russische Gesandte Fürst Galizin am Hofe zu Wien die officielle Anzeige, daß der Abschluß des Friedens zwischen seinem Hofe und dem König von Preußen nahe bevorstehe, und drei Wochen später war denn auch wirklich dieses Werk zum Abschluß gebracht. Am 5. Mai 1762 wurde zu Petersburg von dem Kanzler Woronzoff für Kaiser Peter III. und von Oberst Goltz für König Friedrich II. der Frieden unterzeichnet,*) und in demselben entsagte nicht nur der Kaiser von Rußland jedem Bündnisse gegen Preußen, sondern versprach auch, „um der Welt einen eclatanten Beweis zu geben, daß sein Benehmen nicht von Eigennutz, vielmehr der gegenwärtige Friede nur von wahrhafter Liebe zu demselben dictirt werde," dem Könige Alles, was die Russen während des Kriegs in Besitz genommen, binnen zwei Monaten zurückzustellen. Und aus diesem Frieden erwuchs dann, wie man sich schon bei'm Abschluß desselben in einem Separatartikel gegenseitig versprochen hatte, ein förmliches Bünd-

*) Dies Actenstück befindet sich: Wenck III, p. 299 sq.

niß zwiſchen Preußen und Rußland, in Folge deſſen Rußland nicht in der paſſiven Rolle eines befreundeten Zuſchauers verblieb, ſondern Graf Tſchernitſcheff den Befehl erhielt, mit den 20,000 Mann, die er nach Polen geführt hatte, wieder aufzubrechen und ſich in Schleſien mit den Truppen des Königs von Preußen zu vereinigen, was denn auch dann am 20. Juni bei Liſſa geſchah.

Und wie Rußland, ſo ſchied in derſelben Zeit auch Schweden aus dem Kampfe gegen König Friedrich. Nachdem man ſich am 10. April 1762 zuerſt über einen Waffenſtillſtand auf drei Monate geeinigt hatte, wurde bereits am 22. Mai zu Hamburg förmlich Friede geſchloſſen und zwar auf den status quo ante, d. i. auf die Bedingung, daß die alten Verhältniſſe zwiſchen Schweden und Preußen, ganz wie ſie vor dem Kriege geweſen waren, wieder hergeſtellt wurden.

Ein näheres Eingehen auf die Kriegsereigniſſe des Jahres 1762 möge nun zeigen, welchen Einfluß dieſer gewaltige Umſchwung der politiſchen Verhältniſſe auf den weiteren Verlauf des Krieges hatte.

Zunächſt darf nun da nicht unerwähnt bleiben, daß das Ausſcheiden der Ruſſen und Schweden aus dem Kampfe nicht blos auf die numeriſchen Verhältniſſe und die davon abhängige Stärke der gegenſeitigen Streitkräfte, ſondern auch auf die Stimmung der den Kampf auch jetzt wieder erneuernden Truppenkörper weſentlich, ja maßgebend einwirkte. Das Erſtere anlangend, ſo blieb zwar auch jetzt noch das Uebergewicht auf Seiten Oeſterreichs, doch, wie nicht erſt eines Weiteren dargethan zu werden braucht, bei weitem nicht mehr in dem eclatanten Mißverhältniß, wie vordem, als noch die ruſſiſchen und ſchwediſchen Heeresmaſſen zu Oeſterreich ſtanden. Für Friedrich wog dieſer Umſtand doppelt zum Vortheil. Denn da ſeine Staaten, vor wenig Monaten noch faſt ganz in den Händen ſeiner Gegner, jetzt, bis auf den noch von den Oeſterreichern beſetzten Theil Schleſiens, von denſelben befreit waren, zudem aber auch ein feindlicher Einfall nicht mehr zu befürchten ſtand, konnte König Friedrich nunmehr ſeine ganze Macht gegen Oeſterreich kehren, und war dabei wohl um ſo mehr zu der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg berechtigt, je vortheilhafter der Eindruck war, den die ſo unerwartete Wandlung der Dinge nicht blos auf ihn ſelbſt, ſondern auch auf ſeine ſämmtlichen Truppen hervorbrachte. Wie hier von friſchem ermuthigend, in gleichem Maße entmuthigend freilich wirkte dieſer Abfall zweier Bundesgenoſſen auf die öſterreichiſchen Truppen; ja naturgemäß mußte

unter denselben die Stimmung um so gedrückter werden, je weniger man mit der bereits oben in Erwähnung gebrachten Entlassung von 20,000 Mann einverstanden gewesen war. Nun wurde zwar Alles aufgeboten, um durch frisch ausgehobene Mannschaft, die größtentheils aus Ungarn herangezogen wurde, das Heer so schnell als möglich zu ergänzen, sowie denn auch zur Bestreitung der Kriegskosten jetzt wieder von den Landständen der deutschen Erblande bedeutende Geldsummen vorgeschossen wurden; indeß war die Completirung der Armee durch zum bei weitem größten Theil noch ungeübte Truppen (für 20,000 Mann alter, gedienter Soldaten) ebenso wenig geeignet, den Muth des kaiserlichen Heeres zu erhöhen, wie der Umstand, daß an Laudon's Stelle in Schlesien der übermäßig bedächtige Feldmarschall Daun das Obercommando wieder übernahm. Den größten Theil ihrer Streitkräfte zogen übrigens die Oesterreicher nach Schlesien, wogegen in Sachsen blos ein Corps zur Unterstützung der Reichsarmee zurückblieb.

König Friedrich ließ die Zeit der Winterruhe ebenfalls nicht ungenutzt vorübergehen, um seine hart mitgenommene Armee in allen ihren Theilen zu verstärken, und namentlich wendete er seine ganze Fürsorge auf Completirung seiner leichten Truppen und seiner Artillerie, wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daß er bei dieser Gelegenheit zugleich der Begründer der reitenden Artillerie wurde. Und was nun endlich die Stellung seiner Truppen anlangte, die bisher gegen die Russen und Schweden hatten verwendet werden müssen, so wurden nunmehr die gegen die Schweden entsendet gewesenen nach Sachsen, und die Generale Prinz von Braunschweig-Bevern, Prinz von Würtemberg und Werner, die mit ihren Corps den Russen entgegengestanden hatten, zur Verstärkung der preußischen Armee nach Schlesien berufen.

Daun übernahm das Obercommando in Schlesien — denn hierher wurde in dem Feldzuge von 1762 die Aufmerksamkeit des Beobachters zunächst gelenkt — am 12. Mai und nahm seine Stellung zwei Stunden vorwärts Schweidnitz, indem er seinen rechten Flügel an den Zobtenberg lehnte, während der linke bei Kratzkau an dem Schweidnitzer Wasser stand. König Friedrich, dessen Plan dahin ging, den Oesterreichern vorerst Schweidnitz wieder zu entreißen, hatte sein Hauptquartier zu Bettlern bei Breslau und beschränkte sich für's erste, bis zur Ankunft der Russen, darauf, sein Heer in den durch verschiedene vorgeschobene Corps gedeckten Cantonnirungs-Quartieren an den Ufern der Lohe zu

belaſſen. Kaum aber hatte ſich Tſchernitſcheff mit der preußiſchen Armee vereinigt, als er auch ſofort (am 1. Juli) ſeine Bewegungen gegen Schweidnitz begann. Indeß hiervon noch rechtzeitig in Kenntniß geſetzt, verließ auch Daun gleichzeitig ſeine bisherige Stellung und zog ſich, während Friedrich in ſeine vorjährige Stellung bei Bunzelwitz ging, zunächſt nach Kunzendorf hinter Schweidnitz. Und unmittelbar darnach, nachdem die beiden Führer ihre Stellung in der angegebenen Weiſe gewechſelt, kam es nun auch zur erſten bedeutenderen Affaire. Es war dies aber ein Angriff der Preußen auf die linke Flanke der Oeſterreicher bei Adelsdorf, wo General Brentano commandirte, ein Kampf, welcher zwar den Preußen, die dabei den Kürzern zogen, 1200 Mann koſtete, aber doch die Veranlaſſung wurde, daß Brentano in der darauffolgenden Nacht dieſe Stellung verließ, wodurch die Oeſterreicher auf dieſer Seite von Schweidnitz abgeſchnitten wurden. In Folge davon maneuvrirte nun Friedrich weiter, nöthigte dadurch Daun, auch die zuletzt angegebene Stellung wieder zu verlaſſen und ſchickte ſich bereits an, die Oeſterreicher aus ihrer feſten Stellung bei Burkersdorf und Leutmannsdorf zu verdrängen, als ganz unerwartet im preußiſchen Heerlager die Nachricht von einem Ereigniß eintraf, welches mit einem Male Friedrich wieder aus allen ſeinen Hoffnungen herausriß.

Das war die Nachricht von der Entthronung Peter's III. von Rußland. In demſelben Maße nämlich, wie ſich Peter III. ſelbſt in ſeiner langgenährten Vorliebe für Preußen und König Friedrich II. gefiel, in demſelben Maße verſtieß er damit in ſeiner nächſten Umgebung; und war der Stolz der ruſſiſchen Großen ſchon durch den Frieden und das Bündniß ihres Kaiſers mit den Preußen beleidigt worden, ſo trugen dann die von Peter mit einer gewiſſen Haſt vorgenommenen Umbildungen in der inneren Staatsverwaltung und in der neuen Geſtaltung des Kriegsweſens nach preußiſcher Form nur dazu bei, die Mißſtimmung gegen ihn von Tage zu Tage allgemeiner zu machen. Dazu kam endlich Peter's vieljähriges Mißverhältniß zu ſeiner Gemahlin. In Folge davon kam es am 9. Juli 1762 zu einer Revolution, welcher Peter III. Krone und Leben zum Opfer bringen mußte. Während er in den Kerker geworfen ward, wo er fünf Tage ſpäter eines gewaltſamen Todes ſtarb, ging die Krone über auf ſeine Gemahlin Katharina II., und ſie, die neue Kaiſerin, die Friedrich II. für ihren Feind hielt, ließ es ihr erſtes Geſchäft ſein, die dermalen mit den Preußen verbündeten ruſſiſchen Truppen vom Kriegsſchauplatze abzurufen. Den Befehl

hierzu erhielt Tschernitscheff am 19. Juli und säumte derselbe natürlich nicht einen Augenblick, die erhaltene Ordre dem Könige mitzutheilen.

Peter III.

Der Eindruck, den diese Nachricht auf König Friedrich machte, war — und wie hätte er dies nicht sein sollen — ein gewaltiger und tieferschütternder. Lief ja dieselbe in einem Momente ein, wo er im Begriff stand, von der nur erst stattgehabten Verbindung mit Rußland den ersten wirklichen Gewinn zu ziehen, und wo ihm mehr denn je daran gelegen sein mußte, in seinen Operationen nicht gestört zu werden. Indeß wußte er sich doch schnell zu fassen, und diesmal verhalf ihm seine Ueberredungskunst zum Siege. Indem ihm nämlich vorzugsweise daran gelegen war, daß sich Tschernitscheff nicht eher von ihm trennte, als bis er seinen beabsichtigten Angriff auf Burkersdorf zur Ausführung gebracht habe, machte er in einer zweistündigen Unterredung mit Tschernitscheff vornehmlich den Umstand geltend, daß die Anstalten zur Verpflegung des russischen Corps auf dem Rückmarsche noch nicht getroffen seien, und bestimmte dadurch Tschernitscheff, seinen Abmarsch noch um drei Tage aufzuschieben.

So erfolgte denn am 21. Juli das Treffen von Burkersdorf, an welchem die Russen blos als Zuschauer, nicht aber thätigen Antheil nahmen, aber doch durch ihre Anwesenheit einen Theil des österreichischen Heeres in Unthätigkeit erhielten und dadurch nicht wenig zu dem glücklichen Erfolge der Preußen beitrugen. Das Gefecht war äußerst hartnäckig und blutig, führte aber zu dem von Friedrich beabsichtigten Resultate. Daun verließ seine bisherige Stellung, zog sich nach Falkenberg und Tannhausen zurück und ließ dadurch dem König zur Belagerung der Festung Schweidnitz vollen Spielraum. In derselben Nacht aber, in welcher die Oesterreicher die Höhen von Burkersdorf verließen, trat auch Tschernitscheff mit seinem Corps den Rückmarsch an. Friedrich's ursprüngliche Befürchtung dagegen, es möchten sich die Russen nur von ihm trennen, um sich wieder auf die Seite seiner Gegner zu schlagen, ging, obgleich dies ursprünglich in der Absicht der Kaiserin Katharina gelegen hatte, nicht in Erfüllung. Nachdem dieselbe aus den in Peter's III. Papieren aufgefundenen Briefen Friedrich's II. sich überzeugt hatte, daß, Friedrich II. für ihren Feind zu halten, eine Ursache nicht vorlag, wurde sie gegen denselben friedlicher gestimmt und erklärte für die Fortdauer des Kriegs Rußlands Neutralität.

Nach dem Treffen bei Burkersdorf stand also, wie eben erwähnt ward, dem König Friedrich nichts mehr im Wege, zur Verwirklichung seines Hauptplanes: der Belagerung von Schweidnitz, zu schreiten. Generallieutenant Tauenzien, dem der König die Leitung der Belagerung anvertraute, eröffnete die Laufgräben in der Nacht vom 7. zum 8. August; König Friedrich selbst deckte die Belagerung auf der einen Seite, der Herzog von Braunschweig-Bevern auf der andern. Die Besatzung der Festung dagegen bestand aus 10,000 Mann Fußvolk und 250 Reitern und wurde commandirt von dem Feldmarschalllieutenant Grafen Guasco, einem Manne, der zu den würdigsten und tüchtigsten Führern der österreichischen Armee jener Zeit zählte und, ob er auch endlich unterlag, durch die tapferste und hartnäckigste Vertheidigung der Festung seinen alten Ruhm bewährte. Um so mehr war es zu beklagen, daß der Versuch Daun's, die Festung zu entsetzen, mißglückte. Es war am 16. August, als Daun mit vier Corps unter den Generalen Beck, Lascy, Brentano und O'Donnell mit einer Heeresmasse von 33 Bataillonen und 40 Schwadronen den Herzog von Braunschweig-Bevern bei Reichenbach von vorn, auf beiden Flügeln und im Rücken zugleich angriff. Allein auch Bevern bewährte seinen alten Ruhm und vertheidigte,

indem er nach allen Seiten hin Front machte, seine Stellung gegen die Uebermacht seiner Gegner mit ebenso großer Einsicht wie Tapferkeit glücklich so lange, bis König Friedrich ihm von Peterswalde her die nöthige Verstärkung sendete. Ein sich daraus entwickelndes Gefecht der von reitender Artillerie unterstützten preußischen Reiterei mit der des Generals O'Donnell, welche von der ersteren geworfen wurde, gab in der blutigen Affaire den Ausschlag. Mit einem Verluste von 1000 Mann — die Preußen verloren blos 500 Mann und zwei Geschütze — mußten sich die Oesterreicher nach der Grafschaft Glatz zurückziehen und Schweidnitz seinem Schicksale überlassen.

Die Belagerung der Festung wurde nun mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt, dagegen aber auch die Vertheidigung des Platzes von dem würdigen Guasco in einer Weise geführt, die wahrhaft mit Bewunderung erfüllt. Dabei dürfen zwei Männer nicht ungenannt bleiben, die sich bei dieser Gelegenheit großen Ruhm erwarben. Dies war der Major Lefèbvre (richtiger Leffebure) und der General Gribeauval.*) Ersterer, ein Franzose von Geburt und mit Gribeauval auf einer und derselben Ingenieurschule erzogen, trat erst in französische, dann in preußische Kriegsdienste, ward hier Ingenieurmajor und Mitglied der Akademie der Wissenschaften und leitete die Belagerung von Schweidnitz als Ingenieur. Gribeauval dagegen, aus Amiens gebürtig, trat 1732 in die französische Artillerie, wurde 1752 als Capitain im Mineurcorps nach Berlin gesendet, begleitete als Oberst-Lieutenant 1757 den Grafen von Broglio nach Wien, trat darauf als General des Artillerie- und Mineurcorps in österreichische Dienste und leitete nun jetzt unter Guasco die Vertheidigungsarbeiten in Schweidnitz gegen seinen Jugendfreund Leffebure. Jeder von diesen beiden Männern nun, im Kriegs-Ingenieurwesen gleich tüchtig und namentlich in allen Künsten des Minenkrieges wohlbewandert, übte hier praktisch, womit er sich in seinen früheren theoretischen Studien mit besonderer Vorliebe beschäftigt hatte. Während so Leffebure hier zum ersten Male die von Professor Belidor in Paris erfundenen sogenannten Druckkugeln (Globes de compression) in Anwendung brachte, hielt es dagegen Gribeauval, dem die Kriegswissenschaft, namentlich im Fache der Artillerie und des Minenkrieges, die sinnreichsten Erfindungen verdankt, nur mit den kleinen, oft spielenden, mit weniger Pulver zu sprengenden Quetschminen. Leffebure ließ nicht weniger

*) Vergl. Reiche, Friedrich der Große, S. 454 u. 486.

denn vier große Globes de compression sprengen, erreichte aber damit nicht, was er davon gehofft hatte. Auch soll König Friedrich die Hoffnung, Schweidnitz auf diese Weise zu erobern, schließlich aufgegeben haben. Da endlich flog eine Haubitzgranate in ein Pulvermagazin des Jauerniker Forts, brachte, da das ganze Werk nebst 200 Mann und darunter Major Graf Berchtold und Hauptmann Pfund in die Luft flog, eine Bresche zu Stande und eröffnete so den Preußen einen Zugang zur Festung. Da nun aber auch gleichzeitig sich Mangel an Lebens- und Kriegsbedürfnissen einstellte, auch das schwere Geschütz meist zu Grunde geschossen war, wurde es dem tapfern Guasco eine Unmöglichkeit, die Festung länger zu halten. Am 9. Octbr. — einundsechzig Tage nach Eröffnung der Laufgräben — schloß er mit Tauenzien eine Capitulation ab, worauf am 11. Octbr. Schweidnitz von den Preußen besetzt wurde. Indeß hatte Guasco für seine heldenmüthige Vertheidigung der Festung wenigstens die Genugthuung, daß die Besatzung mit klingendem Spiel und allen Ehrenzeichen ihren Auszug hielt und, ob sie auch kriegsgefangen wurde, die Officiere ihre Degen und die Unterofficiere ihre Seitengewehre behielten. Ihr Verlust während der Belagerung betrug 75 Officiere und 3472 Mann an Todten und Verwundeten, die Preußen dagegen verloren nur 86 Officiere und 2943 Mann. Diejenigen Truppen, welche nach der Eroberung von Schweidnitz nicht mehr in Schlesien gebraucht wurden, sendete darauf Friedrich nach Sachsen. Die Deckung Schlesiens aber übertrug er dem Herzog von Braunschweig-Bevern, und bezogen die Truppen desselben sofort Cantonnirungen. In ganz gleicher Weise verfuhr Daun mit seiner Armee.

Nach diesem wichtigen Ereigniß, jedenfalls dem denkwürdigsten in dem Kriegsjahre 1762, war König Friedrich's ganzes Augenmerk auf Sachsen gerichtet, wo der Zeit als Oberfeldherr der Oesterreicher Feldmarschall Serbelloni und als Oberfeldherr der Reichstruppen der Prinz von Stollberg, diesen beiden Männern gegenüber Prinz Heinrich stand.

Die Stellung, welche die Oesterreicher und Reichstruppen bei Beginn des Feldzuges einnahmen, bot den Operationen des Prinzen Heinrich mannigfache Schwierigkeiten. Während Serbelloni längs der Mulde eine starke Postenkette aufgestellt hatte, bildete er mit seinen Truppen eine weitausgedehnte Linie, welche von der Elbe und zwar vom Plauenschen Grunde bis in's Erzgebirge reichte, während im Erzgebirge die Quartiere der Reichsarmee ihren Anfang nahmen.

Prinz Heinrich's Plan ging nun dahin, diese langausgedehnte Stellung im Centrum zu durchbrechen, und bereits am 12. Mai brachte er diesen Plan plötzlich zur Ausführung. Am frühen Morgen zwischen Roßwein und Döbeln die Mulde überschreitend gerieth er mit dem daselbst Wache haltenden General Zettwitz in ein heftiges Gefecht, in welchem Letzterer den Kürzern ziehen mußte. Ja, zum Rückzuge nach Waldheim gedrängt, gerieth Zettwitz selbst noch mit 40 Officieren und 1500 Mann in Gefangenschaft. Tags darauf gingen die Preußen bis Oederan, schlugen dort wieder eine Abtheilung Oesterreicher und lagerten am 14. Mai bei Freiberg.

Mittlerweile näherte sich nun aber auch der Prinz von Stollberg mit der Reichsarmee und hatte das Glück, den Preußen bei Zschopau eine Schlappe beizubringen. Weiteres aber und namentlich etwas von Entscheidung vermochte weder er noch Serbelloni auszurichten, vielmehr gelang es Seydlitz, das Erzgebirge wieder von den Reichstruppen zu befreien und nach Böhmen vorzudringen, wo seine leichten Truppen das platte Land in empfindlicher Weise brandschatzten. Da trat endlich Anfang Septembers Serbelloni von dem Obercommando zurück und erhielt den Reitergeneral Grafen Haddik zu seinem Nachfolger, und wirklich schien es, als wolle mit dem Auftreten dieses Mannes das Glück sich wieder auf die Seite der Oesterreicher wenden. Nicht nur daß es ihm durch höchst geschickte Märsche in den letzten Tagen des September gelang, den Prinzen Heinrich aus seiner Stellung bei Pretschendorf hinauszumanoeuvriren, so blieb er auch, nachdem sich Prinz Heinrich hinter die Freiberger Mulde zurückgezogen hatte, bis gegen Mitte October Herr der Situation. Leider nur setzte er seine mit so gutem Erfolge begonnenen Operationen nicht fort, sondern verharrte vielmehr seit Mitte October in Unthätigkeit, wie es scheint, um die Verstärkungen abzuwarten, die jener Zeit Daun aus Schlesien schickte. Da aber nun zu derselben Zeit — nach der Eroberung von Schweidnitz — auch König Friedrich namhafte Verstärkungen nach Sachsen sendete und dadurch den Prinzen Heinrich in den Stand setzte, wieder zur Offensive übergehen zu können, beschloß derselbe, die Unthätigkeit Haddik's zu benutzen und dem Prinzen von Stollberg eine Schlacht zu liefern. Und zu dieser kam es am 29. Octbr. bei Freiberg.

Die Truppenmassen, welche in der Schlacht bei Freiberg gegen einander kämpften, waren numerisch ziemlich ungleich. Die aus österreichischen und

Reichstruppen zusammengesetzte Armee bestand aus 48 Bataillonen und 68 Schwadronen, die Armee des Prinzen Heinrich dagegen aus 29 Bataillonen und 60 Schwadronen. Dennoch war der Kampf, größtentheils das Werk der Cavallerie, in wenig Stunden zu Gunsten der minderzähligen Preußen entschieden, und zeichneten sich dabei, außer dem Prinzen Heinrich selbst, vornehmlich Seydlitz und Kleist aus. Die Stellung*) der österreichischen und Reichstruppen war nichts weniger als schwach. Nicht nur daß jeder einzelne Haupttheil ihrer Linie gut gedeckt war, so hatte man auch noch auf den nahen Höhen von Kurbitz Redouten errichtet und diese mit Verhauen umgeben. Der rechte Flügel lehnte sich an den Bach von Waltersdorf, vor der Mitte lag ein Gehölz, vor dem linken Flügel, den die Reichsarmee unter Stollberg bildete, der Spittelwald, die Stadt Freiberg im Rücken. Nichtsdestoweniger entschied gleich der erste Angriff des Prinzen Heinrich über das Schicksal seiner Gegner. Er umging nämlich den Spittelwald, griff die Reichsarmee in der Flanke an und sah sich dabei dermaßen vom Glück begünstigt, daß die Reichstruppen schon nach anderthalbstündigem Widerstande die Flucht in der Richtung nach Freiberg zu ergriffen. Die Oesterreicher, auf dem rechten Flügel, hielten sich nun allein für zu schwach und traten den Rückzug an, der sich aber, als Seydlitz mit seiner Reiterei erschien und mit furchtbarer Gewalt auf die Truppen einhieb, ebenfalls in regellose Flucht verwandelte und auf Seite der Oesterreicher einen großen Verlust an Mannschaft herbeiführte. Ja zweifellos würde derselbe noch größer gewesen sein,**) wenn nicht der österreichische Generalfeldwachtmeister Vecsey mit den zwei Husarenregimentern Baronyai und Desöffi, die zusammen kaum 700 Pferde stark und auf dem rechten Flügel fast eine ganze Stunde ohne allen Nutzen der feindlichen Kanonade ausgesetzt gewesen waren, zur Unterstützung herbeigeeilt wäre und einen äußerst kräftigen Angriff auf die siegreiche Cavallerie des Feindes ausgeführt hätte, wobei er selbst verwundet wurde. Nun konnte zwar, wie unser Berichterstatter weiter bemerkt, dieser vigouröse Anfall in der Hauptsache nichts ändern; die Bataille war einmal unwiederbringlich verloren; indessen hemmte doch dieser unerwartete Choc auf einige Augenblicke die Hitze der Verfolgenden, und indem sie sich mit Zurücktreibung dieses Succurses

*) Vergl. Sporschil, VI, S. 272, und Geständnisse eines österreichischen Veterans, IV, S. 258 ff.

**) Angabe des österreichischen Veterans.

beschäftigen mußten, glückte es noch verschiedenen Abtheilungen Cavallerie und Fußvolk einer ihnen unvermeidlichen Gefangenschaft zu entgehen. Bei alledem war der Verlust der Besiegten ein beträchtlicher. Sie verloren 5000 Mann an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten, 28 Kanonen und 9 Fahnen. Der Verlust der Preußen betrug 2000 Mann.

Die Schlacht von Freiberg hatte aber auch noch eine besondere Bedeutung. Sie war die letzte in dem siebenjährigen Kriege. Nachdem noch unmittelbar nach der Schlacht General Kleist mit seinem Corps einen Zug nach Böhmen unternommen und auf demselben Eger eingeäschert, sowie die in Saatz angelegten großen Speicher vernichtet hatte, wogegen am 3. Novbr. Frankreich und England Friedenspräliminarien abschlossen, worin festgesetzt wurde, daß weder England noch Frankreich ihren Verbündeten, welche in Deutschland den Krieg fortsetzten, irgend welche fernere Hülfe leisten würden, einigten sich am 24. November Oesterreich und Preußen zunächst in Beziehung auf Sachsen und Schlesien — das deutsche Reich blieb davon ausgeschlossen — für den Winter über einen Waffenstillstand und ließen ihre beiderseitigen Heere Winterquartiere beziehen. Somit standen nun der Zeit gegen Friedrich nur noch die Reichstruppen unter den Waffen, und von dem natürlichen Wunsche beseelt, nunmehr auch die Herren dieser Truppen dem bereits in sichere Aussicht gestellten Frieden sobald als möglich geneigt zu machen, ertheilte er dem General Kleist den Auftrag, die wenigen Reste der Reichsarmee, die sich nach Franken gezogen hatten, vollends zu Paaren zu treiben, wodurch, wie er hoffte, die Reichsstände eingeschüchtert und in die Nothwendigkeit versetzt werden würden, ebenfalls aus dem Kampfe zurückzutreten. Und auch diese Unternehmung wurde mit dem vollständigsten Erfolge gekrönt. Wo Kleist mit seinen Husaren erschien, zogen sich die Reichstruppen eiligst zurück, so daß er in ganz kurzer Zeit und ohne irgendwelchen Widerstand zu finden, sich in den Besitz vieler Städte setzen konnte. Bamberg, Nürnberg, Rothenburg *) an der Tauber, Windsheim und viele andere Städte fielen so rasch nach einander den preußischen Truppen in die Hände und mußten ungeheure Contributionen zahlen. Ja bis in die nächste Nähe von Regensburg drang Kleist mit seinen Schaaren vor und wurde so, wie König

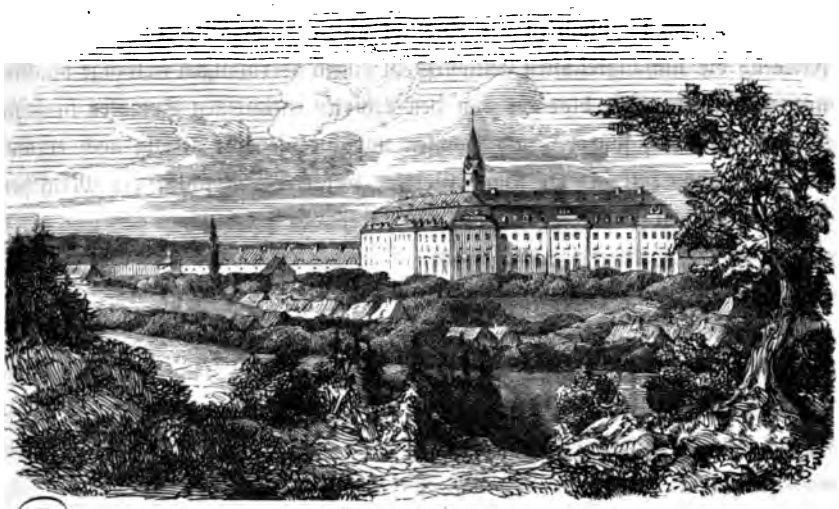
*) Diese feste Reichsstadt öffnete ihre Thore, als 25 preußische Husaren ankamen und absaßen, um die Stadt zu stürmen.

Friedrich erwartet hatte, der Reichsstände und des Reichstages Schrecken, in Folge dessen nun ohne Säumen die meisten der Reichsstände ihre Contingente abriefen und mit dem König Friedrich Neutralitätsverträge abschlossen, so daß also auch von dieser Seite her dem Abschluß eines Friedens, der nicht blos allen Parteien dringend nöthig war, sondern auch von allen Parteien sehnsüchtig verlangt wurde, nichts mehr hindernd in dem Wege stand.

Und ebenso wenig Schwierigkeiten, den längsterschnten Frieden zu gewinnen, machten endlich die Kriegsereignisse des diesmaligen Feldzuges in Westphalen, Hessen und Franken. Wohl war auch diesmal, wie schon in den früheren Feldzügen, die Streitmacht, gegen welche Prinz Ferdinand von Braunschweig zu kämpfen hatte, numerisch die stärkere gewesen. Die Armee des Prinzen Soubise, dem der Marschall d'Etrées beigegeben war, zählte 150,000 Mann und lagerte in Hessen, im Göttingschen, um Mühlhausen und Eisenach; die andere Armee, welche vom Prinzen Condé commandirt ward und am Niederrhein stand, war 30,000 Mann stark. Und diesen Truppenmassen hatte Ferdinand von Braunschweig im Ganzen nur 80,000 Mann entgegenzusetzen. Dessenungeachtet aber hielt sich Letzterer auch diesmal wieder so wacker, daß er fast den ganzen Feldzug hindurch in entscheidendem Uebergewicht blieb. Am empfindlichsten fühlten die Franzosen seine starke Hand im Juni und Juli. Am 24. Juni ging er in sieben Colonnen über die Diemel und brachte Soubise bei Grebenstein und Wilhelmsthal eine solche Niederlage bei, daß das ganze Corps Stainvilles' vernichtet wurde. Vier Wochen später erfocht er einen nicht minder entscheidenden Sieg über das sächsische Corps unter Prinz Xaver bei Lutterberg zwischen Minden und Kassel. Ja dieses Gefecht kostete dem Prinzen Xaver 1500 Gefangene und 15 Kanonen, während in Folge davon die Franzosen den größten Theil von Hessen verlassen mußten. Nun errang zwar Prinz Condé, der von der Lippe aufgebrochen war, um sich mit Soubise zu vereinigen, am 30. August über den Erbprinzen von Braunschweig bei Friedberg einen Sieg, allein große, auf den weiteren Gang des Krieges maßgebend einwirkende Folgen knüpften sich an denselben nicht. Dagegen zwang Prinz Friedrich von Braunschweig am 1. Novbr. die Stadt Kassel zur Capitulation, und mit dieser Waffenthat schloß sich der Feldzug, indem drei Tage später die schon oben erwähnten, zwischen Frankreich und England am 3. Novbr. abgeschlossenen Friedenspräliminarien zur Kenntniß der Heere gebracht und hiermit den weiteren Kriegsoperationen ein Ziel gesetzt wurde.

So ruhten also am Schluß des Jahres 1762 die Waffen auf allen Punkten, und da, wo sie nicht ruhten — wie in Franken, wo jener Zeit General Kleist seinen obenerwähnten Eroberungszug hielt — war der Kampf wenigstens im Erlöschen, also daß die Hoffnung auf einen alsbaldigen allgemeinen Frieden mehr und mehr Grund und Boden gewann. Und diesmal sollte diese so oft schon auf die Bahn gekommene Hoffnung nicht zu Schanden werden. Ob auch König Friedrich II. inmitten der Aussicht auf endliche Wiederherstellung des Friedens die umfangreichsten Entwürfe zu einem abermaligen Feldzuge machte, und ebendarum nicht blos die von den Alliirten entlassenen Soldaten in seine Dienste aufnahm, sondern auch Sachsen und insbesondere Leipzig noch einmal gründlich auspreßte, — die Hand Gottes, welche die Geschicke der Menschen lenkt, dictirte ein gebieterisches Halt, die Parole des Friedens.

Friede von Hubertusburg.



Hubertusburg.

Sieben blutige Kriegsjahre waren im Strome der Zeit dahingegangen, und unſäglicher Jammer, unſägliches Elend über alle Länder verbreitet, welche vom Kriege heimgeſucht wurden. Die lange Dauer des Kampfes führte endlich zu einer allſeitigen Erſchlaffung der Kräfte, daher es nicht Wunder nehmen konnte, daß der Krieg in den letzten Jahren ungleich matter geführt ward als in den früheren. Dennoch würde vielleicht weder das allgemeine Bedürfniß einer ſobald wie möglich wiederzuerlangenden Waffenruhe, noch das allgemeine Verlangen nach derſelben im Stande geweſen ſein, dem langausgedehnten Streite ſelbſt nach einer Dauer von ſieben Jahren wirklich ein Ende zu machen, wären nicht auch noch andere hierauf maßgebend einwirkende Umſtände dazu gekommen. Dahin gehörte vor Allem die erfolgreiche Veränderung des Syſtems der ruſſiſchen Staatskunſt, worüber ſchon oben geſprochen wurde, außerdem aber auch — und dies war das Hauptmoment — die Beendigung des gleichzeitigen Colonial- und Seekrieges zwiſchen Frankreich und England.

Mit wie stolzen Hoffnungen Frankreich diesen Krieg begonnen hatte, mit den empfindlichsten Verlusten und auf's Furchtbarste gedemüthigt schied es aus demselben. Selbst auch nachdem der französische Minister Choiseul durch den in unserer früheren Darstellung erwähnten Bourbonischen Familienvertrag (vom 15. August 1761) Spanien auf's engste mit Frankreich verbunden hatte und in Folge davon 1762 England mit dem ihm befreundeten Portugal an Spanien den Krieg erklärt hatten, waren die Engländer siegreich geblieben. Völlig mürbe gemacht mußte endlich Frankreich die Hand zur Versöhnung bieten, die England um so bereitwilliger annahm, je höher und höher die Schuld stieg, welche durch den langandauernden Krieg dem Staate aufgebürdet werden mußte. Daher wurden denn zur vorläufigen Vermittelung des wiederherzustellenden Friedens bereits im October des Jahres 1762 französischerseits der Herzog von Nivernois als Bevollmächtigter nach London und von Seiten Englands der Herzog von Bedford in gleicher Eigenschaft nach Paris gesendet, und den Bemühungen dieser beiden Männer gelang es denn auch, die Sache in das von beiden Seiten gewünschte Fahrwasser zu bringen. Am 3. Novbr. 1762 wurden, wie schon oben erzählt ward, zu Fontainebleau von dem Herzog von Choiseul-Praslin (einem Vetter des Herzogs von Choiseul) für Frankreich, von dem Herzoge von Bedford für England und von dem Marquis von Grimaldi für Spanien die Friedenspräliminarien unterzeichnet, auf deren Grund es dann am 3. Febr. 1763 zwischen Frankreich, Großbritannien und Spanien zu dem Definitivfrieden von Paris kam.

In diesem Frieden*) nun verzichtete Frankreich zu Gunsten Großbritanniens auf alle Ansprüche auf Akadien oder Neuschottland, trat an dasselbe Canada, Cap Breton, die Insel Grenada und die Grenadinen ab und erkannte an, daß die bisher sogenannten neutralen westindischen Inseln St. Vincent, Dominique und Tabago dieser Macht bleiben sollten. In Afrika trat Frankreich an Großbritannien die Niederlassungen am Senegal ab, in Ostindien erhielt es seine Besitzungen, so wie sie 1749 waren, also mit Rückgabe der gemachten Eroberungen an England, zurück und verpflichtete sich, keine Truppen in Bengalen zu unterhalten. In Europa gab Frankreich die Insel Minorka an Großbritannien zurück und verpflichtete sich, Dünkirchen in den Stand zu versetzen,

*) Vergl. Sporschil, VI, S. 277 und die dort angezogenen Quellen.

wie es nach dem Aachener Frieden sein sollte, folglich ohne Festungswerke auf der Seeseite. Spanien trat an England Florida und seinen Antheil an Louisiana ab und verzichtete auf das Recht der Mitfischerei in der Bai von Neufundland, welches Recht zwischen Großbritannien und Frankreich getheilt blieb. Endlich verpflichtete sich Frankreich, dem Kurfürsten von Hannover, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Grafen von Lippe-Bückeburg alle von seinen Truppen besetzten Gebietstheile zurückzugeben, und Spanien übernahm eine ähnliche Verpflichtung in Betreff Portugals, dessen Bevollmächtigter Martin von Mello und Castro dem Frieden von Paris am 10. Febr.. 1763 beitrat.

Inmitten der Unterhandlungen über dieses also glücklich zum Abschluß gebrachte neue Friedenswerk waren aber nun auch zwischen Sachsen, Preußen, Oesterreich und dem deutschen Reiche Verhandlungen zu gleichem Zwecke angeknüpft worden. Der Gang jener wirkte auf diese um so mächtiger zurück, je mehr jede von beiden Hauptparteien, Oesterreich wie Preußen, Grund hatte, ebenfalls sobald wie möglich den Frieden wieder zu gewinnen. Denn ob auch, was Oesterreich betrifft, Maria Theresia gar wohl noch Hülfsmittel und Kräfte genug besaß, um den Krieg für sich allein mit Ueberlegenheit fortzuführen, so hatte sie dagegen — des langausgesponnenen Kampfes ohnehin gründlich überdrüssig — von den Opfern, die der Krieg bereits gekostet, eine viel zu genaue Kenntniß, sowie von ihren Pflichten als Regentin eine viel zu edle Vorstellung, als daß sie ohne irgendwelches Bedenken ihrem Staate neue Opfer hätte zumuthen können. Und was König Friedrich betraf, so war, wie er auch selbst in seinen hinterlassenen Schriften ausführlich auseinandersetzt, der dermalige Zustand seines Staates und noch vielmehr der Zustand der ihm zu Gebote stehenden militärischen Streitkräfte von der Art, daß ein Zurückweisen gemäßigter Friedensbedingungen und eine noch längere Fortsetzung des Kriegs geradezu als ein Akt der Verwegenheit bezeichnet werden konnte. Und so führte, wie schon die am 3. Novbr. 1762 zu Fontainebleau abgeschlossenen Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England zu einem definitiven Frieden geführt hatten, auch der am 24. Novbr. zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossene Waffenstillstand zu dem nämlichen Resultate.

Bei näherer Beschreibung dieses Friedenswerkes aber darf vor Allem ein Mann nicht mit Stillschweigen übergangen werden, der zum glücklichen Zustandekommen dieser Angelegenheit wesentlich beitrug und dadurch sich um das gesammte

deutſche Vaterland ein bleibendes Verdienſt erwarb. Das war der damalige Kurprinz von Sachſen, Friedrich Chriſtian, welcher, von der langen Leidens- und Drangſalszeit der kurſächſiſchen Staaten tiefgerührt, als Mittelsperſon auftrat, die erſten Unterhandlungen zum Frieden einleitete und namentlich mit König Friedrich die Sache ſoweit in's Reine brachte, daß noch am Schluß des Jahres 1762 (am 31. Decbr.) die Conferenzen, durch welche die näheren Beſtimmungen des Friedens feſtgeſtellt werden ſollten, ihren Anfang nehmen konnten. Dieſelben wurden zu Hubertusburg, einem Jagdſchloſſe des Kurfürſten von Sachſen, gehalten, und fungirte dabei als Bevollmächtigter Oeſterreichs der Hofrath und Schatzmeiſter des Marien-Thereſien-Ordens, Heinrich Gabriel von Collenbach, als der Bevollmächtigte Preußens der geheime Legationsrath Ewald Friedrich von Herzberg und als Bevollmächtigter Sachſens der Geheimrath und Freiherr Thomas von Fritſch. Und den Bemühungen dieſer Männer gelang es denn auch, die Angelegenheit im Geiſte und Sinne ihrer Souveräne endgültig zu ordnen. Am 15. Febr. 1763 wurde zu Hubertusburg der Friede*) unterzeichnet.

Die Initiative bei den Unterhandlungen ergriff der öſterreichiſche Bevollmächtigte Herr v. Collenbach, der, wie uns König Friedrich erzählt, ſobald ſich die Bevollmächtigten in Hubertusburg verſammelt hatten, ein Memorial dictirte, worin derſelbe Kraft ſeiner Vollmacht zuerſt erklärte, daß der Kaiſerin-Königin Majeſtät, um die Welt von ihrem aufrichtigen Wunſche, den Frieden wieder hergeſtellt zu ſehen, kein Bedenken trage, die erſten Vorſchläge zu thun, und dann zweitens die Bedingungen namhaft machte, auf deren Grund ein Friede nach billigen, ehrenvollen und dauerhaften Grundſätzen hergeſtellt werden könnte. Dieſe Vorſchläge wurden darauf von den verſammelten Bevollmächtigten geprüft und mit den betreffenden Bemerkungen reſp. Aenderungen nach Wien geſendet, und von da kam denn auch ſehr bald befriedigende Rückantwort, indem dieſelbe auch in Bezug auf die zwei Punkte zu einer Verſtändigung führte, deren Erledigung allein noch einige Schwierigkeiten gemacht hatte. Dieſe Streitfragen betrafen aber erſtens die Feſtung Glatz, welche Maria Thereſia zu behalten wünſchte, während König Friedrich auf deren Rückgabe beſtand, und zweitens die feſtzuſetzende Erbfolge in den Markgrafſchaften Anſpach und Baireuth. Da ſchließ-

*) Wenck, Codex juris gentium recentissimi etc. III, p. 368 und die dortige Note. Wir geben den Auszug nach Sporſchil.

ein, den er an demſelben Tage mit dem Könige von Preußen

im achtzehnten Artikel verſprach der König von Preußen die

er mit dem Kurfürſten von der Pfalz in Betreff der Nachfolge

erg 1741 geſchloſſen, unter den damaligen Bedingungen zu

eunzehnten Artikel wurde das ganze Reich in die Beſtimmungen

ten, fünften, ſechsten und ſiebenten Artikels eingeſchloſſen, und

phäliſche Friede ſammt allen Reichsſatzungen beſtätigt. Im

kel kamen die beiden Mächte überein, alle ihre Bundesgenoſſen

den gegenwärtigen Frieden einzuſchließen und dieſelben in einer

nde zu nennen.**) Im einundzwanzigſten Artikel endlich wurde

die Ratificationen binnen längſtens fünfzehn Tagen vom Tage

ung an ausgewechſelt werden ſollten.

Friedenstraktate waren endlich noch zwei geheime Artikel beigefügt.

elben verſprach der König von Preußen als Kurfürſt von Branden-

künftigen römiſchen Königs- oder Kaiſerwahl ſeine Stimme dem

eph zu geben; im zweiten verpflichtete ſich der König von Preußen,

daß einer von den Erzherzogen die Enkelin und Erbin des Herzogs

heirathen und in Folge davon der Kaiſer bei dem Reiche beantra-

dieſem Erzherzoge die Anwartſchaft auf die modeneſiſchen Staaten

Gleichfalls ſeine Stimme dafür zu geben.

lich Oesterreich in beiden Punkten nachgab, stand dem Abschluß des Definitivfriedens nichts mehr im Wege, und so kam man denn an dem bereits genannten Tage zu dem allseitig ersehnten Endresultate.

Der Friede verbürgte den status quo, d. h. war eine völlige Wiederherstellung des Zustandes der kriegführenden Mächte, wie er vor Ausbruch des siebenjährigen Kampfes gewesen war. Die darüber ausgestellte Urkunde umfaßte 21 Artikel. Im ersten derselben verbürgte man sich gegenseitig ewigen und unverletzlichen Frieden und aufrichtige und unverbrüchliche Freundschaft; im zweiten wurde ein völliges wechselseitiges Vergeben und Vergessen aller während des Krieges erlittenen Feindseligkeiten, Schäden und Verluste, Amnestie, Aufhebung aller Confiscationen und Rückgabe der in Beschlag genommenen Güter an die Eigenthümer festgesetzt; im dritten begab man sich gegenseitig aller Ansprüche an einander, sowie aller und jeder Entschädigung; im vierten verpflichtete man sich gegenseitig, alle Feindseligkeiten sofort einzustellen; der fünfte stipulirte die Rückkehr der Truppen beider Mächte in ihre Staaten binnen 21 Tagen, sowie die Rückgabe von Glatz, Wesel und Geldern an Preußen und die Rückgabe aller von Preußen besetzten sächsischen Staaten an den König und Kurfürsten August III.; im sechsten und siebenten Artikel wurde das Aufhören aller Contributionen vom Tage der Unterzeichnung des Friedens an, sowie die Rückgabe der Gefangenen ohne Lösegeld verfügt; der achte betraf die Rückgabe der gegenseitigen Unterthanen, die zu Kriegsdiensten gezwungen worden waren; der neunte regelte die Rückgabe der Archive in den von den Oesterreichern besetzten preußischen Gebietstheilen; im zehnten wurde den Einwohnern der Grafschaft und der Stadt Glatz eine zweijährige Frist zur Auswanderung ohne Abzugssteuer gewährt; der eilfte ertheilte die Bestätigung der während des Krieges im Namen Maria Theresia's geschehenen Verleihungen aller geistlichen Pfründen und Beneficien; der zwölfte bestätigte von Neuem die Präliminarien von Breslau, den Frieden von Berlin und den Grenzreceß von Ratibor vom Jahre 1742, sowie den Frieden von Dresden vom Jahre 1745. Im dreizehnten Artikel verpflichteten sich die beiden Staaten gegenseitig, den Handel zwischen ihren Unterthanen so viel als möglich zu erleichtern und demnächst einen Handelsvertrag zu schließen, bis wohin es jeder von beiden Mächten freistehen solle, in ihren Staaten Alles, was den Handel betreffe, nach eigenem Ermessen zu reguliren. Im vierzehnten Artikel verpflichtete sich König Friedrich, in Schlesien die

katholische Religion in dem Stande zu erhalten, in welchem sie sich zur Zeit der Präliminarien von Breslau und des Friedens von Berlin befunden habe; der fünfzehnte Artikel enthielt die Erneuerung der in dem Berliner Traktat übernommenen Verbindlichkeiten wegen Bezahlung der auf Schlesien hypothecirten Schulden;*) im sechszehnten Artikel garantirte Maria Theresia dem Könige von Preußen alle seine Staaten ohne Ausnahme, dieser aber der Kaiserin nur diejenigen, die sie in Deutschland besaß; der siebzehnte Artikel schloß den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen in dem gegenwärtigen Frieden auf dem Fuße des Traktates ein, den er an demselben Tage mit dem Könige von Preußen geschlossen hatte; im achtzehnten Artikel versprach der König von Preußen die Uebereinkunft, die er mit dem Kurfürsten von der Pfalz in Betreff der Nachfolge in Jülich und Berg 1741 geschlossen, unter den damaligen Bedingungen zu erneuern. Im neunzehnten Artikel wurde das ganze Reich in die Bestimmungen des zweiten, vierten, fünften, sechsten und siebenten Artikels eingeschlossen, und zugleich der westphälische Friede sammt allen Reichssatzungen bestätigt. Im zwanzigsten Artikel kamen die beiden Mächte überein, alle ihre Bundesgenossen und Freunde in den gegenwärtigen Frieden einzuschließen und dieselben in einer besonderen Urkunde zu nennen.**) Im einundzwanzigsten Artikel endlich wurde festgesetzt, daß die Ratificationen binnen längstens fünfzehn Tagen vom Tage der Unterzeichnung an ausgewechselt werden sollten.

Diesem Friedenstraktate waren endlich noch zwei geheime Artikel beigefügt. Im ersten derselben versprach der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg bei einer künftigen römischen Königs- oder Kaiserwahl seine Stimme dem Erzherzog Joseph zu geben; im zweiten verpflichtete sich der König von Preußen, für den Fall, daß einer von den Erzherzogen die Enkelin und Erbin des Herzogs von Modena heirathen und in Folge davon der Kaiser bei dem Reiche beantragen würde, diesem Erzherzoge die Anwartschaft auf die modenesischen Staaten zu ertheilen, gleichfalls seine Stimme dafür zu geben.

---

*) Vergl. S. 119.

**) Solches geschah durch Urkunde, gegeben zu Dresden d. 12. und zu Berlin d. 15. März 1763. Maria Theresia schloß Frankreich, Schweden, den König von Polen, den Kurfürsten von Sachsen und alle Fürsten und Stände des Reichs, die ihre Bundesgenossen oder Freunde waren, ein; der König von Preußen den König von Großbritannien, den Kurfürsten von Hannover, den Herzog von Braunschweig und den Landgrafen von Hessen-Kassel; beide Mächte endlich die ihnen beiden befreundete Kaiserin von Rußland.

lich Oesterreich in beiden Punkten nachgab, stand dem Abschluß des Definitivfriedens nichts mehr im Wege, und so kam man denn an dem bereits genannten Tage zu dem allseitig ersehnten Endresultate.

Der Friede verbürgte den status quo, d. h. war eine völlige Wiederherstellung des Zustandes der kriegführenden Mächte, wie er vor Ausbruch des siebenjährigen Kampfes gewesen war. Die darüber ausgestellte Urkunde umfaßte 21 Artikel. Im ersten derselben verbürgte man sich gegenseitig ewigen und unverletzlichen Frieden und aufrichtige und unverbrüchliche Freundschaft; im zweiten wurde ein völliges wechselseitiges Vergeben und Vergessen aller während des Krieges erlittenen Feindseligkeiten, Schäden und Verluste, Amnestie, Aufhebung aller Confiscationen und Rückgabe der in Beschlag genommenen Güter an die Eigenthümer festgesetzt; im dritten begab man sich gegenseitig aller Ansprüche an einander, sowie aller und jeder Entschädigung; im vierten verpflichtete man sich gegenseitig, alle Feindseligkeiten sofort einzustellen; der fünfte stipulirte die Rückkehr der Truppen beider Mächte in ihre Staaten binnen 21 Tagen, sowie die Rückgabe von Glatz, Wesel und Geldern an Preußen und die Rückgabe aller von Preußen besetzten sächsischen Staaten an den König und Kurfürsten August III.; im sechsten und siebenten Artikel wurde das Aufhören aller Contributionen vom Tage der Unterzeichnung des Friedens an, sowie die Rückgabe der Gefangenen ohne Lösegeld verfügt; der achte betraf die Rückgabe der gegenseitigen Unterthanen, die zu Kriegsdiensten gezwungen worden waren; der neunte regelte die Rückgabe der Archive in den von den Oesterreichern besetzten preußischen Gebietstheilen; im zehnten wurde den Einwohnern der Grafschaft und der Stadt Glatz eine zweijährige Frist zur Auswanderung ohne Abzugssteuer gewährt; der eilfte ertheilte die Bestätigung der während des Krieges im Namen Maria Theresia's geschehenen Verleihungen aller geistlichen Pfründen und Beneficien; der zwölfte bestätigte von Neuem die Präliminarien von Breslau, den Frieden von Berlin und den Grenzreceß von Ratibor vom Jahre 1742, sowie den Frieden von Dresden vom Jahre 1745. Im dreizehnten Artikel verpflichteten sich die beiden Staaten gegenseitig, den Handel zwischen ihren Unterthanen so viel als möglich zu erleichtern und demnächst einen Handelsvertrag zu schließen, bis wohin es jeder von beiden Mächten freistehen solle, in ihren Staaten Alles, was den Handel betreffe, nach eigenem Ermessen zu reguliren. Im vierzehnten Artikel verpflichtete sich König Friedrich, in Schlesien die

katholische Religion in dem Stande zu erhalten, in welchem sie sich zur Zeit der Präliminarien von Breslau und des Friedens von Berlin befunden habe; der fünfzehnte Artikel enthielt die Erneuerung der in dem Berliner Traktat übernommenen Verbindlichkeiten wegen Bezahlung der auf Schlesien hypothecirten Schulden;*) im sechszehnten Artikel garantirte Maria Theresia dem Könige von Preußen alle seine Staaten ohne Ausnahme, dieser aber der Kaiserin nur diejenigen, die sie in Deutschland besaß; der siebzehnte Artikel schloß den König von Polen und Kurfürsten von Sachsen in dem gegenwärtigen Frieden auf dem Fuße des Traktates ein, den er an demselben Tage mit dem Könige von Preußen geschlossen hatte; im achtzehnten Artikel versprach der König von Preußen die Uebereinkunft, die er mit dem Kurfürsten von der Pfalz in Betreff der Nachfolge in Jülich und Berg 1741 geschlossen, unter den damaligen Bedingungen zu erneuern. Im neunzehnten Artikel wurde das ganze Reich in die Bestimmungen des zweiten, vierten, fünften, sechsten und siebenten Artikels eingeschlossen, und zugleich der westphälische Friede sammt allen Reichssatzungen bestätigt. Im zwanzigsten Artikel kamen die beiden Mächte überein, alle ihre Bundesgenossen und Freunde in den gegenwärtigen Frieden einzuschließen und dieselben in einer besonderen Urkunde zu nennen.**) Im einundzwanzigsten Artikel endlich wurde festgesetzt, daß die Ratificationen binnen längstens fünfzehn Tagen vom Tage der Unterzeichnung an ausgewechselt werden sollten.

Diesem Friedenstraktate waren endlich noch zwei geheime Artikel beigefügt. Im ersten derselben versprach der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg bei einer künftigen römischen Königs- oder Kaiserwahl seine Stimme dem Erzherzog Joseph zu geben; im zweiten verpflichtete sich der König von Preußen, für den Fall, daß einer von den Erzherzogen die Enkelin und Erbin des Herzogs von Modena heirathen und in Folge davon der Kaiser bei dem Reiche beantragen würde, diesem Erzherzoge die Anwartschaft auf die modenesischen Staaten zu ertheilen, gleichfalls seine Stimme dafür zu geben.

---

*) Vergl. S. 119.

**) Solches geschah durch Urkunde, gegeben zu Dresden d. 12. und zu Berlin d. 15. März 1763. Maria Theresia schloß Frankreich, Schweden, den König von Polen, den Kurfürsten von Sachsen und alle Fürsten und Stände des Reichs, die ihre Bundesgenossen oder Freunde waren, ein; der König von Preußen den König von Großbritannien, den Kurfürsten von Hannover, den Herzog von Braunschweig und den Landgrafen von Hessen-Kassel; beide Mächte endlich die ihnen beiden befreundete Kaiserin von Rußland.

unüberlegtes Verfahren seiner Finanzleute die Bankzettel zu sehr gehäuft, wodurch das Gleichgewicht verloren ging, welches in jedem wohl eingerichteten Staate zwischen dem Papiergeld und der klingenden Münze erhalten werden muß. Und was Rußland an Geld und Menschen aufgewendet hatte, war nichts als eine nutzlose Verschwendung. Und nicht minder schwer waren die Wunden, die durch den Krieg der österreichischen Monarchie, dem preußischen Staate und dem übrigen deutschen Vaterlande geschlagen wurden. Die Blüthe der Jugend lag auf den Schlachtfeldern begraben, Bürger und Bauer seufzte unter der Last übergroßer Auflagen und Steuern. Brandenburg und Preußen lagen in einem wahrhaft entsetzlichen Zustande. Der fünfzigste Mann war vor dem Feinde gefallen, der vierte Theil des Landes sechs Jahre hindurch in den Händen der Gegner gewesen, der übrige Theil lag verwüstet, Zustände, die freilich mehr als erklärlich werden, wenn man aus König Friedrich's eigenem Munde vernimmt, wie es möglich wurde, daß er, ein Fürst von so geringer Macht, einen so verderblichen Krieg sieben Feldzüge hindurch wider die größten Monarchen von Europa aushalten konnte. Der König sagt hierüber: „Wenn der Verlust so vieler Provinzen ihn in Verlegenheit setzte, wenn er beständig übermäßige Ausgaben zu bestreiten hatte, so blieben dennoch einige Quellen übrig, welche die Sache möglich machten. Aus den Provinzen, die dem Könige verblieben, zog er 4 Millionen. Die Kriegssteuern von Sachsen betrugen zwischen 6 und 7 Millionen; die Hülfsgelder von England, welche 4 Millionen ausmachten, wurden in 8 verwandelt; die Münze, die man verpachtet hatte, brachte 7 Millionen ein, indem man den Werth des Geldes um die Hälfte verringerte; überdies hatte man die Bezahlung der Civilgehalte aufgeschoben, um alle Gelder auf die Kriegsausgaben verwenden zu können. Diese verschiedenen angezeigten Fonds betrugen im Ganzen 25 Millionen Thaler in schlechtem Gelde, welche durch Hülfe einer guten Wirthschaft zur Bezahlung und Unterstützung der Armee und zu den außerordentlichen Ausgaben, die man mit jedem Feldzuge erneuern mußte, hinreichten." Hannover, Hessen und Westphalen waren soweit zur Einöde gemacht, daß am Ende des Kriegs ein Officier auf einen Ritt durch Hessen in 7 Dörfern nur einen Menschen fand, einen Prediger, der sich Bohnen kochte. Und wie sah es endlich in dem auf's Unmenschlichste ausgepreßten Sachsen aus? Die 100 Millionen Thaler, die dem Lande abgepreßt wurden, waren nicht das einzige Opfer, welches das Land gebracht hatte; der Verlust von 100,000 Menschenleben wog

noch schwerer; und während eine große Menge Städte*) und Dörfer verwüstet, die Felder unbebaut lagen und der ganze Viehstand auf lange hin ruinirt war, geriethen Handel und Verkehr in Stocken, Sittlichkeit unter allen Ständen in tiefen Verfall. Ueberall, wohin sich der Blick wenden mochte, ein Bild des Entsetzens, der Noth und des Jammers!

Was dagegen endlich das Resultat des siebenjährigen Kampfes betrifft, so war dasselbe, insofern es für Oesterreich ungünstig ausfiel, allerdings ein anderes als die Welt erwartet hatte. Allein wie eine nähere und eingehendere Betrachtung des Kampfes die Ursachen**) klar erkennen läßt, warum die Hoffnungen Oesterreichs unerfüllt bleiben mußten, ebenso wird auch bei einer solchen Betrachtung das Gesammtresultat des Kampfes als ein gewaltiges und ein auf die fernerweite Gestaltung des gesammten europäischen Staatslebens tief und maßgebend einwirkendes sich kennzeichnen. Zur Begründung dessen aber mag schließlich hier die Betrachtung einen Platz finden, welche Wolf über diesen Gegenstand anstellt, der, obschon in kurzen Worten, doch, wie uns scheint, ebenso klar wie erschöpfend den Gegenstand erörtert, indem er sagt: „Es war in den Flammen des Krieges der Uebergang in die neuen Formen der europäischen Staatenwelt vermittelt worden, die Keime einer neuen Ordnung der Dinge in Europa waren aufgegangen. Vor Allem war die Existenz Preußens als europäische Großmacht gesichert. Friedrich hatte seinem Staate eine breitere Grundlage an Macht und Umfang gegeben, und in kriegerischer und friedlicher Thätigkeit schuf er eine neue Staatsordnung, welche von seinem Geiste geleitet die Bewunderung Europas erregte. Er löste die äußeren und inneren Formen der alten preußischen Politik ab, um dem öffentlichen Wesen seines Landes die Kraft und damit die Gewähr für die Zukunft zu sichern. Von nun an war der Staat Preußen eingefügt in's europäische System. Dieses beruhte nun künftig auf dem Verhältniß

*) Auf den Rathhäusern vieler sächsischer Städte sah man ganze Reihen Schlüssel zu den von den Einwohnern verlassenen Häusern.

**) Sporschil findet dieselben vorzugsweise beruhend in der hervorragenden Persönlichkeit König Friedrich's II. und in der Unzuverlässigkeit der russischen Politik, und stimmen wir mit dem, was der geschätzte Schriftsteller bei diesen beiden Momenten zur Geltung zu bringen sucht, nicht minder überein, wie mit der Anschauung Wolf's, der den Gesichtskreis weiter zieht und hierbei treffend bemerkt: „Die Ursache lag in dem gebrechlichen Bau der Coalition, in der schlechten Verfassung des französischen Heeres, in der wechselnden Mitwirkung der Russen, in dem Streben, die materiellen Kräfte des Landes zu schonen und in dem überlegenen Kriegstalente Friedrich's II."

der fünf Großmächte Oesterreich, Preußen, England, Frankreich und Rußland. Ungeachtet der darauf folgenden Schwankungen, ungeachtet des gewaltigen Stoßes, der von der französischen Revolution ausging, ist dieses System bis auf unsere Tage in seinen Grundlagen unverändert geblieben. Das waren die großen praktischen Resultate, welche aus jenen Kriegsjahren und Friedensschlüssen entsprungen sind."

Maria Thereſia's Walten im Staat und in der Familie.

Durch den Friedensſchluß von Hubertusburg wurde einem Kriege ein Ende gemacht, der, zu den gewaltigſten der neueren Zeit zählend, das Staatenſyſtem des geſammten Europa auf eine neue Baſis ſtellte. Bei alledem würde die politiſche Anſchauung eine einſeitige ſein, wollte man dabei den Schwerpunkt ausſchließlich auf die äußere Stellung der europäiſchen Staaten zu einander legen, inſofern ſeitdem der Staat Preußen bleibend in das europäiſche Staatenſyſtem eingefügt war. Vielmehr offenbart ſich die durch den ſiebenjährigen Krieg herbeigeführte neue Aera nicht minder deutlich in dem inneren Staatsleben der europäiſchen Großſtaaten, und dabei iſt es nicht blos der junge, raſch vorwärts ſtrebende preußiſche Staat, auf dem der aufmerkſame Blick feſter ruhen bleibt; in nicht minderem Grade nimmt auch das verjüngte Oeſterreich die Aufmerkſamkeit des denkenden Beobachters in Anſpruch. Wie Preußen als neugeſchaffener Großſtaat, ſo erhielt Oeſterreich als neugefeſtigter Großſtaat in dem ſiebenjährigen Kriege ſeine Bluttaufe. Nachdem einmal im öſterreichiſchen Erbfolgekriege der Verſuch des halben Europas, die allerdings ziemlich lockere Conföderation der zur öſterreichiſchen Krone gehörigen Länder zu zertrümmern und Oeſterreich aus der Reihe der europäiſchen Großſtaaten zu verdrängen, durch Maria Thereſia's Energie, Kraft und Weisheit gebrochen worden war, kam es lediglich darauf an, den Weg zu finden, auf welchem der neuerſtandene und neugekräftigte Staat für ſeine fernere Geltung als Großſtaat in ſich ſelbſt die rechte Garantie gewinnen könne. Maria Thereſia fand dieſen Weg zunächſt in dem, wozu ihr gleich bei Uebernahme der väterlichen Kronen zu ihrer und ihrer Staaten Sicherung ihre ſittliche Würde,

ſowie der Adel und überwältigende Zauber ihrer ganzen Perſönlichkeit verholfen, und wozu nicht nur die Zeit der Noth und der Drangſale, der Kampf um die Exiſtenz hingedrängt, ſondern wodurch ſie auch in dieſem großen Kampfe Rettung gefunden hatte: in der Einigung der verſchiedenen, nur locker mit einander verbundenen Beſtandtheile der Monarchie zu einem großen Ganzen, zu einem Staatsorganismus, der, bei aller individuellen Verſchiedenheit ſeiner Glieder, nach außen als eine Ehrfurcht gebietende geſchloſſene Macht, nach innen als ein Körper erſcheine, in deſſen einzelnen Gliedern neben voller Kraft zu freier Selbſtbewegung auch die naturgemäße Nöthigung zu einer dem Wohle des Ganzen dienenden Thätigkeit ruhe.

Und in der That, je ernſter und feſter der beobachtende Blick gerade auf dieſem Momente in dem ſegensreichen Walten unſerer Heldin ruhen bleibt, in deſto verklärterem Lichte erſcheint die geiſtvolle Gewandtheit, der ſichere Takt und die hohe Staatsweisheit, mit welcher Maria Thereſia den Zepter zu führen verſtand. Wie in ihrer ganzen Regierungsthätigkeit nach allen Seiten hin nie ein Ueberſtürzen, nie ein unzeitiges Vor-, oder ein inhumanes, rückſichtsloſes Eingreifen in das große Räderwerk der Staatsmaſchine, dagegen aber immer ein allmäliges Fortſchreiten auf der einmal betretenen Bahn, ein mit dem äußerſten Wohlwollen gepaartes, ebenſo verſtändiges wie bedächtiges Hinleiten und Näherbringen an das vorgeſteckte Ziel, ſowie ein auf eine naturgemäße und freie Entwickelung der Dinge abzielendes Walten ſichtbar wird, ebenſo charakteriſirt Maria Thereſia's Einheitsbeſtrebungen in den verſchiedenen Zweigen der Staatsverwaltung nicht blos die äußerſte Milde, Vorſicht und Schonung des in den einzelnen Theilen der Monarchie ſtabil Gewordenen, ſondern auch eine den gegebenen Verhältniſſen ſich mit aller Ueberlegung und Weisheit anbequemende, wohlthuende Stetigkeit. Sie erſcheint in dieſer Beziehung wie ein Arzt, der ſeine Kunſt zunächſt in einer richtigen Diagnoſe ſucht und dann, wenn er den Sitz der Krankheit gefunden, von mehreren in dem gegebenen Falle wohl anwendbaren Heilmitteln nur dasjenige in Anwendung bringt, welches dem Geſammtorganismus des zu heilenden Kranken am meiſten zuzuſagen ſcheint; der aber auch außerdem durch verſtändige Rathſchläge in Bezug auf das zu beobachtende Verhalten des Kranken nicht blos ein weiteres Ausſchreiten der Krankheit, ſondern auch das Entſtehen einer neuen zu verhindern bemüht iſt. Wie ein ſolcher Arzt in der Wahl ſeiner Mittel aus ſchuldiger Rückſicht für den Geſammtorganismus

ſeines Kranken immer nur mit der äußerſten Vorſicht verfahren, vorkommendenfalls aber, wenn ein milderer Ausweg zur poſitiven Unmöglichkeit wird, unbedenklich und ohne Säumen zum Aeußerſten, ſelbſt zum Ausſchneiden eines faulen Theiles ſchreiten wird, ſo finden wir auch unſere Heldin in Bezug auf ihr Walten in der angegebenen Beziehung von ihrem Regierungsantritt an bis zu ihrem Tode in der verſchiedenſten Weiſe thätig, dabei aber auch immer von der edeln Abſicht durchdrungen, durch jede einzelne ihrer Maßnahmen dem allgemeinen Wohle und dem weiteren und weiteren Gedeihen des großen Ganzen dienſtbar zu ſein. Und daher kam es denn auch, daß die verſchiedenen, ziemlich ſcharf abgegrenzten Zeitabſchnitte ihrer Regierung, ſelbſt diejenigen nicht ausgenommen, die ſich als Zeiten der Noth und ſchwerer Drangſale kennzeichneten, immer eine Segensquelle für die darauffolgenden Tage wurden, da eben der ſtaatliche Neubau, den ſie ſchuf, auf ſicherer Baſis ruhte, und der innere Ausbau der neuen Schöpfung nicht blos nach den feſten Principien des leitenden Gedankens bewerkſtelligt, ſondern auch den in dem durchlebten größeren oder kürzeren Zeitraume gemachten Erfahrungen und klar erkannten Bedürfniſſen angepaßt wurde. Das bekannte Wort Ludwig's XIV.: „ich fürchte nicht ſo ſehr die Macht Oeſterreichs, als die Mirakel, welche daſſelbe aus den verwickeltſten Kataſtrophen immer glänzender herausſtellen" — fand ſo in der Regierung Maria Thereſia's und durch dieſelbe eine neue Beſtätigung. Treffend bemerkt hierzu Wolf*): „dieſe Mirakel ruhen eben in der Nothwendigkeit, mit der ſeine Glieder verbunden ſind, in der Fülle ſeiner Kräfte und Kunſtmäßigkeit ihrer Verwendung", wozu er dann noch die Bemerkung fügt: „Oeſterreich iſt kein gemachter, ſondern ein gewordener Staat, und zwar geworden in langſamer, aber ſtetiger und deſto kräftigerer, geſunder Entwickelung", und „die bedeutendſte Entwickelungsphaſe des öſterreichiſchen Staates, ſo wie er iſt, iſt die Zeit der Kaiſerin Maria Thereſia von 1740 bis 1780." Und allerdings nur unter dem Walten einer ſolchen Perſönlichkeit, in der ſich die Autokratie in einer kräftigen, wohlwollenden und wohlthätigen Geſtalt zeigt, war es möglich, daß ſich ſelbſt nach ſolchen Stürmen, wie der öſterreichiſche Erbfolgekrieg und der ſiebenjährige Krieg gebracht hatten, jenes Mirakel

*) Oeſterreich unter Maria Thereſia, S. 3 ff. Sowohl hier, in einem meiſterhaft geſchriebenen Aufſatze: „Die hiſtoriſchen Merkmale Oeſterreichs" überſchrieben, als auch im Schlußworte zu ſeinem Werke verbreitet ſich der geſchätzte Schriftſteller über die große weltgeſchichtliche Miſſion Maria Thereſia's ausführlicher.

wiederholte, und zwar ſo wiederholte, daß eben gerade die ſturmvollſten Zeiten der Regierung Maria Thereſia's für die Entwickelung des inneren Staatslebens der öſterreichiſchen Monarchie die reichſten Segensquellen wurden.

Den Gang dieſer Entwickelung nun anlangend, ſo bilden, wie ſchon mehrfach erwähnt, die in die erſten acht Kriegsjahre (1740—1748) fallenden Staatsreformen von dem großen Neubau, den Maria Thereſia in ihren vierzig Regierungsjahren ausführte, die Grundlage, und, was beſonders hervorgehoben werden muß, dieſelben geben das erſte Zeugniß von dem oben berührten leitenden Gedanken, in deſſen Dienſte Maria Thereſia alle ihre Staatsreformen vornahm. In gleichem Maße, wie in dieſen acht Kriegsjahren den verſchiedenen Völkern und Nationen der öſterreichiſchen Monarchie die Verpflichtung wurde, zum Schutz ihres bedrohten Herdes wie ihrer angebeteten Herrin alle ihre Kräfte zuſammenzunehmen, wodurch in alle einzelne Theile die Idee der Einheit und Zuſammengehörigkeit kam, in gleichem Maße war Maria Thereſia bemüht, dieſer Idee zunächſt wenigſtens ſo weit in der Praxis Ausdruck zu geben, als die ſturmvollen Zeiten ſolches zuließen, ohne daß ſie ſich der Gefahr auszuſetzen brauchte, dadurch den von außen tobenden Sturm vielleicht auch nach innen zu verpflanzen. Und ſo erſcheint es als ein Act hoher Staatsweisheit, daß die erſten Reformen, welche Maria Thereſia vornahm, ſich, wie in unſerer früheren Darſtellung gezeigt worden iſt, auf materielles, insbeſondere auf das Militär- und Finanzweſen beſchränkten. Ueberall, wo die bewunderungswürdige, edle Herrſcherin im Verlaufe jener Kriegsperiode auf anderen Bahnen des großen Staatslebens in den beſtehenden Verhältniſſen Aenderungen vorzunehmen ſich genöthigt ſah, macht ſich, wie deutlich zu erkennen iſt, nicht blos die größte Bedächtigkeit und Vorſicht, ſondern ſelbſt eine gewiſſe Zaghaftigkeit und Befangenheit bemerkbar, wenn ſie auch, wo ſie einmal die Nothwendigkeit einer Reform erkannt hat, ihrer großen Miſſion niemals uneingedenk bleibt.

Weſentlich anders geſtaltete ſich ihre Regententhätigkeit für das innere Wohl und Gedeihen ihrer Staaten in den Friedensjahren bis zum Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges. Nicht nur, daß in dieſem Zeitabſchnitte, wie ſchon früher bemerkt wurde, der Neugeſtaltung des öſterreichiſchen Staates in legislativer wie adminiſtrativer Beziehung eine feſte Baſis verſchafft und, wo eine achtjährige aufmerkſame Beobachtung Unbrauchbares, Unhaltbares und Abgelebtes entdeckt hatte, von der edeln Frau ohne Säumen Hand angelegt wurde, dies zu

entfernen und an deſſen Stelle Neues, durch die Erfahrung Bewährtes zu ſetzen, um ſo der inneren Entwickelung ihres wiedererſtandenen und verjüngten Großſtaates nach allen Seiten hin neue Stützpunkte zu verſchaffen und in das ganze vielgegliederte Geäder des großen Staatskörpers das rechte friſche Leben zu bringen, ſo führte dieſelbe Zeit auch zu einem vollſtändigen Umſchwung der politiſchen Beziehungen Oeſterreichs zum Auslande. Nun lag zwar gerade hierin, in dieſem Losſagen Oeſterreichs von ſeiner ererbten Politik, der Grund zu einem neuen (auf den letzten Blättern geſchilderten), ſieben Jahre anhaltenden Kampfe, allein, ob auch in demſelben der Verſuch Oeſterreichs, den großen politiſchen Nebenbuhler auf deutſchem Boden in die engern Grenzen ſeiner frühern Macht zurückzubringen, ſcheiterte; — der ſchon zur Zeit eines früheren Kampfes begonnene und darauf in acht Friedensjahren bereits glücklich unter Dach gebrachte Neubau des Staates blieb, weil er eben ein geſunder war und die Bürgſchaft ſeiner Dauer in ſich ſelbſt trug, von dem neuen, furchtbaren Sturm unberührt. Ja mit dieſer Bluttaufe, die der Neubau unſerer Heldin in dem ſiebenjährigen mörderiſchen Kampfe erhielt, kam zugleich auch in denſelben die höhere Weihe. Denn nicht nur, daß die neue junge Schöpfung ſich in ihrer allmäligen Entwickelung ſo wenig gehemmt ſah, daß ſelbſt inmitten dieſes Kampfes einzelnes Weſentliches zum völligen Ausbau gebracht werden konnte, ſo durchbrach auch allgemach die dunkeln Wetterwolken, welche ſieben Jahre lang den deutſchen Himmel trübten, der Stern der Verſöhnung, der dem geſammten deutſchen Vaterlande der Kündiger eines neuen, ſchönen Morgenrothes werden ſollte.

Wenden wir uns aber nun zu der neuen Staatsſchöpfung Maria Thereſia's ſelbſt, ſo muß vor Allem nochmals auf den Grundgedanken hingewieſen werden, auf welchen der ganze Neubau geſtellt ward, und welchen wir nicht beſſer als mit den Worten desjenigen Schriftſtellers*) charakteriſiren zu können glauben, der in der richtigen Beurtheilung der hohen Bedeutung der Regententhätigkeit Maria Thereſia's in ihrem ganzen Umfange die Bahn gebrochen hat. Derſelbe bemerkt: „Maria Thereſia unternahm, was nie ein Fürſt aus dem Hauſe Habsburg ernſtlich verſucht, eine in ſich ſelbſt ſtarke, alle Provinzen zu einer weſentlichen Einheit zuſammenfaſſende centrale Gewalt zu erſchaffen,

*) Vergl. Leopold Ranke, hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift II. Bd. Berlin 1833—1836, Seite 733.

und die bewaffnete Macht, die ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert gezeigt hatte, welcher Entwickelung ſie fähig ſei, nunmehr auch auf der ſicheren Grundlage einer wohlgeordneten Adminiſtration zu befeſtigen. Was ihre Vorfahren zu thun durch Naturell, Umſtände oder den Geiſt der Zeit verhindert worden, das führte ſie aus, der letzte Sprößling des Hauſes, eine Frau," — ein Ausſpruch, zu deſſen Bekräftigung und näherer Erörterung wir noch die Worte des neueſten Biographen*) unſerer Heldin fügen wollen, der, dem Urtheile Ranke's ebenfalls beipflichtend, treffend bemerkt: „Oeſterreich unter Karl VI. war noch föderativer Natur. Die Provinzialrechte ſchränkten die höchſte Gewalt zwar nicht dem Namen, aber der That nach gewaltig ein; die Provinzen hatten das Gefühl ihrer Beſonderheit; ein Geſammtgefühl exiſtirte höchſtens am Hofe, nicht in der Bevölkerung. In ſeiner Verfaſſung und Verwaltung lagen die Formen einer alten Staatsordnung verſtreut und vermorſcht. Selbſt in Europa ſah man die Monarchie nicht als einen geſchloſſenen Körper an; man war der Anſicht, daß die Länder, welche durch höhere Fügung unter dem Zepter des Hauſes Oeſterreich vereinigt waren, in einer zufälligen Verbindung beſtänden und ihre Bande leicht zu löſen wären. In der Thereſianiſchen Zeit kam nun Alles, was die politiſchen und ſocialen Intereſſen dieſes Staates berührt, zum vollſtändigen Umſchwung. Aus den Gefahren, wo alte und neue Feinde zum Angriff gegen Oeſterreich ſchritten, erhob ſich der öſterreichiſche Staat mit impoſanter Macht, bewahrte ſeine Integrität und erhob ſeinen Charakter und ſeine Würde, als nothwendige politiſche Größe von Europa. — Zugleich folgte hieraus die geſtaltende Kraft für die innere Umformung, für Geſetzgebung und Verwaltungsweiſe dieſes Reiches. Es trat ein vollſtändiger Neubau ein, eine innere Organiſation, wodurch das ganze Staatsweſen in Fluß kam. — So erfolgen Reformen, welche den alten Feudalismus aus den Angeln heben, Reformen, welche alle Functionen des Staatslebens betreffen, die Civil- und Strafgerichtspflege, die politiſche Verwaltung, die Finanzen, die militäriſche Verwaltung, das Unterrichtsweſen, die Stellung des Staates zur Kirche. Die Reformen Joſeph's II., welche von den Bedingungen des alten ſtaatlichen Lebens ſo weit ausſchritten, das Einziehen ſo vieler Erlaſſe durch Leopold, die Grundlagen, welche gegeben wurden für eine geläuterte Finanzverwaltung, für die Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Geſetz, die

*) Vergl. Wolf, Oeſterreich unter Maria Thereſia, Seite 14 ff.

Befreiung des Grundeigenthums, die Umgeſtaltung des Staats nach dem Grundſatze der Staatseinheit, alle führen in ihren Wurzeln auf die Zeit Maria Thereſia's zurück."

Wie ſchon in unſerer früheren Darſtellung, als von Maria Thereſia's Thätigkeit in den erſten acht Friedensjahren geredet wurde, ſo laſſen wir auch hier, wo über dieſes ſchon in jener Zeit begründete und dann allmälig weiter ausgebaute neue Staatsſyſtem geredet werden ſoll, zunächſt wieder die hervorragendſten Perſönlichkeiten auftreten, in denen wir die vorzüglichſten Vertreter des neuen Staatslebens kennen lernen. Mit dem bedeutendſten dieſer Männer, als dem Chorführer beim Auf- und Ausbau des großen Reformationswerkes unſerer Heldin — Kaunitz — haben wir unſere Leſer ſchon in jenem früheren Abſchnitte näher bekannt gemacht, und mußte dies vorzugsweiſe deswegen ſchon dort geſchehen, weil die veränderte Stellung Oeſterreichs zum Auslande und die dadurch herbeigeführte engere Verbindung mit Frankreich, wovon jener Zeit Alles abhing, ausſchließlich das Werk Kaunitz's war. Auf deſſelben Staatsmannes weitere Thätigkeit bei Begründung des neuen Syſtems im öſterreichiſchen Staatsleben werden wir ſchon auf den nächſten Seiten mehrfach zurückkommen; dagegen mögen jetzt zwei andere Perſönlichkeiten vor uns treten, welche ebenſo wie Kaunitz unſerer Heldin bei Durchführung ihrer Staatsreformen die allerweſentlichſten Dienſte leiſteten. Dies ſind aber: Graf Friedrich Wilhelm Haugwitz und Graf Rudolph Chotek.

Erſterer, Graf Friedrich Wilhelm Haugwitz*) war ein geborner Schleſier — ſein Vater war General in ſächſiſchen Dienſten — und ſtand mit den angeſehenſten Familien der öſterreichiſchen Monarchie in verwandtſchaftlichen Beziehungen. In ſeiner Jugend ging er zum Katholicismus über. Haugwitz diente von unten auf, zeichnete ſich aber ſchon in untergeordneten Stellungen durch Fleiß und große Berufstreue aus; ſo ſchon als Aſſeſſor im Amte von Breslau und hernach im ſchleſiſchen Oberamte dadurch, daß er ſelbſt arbeitete und nicht wie Andere nur die Arbeiten eines Sekretärs mit ſeinem Namen verſah. Bald gab es kein wichtiges Geſchäft in der Provinz, bei dem er nicht zu Rathe gezogen worden wäre. Er war mit der Direction des neuen Contributionsſyſtems beauf-

*) Vergl. Ranke, hiſtoriſch-politiſche Zeitſchrift II., 690 ff. und Wolf, Oeſterreich unter Maria Thereſia, Seite 160 ff.

tragt, welches Kaiſer Karl VI. in Schleſien einzuführen gedachte, als Schleſien an Preußen überging. Arm und ohne viel Hoffnung begab ſich Haugwitz nach Wien und lebte eine Zeit lang in ziemlich dürftigen Verhältniſſen, blieb aber doch nicht lange unbeachtet. Nach dem Frieden von Breslau (1742) wurde er Präſident des kleinen Theils von Schleſien, der öſterreichiſch blieb, und hier war es, wo er den Grund zu ſeinem Glücke legte. Graf Solms wollte ſeine Herrſchaft Bielitz veräußern. Die Einwohner baten die Regierung um die Erlaubniß, ſie an ſich zu bringen. Graf Haugwitz wurde beauftragt, ſich an Ort und Stelle zu unterrichten, wie ſie dies auszuführen gedächten. Als Haugwitz die Vortheile des Geſchäfts wahrnahm, kaufte er die Herrſchaft ſelbſt für 280,000 Gulden die er zu 5 Proc. anleihen mußte, verkaufte aber nicht lange darnach die Herrſchaft wieder an den Grafen von Sulkowsky für 600,000 Gulden. Hierdurch und durch die Erbſchaft ſeines Vaters im preußiſchen Schleſien wurde er ein reicher Mann. Von Maria Thereſia nach Wien zurückberufen, ſtieg er von Stelle zu Stelle und erhielt das Amt des oberſten Kanzlers der öſterreichiſchen Hofkanzlei. Von hohem Intereſſe iſt, was von ihm in dieſer hohen Stellung der Ranke'ſche Berichterſtatter erzählt. Derſelbe berichtet: „Er bewohnt einen prächtigen Pallaſt, die Kaiſerin hat ihm einen ſchönen Garten in der Joſephsſtadt geſchenkt, und man behauptet, daß ſein Gehalt ſich auf 75,000 Gulden belaufe. Aber reich wird er dabei nicht werden: er gibt noch mehr aus, als er einnimmt; ſein größtes Vergnügen iſt die Jagd: er hält eine Unzahl von Jägern, Pferden und Hunden; auf ſeinen Garten wendet er unermeßliche Summen. Weder er noch ſeine Gemahlin verſtehen es, ein großes Haus einzurichten. Sie halten eine zahlreiche Dienerſchaft, haben prächtiges Silberzeug und laſſen eine Menge Schüſſeln auftragen; aber mit alledem ließe ſich nicht ſagen, daß man bei ihnen gut ſpeiſte oder gut bedient wäre. Haugwitz's Aeußeres ſpricht nicht für ihn; er zwinkert unaufhörlich mit den Augen und ſieht mehr einem Narren als einem großen Manne ähnlich. Aber er iſt der erſte Miniſter der Kaiſerin in allen inneren Angelegenheiten. Er wird mehr gefürchtet als geliebt, ſelbſt von ſeinen Creaturen. Der ganze Muth, den er beſitzt, hat dazu gehört, um die Gegner, die er beſonders unter dem hohen Adel fand, zu überwinden und ein Syſtem durchzuſetzen, welches nicht mehr den ganzen alten Unterſchied zwiſchen dem Herrn und ſeinen Unterthanen anerkennt. Ohne die Gnade ſeiner Fürſtin wäre er längſt geſtürzt."

So weit die Mittheilungen des genannten Berichterſtatters, und ergibt ſich aus denſelben wohl mehr als deutlich, daß ihr Verfaſſer, obgleich mit Haugwitz perſönlich näher bekannt, doch mit deſſen politiſchen Grundſätzen und Anſichten nicht überall übereinſtimmte. Deſſenungeachtet vindicirt er Haugwitz den Ruhm eines großen Mannes, den wir bei einem Blick in ſeine amtliche Wirkſamkeit in der That unter allen Umſtänden in ihm anerkennen müſſen. Wolf gibt in der angezogenen Stelle neben mehreren charakteriſtiſchen Notizen eine ſummariſche Zuſammenſtellung der amtlichen Thätigkeit Haugwitz's, und zwar in ſo meiſterlicher Darſtellung, daß wir es uns nicht verſagen, dieſe Stelle mitzutheilen. Es heißt daſelbſt: „In dieſem Amte (als oberſter Kanzler der öſterreichiſchen Hofkanzlei) war Haugwitz Chef für alle inneren politiſchen Angelegenheiten und dirigirte ein Departement, das in ſeinen Objecten viel umfaſſender war als heutzutage, denn zu ſeinem Geſchäftskreiſe gehörten auch finanzielle und judicielle Gegenſtände. Haugwitz blieb in dieſem Amte bis zu ſeinem Tode und bewies eine wahrhaft ſchöpferiſche, fruchtbare Thätigkeit. Sein Streben ging dahin, der Gewalt der Regierung jene Kraft und Beweglichkeit zu geben, die ihr nothwendig iſt, die landesfürſtliche Autorität zu concentriren und bis in's Volksleben hinabzuleiten, alte Trümmer wegzuräumen und ein kräftig gegliedertes, friſches Staatsleben aufzubauen. Er vereinigte die politiſche Verwaltung der deutſch-öſterreichiſchen und böhmiſchen Erblande durch Vereinigung der zwei Hofkanzleien; er wurde damit faktiſch Miniſter des Innern für alle Erblande, mit Ausnahme Ungarns, der Lombardei und der Niederlande. Haugwitz trennte die politiſche Verwaltung von der Juſtiz in den oberen und mittleren Inſtanzen; durch ihn wurde eine neue Organiſation der Behörden geſchaffen, welche die Staatskraft bis in die Tiefen führte. Er drängte dadurch die Thätigkeit aller ſtändiſchen, ſtädtiſchen, wie immer geſtalteten Corporationen zurück. Er ſetzte es durch, daß Adel und Geiſtlichkeit in die Steuerleiſtung mit eingezogen wurden, er ſchuf durch die fixirte Steuer ein feſtes Abgabenſyſtem, er bereitete neue Unterthansverhältniſſe vor. Ein großer Theil der Finanzverwaltung gehörte in ſein Departement. Durch ſolche Reformen war das ganze alte Regierungsſyſtem aus den Angeln gehoben und es wurden lebendige Momente für die Fortbildung der öffentlichen Verhältniſſe gewonnen, welche man damals kaum geahnt hat. Man kann ſagen, daß damit die Grundlage zur Einheit der Verwaltung gegeben war ꝛc.

Maria Thereſia war Haugwitz ſehr geneigt, obwohl er ſich ihr gegenüber oft ſehr freimüthig ausſprach; ſie unterſtützte ſeine Unternehmungen in ihrer Selbſtändigkeit; die Reſultate zeugten für ihn. Er war dem Kaiſer ſehr ergeben und gab ſeinen Rath bei den finanziellen Beſtrebungen des Kaiſers. Haugwitz war immer bei Hofe, wohnte in Laxenburg, wenn der Hof ſich dort aufhielt, war bei allen Jagden und Feſten gegenwärtig. Als er 1765 ſtarb, ſchrieb die Kaiſerin an ſeine Wittwe, welche Dienſte Graf Haugwitz ihr und dem Staate erwieſen habe: „er allein hat den Staat 1747 aus der Confuſion in Ordnung gebracht."

Eine gleich hervorragende und einflußreiche Perſönlichkeit war Graf Rudolph von Chotek. Ueber ſeine früheren Lebensſchickſale berichtet Wolf: „Er ſtammte aus jenem alten böhmiſchen Geſchlechte, das in der öſterreichiſchen Verwaltungsgeſchichte eine bedeutende Rolle ſpielt. In den reformatoriſchen Zeiten war die Familie herabgekommen; am Anfang des 18. Jahrhunderts erhob ſie ſich wieder. Rudolph Chotek war 1707 geboren und von ſeinem Vater Wenzel Chotek für den diplomatiſchen Dienſt beſtimmt. Er war zuerſt Kämmerer bei dem Großherzog von Toskana; mit 34 Jahren wurde er Appellationsrath und nach dem Ausſcheiden ſeines Vaters aus der oberſten böhmiſchen Landesſtelle Statthalter in Böhmen. Als ſich Karl Albert in Böhmen huldigen ließ, unterwarf ſich Rudolph Chotek der momentanen Gewalt; er wurde in Folge deſſen in ſeinem Amte ſuspendirt, wußte ſich aber bei Maria Thereſia in der Art zu rechtfertigen, daß ſie ihn vor allen anderen erhob. Schon 1744 wurde er geheimer Rath, und in allen Stellungen, welche er ſeitdem einnahm, bewährte er ſich als einer der tüchtigſten, umſichtigſten und treueſten Diener ſeiner erhabenen Monarchin. So fungirte er als landesfürſtlicher Commiſſar*) in Trieſt zur Organiſirung der commerciellen und politiſchen Geſchäfte, dann in gleicher Eigenſchaft in Tirol, Vorarlberg, im Breisgau und ſchwäbiſch Oeſterreich. Die Kaiſerin ſchickte ihn darauf nach Böhmen, als bevollmächtigten Commiſſar für eine neue Landeseinrichtung. Im Jahre 1749 aber wurde dieſes Amt Chotek's Bruder, Johann Chotek, übertragen, unſer Chotek aber als Bankopräſident nach Wien berufen, in welcher Stellung er zugleich Chef des Berg- und Münzweſens, aller Regalien und Gefälle wurde. Um jedoch unſern Leſern zu zeigen, mit

*) Aus dem Hofleben Maria Thereſia's. Nach den Memoiren des Fürſten Joſeph Khevenhüller von Wolf. Zweite Auflage. Wien 1859, Seite 64 ff.

welcher Huld Maria Thereſia ſchon jener Zeit ihm zugethan war, möge das kaiſerliche Handbillet hier einen Platz finden, mit welchem ſie ihn zu dieſer Stelle berief. Daſſelbe lautet wortgetreu:

Lieber Graf Chotek!

An Ew. Schwager dem Grafen von Kinsky habe vor drey Tagen einen ſo eyfrigen und getrewen Diener verlohren, durch deſſen Hintritt die Präſidentenſtelle des hieſigen Stadtbanco in Erledigung gediehen.

Da nun Mein und des publici Dienſt die baldige Erſetzung dieſer wichtigen charge unumgänglich erfordert und des Kaiſers Majeſtät ſo wie ich ein vollkommenes Vertrauen in Ewre Geſchicklichkeit, Treu und Ehrlichkeit ſetzen, ſo habe mit ſeinem Einverſtändniß Euch dazu zu benennen beſchloßen, gleich Euch auch durch gegenwärtiges dazu benennen. Ohne alſo auf eine andere Unterredung zu warten, die ſonſten der Ordnung nach nöthig wäre, und umb Euch in Stand zu ſetzen, Ewre bisherige Station zu verlaſſen, habt Ihr unverzüglich Ewre Anherreyß in möglichſter Stille und ohne daß jemand dieſe Urſach wiſſe, anzutreten, dieſelbe ſo viel immer bei der dermahligen Jahreszeit thunlichſt zu beſchleunigen und von der letzten Poſt oder Nachtſtation eine Stafetta vorauszuſchicken, damit ich vorläufig wiſſe, an welchem Tag Ihr ankommt.

Weil Ewre künftige charge Ewre beſtändige gegenwart allhier erfordert, mithin Ewre bisherige in Böheimb incompatible damit wäre, ſo werde mit ſelber auf andere Art disponiren, Euch dagegen 20,000 fl. jährlichen Gehalt allhier anweiſen und über Ewer künftiges Betragen eine ſchriftliche Instruction bey Ewr. Anherkunft Euch zuſtellen.

Ewer Bruder übernehme übrigens die Ausführung der bisher Euch aufgetragenen Einrichtungscommiſſion und verbleibe Euch mit kayſ. königl. und landesfürſtlichen Gnaden beſonders wohl beygethan.

16. Januar 1749. Maria Thereſia.

Und auch diesmal hatte Maria Thereſia mit ihrem Scharfblick den rechten Mann ausfindig gemacht. In dieſer neuen Stelle entfaltete Chotek nun ſeine productive Thätigkeit. „Was Haugwitz für die directen Steuern leiſtete, wirkte Chotek gleichmäßig für die indirecten, obwohl beide Miniſter nicht immer harmonirten.“ Weiter unten, wo von ſeiner großen Thätigkeit in ſeinem Departement ausführlicher geredet werden wird, werden wir auf ſeine großen Verdienſte,

die er ſich um den Staat erwarb, mehrfach zurückkommen. Hier begnügen wir uns abermals mit einer ſummariſchen Zuſammenſtellung der bemerkenswertheſten Neuerungen, welche durch ihn in's Leben gerufen wurden. Darunter müſſen aber beſonders namhaft gemacht werden: ſeine Reorganiſation des Zoll- und Mauthweſens, die Einführung des Lottos und des Papiergeldes, ſowie ſeine außerordentliche Sorge für ein friſches Aufblühen des Handels und der Induſtrie. Noch intenſiver und harmoniſcher geſtaltete ſich ſeine Thätigkeit im Laufe des ſiebenjährigen Kriegs, als er 1759 ſtatt des verſtorbenen Grafen Königsegg-Erps zugleich Präſident der Hofkammer wurde und nun die geſammte Finanzverwaltung vereinigte. Chotek hielt die finanziellen Kräfte ſo gut zuſammen, daß die ſchweren Jahre 1759, 60 und 61 ohne Unfälle vorübergingen.

In dieſen drei Männern: Kaunitz, Haugwitz und Chotek treten uns alſo die eigentlichen Repräſentanten des von Maria Thereſia begründeten neuen Staatsſyſtems entgegen; ſie bilden das würdige Trifolium, deſſen Ruhm ſich in allen Reformen, durch welche Maria Thereſia allgemach das geſammte äußere und innere öſterreichiſche Staatsleben umgeſtaltete, widerſpiegelt. So groß daher die Zahl der Männer iſt, welche mit und neben dieſen Dreien an dem großen Neubau nach den verſchiedenſten Richtungen hin mit thätig waren und durch ihr nicht minder ruhmreiches Schaffen und Walten für das neue Syſtem ſich ebenfalls ſo bleibende Verdienſte erwarben, daß ihr Name neben dem ihrer erhabenen Monarchin durch alle Jahrhunderte ebenſo mit Ehren genannt werden wird, ſo laſſen wir doch ſelbſt die hervorragendſten darunter vor der Hand noch ungenannt und fürchten, indem wir die Namen ſolcher nicht minder Auserwählter erſt unſerer weiteren Darſtellung einflechten, dem gerechten Ruhme derſelben um ſo weniger zu nahe zu treten, je markirter jene Drei ſich als Koryphäen, d. i. als Diejenigen kennzeichnen, welche zu dem großen Neubau Maria Thereſia's den erſten Grund legten.

Schon zu wiederholten Malen iſt darauf hingewieſen worden, wie Maria Thereſia im Geiſte der Autokratie vom erſten Tage ihres Erſcheinens auf dem Throne an zu Gunſten einer gedeihlicheren Entwickelung des inneren Staatslebens die Einheit der monarchiſchen Gewalt zu heben bemüht war, wie ſie durch den gleich bei ihrer Thronbeſteigung über ſie hereinbrechenden großen Sturm zu dieſem Streben hingedrängt und bei Verwirklichung ihrer hierauf gerichteten

Beſtrebungen durch ihre ebenſo bezaubernde, wie imponirende Perſönlichkeit unterſtützt wurde. Hier, wo ein ſchärferer Blick auf den von ihr allgemach in's Leben gerufenen Staatsorganismus zu lenken iſt, darf ein zweites Moment nicht unerwähnt bleiben, durch welches ſie in ihrem autokratiſchen Streben ſich noch ungleich mehr gefördert ſehen mußte. Dies war beruhend in dem Umſtande, daß ſie die Autokratie nicht blos in einer kräftigen, ſondern auch in einer wohlwollenden und wohlthuenden Geſtalt zur Geltung zu bringen verſtand, daß ſie in den alten Staatsorganismus immer nur mit beſſernder, ſanft umbiegender und mild ſchonender Hand eingriff und nur bei abſoluter Nöthigung Althergebrachtes vollſtändig beſeitigte. Ja, dieſes Moment muß gerade hier um ſo mehr hervorgehoben werden, weil einzig und allein hierin die eigenthümliche Erſcheinung ihre Erklärung findet, daß bei einer näheren Betrachtung des ganzen Thereſianiſchen Reformwerkes in Verfaſſung und Verwaltung wohl ein beſtimmtes Princip, ein großer leitender Gedanke, dagegen in Bezug auf deſſen ſich durch mehrere Jahrzehente hindurchziehende Verwirklichung weder ein chronologiſch beſtimmbares, noch logiſches Vorwärtsſchreiten ſichtbar wird, daher denn auch die Thereſianiſchen Verfaſſungs- und Verwaltungsreformen ſich nur in ihrem inneren Zuſammenhange und in ihrer Zuſammengehörigkeit, ſchwerlich aber in ſcharfer Abgrenzung von einander zur Darſtellung bringen laſſen. Denn Maria Thereſia und ihre Staatsmänner gaben, wie Wolf *) treffend bemerkt, „keine organiſatoriſchen Geſetze, welche die Verfaſſung von Grund aus umbildeten. Es war kein Plan in beſtimmten Linien vorgezeichnet, alle Veränderungen *ſtützten ſich auf thatſächliche Zuſtände, entſprangen aus dem Momente und waren ihrer Natur nach reine Verwaltungsmaximen*. Aber damit ſtieg man in die tiefen Wandlungen des Volkslebens hinab, von den provinziellen Verfaſſungsformen wurden einzelne Balken herausgenommen, andere eingefügt und im

*) Selbſtverſtändlich müſſen wir hier von einer detaillirten Darſtellung der mannigfachen Wandlungen, die das Verfaſſungsleben in den verſchiedenen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie im Laufe der Jahrhunderte bis herab auf Maria Thereſia erfahren, abſehen. Anders Wolf, der es in ſeinem Werke „Oeſterreich unter Maria Thereſia" zwar ebenfalls mit der Perſon, aber ungleich mehr mit dem *Staate* zu thun hat. Derſelbe hat dem berührten Gegenſtande einen längeren Abſchnitt gewidmet (S. 177—208), worauf beſonders hinzuweiſen wir uns um ſo mehr verpflichtet fühlen, je ſchärfer mit Recht auf die eigenthümlichen charakteriſtiſchen Merkmale hingewieſen wird, welche ſich im Entwickelungsgange faſt jedes einzelnen der dynaſtiſch conföderirten Länder geltend machten.

Ganzen eine neue Ordnung der Dinge nach den Bedürfniſſen des 18. Jahrhunderts begründet, wie ſie Ferdinand II. nach den Bedürfniſſen des 17. Jahrhunderts geſchaffen hatte." Und daher knüpfen wir auch in unſerer weiteren Schilderung des öſterreichiſchen Staatslebens unter Maria Thereſia da wieder an, wo wir früher, als über die Friedensjahre 1748—1756 geredet wurde, ſtehen blieben.

Den Ausgangspunkt in unſerer dortigen Darſtellung bildete die hohe Perſönlichkeit unſerer Heldin, welche gleich bei Uebernahme der väterlichen Kronen die Seele des Ganzen wurde und je länger je mehr die Seele des Ganzen blieb. Ihr zur Seite ſtand die Conferenz,*) mit deren hervorragendſten Mitgliedern bis zum Eintritt Kaunitz's wir unſere Leſer ſchon oben näher bekannt machten. Da aber nun hier es ſich darum handelt, einen Ueberblick über das ganze öſterreichiſche Staatsleben, auch in ſeinen Beziehungen zu dem deutſchen Reiche zu erhalten, möge, bevor noch Weiteres über die im Laufe der Jahre mit der Conferenz vorgenommenen Veränderungen geſprochen wird, zuvor in einem kurzen Worte über die in Wien unter Maria Thereſia wieder ſeit 1745 fungirende Repräſentation des deutſchen Reiches und deren Beziehungen zu der öſterreichiſchen Staatsverwaltung geredet werden.

Wie eben erwähnt, fungirte das Organ, welches in Wien neben dem Kaiſer das deutſche Reich vertrat, unter Maria Thereſia nach einer fünfjährigen Pauſe wieder ſeit 1745, in welchem Jahre die deutſche Kaiſerkrone von Karl VII. auf Maria Thereſia's Gemahl Franz überging. Dieſes Organ aber war der Reichshofrath, das oberſte Reichscollegium, welches aus einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten und aus ſechszehn Reichshofräthen von der Herren-, Ritter- und Gelehrten-Bank beſtand, und zu welchem die Reichshofkanzlei mit

*) Vgl. zu dieſem ganzen Abſchnitte den ſchon oben angezogenen ſchätzenswerthen Bericht des von König Friedrich II. 1752 zur Regelung des Schleſiſchen Schulden- und Commercienweſens an den kaiſerlichen Hof nach Wien geſendeten Freiherrn, nachmals Großkanzlers von Fürſt. Derſelbe verbreitet ſich ausführlich über das innere Staatsleben Oeſterreichs im Jahre 1755 (alſo unmittelbar vor dem ſiebenjährigen Kriege) und iſt dies der nämliche Bericht, auf den wir uns ſchon oben beriefen und den uns Ranke mittheilt in ſeiner hiſtoriſch-politiſchen Zeitſchrift II., S. 667 bis 740. Außerdem die hierher gehörigen Abſchnitte in dem Wolf'ſchen Werke von S. 103 an. Sporſchil verbreitet ſich über die Geſetzgebung Maria Thereſia's VI., S. 333 bis 370 in ziemlicher Ausführlichkeit, läßt aber die Functionen, die dabei den einzelnen Miniſterien zufielen, ſowie die Stellung der verſchiedenen Miniſterien zu einander, unbeachtet.

der lateiniſchen und deutſchen Expedition, das Reichshofkanzleitaxamt, das Wappenamt, die Reichshofbuchdruckerei und K. Reichshofrathsagenten, 28, 30, oder mehr an der Zahl gehörten. So vielgegliedert nun dieſes oberſte Reichscollegium war und einen wie großen Einfluß daſſelbe in der früheren Zeit gehabt haben mochte, von ſo geringer Bedeutung war es in der Thereſianiſchen Zeit, trotzdem daß das derzeitige Reichsoberhaupt Franz I. den kaiſerlichen Thron zierte und das Anſehen der Majeſtät zu behaupten wußte, ſo oft der Glanz des Diadems es forderte. Seitdem in Deutſchland vor dem Umſichgreifen der Landesherrlichkeit der Gedanke der Reichseinheit mehr und mehr abhanden gekommen war, hatte die kaiſerliche Würde ihren alten Nimbus verloren. Eine Veränderung dieſes Verhältniſſes, wonach der Gedanke der Einheit wieder zur Geltung gebracht und die kaiſerliche Macht von friſchem wieder hätte erweitert werden können, war ſeit dem ſchleſiſchen Kriege und ſeit dem Emporkommen Preußens eine Unmöglichkeit. Ganz abgeſehen von dem religiöſen Momente, welches hierbei allerdings weſentlich in Frage kam, mußte es bei aller, ſchließlich durch den Hubertusburger Frieden beſtätigten Ausſöhnung zwiſchen Oeſterreich und Preußen, im Intereſſe Preußens liegen, die 1745 wieder an das Haus Oeſterreich gekommene kaiſerliche Gewalt in ſeiner Schwäche zu erhalten, ebenſo wie eine Befeſtigung reſp. Erweiterung der Landesherrlichkeit der deutſchen, namentlich norddeutſchen Fürſten von der bleibenden Großmachtſtellung Preußens abhing.

Unter ſolchen Umſtänden, wo der längſtvorbereitete Dualismus in Deutſchland — auf der einen Seite Oeſterreich mit dem Katholicismus und dem Kaiſerthum, auf der andern Seite Preußen mit dem Proteſtantismus, dem Fürſtenthum und mit dem Norden — ſeine letzte ſichere Unterlage erhalten hatte, unter ſolchen Umſtänden mußte ſelbſt der alte äußere Glanz mehr und mehr ſchwinden, den in der früheren Zeit die deutſche Kaiſerkrone auf die Häupter der habsburgiſchen Herrſcher gebracht hatte. Vielmehr trat jetzt das umgekehrte Verhältniß ein. Die etwa noch an der deutſchen Kaiſerkrone haftende Würde und Bedeutung erhielt nur erſt einigen Halt und Anſehen durch den Glanz der Kronen des Hauſes Oeſterreich. Nun war aber der derzeitige Träger der deutſchen Kaiſerkrone nicht auch zugleich der Träger der öſterreichiſchen Kronen, daher demſelben von dem hohen Gewichte der letzteren ſo gut wie nichts zu gute kam, — wie hätte unter ſolchen Verhältniſſen das Organ, welches der Zeit in Wien das

Kaiſerthum repräſentirte, auf das öſterreichiſche Staatsleben auch nur einigen Einfluß üben können? Daher bemerkt auch der gelehrte Pütter: „Der Glanz des Reichshofrathes wurde in Wien wenig bemerkt.“ Deſſenungeachtet darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Präſident des Reichshofrathes mit dem Titel Reichsconferenzminiſter in die Conferenz gehörte; und in dieſer Eigenſchaft hatte er den Zutritt, wenn von Sachen des deutſchen Reichs die Rede war. Schon aus dieſem Umſtande aber, daß ſein Erſcheinen im Rathe der Kaiſerin an eine beſondere Bedingung geknüpft war, beweiſt, wie gering ſein Einfluß war. „Es fehlte“, wie Wolf treffend bemerkt, „der reelle Stoff dafür. Je mehr die ſelbſtändigen Gewalten im Reiche herauswuchſen, deſto mehr verflüchtigten die Stoffe, die früher zu den Reichsämtern gehörten.“ Reeller Werth lag nicht im Geſammtcollegium, ſondern einzig und allein in der etwa hervorragenden Tüchtigkeit des einzelnen zum Collegium Gehörigen. Als Reichshofrathspräſidenten fungirten aber in der Thereſianiſchen Zeit zuerſt bis 1750 Graf Wurmbrand, dann Graf Ferdinand Harrach, 1764 Graf Colloredo und 1780 Baron Hagen. Unter den Mitgliedern des Reichshofrathes aber, welche demſelben zu der Zeit angehörten, als der bereits mehrfach erwähnte preußiſche Diplomat Fürſt ſich in Wien aufhielt, iſt der einzige, deſſen Fürſt rühmend gedenkt: Colloredo, der jener Zeit Reichsvicekanzler, zugleich aber auch Miniſter der Kaiſerin war und als ſolcher zur Conferenz ſtets Zutritt hatte. Von ihm ſagt Fürſt: „Graf Colloredo bezieht 20,000 Gulden Gehalt, die aber ſammt allen Accidenzien bei weitem nicht zu dem ungemeinen Aufwand, den er macht, zureichen. Er iſt leicht zugänglich und human; aber das Vergnügen, Spiel, Weiber und Jagd liebt er mehr als die Geſchäfte. Die Laſt derſelben erleichtern ihm die beiden Sekretäre ſeines Departements, Mohr und Gundel; doch muß man geſtehen, daß er von allen Geſchäften im Allgemeinen Kenntniß nimmt und die Gabe hat leicht aufzufaſſen, was ihm vorgetragen wird. In den öffentlichen Functionen macht er eine würdige Figur.“ Ueber den Präſidenten des Reichshofrathes, Graf Harrach, dagegen äußert ſich Fürſt: „Harrach iſt der ehrlichſte Mann der Welt, aber für die Leitung eines ſo wichtigen Collegiums iſt er nicht thätig und ſcharfſichtig genug; auch beſitzt er nicht die juriſtiſchen Kenntniſſe, die dazu gehören. Er hat ſo gut wie gar keinen Einfluß.“

Ein ganz anderes Bild bieten dagegen die Conferenz und die eigentlichen Miniſterien Maria Thereſia's — in Oeſterreich Hofſtellen genannt — in

deren Händen die Oberleitung der Geſchäfte ruhte. Die Conferenz*) anlangend, ſo ſind ſchon oben nicht blos die Männer namhaft gemacht worden, welche Maria Thereſia bei ihrem Regierungsantritte in dieſem oberſten Rathscollegium vorfand, ſondern wir haben dort auch eines Ausführlicheren dargethan, wie unter den damaligen Mitgliedern dieſes Reichsraths wohl guter Wille, nichts weniger aber als wirklich guter Rath zu finden war. „Nicht nur, daß Maria Thereſia jeden Einzelnen geiſtig bei weitem überragte, ſo war auch in Bezug auf Muth, Entſchloſſenheit, Ausdauer und conſequentes Feſthalten an einem beſtimmten Strebeziele keiner der Herren ihr als ebenbürtig an die Seite zu ſtellen.“ Und daher kam es denn auch, daß, wie wir weiter unten ſehen werden, bei Begründung der erſten, auf eine Neubelebung und Hebung des inneren Staatslebens abzielenden Reformen in der Staatsverwaltung wir unſere erhabene Monarchin faſt in der Regel im eigentlichſten Sinne des Wortes ſelbſtthätig, oder aber im Bunde und Einverſtändniß mit ſolchen Männern finden, welche der Conferenz nicht angehörten, ſondern an der Spitze der einzelnen Departements thätig waren, in dieſer ihrer Thätigkeit die beſondere Aufmerkſamkeit Maria Thereſia's auf ſich gezogen hatten und in Folge davon mit der Ausführung der Pläne ihrer Herrin betraut wurden. In den inländiſchen Angelegenheiten hatten die Chefs der Departements, in deren Bereich die zu verhandelnde Angelegenheit gehörte, Eintritt in die Conferenz. Auf dieſe Weiſe wurde gleich in den erſten Regierungsjahren Maria Thereſia's der Grund nicht nur zu den zahlreichen Reformen im Militär- und Finanzweſen, ſondern ſelbſt auch zur völligen Umgeſtaltung der Departements außerhalb der Conferenz gelegt, und ſind von uns in unſerem frühern Abſchnitte die Männer namhaft gemacht worden, welche hierin eine hervorragende Rolle ſpielten. Früher wurde die Conferenz in dem Hauſe des Oberhofmeiſters gehalten, wobei es verblieb, bis Kaunitz eintrat, welcher dem Grafen Uhlefeld dieſe Auszeichnung nicht zugeſtand. Seitdem berief Maria Thereſia die Verſammlung gewöhnlich in dem Spiegelzimmer der Hofburg.

So wenig daher in den allgemeinen Angelegenheiten irgend etwas von beſonderer Bedeutung ohne Mitwirkung der Conferenz zur Ausführung gebracht wurde, ſo wird doch aus den gegebenen Andeutungen mehr als zur Genüge hervorgehen, daß der eigentliche Schwerpunkt bei Neugeſtaltung des Staates nicht

*) Vgl. oben, S. 206 ff. Ranke, S. 683, und Wolf, S. 213.

hier, ſondern in den einzelnen Departements, oder Hofſtellen lag, wo wir gleich von der Thronbeſteigung Maria Thereſia's an bei Umgeſtaltung aller ſtaatlichen Angelegenheiten die Initiative finden, die ſelbſt auch zum guten Theile hier verblieb, nachdem Maria Thereſia zur Centralaufſicht über die Hofſtellen, um dadurch die Geſchäfte auf einem höheren Standpunkte zu vereinigen und die Ueberſicht über den Gang der Verwaltung von einem Mittelpunkte aus zu haben, im Jahre 1761 einen „k. k. Staatsrath in inländiſchen Geſchäften" gründete. Ja, wie ſelbſt auch dann noch der Schwerpunkt in der ganzen großen Staatsverwaltung da verblieb, wo er bis dahin gelegen, beweiſt nicht nur die Gründung des Staatsrathes ſelbſt, ſondern namentlich auch die Wahl der zu demſelben von Maria Thereſien berufenen Mitglieder. In den ſchon mehrfach citirten Memoiren Khevenhüller's wird uns hierüber erzählt: „Schon 1759 klagte Khevenhüller, daß die Conferenzminiſter von den inneren Staatsgeſchäften größtentheils ausgeſchloſſen wurden, indem die Kaiſerin die wichtigſten Sachen unmittelbar mit den Miniſtern berathe und entſcheide. Am 28. Januar 1761 wurde die Errichtung eines Staatsrathes für die deutſch-inländiſchen Geſchäfte publicirt. Die Glieder deſſelben waren: Kaunitz, Haugwitz, Daun, Blümegen als Staatsminiſter, Freiherr von Borié, Stupan von Ehrenſtein als Staatsräthe, Anton von Kronenburg als Hofrath. Maria Thereſia wollte auch Rudolph Chotek in den Staatsrath berufen, ſie ſtellte es ihm aber frei." Das außerordentlich ſchmeichelhafte, aber ebenſo ſehr auch von Maria Thereſia's richtiger Würdigung ihrer Getreuen rühmlichſt zeugende Handbillet, in welchem ſie Chotek dieſen ihren Entſchluß mittheilte, wird uns an derſelben Stelle in ſeinem Wortlaute mitgetheilt, und mag, da daſſelbe zugleich ſich über den Zweck dieſer neuen Gründung verbreitet, hier ebenfalls einen Platz finden. Daſſelbe lautet:

Lieber Graf Chotek!

Meine Regierungsſorgen vergrößern ſich von Tag zu Tag, und die innerliche Verfaſſung meiner Länder und Finanzen iſt ſo beſchaffen, daß ich auf ein kräftiges, ſolides systema und alle möglichen Verbeſſerungen fürdenken muß, wenn anderſt mein Ertzhaus aufrecht erhalten werden ſoll.

Zu dieſem großen Werk und deſſen beſtändiger Aufſicht habe ich einen getreuen und geſchickten Beyſtand unumgänglich nöthig und iſt dieſer nach reifer Ueberlegung meine feſte Entſchließung dahin ausgefallen, einen

beſtändigen Staatsrath für meine Erbländer zu errichten, welcher mir in allen Landes- und Regierungsangelegenheiten bloßerdings mit ſeinem Rath an die Hand gehen und theils von Ministris, theils aber von Räthen beſetzt ſey, die ſich bloß und allein mit dem, was in die Oberdirection und Verbeſſerungen einſchlaget, beſchäftigen.

Nachdem ich nun bezüglich der Hauptgrundregel ohnabänderlich feſtgeſtellt habe, daß in dieſem Staatsrath kein Mitglied ein Chef bei anderen Departement abgeben oder ein anderes Amt bekleiden könne, ſo finde ich mich wegen Ewrer Perſohn in einiger Verlegenheit; denn ich laſſe Ewer treueſten Dienſteifer, Einſicht, Fleiß und Geſchicklichkeit alle Gerechtigkeit widerfahren, und bin daher gänzlich überzeugt, daß ihr ein ſehr würdiges Mitglied des neuen Staatsrathes abgeben würdet; da ihr aber in ſolchem Fall euere bisherigen Aemter ablegen müßtet, ſo ſtehe ich in billigem Zweifel, ob ihr Mir in dieſem oder in dem Staatsrath erſprießlichere Dienſte leiſten könnet und was euch ſelbſten am angenehmſten falle.

Ich überlaſſe daher gänzlich Ewr eignen Auswahl, ob ihr zwar mit Niederlegung Ew. Aemter, jedoch mit Beybehaltung des bisherigen Gehaltes, in den neuen Staatsrath eintreten oder aber Ewr dermahligen Bedienungen fernerhin vorſtehen wollet.

Ich glaube euch hierdurch eine überzeugende Probe Meines fortwährenden gnädigen Wohlwollens zu geben, da ich aber den Staatsrath inner kurzem zu beſetzen und in die Wirklichkeit zu bringen gedenke, ſo bin ich Ewr. baldigen Erklärung gewärtig und verbleibe euch mit k. k. erzherzoglichen Hulden und Gnaden wohl beygethan.

Wien, 10. December 1760. Maria Thereſia.

Chotek antwortete der Kaiſerin unterm 13. Decbr. 1760:

„Wegen E. M. Vorkehrung habe keinen Willen, ſondern einen blinden Gehorſam. Mithin werde ich die bisher aus a. h. Gnade begleiteten Aemter, ferner ſo lange mir Gott Kräften verleihet, beybehalten oder abtreten, wie es E. M. für allerhöchſten Dienſt verträglich finden und in dieſer vollkommenen resignation bis ans Ende meines Lebens verharre,"

worauf die hohe Frau wiederſchrieb:

„er kann heut oder morgen zu mir kommen, wann er will und mir das mehrere mündlich ſagen" —

und Chotek blieb, was er war, Präſident der Hofkammer und des Banco, und konnte füglich, ohne daß darum ſein bisheriger Einfluß auf den innern Ausbau des ſtaatlichen Neubaues verloren ging, in dieſer Stellung verbleiben, ohne in den Staatsrath einzutreten, da die bisherige Erfahrung wohl mehr als hinreichend zu der Erwartung berechtigte, daß Maria Thereſia auch fernerhin ſich weder ihres Selbſtregiments begeben, noch von ihrem bisherigen Verfahren, in den wichtigſten Angelegenheiten zunächſt immer mit den betreffenden Departements-Chefs zu conferiren, abgehen werde. Ja eine beſondere Berechtigung zu dieſer Erwartung lag überdies noch in dem eigenthümlichen Berufskreiſe des Staatsraths ſelbſt, inſofern ſeine Wirkſamkeit ſich nur auf die inneren Geſchäfte erſtreckte, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten aber, ſowie die Militärverwaltung ihm fremd blieben, er ſelbſt alſo ſeinem innerſten Weſen nach nicht als ein Miniſterrath gelten konnte.

Was dagegen nun die eigentlichen Miniſterien oder ſogenannten Hofſtellen anlangt, ſo beſtanden zur Zeit, wie Maria Thereſia ihre Regierung antrat, als ſolche: die Hof- und Staatskanzlei für die auswärtigen Geſchäfte, der Hofkriegsrath für die Leitung des Militärweſens, die Hofkammer mit der Bancodeputation für die Finanzen, vier Hofkanzleien: die öſterreichiſche, böhmiſche, ungariſche und ſiebenbürgiſche, für die politiſchen und Juſtizgeſchäfte, der italieniſche und niederländiſche Rath.

Bei Beſprechung dieſer einzelnen Departements nun müſſen wir zunächſt noch einmal auf unſere frühere Darſtellung*) verweiſen, als wir bei einem Rückblick auf die erſten acht Kriegsjahre in der Regierung Maria Thereſia's der Mittel gedachten und gedenken mußten, zu denen die hohe Frau zu ihrer und ihrer Staaten Rettung zunächſt zu greifen Veranlaſſung fand. Zu Krieg gehört vor Allem Zweierlei: Soldaten und Geld. Es war daher nur eine natürliche Folge der Verhältniſſe, daß Maria Thereſia, die, wie ſie die väterlichen Kronen erhielt, ſich in einen unheilvollen Krieg verwickelt ſah, während ihr die beiden zum Kriege nothwendigſten Dinge mangelten, vor Allem andern ihre ganze Aufmerkſamkeit auf dieſe zwei Gegenſtände: auf das Militär- und auf das Finanzweſen ihrer Staaten richtete. Was ihrem ebenſo ſcharfen wie klaren Beobach-

*) Vergl. S. 193. ff., wo auch der Grund angegeben iſt, warum wir's für zweckmäßig erachteten, einem Theile des hier näher zu berührenden Stoffs ſchon dort einen Platz einzuräumen.

tungsblicke gewiß ſchon früher, ehe ſie noch den Thron beſtieg, nicht entgangen war — hatte ja auf das Eine ſchon Prinz Eugen hingewieſen, — fand ſie bei Uebernahme der Regierung unmittelbar vor Augen. Neben der eigenen ſchnell reifenden Einſicht und Regentenweisheit drängte auch die Noth zu ſofortigem energiſchen Eingreifen in die vom Kriege zunächſt bedrohten zwei Zweige der großen Staatsverwaltung. Alſo traten in raſcher Aufeinanderfolge Reformen zunächſt im Militär- und Finanzweſen in's Leben, und dieſe Reformen ſind es denn nun, welche zu der Begründung und allmäligen Ausführung des ganzen großen Staatsneubaues, wie wir ihn unter der Segenshand Maria Thereſia's erſtehen ſehen, das eigentliche Fundament und die Brücke bilden. Sie, die Militär- und Finanzreformen, führten in nicht gar langer Zeit zu einer Totalumgeſtaltung ſämmtlicher Departements, und aus dieſer Neugeſtaltung des Departements erwuchſen dann wieder in ſteter, naturwüchſiger Wechſelwirkung zahlreiche Einzelreformen in dem Berufs- und Geſchäftskreiſe der einzelnen Departements.

Es bedarf wohl kaum eines beſondern Hinweiſes, daß, um über dieſen ganzen großen ſtaatlichen Neubau einen Ueberblick zu gewinnen, vor allen der Maßnahmen und Verfügungen zu gedenken iſt, wodurch die oben mitgetheilte Gliederung der Hofſtellen, wie ſie Maria Thereſia bei Antritt ihrer Regierung vorfand, in diejenige Form gebracht wurde, welche nachmals die maßgebende und ſtehende war, und auf deren Grund wir denn auf den nächſten Blättern zu einer, dem Umfange unſeres Werkes entſprechenden Schilderung der Thereſianiſchen Reformen im Einzelnen zu ſchreiten gedenken.

Zu dem Zwecke nennen wir unſeren Leſern vor der Hand nur die drei Jahrzahlen, an welche ſich die Neugeſtaltung des Staatsgebäudes im Weſentlichſten und in Bezug auf ſeine eigentlichen Grundpfeiler knüpfte. Das ſind die Jahre 1749, 1753 und 1761. In dem erſten derſelben (nach Verordnung vom 14. Mai) erfolgte die Trennung des Juſtizweſens von den anderen Landesangelegenheiten, im zweitgenannten trat unter einer Umgeſtaltung des Geſammtminiſteriums Kaunitz in das Cabinet, durch welchen zunächſt das Amt des Auswärtigen ſeine Begründung fand, und in das Jahr 1761 endlich fällt, wie nur erſt bemerkt wurde, die Gründung des Staatsrathes. Nach der Trennung der Juſtiz von den anderen Landesangelegenheiten wurden drei höchſte Landescollegien eingeſetzt: das Directorium in publicis et cameralibus, mit allen Kammer- und Polizeiſachen betraut; die oberſte Juſtizſtelle für alle Juſtiz- und Criminalſachen, und

die Hof- und Staatskanzlei für alle eigentlichen Staats- und auswärtigen Angelegenheiten, und aus dieſer Gliederung erwuchs dann — und hierüber wird weiter-unten bei Beſprechung der einzelnen Departements geredet werden — der Staatsorganismus, wie er bereits zur Zeit des Hubertusburger Friedens in lebens- und fortbildungsfähiger Friſche, ſowie in lebensfriſcher Thätigkeit ſich dem Blicke des Beobachters darſtellt. Nunmehr alſo das Wichtigſte von den einzelnen Departements ſelbſt.

Das Amt des Auswärtigen.

Als Maria Thereſia bereits gegen Ende des Jahres 1752 damit umging, in ihrem Miniſterrathe eine Veränderung vorzunehmen, ſchloß, wie Khevenhüller in ſeinen Memoiren erzählt, eine Unterredung, welche derſelbe mit der hohen Frau über dieſen Gegenſtand hatte, damit, daß Maria Thereſia erklärte: „daß ſie mit Graf Uhlefeld länger nicht aushalten könne und mithin entſchloſſen wäre, es mit Graf Kaunitz zu verſuchen, obwohl ſie dabei viel Unannehmlichkeiten von Seiten des Kaiſers vorausſehe und die ſchwache Geſundheit Kaunitz's und ſeine Wunderlichkeiten keinen langen Beſtand hoffen ließen." Was Maria Thereſia ſchon jener Zeit befürchtete, trat ein, und haben wir in der Charakteriſtik, die wir oben von Kaunitz gaben, auch auf die zahlreichen Sonderbarkeiten hingewieſen, welche neben ſo vielen großen und ehrenwerthen Eigenſchaften ſich in dieſem ſeltenen Manne repräſentirt fanden. Nicht aber trat die andere Befürchtung Maria Thereſia's ein, daß Kaunitz's Thätigkeit in ihrem Miniſterium von keinem langen Beſtand ſein werde. Trotz der zahlreichen, zum Theil ſelbſt abſtoßenden Eigenthümlichkeiten und Wunderlichkeiten blieb Kaunitz länger in ſeiner hohen Stellung, als irgend einer ſeiner Vorgänger, weil eben ſeine zahlreichen Wunderlichkeiten von ſeinen außerordentlichen Vorzügen bei weitem überwogen wurden und ſeine erhabene Monarchin in ihrer Beurtheilung und Abſchätzung des innern Werthes des Einzelnen viel zu vorurtheilsfrei, ſowie für das Geſammtwohl ihres Staates viel zu redlich beſorgt war, als daß ſie bloſen Aeußerlichkeiten einen überwiegenden Einfluß hätte geſtatten können. Im Gegentheil war, wie uns hinlänglich bekannt, unter ihren Miniſtern keiner, der ſich von ihr mit

einem so unbeschränkten Vertrauen beehrt sah, wie Kaunitz, trotzdem derselbe in seinem barocken Wesen unverbesserlich war.

Auf die Umgestaltung resp. Verbesserung des innern Staatlebens wirkte Kaunitz gleich bei seinem Eintritte in das Ministerium maßgebend, insofern er es sein erstes Geschäft sein ließ, die Hof- und Staatskanzlei neu zu organisiren. Seitdem hieß diese Stelle „geheime Haus-, Hof- und Staatskanzlei" und fungirte, was in der Zeit vor Maria Theresia nicht der Fall war, für die auswärtigen Angelegenheiten als eigenes Departement, in welchem Kaunitz gleich von Anfang an die eigentliche Seele wurde und dieselbe auch bis an das Ende seiner Tage blieb. Vor Kaunitz's Eintritt hatte der größte und wichtigste Theil des hier in Frage kommenden Geschäftskreises, namentlich die Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten, in den Händen des Staatssekretärs Bartenstein gelegen. Mit Kaunitz's Eintritt hörte die Stelle eines Staatssekretärs auf, und bedarf es wohl nicht einer besondern Erwähnung, daß dies zu Gunsten einer einheitlichen Oberleitung geschah. Auch beschränkte sich die Gliederung des ganzen Departements auf ziemlich enge Grenzen; es bestand dasselbe aus k. k. Hofräthen, geheimen Staatsofficialen, Hofsekretären, Hofconcipisten und dem nöthigen Kanzleipersonale. Ja anfänglich begnügte sich Kaunitz nur mit drei Sekretären: Malechamps, Dorn und Collenbach. Nachmals stand unmittelbar unter ihm, dem Staatskanzler und Chef des Ganzen, ein geheimer Staatsreferendar, und als solcher fungirte 1761 der kaiserl. Rath Otto Kesaer, später bis 1782 Freiherr Binder von Kriegelstein, der Freund und Vertraute des Ministers, zugleich Staatsrath.

Die Thätigkeit des auswärtigen Amtes brachte aber auch gar bald wesentliche Aenderungen in den großen Geschäftsgang. Der schon mehrfach als Gewährsmann angezogene Großkanzler von Fürst macht uns hierüber ausführliche Mittheilungen, die unsern Lesern von um so größerem Interesse sein werden, da Fürst hierbei auch die Person Kaunitz's einer Kritik unterzieht, bei der man aber freilich nicht vergessen darf, aus wessen Feder sie geflossen. Fürst erzählt uns: „Während sonst alle fremden Gesandten sich unmittelbar an das Collegium, mit welchem sie zu thun hatten, wenden durften, stellte Graf Kaunitz die Forderung, daß Alles durch seine Hände gehe. Er will Alles sehen, und man soll glauben, daß er sich den Geschäften sehr ernstlich widme. Ob er nun wohl leicht auffaßt, viel Geist und Urtheil besitzt, so kann er doch nicht Allem genügen: die

Geschäfte werden sehr aufgehalten (?!). Auch behandelt er die Sachen, welche nicht unmittelbar in die allgemeinen Angelegenheiten einschlagen, nur obenhin. Seine Bequemlichkeit, seine Toilette, seine Vergnügungen kosten ihn viel Zeit. Bei dem vorigen Oberstthofkanzler hatten die fremden Gesandten die Woche zwei Mal Gehör; Graf Kaunitz hat sie auf Einen Tag, den Dienstag, beschränkt. Er steht spät auf, vor eilf Uhr ist er nicht sichtbar. Um 2 Uhr geht Jedermann zu Tisch; da die Botschafter den Vortritt haben, und die übrigen Gesandten und Geschäftsträger nach der Reihe, in der sie gekommen sind, vorgelassen werden, so trifft es sich häufig, daß man ein paar Stunden wartet, ohne den Minister sprechen zu können. Ich habe mich immer besser vorgesehen. Aber den Gesandten von Holland und von Sachsen ist es eines Tages begegnet, daß sie bis 2 Uhr gewartet hatten, und dann von einem Pagen des Grafen entlassen wurden, ohne daß dieser selbst, was seine Pflicht erfordert hätte, erschienen wäre, um sich zu entschuldigen." Dem fügt dann Fürst noch hinzu: „Es ist gewiß, daß Kaunitz mehr Geist, Feinheit des Betragens und Kenntnisse hat, als sein Vorgänger Graf Uhlefeld. Nur waren die fremden Gesandten damals besser daran. Der Staatssekretär Bartenstein machte die Geschäfte: es war leichter die Geheimnisse zu erfahren. Auch hatte man mancherlei andere Wege, zum Ziele zu kommen. Aber der Graf Kaunitz ist nicht allein selbst unbestechlich, und viel zu umsichtig, um sich zu verrathen; auch seine Subalternen sind beinahe unzugänglich: ich habe sie ein einziges Mal auf einem Diner bei Baron Becker's zu Gesicht bekommen."

Eine wesentliche Veränderung trat durch Kaunitz's Organisirung des auswärtigen Amtes auch in Bezug auf die Verwaltung der niederländischen und italienischen Besitzungen in's Leben. Jedes dieser beiden Länder hatte früher seine eigene selbständige Verwaltung mit einem Gouverneur an der Spitze und fand seine Vertretung in Wien in einem besonderen Departement. Sowohl das niederländische wie das italienische Departement wurde nunmehr der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei zugetheilt.

Unter der Staatskanzlei standen ferner die österreichischen Gesandtschaften an allen großen und kleinen Höfen Europas, die Consuln und diplomatischen Agenten. Die Zahl derselben anlangend, so gibt Wolf an: „Neben der „Reichsplenipotenz" und dem „Reichsfiscalat" in Italien hatte Oesterreich an vierundzwanzig Höfen seine Botschafter, Gesandte, Residenten, Geschäftsträger. Botschafter

waren nur in London und Paris; bevollmächtigte Minister in Bayern, Berlin, Rußland, Portugal, Neapel, Dänemark; Residenten bei jedem deutschen Kreis. Es gab im Ganzen 32 exponirte Gesandte und Legationsräthe." Selbst auch nur die bedeutendsten dieser Männer namhaft zu machen, würde uns hier zu weit führen; wir verweisen zu dem Ende auf Wolf und die von Ranke mitgetheilten Fürst'schen Papiere. Mit einigen derselben werden wir ohnehin bei weiterer Besprechung der Theresianischen Staatsreformen noch näher bekannt werden.

Dagegen dürfen hier zwei wichtige Schöpfungen nicht unerwähnt bleiben, welche mit dem Berufskreise des auswärtigen Amtes in der engsten Beziehung standen. Das waren die Gründung „des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs und die Gründung „der Akademie der morgenländischen Sprachen." Zur Gründung des ersten Institutes, des geheimen Haus-, Hof- und Staatsarchivs, drängte ein unmittelbares Bedürfniß, das sich bereits zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges fühlbar machte, als Maria Theresia ihr gutes, von vielen Seiten angefochtenes Recht nicht blos mit der blanken Waffe, sondern auch mit Veröffentlichung zahlreicher auf Urkunden gestützter Staatsschriften zu vertheidigen suchte. Nun gab es zwar schon jener Zeit in Wien ein Hauptarchiv, demselben fehlte aber nicht blos die nöthige Ordnung, sondern auch und noch mehr die Vollständigkeit. In sehr vielen Fällen bedurfte es einer Nachforschung in Provinzial- und Lokalarchiven. So entstand das Bedürfniß eines Centralarchivs, und war Bartenstein derjenige,*) der die Bildung eines solchen zuerst vorbereitete. Mit der Ausführung der Sache wurde bereits im Jahre 1750 der Hof- und Hausarchivar Taulow von Rosenthal beauftragt, der zu dem Ende nun im Auftrage der Kaiserin die wichtigsten Documente aus dem böhmischen Kronarchiv in Prag, Karlstein, Königinhof, aus den Provinzialarchiven zu Insbruck, Graz, Klagenfurt, aus dem Archiv der böhmisch-österreichischen Kanzlei, aus der Hofbibliothek und der Schatzkammer sammelte und ordnete, wodurch, wie hierbei Wolf treffend bemerkt, selbst in der Gründung dieses Institutes die einheitliche Gestaltung Oesterreichs sichtbar wurde. Das ungarische Centralarchiv, welches Maria Theresia 1764 ebenfalls mit dem geheimen Haus-, Hof-

*) Hiernach ist die Angabe Duller's zu berichtigen, der beide Institute, sowohl das Staatsarchiv als die orientalische Akademie, Schöpfungen Kaunitz's nennt.

und Staatsarchiv vereinigte, stellte schon Joseph II. wieder unter die ungarische Hofkammer.

Die Gründung der „Akademie der morgenländischen Sprachen" ist eine Schöpfung Kaunitz's und fällt in das Jahr 1754. Die Hauptveranlassung zur Gründung dieses Institutes gaben neben den vielen Berührungspunkten, welche Oesterreich und die Pforte in Staats- und Handelsrücksichten an einander knüpfen, der von Zeit zu Zeit sehr fühlbar werdende Mangel an solchen Männern, die zu Consulatsdiensten im Orient, insbesondere zur Dienstleistung bei der k. k. Internunciatur in Constantinopel mit Erfolg verwendet werden konnten. Das Studium der orientalischen Sprachen bildete daher unter den in dieser neuen Bildungsstätte zu pflegenden Disciplinen den Hauptgegenstand, sowie denn auch die ersten Zöglinge in der türkischen, persischen und arabischen Sprache, in Philosophie, Staatsgeschichte, Rechts- und Polizeiwissenschaft unterrichtet wurden. Director der Anstalt wurde P. Franz, der während seines längern Aufenthaltes in Constantinopel sich eine gründliche Kenntniß der türkischen Sprache verschafft hatte. Außerdem darf nicht unerwähnt bleiben, daß gleich unter den ersten Zöglingen der orientalischen Akademie zwei sich auf das Vortheilhafteste auszeichneten. Dies waren Bernhard Freiherr v. Jenisch (geboren zu Wien 1734), der 1755 als Gesandtschaftsdolmetscher in Constantinopel, 1757 als Grenzdolmetscher in Temeswar, 1772 als Geschäftsträger bei der Pforte fungirte und zuletzt Präfect der kaiserl. Hofbibliothek und geheimer Staatsofficial war, auch in der literarischen Welt rühmlichst bekannt ist; und zweitens Franz Maria Freiherr v. Thugut, in demselben Jahre wie Jenisch zu Linz von armen Aeltern geboren. Derselbe wurde Zögling der orientalischen Akademie im Jahre 1752. Schon zwei Jahre darnach wurde er als Sprachknabe (Dolmetschgehülfe) nach Constantinopel geschickt, worauf er 1757 Dolmetsch, 1769 Geschäftsträger bei der Pforte, 1770 Resident und 1771 kaiserl. Hofrath und Internuntius, auch 1774 in den Freiherrnstand erhoben und in der späteren Zeit zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht wurde, daher wir auch in unserer Darstellung mehrfache Gelegenheit finden werden, auf ihn zurückzukommen.

Eine weitere Betrachtung der vielfachen Veränderungen, welche Maria Theresia im Verlaufe der Zeit mit den einzelnen Departements der gesammten Staatsverwaltung vornahm, führt uns ferner auf

die, wie schon früher erwähnt wurde, ihren Centralpunkt in dem Hofkriegsrathe fand. Zunächst müssen wir nun hierbei wieder auf unsere obige Darstellung (vergl. S. 194 ff.) verweisen, wo nicht blos darauf hingewiesen wurde, wie die Verbesserungen, welche Maria Theresia im Militärwesen ihrer Staaten gleich nach Uebernahme der Regierung vornahm, blos palliativer Natur waren und solches naturgemäß bleiben mußten, bis eine vollständige Umgestaltung des Finanzwesens eintrat, sondern auch wie dann, als diese Umgestaltung wirklich eingetreten war, die hohe Frau zum weiteren Emporbringen, zur Verbesserung und soliden Ausbildung des Militärwesens auch Radicalmittel zur Anwendung zu bringen wußte. Indem wir daher hier nur mit einem kurzen Worte nochmals daran erinnern, wie schon nach Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges nicht blos in Bezug auf Stellung und Aufbringung der nöthigen Militärkräfte, sondern auch in Rücksicht auf deren Verpflegung tiefgreifende Reformen vorgenommen wurden, wie ferner schon damals und im weiteren Verlaufe der Jahre Maria Theresia unter Beihülfe tüchtiger und erfahrener Rathgeber auf's Eifrigste bemüht war, dem ganzen Kriegerstande ihrer Monarchie an seinen Häuptern und Gliedern eine erhöhte Bildung zu verschaffen, und wie endlich diese erhöhte Sorge für das Militärwesen sich selbst auch auf die Organisation der einzelnen Truppentheile erstreckte, fügen wir dem nunmehr nur noch diejenigen Neuerungen und Reformen bei, welche bei'm Militärwesen in irgend einer der eben berührten Beziehungen in späterer Zeit vorgenommen wurden und lassen dann schließlich die Umgestaltung vor uns treten, welche im Einklang sowohl mit diesen Reformen als mit dem ganzen Neubau des Staates auch mit dem obersten Organ der Militärverwaltung, dem Hofkriegsrathe, vorgenommen wurde.

Was so zuerst die Stellung und Aufbringung der nöthigen Militärkräfte anlangt, so haben uns schon die Zeiten des siebenjährigen Krieges erkennen lassen, einen wie großen Einfluß das neue, schon oben näher beschriebene System auch auf die numerische Stärke der in der gesammten österreichischen Monarchie aufbringbaren Truppenzahl äußerte. Ganz ausführliche und specielle Berechnungen gibt hierüber Wolf, der, gestützt auf die Angaben der „österreichischen militärischen Zeitschrift" und anderer von ihm namhaft gemachten Quellen über den

Stand der österreichischen Armee vom Jahre 1673 an bis in die späteren Regierungsjahre Maria Thereſia's auf's genaueſte berichtet. Nach dieſen Angaben, die übrigens auch in den Fürſt'ſchen Papieren Beſtätigung finden, konnte man die öſterreichiſche Armee in Friedenszeiten auf 200,000 Mann ſchätzen, wozu Fürſt noch die Bemerkung fügt: „Ich habe mir nie einen genauen Etat der Ausgaben für die Armee verſchaffen können, ſo daß ich nicht angeben könnte, was Alles bis auf Heller und Pfennig koſtet; doch weiß ich ſehr poſitiv, daß die Kaiſerin in Friedenszeit 14 Millionen Gulden auf die Armee wendet ein paar Tauſend mehr oder weniger." Die Dienſtzeit der öſterreichiſchen zum Militär ausgehobenen oder freiwillig eintretenden Unterthanen übrigens war lebenslänglich; doch gab es ſchon in der Thereſianiſchen Zeit Beurlaubungen auf unbeſtimmte Zeit, und ſolche gemeine Soldaten, denen ein Haus oder Grundſtück zufiel, konnten gegen Stellung eines anderen Mannes ſelbſt entlaſſen werden. Von den hiermit in engem Zuſammenhange ſtehenden Neuerungen dagegen nennen wir nur die im Intereſſe des Staates wohlbegründete Verordnung von 1752, wonach fremde Werber, wenn ſie in Oeſterreich betreten würden, mit dem Strange beſtraft werden ſollten. Nicht unerwähnt mag endlich hier bleiben, daß im Jahre 1760 zur Vermehrung des Glanzes des kaiſerlichen Hofes die königlich ungariſche Leibgarde und 1764 die adelige Arcierengarde, beſtehend aus 4 Officieren, 6 Wachtmeiſtern, 53 Gardiſten (die Officiersrang haben) und dem Stabe, errichtet wurde.

In Bezug auf die Verpflegung der Truppen iſt, da wir uns auch hierbei auf das Weſentlichſte beſchränken, zur Vervollſtändigung des von uns ſchon früher Bemerkten ebenfalls nur Weniges beizufügen. Von weitgreifenden Folgen war in dieſer Beziehung die in das Jahr 1755 fallende Errichtung von drei Hauptmagazinen, zur Verpflegung der Truppen in Kriegs- und Friedenszeiten, in Oeſterreich, Böhmen und Mähren. Ueber die zu Gunſten der Cavallerie in's Leben gerufene Anlegung von Geſtüten iſt ſchon oben geredet worden, nur muß hierbei noch einer andern ſpätern, mit dieſen Inſtituten im engſten Zuſammenhange ſtehenden Einrichtung gedacht werden. Das iſt die in das Jahr 1777 fallende Verordnung, wonach im Bereiche der ganzen Monarchie eine genaue Aufnahme des Viehbeſtandes anbefohlen wurde, eine Maßregel, welche urſprünglich ebenfalls einem rein militäriſchen Zwecke, der Erleichterung der Truppenbewegungen, diente, aber ſelbſtverſtändlich auch auf andere Bereiche des Staatslebens, auf Landwirthſchaft, Handel und Verkehr weſentlich einwirkte.

Endlich möge hier nur noch einer, freilich schon der Militärverwaltung Joseph's II. angehörenden Verfügung gedacht werden. Das war die in das Jahr 1771 fallende Erneuerung des Elisabethordens. Derselbe war von Maria Thereſia's Mutter, der Kaiserin Elisabeth Christine, im Jahre 1750 für 20 Officiere vom Obersten aufwärts, die dem Hause Oesterreich 30 Jahre treu gedient hatten, gegründet worden. Maria Thereſia setzte 1771 die Zahl der Mitglieder auf 21 fest und bestimmte, daß die ersten sechs als lebenslängliche Pension 1000, die folgenden acht 800, die letzten sieben 500 Gulden erhalten sollten. Ordenszeichen ist: ein mit Gold eingefaßter Stern, mit acht halb roth halb weiß eingefaßten Spitzen. In der Mitte auf einem Oval befinden sich eine goldene Kaiserkrone und die Namenszüge E. C. und M. T., darunter die Umschrift: „M. Theresia parentis gratiam perennem voluit.“ Das Kreuz wird an einem schwarzseidenen Bande an der linken Seite im Knopfloch getragen.

Was endlich den Hofkriegsrath, oder das Organ für die oberste Verwaltung der militärischen Interessen, anlangt, so ist über die Functionen desselben gleichfalls schon oben das Bemerkenswertheste gesagt, auch im Verlaufe unserer Darstellung mehr als zur Genüge darauf hingewiesen worden, wie dadurch, daß selbst die Oberfeldherren im Felde an die Weisungen des Hofkriegsrathes gebunden waren, leider nur zu oft siegverheißende Unternehmungen gelähmt, oder auch gänzlich vereitelt wurden. Diese Machtvollkommenheit blieb dem Hofkriegsrathe leider auch im weiteren Verlaufe der Zeit; dagegen erhielt der innere Organismus desselben nach einer Verordnung vom 28. März 1753 eine totale Umgestaltung. Hiernach zerfiel derselbe in drei Departements: in die Abtheilung für das sogenannte militare politicum-publicum, für das judiciale und für das oeconomicum. Im ersten Departement, welches übrigens unmittelbar unter dem Präsidenten stand, amtirten sieben Hofräthe, Sekretäre, eine Kanzlei und Regiſtratur. Das zweite war der oberste militärische Gerichtshof, sowohl in civilrechtlichen als in peinlichen Sachen, daher unter ihm die Regimentsgerichte (jedes Regiment hatte ein solches) und das gemischte Militärgericht in jeder Provinz stand. Das Regimentsgericht leitete unter dem Vorsitze des Obersten oder des nächsten Officiers im Range der Auditor. Unter den gemischten Militärgerichten dagegen (judicia delegata militaria mixta), oder den Gerichtshöfen für Civil- und Militärpersonen standen alle Militärpersonen, welche in keinem Regimente dienten oder von demselben entfernt waren, Generäle und

Oberste, wobei nur noch zu bemerken ist, daß die Grenzen der Civil- und Militärgerichtsbarkeit durch ein besonderes Gesetz von 1762 genau bestimmt waren. Die Appellation aber ging an den Hofkriegsrath. Ueberdies wurde im Jahre 1761 auch noch ein eigenes Generalkriegscommissariat errichtet, dessen Präsident der Graf Johann Karl von Chotek war, doch wurde dieses Institut mit dem Departement in publicis des Hofkriegsrathes vereinigt. Das dritte Departement endlich leitete, wie schon der Name angibt, die ökonomische Verwaltung.

Dem Hofkriegsrathe waren überdies untergeordnet: die Generalcommandanten in den Provinzen, das Generaldirectorium des Ingenieurcorps und Fortificationswesens, das Feld- und Hausartilleriezeugamt, das Kriegscommissariat, die Garden, die Akademien, die Verpflegungsanstalten, die Pulver- und Saliterwesenshofcommission, das Oberschiffamt für die Donauflotille, sowie überhaupt Alles, was auf das Militärwesen irgend Bezug hatte, nur nicht die Verleihung des Maria-Theresia-Ordens und die Ernennung zu den höheren Militärgraden.

Inneres, Justiz und Finanzen.

Schon aus unserer bisherigen Schilderung des Thereſianiſchen Reformenweſens werden unſere Leſer erkannt haben, daß ſich daſſelbe wohl auf einen leitenden Grundgedanken ſtützte, nicht aber nach einem in beſtimmter Linie vorgezeichneten Plane in's Werk geſetzt wurde. Wie ſchon in ſeinen erſten Anfängen, namentlich in Bezug auf das Militärweſen, ſo wuchs daſſelbe, indem es ſich ſtets auf thatſächliche Zuſtände gründete, auch in ſeinem weiteren Verlaufe bis an ſeinen endlichen Abſchluß aus dem Momente, d. i. aus dem jeweiligen Bedürfniſſe der Zeit heraus. Einen mehr als deutlichen Beweis hierfür liefert ſchon die Organiſation des auswärtigen Amtes. Einen nicht minder deutlichen Beweis hierfür liefert ferner auch die allmälige Umgeſtaltung der inneren politiſchen Verwaltung, ſowie des Juſtiz- und Finanzweſens. Ja, gerade nach dieſen drei verſchiedenen Seiten hin geſtaltete ſich der ſtaatliche Um- und Neubau Maria Thereſia's in ſo ganz eigenthümlicher, mit dem jeweiligen Bedürfniß der Zeit immer gleichen Schritt haltender Gruppirung, und dabei erſcheinen gerade dieſe, den genannten drei Zweigen des großen Staatslebens angehörende Reformen, ſowohl gleich in ihrem Entſtehen, wie in ihrer weiteren allmäligen Entwickelung, ſo eng und untrennbar mit einander verbunden und in ihren wechſelſeitigen Beziehungen zu einander ſo ineinander hinein und mit einander verwachſen, daß, will man nicht Gefahr laufen, den Faden des hiſtoriſchen Zuſammenhangs zu verlieren, eine detaillirte Darſtellung derſelben in ſcharfer nach beſonderen Rubriken geordneter Abgrenzung faſt zur Unmöglichkeit wird.

Dessenungeachtet wagen wir diesen Versuch, da, wie es uns scheint, nur auf diesem Wege eine rechte Uebersicht über das ganze Theresianische Reformwerk gewonnen werden kann.*)

Zunächst muß nun da in der Zeit um ein Bedeutendes zurückgegriffen werden, und zwar bis in die letzten Jahre des österreichischen Erbfolgekrieges, der im Frieden von Aachen zwar zu einem ganz anderen Resultate führte, als die Gegner Maria Theresia's erwartet hatten, bei alledem aber in seinem Verlaufe wesentliche Mängel und Schwächen der österreichischen Gesammtmonarchie nur zu sehr bloß gelegt hatte und in seinem Endresultate in Marien Theresien doch ein Gefühl der Demüthigung und bitterer Kränkung zurückließ. Denn wurde auch in dem blutigen Kampfe dem österreichischen Staate seine alte Machtstellung gerettet, während außerdem durch den Kampf in die verschiedenen Völker des österreichischen Staatsverbandes das gar nicht hoch genug anzuschlagende Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit kam, so trat dennoch Maria Theresia nicht blos mit einem Verluste an Land, sondern auch mit der tiefschmerzenden Demüthigung aus dem Kampfe, daß der endliche Friede ihr von den Seemächten im Einverständniß mit Frankreich dictirt worden war. Indeß war unsere Heldin nicht die Frau, die bei solchen Erfahrungen ohne Weiteres hätte Ruhe fassen können, ohne zugleich, um für eine bessere und gesichertere Zukunft die rechte Bürgschaft zu gewinnen, für eine Beseitigung der im Laufe der Kriegsjahre offenbar gewordenen Gebrechen ihres Staates selbst mit thätig zu werden. Und so wurde Marien Theresien, wie wir schon in unserer früheren Darstellung ausführlich darzuthun suchten, die genannte Kriegszeit eine Schule der Erfahrung, in der sie sich nicht nur über die bestehenden Mängel und Gebrechen des österreichischen Staatslebens, sondern auch über die zu deren allmäliger Beseitigung in Anwendung zu bringenden Heilmittel klar wurde. Mit dieser Erkenntniß war aber gleichzeitig auch eine andere in ihr gereift, und diese war für die weitere Zukunft maßgebend. Das war die Gewißheit, daß zu einer solchen von ihr für nothwendig erkannten Neugestaltung des Staates die Kräfte der Männer, welche ihr jener Zeit noch als nächste Rathgeber zur Seite standen, nicht ausreichten,

*) Auch in diesen Abschnitten ist Wolf wieder unser vorzüglichster Führer gewesen, der übrigens hier ebenfalls wieder besonders rubricirt. Außerdem vergl. hierzu abermals die schon mehrfach citirten von Ranke mitgetheilten Angaben des Großkanzlers von Fürst.

und daß sonach ihre erste Aufgabe darin bestehe, solche Männer ausfindig zu machen, die nicht blos ihres unbedingten, ganzen Vertrauens würdig, sondern auch der ihnen zuzutheilenden Aufgabe gewachsen erschienen.

Also sehen wir von jener Zeit an in dem österreichischen Staatsleben nach und nach Männer in den Vordergrund treten, die mehr oder weniger als Repräsentanten des neuen Systems erscheinen, oder wenigstens in den ihnen angewiesenen Sphären an dem staatlichen Neubau mit thätig wurden. Und das sind denn die Männer, von denen wir die größten und einflußreichsten unseren Lesern bereits namhaft machten. Derjenige aber, mit dem wir es vorzugsweise hier zu thun haben, ist Graf Haugwitz, der durch seine Umgestaltung des alten Finanzsystems zugleich auch der Reformator der inneren politischen Verwaltung und dadurch wieder mittelbar der Begründer einer neuen Ordnung in der Gerechtigkeitspflege wurde, daher denn Maria Theresia gar wohl ein Recht hatte, nach seinem Ableben an dessen Gemahlin die schon oben mitgetheilten Worte zu schreiben: „er allein hat den Staat 1747 aus der Confusion in Ordnung gebracht."

Bei näherer Betrachtung der Geschichte der einzelnen Regierungsjahre Maria Theresia's erhält man sofort darüber Aufschluß, warum die edle Frau in diesem ehrenden Nachrufe speciell des Jahres 1747*) gedenkt. Das war die Zeit, in welcher die Militärreformen bereits in vollem Flusse waren, schließlich aber doch mehr und mehr die Gewißheit zu Tage trat, daß in Bezug auf eine Neugestaltung des Militärwesens man sich immer nur mit halben Maßregeln begnügen, immer nur palliativ werde verfahren müssen, so lange nicht in Bezug auf die finanzielle und innere politische Verwaltung des Staates wesentliche und durchgreifende Reformen würden in's Leben getreten sein. Da griff Haugwitz zum ersten Male mit starker, neuordnender Hand in das Getriebe der großen Staatsmaschine, verschaffte durch den Zeitverhältnissen angemessene und tiefdurchdachte Finanzmaßregeln der Regierungsgewalt eine freiere Bewegung, bereitete dadurch allgemach die nachher eintretende totale Umwandlung der inneren politischen Verwaltung des Staates vor und legte so, wie seine dankbare Monarchin ihm in's Grab nachrief, den sicheren Grund zur — Rettung

*) Beiläufig mag wenigstens nur daran erinnert werden, daß Haugwitz's siegreicher Kampf mit den Ständen, die sich sträubten, die Naturalleistungen für die Armee in Geld umzuwandeln, in das Jahr 1747 fällt.

des Staates. Es kann selbstverständlich nicht in unserem Plane liegen, diese vorbereitenden, die totale Umgestaltung der inneren Verwaltung, der Justiz und des Finanzwesens einleitenden Finanzmaßregeln Haugwitz's alle namentlich aufzuführen, sowie denn auch Maria Theresia, als sie jene denkwürdigen Worte niederschrieb, schwerlich an eine einzelne bestimmte, von Haugwitz in's Leben gerufene Neuerung oder Einrichtung, sondern gewiß nur an die ganze amtliche Thätigkeit des Mannes bei seinem ersten Auftreten in den höchsten Kreisen des Staatslebens dachte. Mit um so schärferer Markirung muß dagegen auf die Maßregel hingewiesen werden, wodurch die oben berührte Totalumgestaltung des Staatslebens nach den genannten drei Richtungen hin wirklich ermöglicht wurde. Der Tag, an welchem Solches geschah, war der 14. Mai 1749.

Schon oben ist bemerkt worden, daß die eigentlichen Ministerien, in deren Händen die Oberleitung der Geschäfte ruhte, seit alter Zeit die Hofstellen waren, und ebenso sind schon oben die Hofstellen angegeben worden, welche Maria Theresia beim Antritt ihrer Regierung vorfand. Es waren dies die Hof- und Staatskanzlei für die auswärtigen Geschäfte, der Hofkriegsrath für die Leitung des Militärwesens, die Hofkammer mit der Bancodeputation für die Finanzen, ferner vier Hofkanzleien, die österreichische, böhmische, ungarische und siebenbürgische für die politischen und Justizgeschäfte, und endlich der italienische und niederländische Rath. An dem oben genannten Tage erschien in einem Beiblatte der Wiener Zeitung die wichtige Verordnung, wonach die böhmische und österreichische Hofkanzlei mit einander vereinigt und die Trennung der Justiz von den politischen Gegenständen vorgenommen wurde, eine Maßregel, die von Haugwitz ausging und zu einer völlig neuen Staatsverwaltung den Grund legte. Während nunmehr für die Justizsachen eine oberste Justizstelle geschaffen wurde, gelangten alle anderen Landesangelegenheiten, mit alleiniger Ausnahme der militärischen und auswärtigen Geschäfte, mithin alle politischen Gegenstände, sowie alle Geschäfte, die in das Gebiet der Finanzen, des Handels und der Gewerbe gehörten, an das sogenannte große: „Directorium in publicis et cameralibus“ (Ministerium des Innern), dessen Chef Haugwitz selbst wurde. Tags nach der Publication dieser Verordnung kam Maria Theresia selbst nach Wien, um den neuen Ministern des Innern und der Justiz den Eid abzunehmen.

Eine weitere Verordnung trat dann im Jahre 1762 ein, wo die Finanzsachen

wieder von der politischen Verwaltung getrennt und der Hofkammer zugewiesen, statt „Directorium" aber der Name „k. k. vereinigte böhmisch-österreichische Hofkanzlei" angenommen wurde, deren Chef „böhmischer oberster und österreichischer erster Kanzler," kurzweg „Oberstkanzler" hieß. Als solcher fungirte aber nach Haugwitz vom Jahre 1762 an Graf Rudolph Chotek, und von 1771 an Graf Hatzfeld. Vicekanzler waren zuerst Bartenstein,*) dann Graf Wrbna, Hatzfeld und 1771 Graf Leopold Kolowrat. Den Dienst dagegen versahen neun Hofräthe, sechs Hofsekretäre, acht Concipisten mit der Registratur und Kanzlei.

In gleicher Weise wie bei den Hofkanzleien vollzog darauf Haugwitz die Trennung der Justiz von der Verwaltung bei den Provinzialbehörden. Während den Regierungen nur noch die Justizsachen verblieben, wurden für alle übrigen Angelegenheiten Finanzkammern unter dem Namen von „Deputationen," später „Repräsentationen" errichtet, Corporationen, die sich ausschließlich der Verwaltung der Provinzen und namentlich der Finanzverwaltung unter der Oberleitung des Directoriums zu widmen hatten. Und dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß Haugwitz übrigens es auch verstand, in diesem Departement einen Geschäftsgang zu begründen, der sich ebenso sehr durch Zweckmäßigkeit, wie durch Exactität rühmlichst auszeichnete. Fürst erzählt uns hierüber in seinen Papieren: „Am Mittwoch werden die eingelaufenen Sachen an die Räthe vertheilt. Freitag müssen sie dieselben im Haus haben. Alle Montage ist große Sitzung, in der sie darüber referiren; oft arbeiten sie an diesem Tage auch nach Tisch bis um 8 Uhr. Den Dienstag hat nun Graf Haugwitz hierüber Vortrag bei der Kaiserin, die unverzüglich ihre Entschließung zu fassen pflegt; den nächsten Montag muß die Kanzlei Alles expedirt haben. Bei dieser Einrichtung behalten die Herren vom Directorium doch auch noch manchen Tag frei."

Eine weitere Verzweigung fand nun die innere politische Verwaltung in den schon oben einmal erwähnten Kreisämtern, welche bis in die Theresianische Zeit über die öffentliche Sicherheit zu wachen hatten, das Recht der Krone und der Stände wahrten, die Steuern einhoben, das Aufgebot, die Verpflegung des Militärs und die Durchmärsche zu leiten hatten, von Maria Theresia aber ebenfalls, namentlich in sofern eine neue Organisation**) erhielten, als das Institut

*) Vergl. oben S. 214.

**) Vergl. Wolf S. 240 ff.

der Kreisämter und die Thätigkeit der Kreishauptleute rein staatlich wurde. Und hiernach hatten nun die Kreisämter, als die Mittelbehörden zwischen den Grund- und Ortsobrigkeiten und den Länderstellen, „über Einführung aller Regierungsanstalten in ihren Kreisen, über die Vollziehung der Gesetze zu wachen und vorzüglich den Unterthanen gegen ihre Herrschaft Hülfe zu leisten," Befugnisse, die, wie Wolf mit Recht hervorhebt, das Institut der Kreisämter zum wichtigsten der gesammten Verwaltung machte. „Hier stand," wie derselbe treffend bemerkt, „der Staat auf dem realen Boden für alle seine Zwecke. Die Kreisämter standen in nächster Berührung mit allen Erscheinungen der Volksgesellschaft, mit den Gestaltungen des gemeindlichen Lebens, jenen wichtigen Elementen des Staats und der Gesellschaft, von denen die Verwaltung in die Tiefen des Volkslebens vermittelt wurde. Die Kreisämter konnten die Interessen des Volkslebens in ihrem Kern und Umfang nach allen Richtungen hin wahrnehmen, sie konnten den Interessen der Regierung die festeste Stütze geben, sie konnten das corporative Leben, das sich am Grunde des Staates zeigte, beleben, wecken, vergeistigen und mit den nothwendigsten Bedingungen des gänzlichen Umschwungs der Zeit vermitteln. Aus den Reihen dieser Kreishauptleute, welche die Wesenheit des Lebens bei den verschiedenen Stämmen der österreichischen Völker, die natürliche Beschaffenheit des Volkes und des Bodens kennen lernten, sind später die erfahrensten und gediegensten Staatsmänner hervorgegangen."

Endlich erfuhren, wie in der Natur der Sache lag, durch alle diese Reformen in den höhern und höchsten Kreisen der inneren politischen Verwaltung auch die untersten Verzweigungen derselben mannigfache Umgestaltungen und Modificationen; und wird, worauf schon mehrfach hingewiesen worden ist, in dem segensreichen Walten Maria Theresia's, wo dasselbe nur immer einen bestimmten Ausdruck finden mochte, das Streben nach Einheit und Gleichmäßigkeit, sowie ein überaus wohlwollendes Sichaccommodiren an gegebene Verhältnisse sichtbar, so ist dasselbe vornehmlich in der mannigfaltigen Umgestaltung der den Kreisämtern unterstehenden Organe zu erkennen, in deren Händen die Verwaltung der städtischen Gemeindewesen ruhte. Ein großer Theil dieser, das vielgestaltete Communal- oder Gemeindewesen betreffenden Reformen kann freilich nur erst vollgewürdigt und in seiner ganzen, der damaligen Zeit zu Gute kommenden Tragweite begriffen werden, wenn man zugleich die Geschichte des betreffenden und dabei in Frage kommenden Gemeindewesens kennt, indem der Standpunkt,

von welchem aus die betreffende Reform betrachtet werden muß, nirgend mehr wechselt, als gerade hierbei. Allein hierauf näher einzugehen, würde mit dem ganzen Plane unseres Werkes im Widerspruch stehen, uns in unserer Darstellung von dem uns gesteckten Ziele zu weit abführen und hier um so mehr am unrechten Orte sein, da es sich hier eben nur um einen Hinweis darauf handelt, wie Maria Theresia mit ihren Staatsmännern nicht blos in den höheren Verwaltungssphären, sondern auch in Bezug auf die Zustände in den Communalverfassungsangelegenheiten mehr und mehr auf eine Concentration hinarbeitete, um der Regierung auch in diesen Kreisen eine freiere Bewegung zu verschaffen und namentlich die Gerichtsbarkeit und die höhere Polizei nach und nach in die Hände des Staats zu bringen. Wir begnügen uns daher mit einer Aufführung der wichtigsten*) der hierher gehörigen Erlasse, wollen aber dabei im Voraus nicht unerwähnt lassen, daß mancher wichtigen Neuerung, die wohl ebenfalls schon hier mit hätte genannt werden können, erst weiter unten gedacht werden wird, wenn wir über das Justiz- und Finanzwesen, über Handel, Industrie und Gewerbe und die dahin einschlagenden Zweige des großen Staatslebens reden werden.

Ein Gesetz vom 7. Juni 1749 verordnete in Ansehung der vielen landesfürstlichen Städte des Landes ob der Enns: daß, wenn die Stadtschreiber- oder Syndicusstellen in Erledigung fallen sollten, deren Ersetzung zwar wie bisher more consueto durch ordentliche Wahl vorgenommen, der neue electus aber nicht eher zur Activität gelassen werde, er sei denn vorher von der königlichen Repräsentation und Kammer confirmirt worden.

Ein Hofdecret vom 19. Aug. 1750 verbot in Ansehung der Sachen der Marktregulirungen, welche damals im Werke waren, Deputationen ohne vorher eingeholte Bewilligung an das a. h. Hoflager zu schicken, wobei zugleich einige allgemeine Maximen für ähnliche Fälle aufgestellt wurden.

Eine Verordnung vom 3. Jan. 1752 untersagte den Städten die Abreichung der herkömmlichen Geschenke an die Regierungsstellen.

Ein Gesetz vom 7. Jan. 1754 lautete: „Bei den in Städten und Märkten

*) Wir folgen hier der trefflichen Darstellung des Oberlandgerichtsraths Beidtel, dessen Forschungen über diesen Gegenstand in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, und zwar Bd. VIII. und IX. Wien 1852 und 1853 zu finden sind, dieselbe Quelle, die auch Wolf benutzt hat. Bei Sporschil finden sich die hierher gehörigen Reformen zerstreut.

obwaltenden Gebräuchen und Unordnungen in Ansehung der Polizeigeschäfte werden sämmtliche Städte und Märkte erinnert, daß den jeden Orts sich befindenden Zünften wohlerfahrene Männer als Commissäre vorzustellen, über alle politischen Vorfälle und Veranlassungen ein Protokoll zu führen und dasselbe namentlich dem Kreisamte zur Einsicht einzureichen und in erheblichen Gegenständen die höhere Entscheidung zu gewärtigen sei." Dieses Gesetz setzte die Zünfte in größere Abhängigkeit; jener Theil desselben, welcher die Errichtung von Protokollen über alle politischen Vorgänge und Veranlassungen betrifft, wurde aber bald von der Praxis so ausgelegt, daß das mündliche Verfahren über viele gerichtliche und polizeiliche Gegenstände, in Ansehung derer man früher höchstens die Resultate schriftlich aufzeichnete, aufhörte und das schriftliche stattfand. Besonders war die Wirksamkeit der Bauerngerichte in den Dörfern dadurch getroffen.

Gegen den Wunsch der Städte wurde mit dem Hofdecret vom 29. Januar 1754 die Conscription „in den gesammten deutschen Erblanden" eingeführt. Zu Wien wurde am 26. Juni 1754 auch eine den damals neucreirten Polizeicommissären ertheilte Instruction kundgemacht. Mit dem Hofdecret vom 29. Jan. 1757 kam die Baupolizei mehr an die Landesstellen.

Ein Gesetz für Böhmen vom 22. Juli 1765 erklärte, von dem damals im Lande bestandenen 378 Halsgerichten würden nur 24 beibehalten, und die Ortschaften, welche die Criminalgerichtsbarkeit verlieren, hätten bestimmte jährliche Geldbeiträge an den Criminalfond zu leisten.

Die für die Städte so wichtigen Dienstbotengesetze wurden im Erzherzogthum Oesterreich durch eine Dienstbotenordnung vom 12. Aug. 1765 abgeändert, ohne die Städte zu fragen.

Mit dem Patente vom 18. Novbr. 1768 wurden die Zerstückelungen der für die kleinen Orte sehr wichtigen Gemeindeweiden angeordnet.

Als 1770 die ersten Schritte zur Einführung der Normalschulen in den großen Städten geschehen und mit der allgemeinen Schulordnung vom 6. Dcbr. 1774 das gesammte Volksschulwesen in die Hände der Regierung kam, verloren die Gemeindeobrigkeiten dabei viel von ihrem ehemaligen Einfluß auf diesen Gegenstand. Ein Hofdecret vom 29. März 1776 begünstigte auch bereits in einem hohen Grade die Gewerbefreiheit, und ein anderes vom 13. Juni 1778 wollte eine allmälige Abstellung der verkäuflichen Gewerbe.

So weit unser Berichterstatter, und bedarf es wohl nicht erst noch einer

besonderen Beweisführung, daß durch solche und zahlreiche andere auf denselben Gegenstand Bezug habende Reformen für Erreichung der diesen Reformen zu Grunde liegenden Absicht, vor allem die Gerichtsbarkeit und die höhere Polizei nach und nach in die Hände der Regierung zu bringen, erreicht werden mußte. Nur mag noch die Bemerkung hier einen Platz finden, daß gerade nach dieser Richtung hin, in dem Bemühen, in das vielgestaltete Gemeindeleben in den verschiedenen Theilen der Monarchie eine größere Gleichmäßigkeit zu bringen und dasselbe den Bedürfnissen, Bestrebungen und Ansichten der Zeit mehr und mehr conform zu machen, Maria Theresia verharrte bis an das Ende ihrer Tage, sowie denn auch der Versuch, zu Gunsten einer besseren politischen und Justicialverfassung modificirte Gemeindeverfassungen in's Leben zu rufen, in das letzte Regierungsjahr der edlen Frau fällt, und nach ihrem Tode, wie bekannt, von Joseph II. mit aller Energie weiter verfolgt wurde.

Neben den obenerwähnten Reformen dürfen aber auch die nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche in die bäuerlichen Gemeindeverfassungen eingriffen und auch hier wesentliche Veränderungen hervorriefen. Die beste Belehrung hierüber verdanken wir ebenfalls dem nur erst genannten Berichterstatter*), dem wir daher auch in diesem Punkte folgen.

Zunächst muß nun da zum Verständniß des Ganzen ein kurzes Wort über die Zustände vorausgeschickt werden, welche Maria Theresia beim Antritt ihrer Regierung in Rücksicht auf diesen Gegenstand in den (unten in der Note angegebenen) böhmisch-österreichischen Hauptprovinzen vorfand, und zwar sind es da zuerst die Grund- und Feudalherren, auf die wir unsere Aufmerksamkeit zu lenken haben.

Die Macht dieser Feudalherren, welche unter dem Namen „Herrschaften" das Land besaßen, war jener Zeit ziemlich ausgedehnt. Nicht nur daß ein großer Theil der Landesverwaltung in ihren Händen war, so standen auch die meisten

*) Oberlandgerichtsrath Beidtel in seinem Aufsatze: „Zur Geschichte der Feudalverfassung in den deutschen Provinzen der österreichischen Monarchie unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia." Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften IX. Bd. Wien, 1853. S. 474. Wir geben diesen wichtigen Aufsatz, obgleich es derselbe nur mit den jenerzeitigen Feudalverhältnissen in Oesterreich, Steyermark, Kärnten, Krain, Böhmen, Mähren und Schlesien zu thun hat, dagegen aber auch den Einfluß der hierher gehörigen Reformen auf die Judicial- und Steuerverhältnisse nicht unberührt und uns dabei in das menschenfreundliche, reichgesegnete Walten unserer Heldin einen tiefen Blick thun läßt, in kurzem Auszuge.

Landesbewohner, nämlich die Landleute und die Bewohner der kleineren Städte und Flecken, unmittelbar unter ihnen und nur mittelbar unter dem Landesfürsten. Die Feudalherren jedes Landes bildeten in Verbindung mit einigen privilegirten, unmittelbar dem Landesherrn untergeordneten Gemeinden die Landstände, daher denn auch in den Ständeversammlungen der aristokratische Charakter vorherrschend war. Der Güterbesitz dieser Landstände hieß landtäflicher Besitz, ein landtäfliches Gut hieß Herrschaft (Dominium), der dazu gehörige Boden im Gegensatz zu dem Besitze der Bauern, welcher Rustikalbesitz hieß, Dominicalbesitz, und der Besitzer einer Herrschaft wurde von seinen Unterthanen gewöhnlich selbst die „Herrschaft" genannt. In den Gesetzen hieß er oft auch die Grundobrigkeit oder die Obrigkeit schlechthin, weil mit dem Besitze einer Herrschaft auch das obrigkeitliche Amt verbunden war. Gewöhnlich hatte der Herrschaftsbesitzer viele Grundstücke und nutzbringende Rechte oder Ehrenrechte, worunter folgende die bemerkenswerthesten waren:

1) Die Verwaltung der Justiz und Polizei nach den Ortsgewohnheiten und Landesgesetzen. Besaß die Herrschaft die Criminaljustiz, so übte sie solche allein aus.
2) Das sogenannte Collectirungsrecht in Ansehung der Landesabgaben, zufolge dessen die Herrschaft diese Abgaben repartirte und einsammelte, auch in der Zahlung Fristen gewähren konnte.
3) Verlieh die Herrschaft die Bauerngründe, in so fern sie verfassungsmäßig ihrer Verfügung unterlagen, in einigen Provinzen als Eigenthum, in anderen zur bloßen Nutznießung, wodurch, da selbst im ersteren Falle der Herrschaft das Obereigenthum und zufolge desselben Heimfallsrechte blieben, der Landmann in Ansehung seiner Grundstücke sehr beschränkt war.
4) In der Regel war der Bauer zu Gunsten der Herrschaft zu Frohnen (Roboten) verpflichtet,
5) hatte die Herrschaft auch auf Abgaben der Bauern ein Recht, und bestanden dieselben in Eiern, Hühnern, Garngespinnst, oft auch in einem Theile von Feldfrüchten, Veränderungsgebühren ꝛc.
6) in den Provinzen endlich, wo die Leibeigenschaft bestand, konnte der Bauer von dem Herrschaftsbezirke nicht wegziehen und ohne Zustimmung der Herrschaft weder heirathen, noch seine Söhne auf ein Handwerk geben oder überhaupt einem andern Stande widmen. Ja, manche Uebertretungen

der Bauern konnten die Herrschaften aus eigenem Rechte selbst mit Zuchthausstrafe ahnden.

Die Lage des Landmanns war sonach, wie aus den eben erwähnten Einrichtungen wohl mehr als zur Genüge hervorgeht, eine äußerst gedrückte, wogegen auf der andern Seite der Grundherr in der Frohnarbeit der Bauern nichts weniger als Befriedigung finden konnte. Eine Umgestaltung dieser Verhältnisse erschien daher ebenso wünschenswerth wie nothwendig, und bediente sich die Regierung, als sie hierbei nicht blos im Interesse ihrer Gewalt und ihrer Finanzen, sondern auch aus Humanitätsrücksichten reformirend einzugreifen anfing, eines dreifachen Mittels.

Die erste Aufgabe zu Erreichung dieses Zweckes war, die Grundsteuer, welche vor 1743 unter die verschiedenen Provinzen und die einzelnen Grundbesitzer oft sehr ungleich vertheilt gewesen war, auf ein festes, billiges Verhältniß zu bringen. Zu diesem Ende erfolgte die Rectification des Katasters (1748), wodurch der sogenannte Theresianische Kataster entstand, welcher bis in die neuere Zeit der Einholung der Grundsteuer zur Grundlage diente.

Der zweiten, diesem Zwecke ebenfalls dienenden Maßregel, der Einführung der Kreisämter, welche bei vorkommenden Bedrückungsfällen den Unterthanen gegen ihre Herrschaften Hülfe zu leisten hatten, ist schon oben gedacht worden; nur mag hier noch beigefügt werden, daß die Kreisämter sich bald das Zutrauen der Bauern erwarben, und das Ansehen und der Einfluß der Kreisämter mehr und mehr Boden gewann, je vielgestaltiger ihr Wirkungskreis wurde und je mehr durch ihre Vermittelung namentlich auf weitere Einschränkungen der herrschaftlichen Gewalt hingearbeitet wurde. So wurde z. B. mittelst des Gesetzes vom 7. Juni 1754 bei allen wichtigeren Angelegenheiten, die Aufnahme von Protokollen angeordnet, sowie ferner durch ein Gesetz vom 22. December 1769 bestimmt, daß, wenn von Seiten der Herrschaft gegen den Bauer auf Zuchthausstrafe erkannt werde, zur Vollziehung der Strafe die kreisamtliche Bestätigung nothwendig sei. Ja noch wichtiger und noch tiefer greifend war das Patent vom 6. Febr. 1776, wonach es jedem herrschaftlichen Unterthan freigestellt wurde: „die grundbücherliche Einkaufung seiner dermal de quanto et quali schon rectificirten und in dem Steuerkataster radizirten Gründe bei seiner Obrigkeit (Herrschaft) anzuverlangen, welche ihm hierzu mit den leidlichsten und allgemächlichsten Fristzahlungen unter den im Kataster ausgewiesenen Grund-

zinsen behülflich sein wird," eine Verordnung, durch welche die Bauern, insofern sie damals noch nicht das unbedingte nutzbare Eigenthum ihrer Gründe gehabt hatten, erbliche nutzbare Eigenthümer wurden. Die Contrakte hierüber mußten dem Kreisamte, welches gegen Ueberbürdung der Bauern zu wachen hatte, zur Genehmigung vorgelegt werden.

Am unmittelbarsten dagegen wirkte endlich drittens auf die Veränderung des Verhältnisses zwischen der Herrschaft und dem Landbauer das Eingreifen der Regierung in die bestehenden Urbarial- und Robotverhältnisse, durch ihre zahlreichen Urbarial- und Robotpatente, bei deren Vollzug zugleich die Kreisämter den wichtigsten Einfluß auf die Unterthansverhältnisse gewannen. Als einleitende Maßregel erscheint hierbei die Einsetzung einer eigenen Urbarialhofcommission durch Hofdecret vom 4. Octbr. 1771, welche, wie es in dem Decret hieß, „die dermal bestehenden Urbarialschuldigkeiten auf jeder Herrschaft und jedem Gute einzusehen und zu untersuchen und zufolge der ertheilten Instructiion entweder zu bestätigen oder abzuändern, in einem oder dem andern Falle aber für jede Grundobrigkeit und Gemeinde neue Urbarien zu errichten, auszufertigen und herauszugeben" hatte. Nachdem nun hierdurch die Regierung zunächst genaue Kenntniß darüber erhalten hatte, was die Herrschaften zu fordern und die Unterthanen zu leisten hatten, konnte sie nun auch zur Erleichterung des Bauernstandes die nöthigen Schritte thun, zu welchem Ende sie einen dreifachen Weg eröffnete: indem sie 1) Reluitionen gestattete, 2) für Urbarialschuldigkeiten ein Maximum festsetzte, und 3) durch Robotpatente die Frohnden ermäßigte, oder die Preise bestimmte, um welche dieselben abgelöst werden konnten. Den ersten Weg anlangend, wonach man wünschte, daß der einzelne Bauerngrund gegen die Entrichtung eines angemessenen Capitals oder die Uebernahme einer Geldrente von jeder Art von Leistungen gegen die Herrschaft frei werde, so waren es, indem sich die beiden Parteien nur selten einigen konnten, nur vereinzelte Fälle, wo dieses Mittel in Anwendung gebracht wurde. Den zweiten Weg begründete eine Verordnung vom 7. September 1774, wodurch für die Urbarialabgaben ein Maximum vorgeschrieben wurde. Der Erlaß der zahlreichen Urbarial- und Robotpatente aber endlich erfolgte für verschiedene Provinzen in aufeinanderfolgenden Jahren, und wurde nun in diesen Erlassen das, was nach Verschiedenheit der Verhältnisse von den Frohnarbeitern zu leisten oder zu fordern war, genau festgesetzt. Das Merkwürdigste dieser Ro-

behalten, anderntheils aber auch bestimmt wurde, daß die Bewerber für die Advokatur auf österreichischen Universitäten, und zwar Rechts- und Staatswissenschaften studirt haben mußten, ferner daß solche Bewerber über ihre auf Universitäten sich erworbenen Kenntnisse Zeugnisse beizubringen hätten, daß die Ernennung von der obersten Justizstelle ausginge und Graduirte vor Nichtgraduirten den Vorzug haben sollten. Ebenso wichtig war die in dieselbe Zeit fallende Reduction der Zahl der Criminalgerichte in den Provinzen, wodurch in Böhmen, Mähren, Schlesien viele kleine Städte, Marktflecken und Herrschaften ihre Strafgewalt verloren, weil ihnen die Mittel zu einer guten Bestellung der Criminaljustizpflege durch geprüfte und fähige Gerichtshalter fehlten. Ferner möge hier erwähnt werden der am 10. October 1763 erfolgende Erlaß einer neuen Wechselordnung, wodurch die Wechselgerichte organisirt und eine strengere Justiz sanctionirt wurde, als bisher stattgehabt hatte. Endlich ist auch noch der besonderen Gerichte zu gedenken, welche ausschließlich für die jüdische Bevölkerung der Monarchie bestanden. In Bezug auf diese ließ Maria Theresia in sofern eine Aenderung eintreten, als im Jahre 1754 für die Juden eine eigene „Generalpolizei-, Prozeß- und Criminalordnung" vorgeschrieben wurde.

Von ungleich höherer Bedeutung und tiefgreifendem Einfluß dagegen war Maria Theresia's mit ebenso großem Eifer betriebenes, wie klar ausgesprochenes Bestreben für die vielgegliederte Conföderation der österreichischen Staaten ein gemeinsames Recht zu gewinnen. Das Ganze, das sie bei ihrer Thronbesteigung in den verschiedenen Theilen ihres großen Reichs als gültiges Recht vorfand, gab, wie Wolf treffend bemerkt, ein verworrenes Bild von Culturelementen, socialen und politischen Wandlungen vergangener Jahrhunderte. „Als aber nun Oesterreich begann, aus seinen früheren föderativen Formen herauszutreten, wurde die bestehende Rechtsungleichheit für das Volk wie für den Staat fühlbar." Bereits im Jahre 1753 erging daher an den obersten Gerichtshof eine Verordnung, daß durch Abfassung eines vollständigen Codex allen Provinzen ein sicheres gleiches Recht und eine gleichförmige richterliche Verfahrensart bestimmt werden solle, zu welchem Ende aus den Juristen der verschiedenen österreichischen und böhmischen Erbländer eine Commission zusammengesetzt wurde, welche die verschiedenen Provinzialrechte in Uebereinstimmung bringen und ein neues Gesetzbuch compiliren sollten. Diese Versammlung trat unter dem Namen „Compilationscommission" in Brünn zusammen, wogegen, wie weiter bestimmt

wurde, deren Arbeit, wenn dieselbe vollendet sei, einer „Revisionscommission" vorgelegt werden sollte. Die Art und Weise aber, wie die Compilationscommission ihre Arbeit betreiben sollte, bestimmte eine besondere Instruction, in welcher es hieß: „die Commission soll sich bei Abfassung des Codex rein auf das Privatrecht beschränken, so viel als möglich das bereits übliche Recht beibehalten, die verschiedenen Provinzialrechte, insofern es die Verhältnisse gestatten, in Uebereinstimmung bringen, dabei das gemeine Recht und die besten Ausleger desselben, sowie auch die Gesetze anderer Staaten benutzen und zur Berichtigung und Ergänzung stets auf das allgemeine Recht der Vernunft zurücksehen." Nach einer weiteren Erklärung Maria Thersia's aber sollten die Mitglieder der Commission ermahnt werden, „außer der Gleichförmigkeit der Gesetze und Beschleunigung der Arbeit dafür zu sorgen, daß die in allen Erblanden eingeschlichenen Mißbräuche, Vorurtheile und der Schlendrian der abusive sogenannten Gerichtsordnung und die Verzögerungen abbestellt, und die angefochtene Unschuld wider die gewöhnlichen Advokatenkenntnisse für's Künftige geschützt werde."

So war von Maria Theresia, um nach dieser Seite hin zu einem erwünschten Ziele zu kommen, Alles gethan, was sich ihrerseits irgendwie thun ließ. „Betrachtet man," bemerkt hierbei Beidtel, „mit Aufmerksamkeit diesen Auftrag zur Abfassung eines Gesetzbuches, so sieht man, daß es nicht blos auf die Abfassung eines Buches abgesehen war, welches über die Frage, was ist Rechtens, entscheidet, sondern auch auf die Feststellung des rechtlichen Verfahrens überhaupt, worunter sowohl die Proceßordnung, als auch das Verfahren in Eintrachtssachen begriffen ist. Also sollten nicht nur in Ansehung der Frage, was ist Rechtens, viele Veränderungen geschehen, sondern es sollte auch in Ansehung des Verfahrens, welches vorher nach den Provinzen, Ständen und Gerichten so sehr verschieden war, das Nämliche stattfinden." Leider nur entsprach die Thätigkeit der zur Compilationscommission bestellten Männer nicht den gehegten Erwartungen. Nach einer Frist von drei Jahren war von der Arbeit kaum der erste Theil fertig. Maria Theresia löste daher die Commission auf und berief die thätigsten Mitglieder, den Hofrath Holger und den Prager Professor Azzoni nach Wien. Nach des Letzteren Tode (1760) übernahm Hofrath Zenker die Codification des Civilrechts, Holger dagegen die des Strafrechts. Allein auch dieser Männer Arbeit entsprach den Wünschen und Erwartungen der großen Kaiserin nicht. Das endlich im Jahre 1767 von diesen Männern vollendete, unter dem Namen „bürger-

liches Gesetzbuch" zu Stande gebrachte Werk war fast das Gegentheil von dem, was man gewünscht hatte. Der um die österreichische Gesetzgebung hochverdiente Hofrath Franz von Zeiller sagt darüber: „das vollendete, größtentheils aus dem römischen Rechte und den Commentatoren über dasselbe zusammengetragene, in einem schleppenden Style auf acht starke Foliobände ausgedehnte Werk hatte die weisen Absichten der Monarchin nicht erreicht. Sie gab es der Commission mit folgenden Bemerkungen zurück: 1) soll das Gesetz- und Lehrbuch nicht mit einander vermengt, mithin Alles, was nicht in den Mund des Gesetzgebers, sondern ad cathedram gehört, weggelassen; 2) Alles in möglichster Kürze gefaßt, die casus rariores übergangen, die anderen aber unter allgemeine Sätze begriffen, jedoch 3) alle Zweideutigkeit und Undeutlichkeit vermieden werden; 4) in den Gesetzen soll man sich nicht an die römischen Gesetze binden, sondern überall die natürliche Billigkeit zum Grunde legen, endlich 5) soviel als möglich die Gesetze simplificiren, daher bei allen Fällen, welche wesentlich einerlei sind, wegen einer etwa unterwaltenden Subtilität die Gesetze nicht vervielfältigen."

Die Abkürzung dieses weitschweifigen Gesetzbuches wurde darauf dem Regierungsrath von Horten übertragen, einem Manne, der nachmals unter der Regierung Kaiser Joseph's II. sich als einer der tüchtigsten Juristen seiner Zeit bewährte. Allein auch mit diesen neuen Arbeiten, bei denen sich im weiteren Verlaufe der Zeit selbst die ausgezeichnetsten Juristen, so namentlich der nachmalige Präsident, Professor des Naturrechts Freiherr von Martini, betheiligten, kam man nicht zu dem erwünschten Ziele. Die Arbeiten reichten über die Regierungszeit Maria Theresia's hinaus und fanden erst 1786 einen theilweisen Abschluß, indem in diesem Jahre der erste Theil des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches für die böhmischen und deutschen Länder Oesterreichs erlassen wurde. Der Grund von der Verzögerung resp. Verschleppung dieser wichtigen Arbeit ruhte zum großen Theil in der Schwierigkeit, in die divergirenden Ansichten der dabei betheiligten Juristen aus der alten und aus der neuen Schule Uebereinstimmung zu bringen, zum guten Theil aber auch darin, daß seit dem Jahre 1770 man sich vorzugsweise der Justizorganisation zuwendete, und haben wir bereits oben auf die namhaftesten Resultate dieser Arbeiten hingewiesen.

Besseren Erfolg hatten die von Maria Theresia ebenfalls mit allem Eifer veranlaßten Arbeiten in der Criminaljustiz. Auch hierin, ja hierin vorzugsweise herrschte bis auf die Zeit Maria Theresia's in den verschiedenen Theilen der

österreichischen Monarchie die allergrößte Verschiedenheit. „Von Landschaft zu Landschaft gab es besondere Landgerichts- und peinliche Gerichtsordnungen, welche die Strafen für die „Malefizfälle" und das „peinliche" Verfahren bestimmten, und doch that eine Einheit nirgend mehr noth, als gerade hier. Maria Theresia hatte daher frühzeitig mit dem Befehle für die Abfassung eines gemeinsamen Civilrechtes auch den Befehl für die Ausarbeitung eines Strafcodex erlassen und dieselben Grundsätze vorgeschrieben. Zu der dafür niedergesetzten Commission gehörten: Graf Althann, der geheime Rath Graf Hartig, die Hofräthe Freiherr v. Kannegießer, Cetto v Kronstorf, v. Müllerstorf, G. v. Haan, v. Pelser, von Zenker, Bourgignon von Baumberg, Director der juridischen Facultät an der Universität zu Wien, Holger, Goldegg, Herr Nell von Nellenberg, Edler von Curti. Noch im Jahre 1768 waren diese Herren mit ihren Arbeiten fertig und also entstand das neue Criminalgesetzbuch der sogenannten Theresianischen Halsgerichtsordnung, oder mit der lateinischen Benennung die: „Constitutio criminalis Theresiana", auch kurzweg „Theresiana" genannt, als neues Strafgesetzbuch kundgemacht am 31. December 1768.

Den Werth freilich, den Maria Theresia sich von dieser Arbeit versprochen hatte, konnte eine gesunde Kritik in derselben nicht finden, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß in dem Buche überall das Streben sichtbar wird, der humanistischen Richtung der Zeit Rechnung zu tragen, mindestens die ärgsten Mißbräuche des alten Strafrechts außer Curs zu setzen. Und betrachtet man das Buch ausschließlich von diesem Gesichtspunkte, so kann man selbst dem Urtheile Wolf's beistimmen, der von dem Buche sagt: „die Theresiana bildet in Stoff und Form den entschiedensten Bruch mit der mittelalterlichen älteren Strafgesetzgebung und einen entschiedenen Uebergang zu den durchgebildeten principiellen Strafgesetzen unserer Zeit." Ja, dem Staatsoberhaupte jener Zeit, Marien Theresien, gegenüber, unter deren Autorität das Strafgesetzbuch öffentliche Gültigkeit erhielt, muß, sofern der edeln, menschenfreundlichen Monarchin nicht Unrecht gethan werden soll, an dem eben angegebenen Gesichtspunkte zweifelsohne festgehalten werden. Die Kritik hat aber in einem solchen Falle, wie dem vorliegenden, noch weitere Berechtigungen und noch weitere Verpflichtungen, und in vorliegendem Falle vornehmlich darnach zu fragen: in wie weit sah Maria Theresia ihren großen, klar ausgesprochenen Wunsch, in das Criminalrecht Gleichförmigkeit und eine der fortgeschrittenen Bildung entsprechende mildere Praxis zu bringen, von

Männern realisirt, denen, weil mit hohen, ja den höchsten Staatsämtern betraut, die edle Monarchin nicht blos volles Vertrauen schenken, sondern auch diejenige wissenschaftliche Bildung zutrauen durfte, von welcher allein das Gelingen des gewünschten Werkes abhing. Und wer könnte da, wenn er nur einen Blick in das Buch gethan und die darin abgebildeten, immer noch in Curs bleibenden Peinigungs- und Folterwerkzeuge betrachtet hat, wer könnte da noch den Verfassern des Buches den Stand auf der Höhe der Wissenschaft vindiciren wollen? Vielmehr ist die Theresiana nichts weiter als eine rein compilatorische Arbeit, der die wissenschaftliche Selbständigkeit abgeht und, wie Wolf richtig bemerkt, von keiner principiellen Auffassung durchdrungen ist. Es kann selbstverständlich nicht unseres Berufes sein, hier näher auf das Buch einzugehen, wir begnügen uns dafür mit einigen allgemeinen Bemerkungen, aus denen unsere Leser erkennen werden, wie das Buch weder den Anforderungen der fortgeschrittenen Bildung und Wissenschaft, noch den Wünschen und Bestrebungen Maria Theresia's entsprach. Vor Allem wird solches ersichtlich aus der drakonischen Strenge, die in dem Buche ebenso wieder wie in der alten Carolina zur Geltung gebracht wird, wenn auch an einer und der anderen Stelle das Streben nach einer etwas milderen Praxis durch die unmenschlichen und grausamen Satzungen hindurchschimmert. So wird z. B. die Todesstrafe als eine harte und eine gelinde unterschieden. Zu der ersteren gehört das Lebendigverbrennen, Lebendigpfählen, Viertheilen, Radbrechen von unten oder oben, als Verschärfung das Schleifen zur Richtstätte, das Zwicken mit glühenden Zangen, das Riemenschneiden. Als gelinde Todesstrafe wird das Enthaupten oder Hängen (letzteres jedoch nur für Männer) sanctionirt. Die einzige Milderung, die hierbei sichtbar wird, war, daß die Verstümmelung zur Verschärfung nur der Todesstrafe, nicht auch anderer Strafen, oder gar als selbständige Strafe beibehalten wurde. Die Tortur ferner als Mittel, leugnende Inquisiten zum Geständniß zu bringen, war ebenfalls noch beibehalten; nur wurde bestimmt, daß sie nur durch rechtliches Beiurtheil und dann durchaus nicht erkannt werden konnte, wenn der Thäter ohnehin gestand oder durch Zeugen überwiesen war; wenn es kein corpus delicti gab; wenn die Inzichten, deren jede durch zwei Zeugen bewiesen sein mußte, nicht stark genug waren, und wenn es sich um ein Verbrechen handelte, auf welchem die Todesstrafe nicht stand. In dem letzten Falle war es nur erlaubt, den Inquisiten durch Androhung der Tortur oder durch einige Handanlegung des Scharfrichters zu schrecken. Uebrigens

durfte aber auch die Tortur nicht angewendet werden gegen Männer über sechzig und Personen unter vierzehn Jahren, gegen Wöchnerinnen, Schwangere, Gebrechliche, Kranke, Verwundete, Taubstumme, Blödsinnige, Wahnsinnige und Standespersonen, d. i. alle in hohen Würden und Ehren stehende Personen, Räthe, Doctoren, geadelte Insassen. Nur im Falle der beleidigten Majestät Gottes oder des Souverains, des Landesverraths und einiger anderen der schwersten Verbrechen, wie Vatermord ꝛc., war auch bei den letztgenannten Personen die Tortur in Anwendung zu bringen. Als Folterungsarten aber werden angegeben: der Daumenstock, das Binden, Schnüren, Liegen auf der Folterleiter ꝛc. Nicht minder charakteristisch ist, wie gegen die Gotteslästerung vorgegangen wird. Sie hatte Grade,*) je nachdem Jemand unmittelbar Gott lästert, oder Jemand die allerreinste Jungfrau oder andere Heilige Gottes schmähte, Crucifixe oder andere Bildnisse zerbreche, verunehre und sich dadurch mittelbar an Gott vergreife, oder wenn Jemand etwas äußert, was zur Verunehrung Gottes gereicht, z. B. bei dem Sacrament, dem Kreuz und den Wunden Christi flucht und schwört. Der Gotteslästerer sollte lebendig verbrannt werden, oder ein Glied verlieren, oder eine angemessene Leibesstrafe (Staupenschlag, Ruthenstreiche, Brandmarkung, Verstümmelung der Gliedmaßen, Stockstreiche ꝛc.) erleiden. Wer sich aus Eigennutz zweimal taufen oder firmen läßt, wird im Betretungsfalle mit dem Schwerte hingerichtet. Der Abfall vom Christenthume und der Meineid werden durch den Tod mit dem Schwerte, das Laster der Majestätsbeleidigung oder des Hochverraths mit lebendig Viertheilen bestraft.

Diese wenigen Angaben werden genügen, um zu erkennen, welcher Geist in der Theresiana weht und wie weit das Buch noch davon entfernt ist, von den Grundsätzen, Ansichten und Bestrebungen der Zeit, in welcher dasselbe verfaßt wurde, und welche die Geschichte mit dem Namen „Zeit der Aufklärung" bezeichnet, irgendwelches Zeugniß abzulegen. Indeß blieb im weiteren Verlaufe der Tage nach Einführung dieses neuen Gesetzbuches diese allerdings immer lauter und lauter in die Oeffentlichkeit dringende Stimme der Aufklärung doch nicht ungehört, und namentlich nicht ungehört von unserer Heldin, welche in Folge davon — zu ihrem besonderen Ruhme muß solches gesagt werden — sofort die Hand dazu bot, aus der Praxis der Criminaljustiz wenigstens das Moment herauszubringen, was mit der sittlichen

*) Nach der Zusammenstellung Wolf's, S. 272.

Menschenwürde in schreiendem Widerspruche stand. Das war die Tortur. Neben unserer Heldin Namen muß aber da auch noch ein anderer Name mit Ehren und Auszeichnung genannt werden, dessen Träger in der Theresianischen Zeit als der Edelsten Einer erscheint und um Förderung der Wissenschaften, Ausbildung der deutschen Sprache und Aufklärung seines Vaterlandes sich so große und bleibende Verdienste erwarb, daß sein Andenken in der gebildeten Welt für ewige Zeiten in Segen bleiben muß. Das war der edle, menschenfreundliche, nachmals zum Reichsfreiherrn erhobene Joseph von Sonnenfels, der, noch ehe der berühmte Lehrer der Staatswirthschaft zu Mailand, Beccaria, seine gewaltige Stimme gegen die Tortur und die Todesstrafe erhob, in seinen akademischen Vorlesungen sich mit allem Freimuthe und aller Entschiedenheit über die zu häufige Androhung der Todesstrafe in dem Gesetze, sowie gegen die Tortur aussprach. Da traf ihn nun freilich zunächst das, was die besten und edelsten der Menschen so oft mit in den Kauf nehmen müssen: bei seiner erhabenen Monarchin von seinen zahlreichen Feinden verdächtigt, erhielt er die Weisung, die Tortur und Todesstrafe nicht wieder zum Gegenstande seiner Vorlesungen zu wählen. Ohne sich aber dadurch abschrecken oder einschüchtern zu lassen, wandte sich der edle Mann im vollen Vertrauen auf seine gerechte Sache direct an die Kaiserin selbst, und die Folge hiervon war, daß Maria Theresia ihm wegen seines edeln, menschenfreundlichen Strebens nicht nur volle Anerkennung zu Theil werden ließ, sondern auch eine Untersuchung der Frage anordnete, ob die Anwendung der Tortur im Criminalprocesse nothwendig sei oder nicht. Und während nun die in der alten Schule ergrauten Juristen alle mögliche Gelehrsamkeit aufboten, um dem entwürdigenden Institute seine alte Gültigkeit zu bewahren, erstattete Sonnenfels ein besonderes Gutachten,*) in welchem die Verwerflichkeit der Tortur mit so schlagenden Beweisgründen und in so überzeugender Weise nachgewiesen wurde, daß Maria Theresia durch besonderen Erlaß vom 1. Januar 1776 nicht nur die Tortur unbedingt und gänzlich abschaffte, sondern auch die Verhängung der Todesstrafe auf die schwersten Verbrechen einschränkte und allein vom Landesherrn abhängig machte. Einen herrlicheren Triumph konnte die gute Sache wohl schwerlich feiern.

Noch energischer und rücksichtsloser griff nachmals unserer großen Heldin

*) Zuerst 1775 in der Schweiz unrechtmäßig, dann 1782 zu Wien rechtmäßig gedruckt.

großer Sohn Joseph II. in die alten, morschgewordenen Strafsatzungen ein, doch hierüber zu reden ist hier nicht der Platz. Statt dessen fügen wir nur noch die Bemerkung bei, daß die Theresiana bis zum Erlaß des Josephinischen Strafgesetzes von 1788 in Wirksamkeit verblieb.

Endlich hätten hier wohl auch noch die zahlreichen rein polizeilichen Verfügungen einen Platz finden können, welche Maria Theresia zur Förderung der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit, sowie zur Aufrechthaltung der rechten Sittlichkeit unter ihren Unterthanen erließ. Da jedoch der bei weitem größte Theil derselben auf die großen Fortschritte fußte, welche während der Regierungszeit unserer Heldin in dem öffentlichen Leben Oesterreichs in Bezug auf religiöse und sociale Bildung, sowie in Bezug auf Kunst, Wissenschaft, Industrie, Gewerbe und Handel sichtbar wurden, hiervon aber erst weiter unten geredet werden wird, lassen wir diese polizeilichen Verfügungen und Maßnahmen vor der Hand bei Seite und wenden uns zu dem letzten der neuorganisirten Ministerien, dem Departement der

Finanzen,

wobei wir zunächst wieder auf das Jahr 1749 und auf die segensreiche Thätigkeit des Mannes zurückgeführt werden, von dem Maria Theresia nachmals schrieb: „er allein hat den Staat 1747 aus der Confusion in Ordnung gebracht." Ueber die erste Frage, um welche es sich hierbei handelt: wie war unter Maria Theresia die Finanzverwaltung der österreichischen Monarchie organisirt? ist schon oben, wenigstens der Hauptsache nach geredet worden. Nicht nur, daß schon dort erwähnt wurde, daß zu der Zeit, als Maria Theresia die Regierung antrat, das gesammte Finanzwesen in den Händen der mit der Bancodeputation verbundenen „Hofkammer" ruhte, so wurde daselbst auch erzählt, wie im Jahre 1749, als die Trennung des Justizwesens von den anderen Landesangelegenheiten statt hatte, die Finanzverwaltung der politischen Verwaltung zugesellt wurde und mit dieser nun gemeinschaftlich in dem „Directorium in publicis et cameralibus" ihre Vertretung fand. Nun bestand zwar auch nach dieser Zeit die Hofkammer fort, allein da ihr Geschäftskreis nicht genau abgegrenzt war, wußte man oft nicht, wohin die Dinge gehörten, ob vor das Forum der politischen, oder der finanziellen Behörde. Je länger je mehr machte sich das Bedürfniß fühlbar, für das Finanzwesen wieder eine selbständige Leitung zu gewinnen, und da war es nun Graf Chotek, in dessen

ausgezeichneter, doppelt verwendbarer Persönlichkeit Maria Theresia bereits 1759 einen Weg fand, dem obengenannten Bedürfniß abzuhelfen.

Als Chotek, wie wir schon oben erzählten, 1749 den ehrenvollen Ruf nach Wien erhielt, wurde er Bancopräsident und hatte als solcher das Stadtbanco, alles indirecte Steuerwesen, alle Zölle und Gefälle unter sich, eine Stellung, die, wie wohl kaum ausführlicher dargethan zu werden braucht, bei dem außerordentlich umfangreichen Geschäftskreis, in dem sie sich bewegte, an sich schon ebenso viel Umsicht und Redlichkeit, wie staatsökonomische Kenntnisse und geschäftliche Gewandtheit erheischte. Chotek's Aufgabe wurde aber um so schwieriger, je mißlicher jener Zeit es mit der Bank stand. Dieses Institut, Banco von Wien genannt, war 1703 in's Leben gerufen worden und stand in unmittelbarer Beziehung zur Regierung. Während zu demselben die Stadt ihren Namen hergab und der Magistrat die auszugebenden Obligationen unterzeichnete, ruhte die Leitung des Instituts in den Händen einer Ministerialhofbancodeputation, welche sowohl die Bank als die zu derselben gehörigen Einkünfte verwaltete und von dem Directorium und allen übrigen Zweigen unabhängig war. Chotek, nunmehr Präsident dieser wichtigen Stelle, fand bei Uebernahme derselben ein gutes Stück Arbeit vor. Nicht nur, daß die Bank furchtbar verschuldet war, so zeigte auch die ganze bisherige Verwaltung dieses Departements zahlreiche Mängel. Fürst erzählt uns in seinen Papieren, das Passivum der Bank habe im Jahre 1748, außer mancherlei Rückständen, 49 Millionen Gulden betragen, und was den Geschäftsgang in der Verwaltung anlangte, so klagte Chotek selbst in einem Vortrage,*) den er am Tage nach der ersten Sitzung an die Kaiserin richtete, daß die einlaufenden Berichte weder präsentirt, noch rubricirt würden, noch weniger würden sie für die Expedition gehörig abgetheilt, deßwegen viele Gegenstände liegen blieben und vergessen würden; ferner, daß bei den Beamten 10,000 Gulden Reste ausständen, und dergl. m., und machte schließlich den Vorschlag, daß eine bestimmte Eintheilung der Geschäfte und die Anstellung eines Protokollisten erfolgen möge. Khevenhüller theilt uns den Bescheid mit, welchen Maria Theresia hierauf dem trefflichen Manne zukommen ließ, und ist es wahrhaft rührend, mit welcher Zuvorkommenheit und mit welcher selbst für Einzelheiten sorgenden Bereitwilligkeit die edle Monarchin dem Manne ihres Vertrauens

*) Khevenhüller's Memoiren, S. 66.

weitere, seinen Absichten entsprechende Instructionen zu Theil werden läßt. Und die edle Frau sah sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Chotek schuf Ordnung in diesem Zweige der Staatsverwaltung, wußte dem Banco, so verschuldet es war, den Credit zu erhalten und vermehrte hauptsächlich dadurch, daß er in die Zölle und Gefälle die rechte Ordnung brachte, das Einkommen so außerordentlich, daß, wie uns Fürst weiter erzählt, bereits im Jahre 1751 nicht nur die Rückstände, sondern auch noch 5 Millionen der Schuld getilgt waren, während er dabei immer noch eine Reservekasse hatte, um für außerordentliche Fälle Geld an der Hand zu haben. Ja im Jahre 1758 gab er 400,000 Gulden für Kriegsbedürfnisse ab, ohne seine Reservekasse anzugreifen.

Bei alledem waren die Geldopfer, welche der siebenjährige Krieg beanspruchte, so erheblich, daß Chotek selbst mit sorgenvollem Blicke in die Zukunft sah. Deß hatte er aber auch seiner erhabenen Monarchin gegenüber kein Hehl, sowie er es auch nicht unterließ, seine Gedanken und Ansichten über noch weitere Verbesserungen der Finanzverwaltung, wofür er vornehmlich eine größere Centralisation beanspruchte, Marien Theresien offen darzulegen. Bereits 1759 fand Maria Theresia einen Weg, auf welchem diese auch von ihr für wünschenswerth erkannte Centralisation in der Verwaltung der Finanzen wenigstens angebahnt wurde. Am 30. December des genannten Jahres ernannte sie Chotek zum Präsidenten der Hofkammer, so daß also, da Chotek zugleich Bancopräsident blieb, die Oberleitung dieser beiden wichtigen Finanzstellen den Händen eines Einzigen, und zwar des Tüchtigsten, übertragen wurde. Nun sah sich zwar die Kaiserin veranlaßt,*) die Ernennung Chotek's zum Kammerpräsidenten mit dem besonderen Zusatz zu publiciren, daß die Vereinigung des Präsidiums in der Person des neuen Chefs keinen Einfluß auf die Direction des Stadtbanco haben, sondern dieses wie bisher als ein besonderes, mit der Hofkammer in keinem Verbande stehendes öffentliches Etablissement bleiben solle — eine Erklärung, die deswegen nöthig schien, weil im Publikum die Meinung Platz griff, daß man beabsichtige, das Banco mit seinen öffentlichen Fonds zur Hofkammer zu ziehen, wodurch dessen Credit nothwendigerweise beeinträchtigt worden wäre — indeß blieb die getrennte Verwaltung beider Stellen Nebensache, der Umstand dagegen, daß die getrennte Verwaltung, weil in Einer leitenden Hand ruhend, nunmehr auch eine einheitliche

*) Khevenhüller, S. 70.

wurde, die Hauptsache. Und welche Frucht diese Maßregel trug, zeigte sich schon in der allernächsten Zeit. Wie schon früher in unserer Schilderung des siebenjährigen Krieges erzählt werden ist, hatte man es ausschließlich der tüchtigen Finanzverwaltung Chotek's zu danken, daß selbst so schwere Kriegsjahre, wie 1759, 1760 und 1761, ohne Unfälle vorüber gingen, und ebenso ist uns aus dem oben mitgetheilten Schreiben Maria Theresia's an Chotek vom 10. October 1760 noch in Erinnerung, wie Chotek sich in dieser Stellung die Zufriedenheit seiner Monarchin in so hohem Grade zu erwerben wußte, daß sie bei der Errichtung des Staatsrathes 1761 seinem eigenen Ermessen und seinem Wunsche anheim stellte, ob er Mitglied des Staatsraths werden, oder in seiner bisherigen Stellung verbleiben wolle.

So blieb Chotek in dieser Stellung bis zum Jahre 1762. Da trat Haugwitz aus seinem Amte, und Chotek wurde Oberstkanzler der vereinigten Hofkanzlei, während gleichzeitig die finanzielle Verwaltung in den drei Stellen: der Hofkammer, des Stadtbanco und der Hofrechenkammer, organisirt wurde, eine Einrichtung, an welcher dann Maria Theresia in der übrigen Zeit ihrer Regierung festhielt.

Speciell nun weiter auf die Organisation der Geschäftskreise*) einzugehen, in denen sich von 1762 an diese genannten drei Stellen bewegten, würde uns hier zu weit führen; statt dessen wird die Bemerkung genügen, daß die Hofkammer die oberste Leitung und Aufsicht über die Kameralgefälle, die Landtagscontributionen, über die öffentlichen Einkünfte im Ganzen und die Ausgaben für die Hof-, Militär- und Civilverwaltung zu führen hatte, in der Hofrechenkammer dagegen das ganze Rechenwesen zur allgemeinen Controle concentrirt wurde, und die Ministerialbancodeputation endlich, welche die Gewerbs- und Bankfachen und besonders die Gefälle concentrirte, in ihrer bisherigen Gestalt verblieb. Dabei darf aber auch die höchst praktische Einrichtung nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wonach vorkommendenfalls zur Regulirung wichtigerer Gegenstände besondere Commissionen niedergesetzt wurden, ein Verfahren, das schon vor Maria Theresia, und zwar nicht blos im Finanzwesen gewöhnlich war, unter Maria Theresia aber erst recht häufig und namentlich im Finanzfach in Anwendung gebracht wurde.

Eine so außerordentlich umfangreiche und dabei immer wieder den jeweili-

*) Vergl. Wolf, S. 279, der hiervon die genauesten Details gibt.

gen Zeitbedürfnissen entsprechende organische Thätigkeit auf dem Felde der Finanzen konnte nicht ohne Frucht bleiben, und zwar um so weniger, da derselbe Organismus in allen Stadien, die er durchlief, im Dienste einer gesunden, richtigen Principien folgenden Staatsökonomie stand, und Maria Theresia sammt ihren erleuchteten Rathgebern, wo sich's um Hebung der staatlichen Finanzkraft handelte, sich nie auf gefährliche Abwege verlocken ließ, sondern stets nur natürliche, in der inneren Kraft ihrer Monarchie selbst ruhende Quellen aufzusuchen und zu eröffnen bemüht war. Werfen wir also nunmehr einen Blick auf die Staatsfinanzen selbst.

Die unbedeutendste aller Revenüen war die, welche aus den Domänen der Kaiserin floß. Der Grund lag in früheren, unwirthschaftlichen Zeiten, in denen die meisten und einträglichsten Domänen veräußert worden waren. In Oesterreich gab es zur Zeit Maria Theresia's gar keine mehr; die böhmischen dagegen gehörten zu dem Privatvermögen des Kaisers, der die Schulden, die darauf lasteten, abzahlte. Sonach blieben nur die ungarischen übrig, und diese trugen nach der Angabe Fürst's, die übrigens auch Wolf bestätigt, ungefähr eine Million Gulden.

Die Hauptquelle des Einkommens bildeten dagegen die Landtagsbewilligungen, die Contributionen, die aber freilich, wie schon früher angedeutet worden ist, und hier besonders hervorgehoben werden muß, durch Maria Theresia auf einen ganz anderen Standpunkt gebracht wurden, als sie sich früher befunden hatten. Bis auf ihre Zeit bestand nämlich die Einrichtung, daß die Stände um eine bestimmte Bewilligung an Truppen und Geld ersucht werden mußten. Da aber nun dieselben niemals so viel leisten wollten, wie die Regierung verlangte, sah man sich genöthigt mehr zu fordern, als man zu bekommen erwartete, während bei außerordentlichen Bedürfnissen die Regierung sich auf donative Bewilligungen angewiesen sah, die zu erhalten oft mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Es leuchtet ein, daß ein solches der Regierenden wie der Regierten gleich unwürdiges Verfahren die Finanzverwaltung ganz unsicher machte und eine Garantie für Sicherung der öffentlichen Wohlfahrt durchaus nicht bot, ja um so weniger bieten konnte, da außerdem die Stände die wirklich bewilligten Beiträge immer nur sehr langsam zusammenbrachten. Je größer und zahlreicher nun die Geldopfer wurden, welche von dem Staate gleich in den ersten Regierungsjahren Maria Theresia's gefordert werden mußten (so wurden, wie

schon früher erwähnt worden ist, in den Finanzjahren 1740 bis 1748 besondere Vermögens- und Kopfsteuern ausgeschrieben), um so unhaltbarer mußte das bisherige Finanzsystem erscheinen. Da fand Maria Theresia in Haugwitz den Mann, der die rechte Hülfe schaffte. Mit staatsökonomischem Scharfblick erkennend, daß nicht blos die rechte Ordnung im großen Staatshaushalte, sondern auch eine richtige Beschaffung der in kriegerischer Zeit an den Staat gestellten Ansprüche nur ermöglicht werden könne, wenn durch eine fixirte Steuer ein festes Abgabensystem geschaffen werde, traf Haugwitz 1747 mit den böhmischen und österreichischen Ständen das Uebereinkommen, zu folge dessen sie sich auf zehn Jahre zur Zahlung einer bestimmten Summe verpflichteten und dafür gewisser bisheriger Obliegenheiten, namentlich der Naturalleistungen an die Armee, überhoben wurden, wogegen die Kaiserin versprach, binnen zehn Jahren die Contribution nicht zu erhöhen, sondern eher zu vermindern. Dies war der erste Schritt zur Begründung eines neuen Steuersystems, für dessen weiteren Ausbau nunmehr um so zuversichtlicher gewirkt werden konnte. Die Differenz zwischen den früheren und den nunmehrigen Einnahmen war eine sehr beträchtliche. Nach der Berechnung Fürst's*) zahlte

im J. 1731 Böhmen	3,200,000 Gulden;	1754 dagegen	5,270,488 Gulden
" Unterösterreich	900,000 "	"	2,008,960 "
" Steiermark	390,000 "	"	1,182,545 "

so daß die Contribution, welche damals noch Schlesien und Serbien inbegriff, 12,420,000, später aber ohne diese Provinzen 16,897,856 Gulden eintrug.

Nun erhoben sich zwar nicht blos gegen diese Erhöhung der Abgaben, sondern auch über die Ungleichheit ihrer Vertheilung mannigfache und zum Theil völlig gerechtfertigte Klagen, indeß fand auch hierfür Maria Theresia mit ihren erleuchteten Räthen durch Einsetzung der sogenannten Rectificationscommissionen, sowie durch das Gesetz vom 19. Februar 1751,**) wonach alle Steuerfreiheiten mit nur sehr wenigen Ausnahmen aufgehoben wurden, die rechte Hülfe, so daß in Rücksicht auf pünktliche Befolgung der einmal sanctionirten neuen Einrichtungen auch mit allem Ernste und der rechten Strenge verfahren werden konnte. Auch hierüber gibt uns Fürst Auskunft, indem er bemerkt: „Uebrigens wird die Contribution selbst mit der größten Strenge eingetrieben. Niemand ist davon aus-

*) Ranke, Historisch-politische Zeitschrift, S. 694.

**) Hierüber wurde schon früher geredet, vergl. S. 203 ff.

genommen, sei er Laie oder Geistlicher. Jeder Kreis hat einen Einnehmer, den man vierteljährlich bezahlen muß, jede Provinz ihre Generalkasse, an welche die Einnehmer vierteljährlich die eingegangenen Gelder einschicken. Wer mit seiner Zahlung in Rückstand bleibt, dem rechnet der Generaleinnehmer der Stände vom Tage der Fälligkeit 10 Procent Zinsen an. Sowie sich Rückstand und Zinsen der Summe nähern, auf welche das Gut geschätzt worden ist, schreitet man zu einem öffentlichen Verkauf desselben. Die Herrschaften müssen für ihre Unterthanen stehen und machen ganz dasselbe Recht gegen sie geltend."

Weitere Einnahmen boten die Regalien, namentlich das Bergwerksregal, das Salzregal, das Lotto, das Münz- und Postregal. Zuerst das Bergwerksregal anlangend, so muß man nun freilich, wenn vom Ertrag desselben geredet werden soll, die Zeit im Auge behalten, mit der wir es hier zu thun haben und bei Berechnung der Ausbeute von dem Maßstabe, der in der gegenwärtigen, im Bergwesen mächtig fortgeschrittenen Zeit anzulegen ist, gänzlich absehen. Nichtsdestoweniger war doch schon in der Theresianischen Zeit die Staatseinnahme, die aus den Bergwerken floß, eine namhafte und das ganze Bergwesen mit Recht ein von der Regierung mit so großer Aufmerksamkeit gepflegter Gegenstand der Fürsorge, daß dafür ein besonderes Collegium: das Münz- und Bergwesens-Directions-Hofcollegium bestand, dessen Präsident zur Zeit, als sich Fürst in Wien aufhielt, Graf Königsegg-Erps, Vicepräsident Baron Haugwitz war, zwei ebenso würdige, wie interessante Persönlichkeiten, über die uns Fürst Folgendes mittheilt: Graf Königsegg-Erps ward früher in den auswärtigen Geschäften gebraucht. Er stand lange im Haag, und hat sich hier das goldene Vließ verdient. Seit er aber in sein jetziges Geschäft gekommen, hat er sich demselben vollkommen gewidmet. Man sieht ihn nicht, wie die anderen Minister, bei Hofe oder in den Assemblcen oder auf Jagden; er will in Allem mit eigenen Augen sehen; es gibt keinen so arbeitsamen Departementschef in Wien; wenn er eine Stunde Zeit hat, so reitet er aus, oder besucht seine alte Gebieterin, Gräfin Palfy. — Vicepräsident ist Baron Haugwitz, Geschwisterkind mit dem Kanzler, und wie dieser zum Catholicismus übergetreten, obgleich sein Bruder und sein Vater in Schlesien Protestanten geblieben sind. Einer der größten Ehrenmänner, die ich kenne. Er würde den Widerstand und die Chikanen nicht aushalten, die er erfährt, wenn ihn nicht eine zahlreiche Familie im Dienst zu bleiben nöthigte. Mit seinem Vetter dem Kanzler ist er keineswegs immer derselben Meinung: er wird deshalb auch

kein großes Glück machen. — Nach Wolf's Angabe gaben im Jahre 1770 alle Kronbergwerke in Oesterreich 19,109,795 Gulden, jene in Ungarn allein 5,300,000 Gulden. Die Bergwerke in Kremnitz und Schemnitz lieferten 2429 Mark Goldes. Alles Silber aber, was die Privatbesitzer aus den Bergwerken zogen, mußten sie die Mark zu 16 Gulden der Regierung überlassen, welche es früher zu $22^1/_2$ dann zu 20 Gulden ausmünzte. Von den Kupferbergwerken von Neusohl, welche an das Haus Kühner & Goll in Wien verpachtet waren, bezog der Staat 400,000 Gulden. Eisen lieferte Steiermark 400,000 Centner, Salz gewann man in Gmünden, Ischl und Hallstadt 650,000 Centner.

In Bezug auf das Münzwesen unter Maria Theresia beschränken wir uns auf einige allgemeine Bemerkungen, da dies derjenige Gegenstand war, wobei der edeln Frau unabläßiges Streben nach Besserem am wenigsten Erfolg hatte, freilich aber auch am wenigsten Erfolg haben konnte. Der Grund davon lag nicht blos in der außerordentlichen Verschiedenheit und großen Ungleichheit der deutschen Münzsorten, ein Uebelstand unter dem namentlich die österreichischen Grenzprovinzen zu leiden hatten, sondern auch in dem Mangel eines gemeinsamen deutschen Münzfußes. Die Confusion, die dadurch in das gesammte Münzwesen kam, überstieg alle Vorstellungen. Maria Theresia's Streben ging daher dahin, vor allem durch eine Vereinfachung des Systems Ordnung zu schaffen und, wenn irgend möglich, einen allgemeinen Münzfuß für Deutschland einzuführen. Auch hierüber, namentlich über die Mittel, deren sich die österreichische Regierung zur Regulirung dieses Gegenstandes bediente, gibt uns Fürst wieder die nöthige Auskunft; und berichtet derselbe Folgendes:

Nach langen Schwankungen hatte das Reich im Jahre 1738 den Leipziger Münzfuß angenommen. Nach diesem Fuße war das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 zu $15^1/_{10}$. Die Mark Silber sollte zu 18 Gulden ausgemünzt werden, die Mark feinen Goldes sollte $67^{268}/_{284}$ Dukaten geben. In Kurzem aber zeigte sich, daß man hierdurch den Preis des Goldes zu hoch bestimmt hatte; besonders der ostindische Handel äußerte die Rückwirkung auf Deutschland, daß das Silber zusehends verschwand und Gold dafür eingeführt wurde. Alles wich von dem Leipziger Fuß ab, doch konnte man es auch nicht zu einer neuen Uebereinkunft bringen. Deutschland wurde mit ungemein viel schlechter Münze überschwemmt. Auch in Preußen war man von dem Leipziger Fuße abgewichen; das preußische Geld war nicht so gut, wie das österreichische, hannöversche und

sächsische, aber besser als die Münzen anderer Nachbarn. Im Jahre 1750 ergriff König Friedrich II. ein ganz neues System. Man nahm das Verhältniß des Goldes zum Silber ungefähr wie 1 zu $14^1/_3$ und prägte die Mark Silber zu 21 Gulden aus. Da man nun in Oesterreich überdies behauptete, daß die Stücke einander nicht gleich seien, so verbot man daselbst, den 2. Mai 1751, den Eingang aller preußischen Münzen, bei Strafe der Confiscation, ein Verbot, das man 1753 nur in Hinsicht auf das Gold ein wenig beschränkte. Indessen unterhandelte Oesterreich mit anderen deutschen Staaten, um einen neuen Münzfuß zu Stande zu bringen, wie das auch endlich durch die Convention zwischen Oesterreich und Bayern vom 24. September 1753 geschehen ist. In dieser Convention ward das Verhältniß zwischen Gold und Silber auf 1 zu $14^{11}/_{12}$ festgesetzt; aus der Mark Silber sollten 20 Gulden geprägt werden. Der König von Preußen ward eingeladen, diesem Vertrage beizutreten, doch hat er sich dazu nicht verstehen wollen; noch weniger hat man sich auf der andern Seite bewogen gefunden, das Verbot des preußischen Geldes aufzuheben. — Selbst der Kurfürst von Bayern hat die Vollziehung des Traktates bis zum Beitritt seiner Nachbarn aufgeschoben, mit denen man darüber noch unterhandelt. In Oesterreich dagegen ist man mit vieler Sorgfalt zur Ausführung der Convention geschritten; man münzt dort die Kremnitzer Dukaten zu 4 Gulden 12 Kreuzer, den gewöhnlichen Dukaten zu 4 Gulden 10 Kreuzer, den Thaler zu 2 Gulden aus. Zu diesen Mittheilungen fügt dann schließlich Fürst noch die Notiz hinzu: „der Kaiser prägt dieselben Münzsorten; wie er aber aus allen Dingen Nutzen zu ziehen weiß, so verkauft er seine Speciesthaler mit 3 Procent Vortheil an Herrn von Fries, der sie wieder mit einem Gewinne von 5 Procent in die Türkei absetzt." Eine weitere Münzoperation übrigens, die darin bestand, daß man den Werth der Goldmünzen erhöhte, erfolgte 1771. Seitdem galt der Kremnitzer Dukaten 4 Gulden 18 Kreuzer, der gewöhnliche Dukaten 4 Gulden 16 Kreuzer, der Souverain-d'or 12 Gulden 40 Kreuzer. Das jedoch, was Maria Theresia vorzugsweise erstrebte, in das Münzwesen ihrer Erbländer Einheit zu bringen, wurde trotz der großen Aufmerksamkeit, welche sie diesem Gegenstande zuwendete, nicht erreicht.

Beiläufig mag dagegen hier mit erwähnt werden, daß unter Maria Theresia auch das erste österreichische Papiergeld entstand, bei dessen Emission man die Vermittelung der Wiener Stadtbank benutzte. Veranlassung zu dieser Operation gaben die durch den siebenjährigen Krieg erzeugten finanziellen Ver-

legenheiten, und nahm man an der Ausführung derselben um so weniger Anstoß, je häufiger schon jener Zeit auch andere europäische Staaten zu dieser finanziellen Maßregel gegriffen hatten. Uebrigens aber war die Summe, die man auf diese Weise 1762 in Circulation setzte, nicht sehr bedeutend. Dieselbe betrug im Ganzen 12 Millionen, die man in 1,375,000 Bankzetteln zu 5, 10, 25, 50, 100 und 1000 Gulden ausfertigte. Nun zeigte sich zwar, obgleich dieses Papiergeld gut fundirt war, im Publikum anfänglich eine grose Abneigung dagegen, dieselbe aber schwand, als gesetzlich bestimmt wurde, daß bei allen Gefällen, die unter dem Wiener Stadtbanco standen, die Zahlungen in Papiergeld erfolgen sollten.

Eine sehr bedeutende Einnahme ferner gewährte, seitdem Maria Theresia's Vater, Kaiser Karl VI., den Tabak als kaiserliches Regal erklärt hatte und nun der Tabaksbau im Ganzen verpachtet wurde, das Tabaksmonopol. Generalpächter zur Zeit des Regierungsantritts Maria Theresia's war ein portugiesischer Jude, Diego Aquilar, der, nachdem er den Pacht 20 Jahre gehabt, 1748 das Gefälle an Joseph Pingitzer abtrat, von welchem der Staat 460,000 Gulden dafür erhielt. Die größte Fabrik, welche der Generalpächter besaß, war in Haimburg zwischen Preßburg und Wien, in einem großen Kormagazin, welches ihm die Kaiserin eingeräumt hatte. In Böhmen, Schlesien und Mähren dagegen zahlten die Stände, um dem Pachte nicht unterworfen zu sein, eine bestimmte Summe, so daß sich der ganze Ertrag vom Tabak — Ungarn war von der Auflage ganz frei — auf 680,000 Gulden belief, eine für jene Zeit gewiß ansehnliche Summe, aber noch lange nicht ansehnlich genug, um nicht in Speculanten den Wunsch nach Acquisition dieses Geschäfts aufkommen zu lassen. Schon Fürst gedenkt einer Gesellschaft Franzosen, welche bereits 1750 eine weit größere Pachtsumme bot, als Pingitzer gab, doch ging die Regierung nicht auf deren Gesuch ein, und Pingitzer behielt noch den Pacht bis 1764. Dagegen stieg der Pacht noch unter Maria Theresia zu erstaunlicher Höhe. Nach Wolf's Angabe übernahm 1774 bis 1783 den Pacht eine Actiengesellschaft, an deren Spitze die Banquiers Hönig, Großer und Fries standen, und sie zahlten bereits 1,800,000 Gulden.

Ferner gehört hierher die Einnahme, welche das Lotto brachte, ein Posten, dessen nähere Betrachtung schon in sofern nicht geringes Interesse gewährt, weil uns dabei Gelegenheit wird, einen Blick in die nationalökonomischen Ansichten unserer Heldin zu thun. Eine der berühmtesten Autoritäten unter den National-

ökonomen der neuesten Zeit, Professor Rau sagt: „es gibt keine verderblichere Art, Staatseinnahmen aufzubringen, als eine Anstalt, welche vom Sparen abhält und an die Stelle des beharrlichen Fleißes die aufgeregte Gewinnsucht setzt, die Einbildungskraft durch die trügerischen Bilder eines leicht zu erlangenden Reichthums gefangen nimmt, die Classe der Lohnarbeiter am meisten verlockt und Tausende von Familien der Armuth, Unredlichkeit und dem sittlichen Verderben preisgibt," — ein Ausspruch, dem jeder Einsichtsvolle seine volle Zustimmung geben wird. Trotzdem aber, daß die hier ausgesprochenen Grundsätze selbst von der öffentlichen Meinung adoptirt worden sind, besteht das Lotteriewesen heutigen Tags noch in fast allen Theilen unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes, und dabei findet sich bekanntermaßen nicht blos die Classenlotterie, sondern auch das noch viel verderblichere Lotto, die Zahlenlotterie, vertreten, die, weil man dabei so wenig als man nur will einlegen kann, auch dem Aermsten das Geld aus der Tasche lockt und so selbst auf die untersten Schichten des Volkslebens einen nachtheiligen Einfluß übt. Der Grund, warum man auch jetzt noch, wo geläuterte nationalökonomische Ansichten mehr und mehr zur Geltung kommen, diese Institute fortbestehen läßt, ist derselbe, der sie einst in's Dasein rief und ihnen in der früheren Zeit ebenso zahlreiche wie warme Vertheidiger erschuf: die staatlichen Finanzrücksichten. Wie immer, so erscheint unsere Heldin auch bei Inbetrachtnahme dieses Gegenstandes im höchsten Grade ehrenwerth. Wohl erweist sie sich in ihrem Urtheile über die Sache noch so befangen, daß sie zu Gunsten ihrer gedrückten Finanzen ebenfalls ein Fortbestehen des Instituts sanctionirt, dennoch aber ist eine geläuterte Ansicht über den Gegenstand in ihr bereits so weit zum Durchbruch gekommen, daß sie das Institut nur beschränkt fortbestehen läßt. Durch Gesetzerlaß vom 13. November 1751 wurden alle Lotterien abgeschafft, mit einziger Ausnahme des Lottos von Genua, für welches ein Chevalier Cataldi ein Privilegium auf 10 Jahre erhielt. Und während in diesem Erlaß mit besonderem Accent auf die Zuverlässigkeit dieses Mannes hingewiesen wird, indem es von ihm heißt: „Eben derjenige, welcher vor Jahren schon solchen Lotto in dem Großherzogthum Toscana mit allseitiger Zufriedenheit aufgerichtet und durch geraume Zeit bestritten hat, nämlich Unser Getreuer Lieber Octavio Edler von Cataldi," wird auch daselbst der Grund, warum man diesem Spiele den Vorzug gab, mit den Worten angegeben: „maaßen dieser Lotto den leichtesten Begriff und geschwindesten Ausgang hat, auch dergestalten beschaffen ist, daß Je-

dermann den Preis des Spieles, auch in der mindesten Gattung des Geldes, von selbst erwählen kann." Bei diesem Lotto wurde nun alle drei Wochen zu Prag oder zu Wien gezogen, und für jede Ziehung zahlte Cataldi der Kaiserin 11,000 Gulden, so daß sie davon eine Revenüe von 187,000 Gulden hatte. Nach der Angabe Wolf's aber trug das Lotto von 1759 bis 1769 nicht weniger denn 21 Millionen Gulden. Auch hierüber übrigens macht uns Fürst interessante Mittheilungen. So erzählt derselbe: „Auch der ärmste Bauer trägt sein Geld dahin. Jeder beträchtliche Gewinn wird in den Zeitungen angezeigt und verfehlt nicht, neue Spieler anzulocken. Zuweilen streut man Nummern auf den Bänken der Kirchen aus, oder heftet sie an den Thoren der Klöster an; die frommen Leute wagen ihr Glück damit und sind so gutmüthig, wenn sie doch nichts gewinnen, es mehr ihren Sünden, als der unrichtigen Prophezeihung Schuld zu geben. Ein Mensch, der den andern Tag gehängt werden sollte, träumte die Nacht zuvor, daß eine gewisse Zahl gewinnen müsse; alle Welt setzte darauf, aber der arme Schelm hatte gelogen, und kein Mensch gewann. Man hatte alle Lächerlichkeiten, die hierbei vorkommen, in einer Komödie verspottet, aber sie hat nicht gegeben werden dürfen." Und diesen Mittheilungen fügt endlich Fürst noch bei: „So lange ich in Wien gewesen bin, ist der einzige beträchtliche Gewinn, welcher herausgekommen ist, dem schwedischen Gesandten zu Theil geworden; er schickte etwas spät; man nahm nur den Einsatz von einem Gulden an, jedoch hatte er die Terne glücklich getroffen, er machte einen Gewinn von 1200 Ducaten. Allerdings ruinirt sich das gemeine Volk hierbei, und die meisten Minister sind deshalb dagegen gewesen; aber der Vortheil der Finanzen ist zu offenbar."

Die Posteinkünfte gehörten früher dem obersten Reichs-, Hof- und General-Erblandpostmeister Grafen von Paar und seinem Hause. Maria Theresia's Vater, Kaiser Karl VI., gab, als ihn Graf von Paar versichert hatte, daß die Revenüen nur 60,000 Gulden betrügen, dem Grafen noch 6000 Gulden mehr, ließ der gräflichen Familie Titel, Wohnung und einige Emolumente und zog die ganze Postverwaltung an den Staat. Seitdem nahm das Postwesen in Oesterreich einen neuen Aufschwung und erfuhr um so rascher die namhaftesten und für das reisende Publikum wohlthätigsten Verbesserungen, je mehr gleichzeitig auch für das Straßenbauwesen gethan wurde. Wesentliches Verdienst erwarb sich dabei Baron Lilien, Geheimer Rath des Fürsten von Taxis, den Fürst „den routinirtesten Menschen" nennt, den es in diesem Zweige geben könne. Er rich-

tete die ersten Diligencen ein, bedeckte, für den Reisenden ziemlich bequeme Wagen, die aber zugleich zum Waarentransport dienten. Maria Theresia schenkte dem Postwesen nicht mindere Aufmerksamkeit wie ihr Vater, und brachte ihre schon 1748 erscheinende neue Postordnung manche wesentliche Verbesserung. Freilich aber muß bei alledem der Maßstab, den man in der gegenwärtigen Zeit in Bezug auf öffentlichen Verkehr festhält, ganz bei Seite gelegt werden, sowie denn auch jener Zeit das Briefpostwesen noch sehr im Argen lag. Von dem Briefpostwesen in Oesterreich unter Maria Theresia klagt Fürst: „Die Briefpost könnte wohl noch ordentlicher eingerichtet sein: man numerirt die Briefe nicht, und die mehr als einfachen werden willkürlich taxirt." Nach derselben Autorität betrugen übrigens die gesammten Postrevenüen jener Zeit nicht mehr denn 200,000 Gulden.

Noch vielmehr aufzuräumen gab es für Maria Theresia in den Mauth- und Zollzuständen, worin bis auf ihre Zeit nicht nur die größte Verschiedenartigkeit, sondern auch die größte Willkür herrschte. „Jede*) Provinz war durch besondere Zolllinien geschlossen, jede hatte ihre eigene Zollordnung, ihren besonderen Tarif. Innerhalb dieser Zolllinien gab es noch besondere öffentliche und Privat-Zollschranken mit eigenen Ordnungen. Im Lande unter der Enns gab es allein 77 Privatmauthen. Und diese Mauthen erhoben nicht blos Weggelder, sondern wirkliche Zollabgaben." Wie sehr unter solchen Verhältnissen Hülfe Noth that, erkannte schon Maria Theresia's Vater; allein seine Bemühungen, wirklich Besseres zu schaffen, blieben ohne wesentlichen Erfolg. Ebenso wenig befriedigten aber auch die ersten Reformversuche Maria Theresia's, wenn auch hiermit wenigstens einigermaßen Bahn gebrochen wurde. Vorzüglich thätig dabei war, wie wir schon früher erwähnten, Chotek, unter dessen Autorität ein gewisser Herr von Nefzern die neuen Tarife ausarbeitete, welche Schlesien, Böhmen und Mähren im Jahre 1753, Ungarn im Jahre darauf und Oesterreich im Jahre 1755 erhielten. Je schätzenswerther aber nun die Bemühungen dieser Männer waren, insofern durch dieselben hauptsächlich für eine Einheit im Zollwesen vorgearbeitet wurde, um so interessanter ist es, aus den Fürst'schen Papieren zu erfahren, wie wenig die Neuerungen den Wünschen des großen Publikums entsprachen. Derselbe erzählt uns: „Chotek hat sich durch sein System ebenso verhaßt gemacht wie Graf Haugwitz durch das seine. Nicht minderen Haß

*) Wolf, S. 304.

hat Herr von Neszern, der die Tarifs großentheils entworfen, auf sich geladen; man sagt ihm alles mögliche Böse nach; in Ungarn hat man einen Officier getödtet, den man für Neszern hielt: kaum ist er selbst einem ähnlichen Schicksal entgangen." Außerdem berichtet Fürst auch das Nähere über die jenerzeitigen Neuerungen selbst, eine Stelle, die von nicht geringerem Interesse ist und hier ebenfalls einen Platz finden mag. Nachdem er angegeben, daß man eine dreifache Abgabe unterscheide: die Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgabe, die man mit den Ausdrücken: Consumo, Esito und Transito bezeichne, fährt er dann fort: In dem neuen Tarif hat man den Durchgangszoll durchaus und den Ausgangszoll für diejenigen Artikel, deren man nicht zu bedürfen glaubte, heruntergesetzt. Den Eingangszoll dagegen, Consumo, hat man allgemein gewaltig erhöht. In Böhmen beträgt der Eingangszoll nach dem neuen Tarif 30 Procent für die ausländischen, 5 Procent für die inländischen Artikel; in Ungarn 20 Procent für jene, 5 für diese. In Oesterreich hat man etwas mehr unterschieden; 30 Procent hat man auf die Waaren gelegt, deren man ganz entbehren zu können glaubt, 20—10 Procent auf die, welche zu ersetzen man sich noch nicht getraut, und 5—$1^2/_3$ Procent auf die noch immer absolut unentbehrlichen. Auf die meisten inländischen Artikel hat man $3^1/_3$ Procent gelegt. Die Schätzung der Waaren macht große Schwierigkeit. Einige sind nach Maß und Gewicht taxirt; doch behauptet man, daß dabei besonders im böhmischen Tarif große Versehen vorgegangen seien. Für andere Artikel hat man nur angegeben, wie viel von jedem Gulden des Werthes gezahlt werden soll, die Taxe selbst hat man den Mauthbeamten überlassen, von deren Willkür jetzt alles abhängt. Man hat ihnen sogar das Recht ertheilt, eine Waare, deren Werth ihnen zu niedrig angegeben scheint, selbst zu behalten, blos mit der Verpflichtung, dem Eigenthümer die Transportkosten und 10 Procent Gewinn zu vergüten. Durch diese Bestimmung werden sie jedoch auch zugleich im Zaume gehalten. Ein Kaufmann aus Glatz, dem man seine Wollwaaren höher taxirte, als sie ihm werth waren, gelangte nur dadurch zu einer geringeren Mauthabgabe, daß er sich bereit erklärte, sie dem Mauthbeamten unter jener Bedingung zu überlassen. Der Graf Haugwitz, dem ein altes Gemälde, das er von seinen Gütern nach Wien bringen ließ, auf einen unendlich viel höheren Preis angeschlagen, ward als er es schätzte, mußte zu dem nämlichen Mittel greifen. Natürlich hat diese Maßregel viel Widerspruch gefunden; die eifrigsten und geschicktesten Räthe, z. B. die Herren

von Kanngießer und Quick, haben sich im eigenen Interesse der Kaiserin dawider erklärt. Auch die Kaufleute haben Vorstellungen dagegen gemacht. Man hat einen sehr geschickten Kaufmann von Brüssel, Herrn Brolé, Associé von Urbain Arnold in Triest, nach Wien kommen lassen, um ihn zu Rathe zu ziehen. Er erklärte sich gegen alle diese Veränderungen. Aber trotz der vortheilhaften Idee, welche man von ihm hatte, und obgleich er durch authentische Actenstücke die ungeheure Contrebande nachwies, die schon jetzt in einigen Artikeln Statt findet, so ward doch keine Rücksicht darauf genommen. — Uebrigens sind die Einkünfte hierdurch lange nicht so sehr gestiegen, wie man erwarten könnte. Gibt es ein Mittel, den allzu hohen Taxen der Mauthbeamten zu begegnen, so hat man noch keins gefunden, um zu verhindern, daß sie nicht aus Gunst oder aus Unwissenheit, oder durch einige Dukaten bewogen, die Waaren bei weitem unter ihrem Werth schätzen. Die ganze Welt schreit gegen die neuen Auflagen, und einige Personen haben sogar beschlossen, ihren Verbrauch zu beschränken. Uebrigens betrügt man die Mauthen niemals mehr, als wenn es sich der großen Ansätze halber der Mühe verlohnt. So geschieht es, daß die Mauth, wie mich sehr unterrichtete Leute versichert haben, allen Erhöhungen zum Trotz, doch noch immer nicht mehr einträgt als früher. Man kann ihren Ertrag nach wie vor auf 3,100,000 Gulden schätzen, wovon 600,000 allein auf Wien fallen mögen.

So weit dieser Fürst'sche Bericht, und bedarf es nicht erst eines weiteren Commentars, um von dem falschen Princip, das hierbei in Geltung erhalten wurde, über die großen und zahlreichen Mängel der hier geschilderten Einrichtungen jener Zeit vollkommen in's Klare zu kommen. Dennoch hatten dieselben eine ziemlich lange Lebensdauer. Eine durchgreifende und maßgebende Aenderung der Sachlage brachte erst die neue allgemeine Zollordnung vom 15. Juli 1775, wodurch wenigstens in sofern ein großer Fortschritt geschah, als seitdem alle besonderen städtischen, ständischen, landesfürstlichen Mauthen zwischen den einzelnen Ländern in Wegfall kamen.

Von indirecten Abgaben waren die bedeutendsten: die Trank-, Schlacht- und Salzsteuer, von denen jedoch Ungarn frei war. Die Tranksteuer trug nach der Berechnung Fürst's, dem übrigens auch Wolf folgt, 1,220,000 Gulden, die Schlachtsteuer 305,000 Gulden, die Salzsteuer 2,840,000 Gulden. Daneben gab es in Wien noch einen besonderen Aufschlag, der bei'm sogenannten Handgrafenamte von den Lebensmitteln bezahlt werden mußte und bei dem ungeheuren

Consum der großen Stadt eine namhafte Summe einbrachte. Fürst gibt an, daß jener Zeit über 500,000 Eimer fremden und über 250,000 Eimer österreichischen Weines eingingen, daß von Bier 150,000 Eimer consumirt wurden und aus Ungarn und Polen 26,000 Ochsen einkamen, woraus eine Einnahme von anderthalb Millionen Gulden erwuchs. Die Verwaltung des Handgrafenamtes hatte übrigens jener Zeit ein geborener Schlesier, Herr von Russig, ein fähiger Mann, der früher Buchhalter beim schlesischen Generalsteueramte in Breslau gewesen war.

Eine in neuester Zeit zu enormer Ausdehnung gebrachte Abgabe — die Stempelgebühren — war in der Thereſianischen Zeit noch unbedeutend. Nur Wechsel und Empfangscheine unterlagen dem Stempel, Kalender und Zeitungen dagegen waren frei. Viel bedeutender waren die Einkünfte von den Taxen für Titel und Rang, und begegnen wir dabei Angaben, die in der That mit Staunen erfüllen. Besonders hoch war die Taxgebühr für den Titel „Excellenz." Graf Clary bezahlte dafür 60,000 Gulden. Ja die Standeserhöhungen, welche Maria Thereſia 1754 nach ihrer Entbindung von ihrem Sohne Ferdinand, dem nachmaligen Herzog von Modena-Breisgau, als Beweise ihrer Gnade vornahm, brachten eine Einnahme von nicht weniger denn 229,000 Gulden. Der Ertrag der Taxgebühren betrug jährlich gegen 400,000 Gulden.

Diese Einnahmen nun alle zusammengenommen, so ergab sich der Zeit, als Fürst in Wien war, eine jährliche Gesammteinnahme von ungefähr 40 Millionen Gulden. Speciellere Berechnungen auch für die spätere Zeit gibt Wolf*), und stellte sich nach seinen Angaben die Gesammteinnahme im Jahre 1773 auf die Summe von 54,376,000 Gulden, ohne den Ertrag der Lombardei, der Niederlande und Galizien, wogegen er die Gesammtausgabe auf 55,650,000 Gulden berechnet.

*) S. 282 ff.

Wiſſenſchaft, Kunſt, Schule und Kirche.

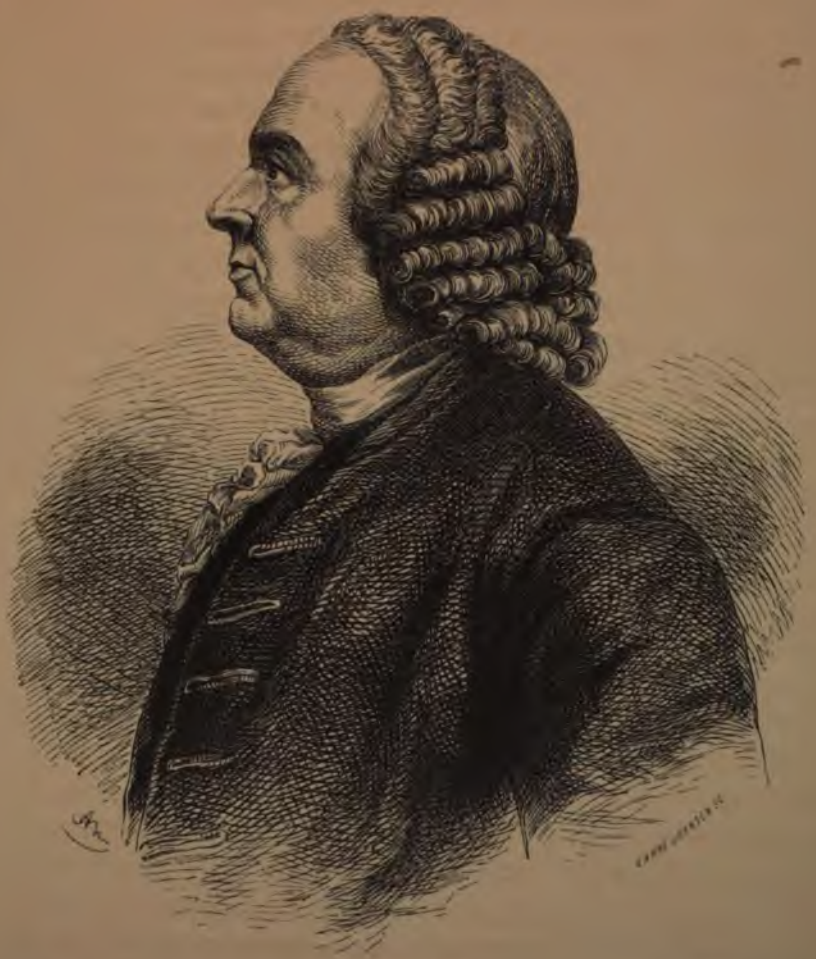
Aus dem, was bisher über den ſtaatlichen Neubau Maria Thereſia's geſagt worden iſt, wird, wie wir hoffen, zur Genüge hervorgegangen ſein, daß dies große Reformwerk, weil eben dabei nicht ein einziger die Intereſſen des Staates irgendwie berührender Gegenſtand unbeachtet blieb, wirklich und im eigentlichſten Sinne des Wortes ein Neubau des Staates genannt werden kann. Seine Vollendung wie ſeine Weihe fand aber dieſer Neubau darin, daß die bereits namhaft gemachten Reformen mit ebenſo umfangreichen, wie edeln, auf Förderung von Wiſſenſchaft, Kunſt, Handel und Induſtrie gerichteten Beſtrebungen Hand in Hand gingen. Und dabei muß vor Allem wieder einmal auf den ſchon mehrfach berührten und gar nicht hoch genug anzuſchlagenden Vorzug unſerer Heldin hingewieſen werden, daß ſie, wo ſich's um eine ſegenverſprechende Neuerung handelte, in der Regel nicht blos zu deren Begründung die rechten Mittel, ſondern auch die rechten Männer ausfindig zu machen wußte, die, von der erhabenen Monarchin einmal als befähigt und tüchtig erkannt, ſich des unbedingteſten Vertrauens gewürdigt und dadurch wieder zu Gunſten des ihrer Fürſorge anvertrauten Gegenſtandes ſich zu um ſo freierer Thätigkeit ermächtigt ſahen.

Mehr als nach irgend einer andern Seite hin muß auf dieſen Vorzug Maria Thereſia's der Ton gelegt werden bei einer näheren Betrachtung deſſen, was unter ihren Auſpicien zur Begründung und Förderung eines neuen wiſſenſchaftlichen Lebens in Oeſterreich geſchah. Denn nicht nur, daß ſich gerade nach dieſer Seite hin an ihre bewunderungswürdige Regententhätigkeit der namhafteſte und bleibendſte Segen knüpfte, ſo begegnen wir auch unter den Rathgebern, die ſich hierbei eines beſondern Vertrauens gewürdigt ſahen und daher maßgebenden

Einfluß gewannen, gleich als Maria Theresia anfing, diesem Gegenstande eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, einem Manne, der, als der einflußreichste und vorzüglichste Vertreter alles wissenschaftlichen Lebens und Strebens in dem damaligen Oesterreich, mit den geistigen Segnungen, die er in das Culturleben des österreichischen Staates brachte, sich ein unsterbliches Verdienst erwarb und sich einen Namen machte, dessen Andenken im Herzen der deutschen Nation durch alle Jahrhunderte hindurch in Ehren bleiben wird. Das war der eben so geniale wie gelehrte Gerard van Swieten, unserer Heldin vorzüglichster Rathgeber in allen Angelegenheiten, wo sich's um Förderung der höchsten, d. i. der geistigen Interessen ihrer Völker handelte.

Geboren zu Leyden am 7. Mai 1700, widmete sich van Swieten, zum Jüngling herangereift, dem Studium der Arzneikunde und studirte theils zu Löwen, theils in seiner Vaterstadt, wo sein Lehrer Boerhaave*) wurde, der berühmteste Arzt des achtzehnten Jahrhunderts. Der Einfluß dieses großen Gelehrten auf van Swieten wurde in Bezug auf Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Ausbildung in sofern ein entscheidender, als er sich nicht blos mit seinem erwählten Brodstudium begnügte, sondern nach dem Beispiel seines großen Lehrers, der in fast allen Zweigen des menschlichen Wissens wohlbewandert war, sich auch eine gründliche philosophische Durchbildung zu verschaffen wußte und außerdem sich vornehmlich auch dem Studium der Chemie und Pharmacie widmete. Der Segen davon blieb nicht aus. Nach Vollendung seiner academischen Laufbahn in Leyden als praktischer Arzt thätig, sah er sich in Kurzem nicht blos mit großem Vertrauen beehrt, sondern auch in seiner Praxis vom Glück begünstigt, in Folge deß er als Professor der Medicin angestellt wurde. Indeß hatte das Schicksal anders über ihn beschlossen. Weil als Katholik vielfach angefeindet, sah er sich genöthigt, dieses Amt niederzulegen und seine guten Dienste einem fremden Staate zu weihen. Noch im Laufe des österreichischen Successionskrieges, im Jahre

*) Sowohl in Bezug auf seine Gelehrsamkeit, wie in Rücksicht auf seine Berühmtheit ein Humboldt seiner Zeit. Um ihn um Rath zu fragen, kam man von allen Gegenden Europas, daher er auch bei seinem Tode ein Vermögen von 2 Millionen Gulden hinterließ. Es wird erzählt, ein chinesischer Mandarin habe einst an ihn unter der Adresse geschrieben: „An Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa." Seine zahlreichen Schriften haben noch heutzutage hohen wissenschaftlichen Werth. Als Arzt erscheint er als ein Vorläufer der neueren medicinischen Schule, insofern er den Arzt als einen Diener der Natur darstellte, deren Bewegungen er zu wecken und zu leiten habe.



LEIPZIG. VOIGT & GÜNTHER.

VAN SWIETEN.

1745, als Professor der Medicin nach Wien berufen, erhielt er bald den Posten eines Leibarztes Maria Theresia's und gewann ebenso schnell die Gunst der erhabenen Monarchin in so hohem Grade, daß er nicht nur nach und nach zu den höchsten Würden befördert, sondern auch in allen das wissenschaftliche Leben, namentlich das öffentliche Studien- und Unterrichtswesen betreffenden Angelegenheiten der vornehmste und fast ausschließliche Rathgeber der Kaiserin wurde. Daher äußerte auch Maria Theresia zu wiederholten Malen: „sie betrachte den Augenblick, in welchem sie van Swieten für sich und ihre Staaten gewonnen habe, als einen der glücklichsten und ehrenvollsten Abschnittspunkte ihrer Regierung." So erhielt er im weiteren Verlaufe der Zeit das Amt eines Vorstehers der kaiserlichen Bibliothek, wurde ferner beständiger Präsident der medicinischen Fakultät, Director des Medinalwesens der kaiserlichen Staaten und Büchercensor, alles Aemter von ebenso großer innerer Bedeutung und Wichtigkeit, wie dazu geeignet, van Swieten's Einfluß im ganzen Umfang der österreichischen Monarchie als maßgebend erscheinen zu lassen. An denselben knüpfte sich aber auch nur Segen, und wurde derselbe nicht blos bereits in der Zeit der amtlichen Thätigkeit van Swieten's sichtbar, sondern auch und noch vielmehr nach seinem Tode, als die Bahnen, die er vorgezeichnet, weiter und weiter verfolgt und die Vortrefflichkeit des Saamens, den er gestreut, mehr und mehr an den edeln Früchten, die aus demselben herauswuchsen, erkannt würde.

Was nun zuerst den Standpunkt anlangt, auf welchem das wissenschaftliche Leben in Oesterreich zur Zeit der Thronbesteigung Maria Theresia's ruhte, so ist darüber nicht eben viel rühmliches zu sagen. Nicht nur, daß das rechte tiefere wissenschaftliche Streben fehlte und der wissenschaftliche Geist, weil die Wissenschaft ausschließlich im Dienste der Kirche stand, sich in einer freieren Bewegung gehemmt sah und in einem blinden Positivismus mehr und mehr erschlaffte, so fehlte auch in natürlicher Folge davon den bestehenden höheren wie niederen Pflanzstätten der Wissenschaft alle und jede belebende Kraft und ebenso jene segenausströmende geistige Präponderanz, welche allein das Arbeiten, Streben, Ringen und Forschen in solchen Pflanzstätten verklärt und heiligt und die Wissenschaft selbst als das höchste Gut des menschlichen Daseins erscheinen läßt. Wo ja noch ein Streben sichtbar wurde, fehlten die höheren Zielpunkte, so daß das ganze wissenschaftliche Leben den Charakter des Handwerksmäßigen an sich trug. Dabei fiel, wenn etwa zwischen den österreichischen Bildungsstätten, selbst die

höchsten und namhaftesten nicht ausgenommen, und denen in anderen deutschen Staaten ein Vergleich angestellt wurde, ein solcher fast in jeder Beziehung zum Nachtheile Oesterreichs aus, während auf der anderen Seite Niemand darüber in Zweifel war, daß, wenn nur der Wissenschaft eine freiere Bewegung gestattet und namentlich der übergroße kirchliche Einfluß auf engere Grenzen verwiesen werde, die zahlreichen in Oesterreich schlummernden guten Kräfte gar bald erwachen und ebenso schnell wie anderwärts zu segenbringenden und achtunggebietenden Resultaten führen würden.

Maria Theresia war nicht die Regentin, welche sichtbaren Mängeln und Uebelständen ihr Auge verschlossen, oder da, wo zu helfen ihr möglich oder selbst Pflicht wurde, ruhig und unthätig zugesehen hätte. Trotzdem daher ihre ersten Regierungsjahre durchaus nicht dazu angethan waren, ihre Aufmerksamkeit mit besonderem Nachdrucke auch nach solchen Bestrebungen hinzulenken, an deren Gedeihen nur in Zeiten friedlicher Ruhe gedacht werden kann, trotzdem finden wir sie doch schon selbst in jenen drangsalsvollen Kriegsjahren für Förderung der geistigen Interessen und des wissenschaftlichen Lebens in ihren Staaten nicht blos nach einer Seite hin thätig. Gab sie ja ihrer Fürsorge hierfür selbst in der directesten Weise einen Ausdruck, und erinnern wir zu dem Ende nur an die in eben jene Zeit fallende Errichtung der schon früher von uns namhaft gemachten militärischen Bildungsstätten. Die Berufung van Swieten's nach Wien 1745 brachte nicht blos hierfür eine neue Bestätigung, sondern führte auch zu weit ausgedehnterer Thätigkeit auf dem der Pflege bedürftigen Felde. Mittlerweile hatten sich aber auch die Verhältnisse bereits so gestaltet, daß es für ein glückliches Gedeihen dieser ausgedehnteren Thätigkeit auf dem großen Felde der geistigen Cultur auch nicht an Garantien fehlte, und namentlich waren dieselben beruhend in einem zweifachen Umstande. Einmal nämlich öffnete der jener Zeit bereits begonnene staatliche Neubau mit den zahlreichen, durch denselben zur Geltung kommenden neuen Ideen an sich selbst schon den wissenschaftlichen Strömungen der Zeit die Thore des Staates viel leichter und schneller als früher, und außerdem hatte zweitens das monarchische Regiment Maria Theresia's bereits jener Zeit eine so intensive, tiefgehende Kraft gewonnen, daß die mannigfachen Schwierigkeiten und Hindernisse, welche den hierbei zur Geltung zu bringenden Reformbestrebungen entgegentraten, kaum noch in Frage kommen konnten. Zudem bot aber auch die Persönlichkeit van Swieten's selbst eine große

Bürgschaft, indem er in ganz gleicher Weise wie die bereits genannten großen Staatsmänner und Rathgeber Maria Thresia's in dem, wozu er die Hand bot, nicht nur der Staatsgewalt neue Stützpunkte zu geben bemüht war, sondern auch denselben Weg ging, wie jene und, immer nur das Gegebene im Auge behaltend, zu helfen suchte, wo gerade eben Hülfe am nothwendigsten schien.

Dieses zwiefache charakteristische Merkmal in der öffentlichen Thätigkeit van Swieten's macht sich, wie in allen seinen Anordnungen und Maßregeln, gleich auch bei seinem ersten directen Eingreifen in das bestehende Studien- und Unterrichtswesen bemerkbar. Nicht nur, daß er sich dabei vor der Hand auf das, was ihm zunächst lag, auf eine Reform der medicinischen Studien, beschränkte, so ließen auch gleich diese seine ersten Reformen den gesteigerten Einfluß der Regierung mehr als deutlich erkennen. Nachdem die ersten allgemeinen Berathungen über die in dem gesammten Studienwesen vorzunehmenden Reformen ohne Zuziehung der Universität*) und der dabei vorzugsweise betheiligten Jesuiten vorgenommen worden waren, und darauf van Swieten 1749 von der Kaiserin den Auftrag erhalten hatte, einen neuen Plan zur Einrichtung der medicinischen Studien auszuarbeiten, sicherte sich die Regierung gleich in der ersten Verordnung, die sie in Bezug auf diesen Gegenstand erließ (7. Febr. 1749), die vollständigste Freiheit, indem sie sich in Bezug auf die medicinische Facultät an der Universität zu Wien nicht nur die Ernennung der Professoren und die Bestätigung des Decans, sondern auch die Normirung verschiedener, an die Facultät zu entrichtender Taxen vorbehielt.

In demselben Momente aber nun, in welchem während derselben Zeit das in allen übrigen Zweigen der Staatsverwaltung mehr und mehr zur Geltung kommende Uebergewicht der Staatsgewalt auch in Bezug auf das öffentliche Studienwesen zur Geltung gebracht wurde, in demselben Momente mußte in naturgemäßer Folge davon die Staatsgewalt und in vorliegendem Falle vorzugsweise der Mann, welcher derselben in die Hände arbeitete, mehr oder weniger mit der Kirche in Conflict kommen, da eben bis dahin in dem ganzen wissenschaftlichen Leben, im öffentlichen Studien- und Unterrichtswesen Oesterreichs nicht der staatliche Einfluß, sondern fast ausschließlich der der Kirche und der Jesuiten

*) Vergl. Wolf, S. 448, und Beidtel, über das Unterrichtswesen in den österreichischen Staaten während der Periode von 1740—1792. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien 1851, S. 716 ff.

maßgebend gewesen war. Und daher kam es denn nun auch, daß von derselben Zeit an, in welcher vornehmlich unter van Swieten's Einfluß und Mitwirkung dem öffentlichen Studienwesen und damit zugleich dem gesammten wissenschaftlichen Leben in Oesterreich neue Unterlagen gegeben wurden, auch auf kirchlichem Gebiete zahlreiche Reformen in's Leben gerufen wurden, aber auch hervorgerufen werden mußten, wenn anders jenen ersteren auf reinwissenschaftlichem Gebiete das rechte Gedeihen gesichert und der einem gesteigerten Einfluß zustrebenden Staatsgewalt die nöthige Autorität gewahrt werden sollte.

Und in diesem gebieterischen Muß lag zugleich für Marien Theresien der entscheidende Grund, daß sie trotz ihrer großen Anhänglichkeit an die Kirche, trotz ihrer bekannten Vorliebe für die Jesuiten und ihrer sich überall kundgebenden und aus einer durch und durch ehrlichen Frömmigkeit entspringenden Ehrfurcht vor dem in der Kirche Bestehenden und Althergebrachten, daß sie, sagen wir, trotzdem zu allen den jener Zeit auf kirchlichem Gebiete in Gang kommenden Neuerungen und Wandlungen nicht nur willig die Hand bot, sondern auch für dieselben in kaiserlicher Machtvollkommenheit und mit aller Entschiedenheit eintrat. Ueberdies wirkte aber auch noch ein anderer Umstand günstig darauf ein, daß von Seiten Maria Theresia's solchen gegen die bestehende Gewalt der Kirche gerichteten Bestrebungen und Neuerungen nichts in den Weg gelegt ward: das war das veränderte Verhältniß, in welches sich jener Zeit die Staatsgewalt überhaupt, und zwar die österreichische nach dem Beispiele der französischen zum Kirchenregimente zu stellen suchte, ein Umstand, auf welchen der von uns schon mehrfach als Autorität angezogene Beidtel den ganzen Accent legt, daher die Stelle, in welcher sich derselbe hierüber verbreitet, hier einen Platz finden mag. Sie lautet: „Die österreichische Regierung fing um diese Zeit auch an, jenes System des Kirchenrechts, welches in Frankreich bestand, zu dem ihrigen zu machen. Dieses System beschränkte den Einfluß der Kirche auf das rein Geistliche und stellte in Beziehung auf die innere Verfassung der Kirche den Grundsatz auf, daß der Papst einem allgemeinen Concilium unterstehe. Dieses System war zwar zu Rom verworfen, wie das Breve Innocenz XI. vom 11. April 1682 und die Constitution inter multiplices vom 4. August 1690 beweisen; aber es war nirgends als ketzerisch oder schismatisch bezeichnet, es galt daher in Frankreich und auch einzelnen Personen außerhalb Frankreichs für ein dem päpstlichen Stuhl blos unwillkommenes System, und auch das, daß es dem römischen Stuhle mißfiel, erklärte

man sich leicht, weil man annahm, er fürchte die aus diesem System hervorgehende Abnahme seines Einflusses und seiner Einkünfte. Aus diesem Gesichtspunkte scheint man auch der Kaiserin Maria Theresia die Nothwendigkeit, in Beziehung auf die Kirche das alte Regierungssystem zu ändern, dargestellt zu haben. Daß man bei Hofe in diese Idee einging, kann aber durchaus nicht in Verwunderung setzen, weil das in Frankreich eingeführte Kirchenrecht wissenschaftlich noch nicht auf eine genügende Art untersucht worden und über seinen Werth selbst unter den österreichischen Theologen eine Meinungsverschiedenheit bestand. Eine Nachahmung fremder Studieneinrichtungen und Einführung des Gallicanismus mußten daher die ersten Grundsätze bei den von der Staatsverwaltung beabsichtigten Reformen des Unterrichts werden." — In seiner weiteren Besprechung dieses Gegenstandes weist darauf Beidtel an einer ziemlichen Anzahl von kaiserlichen Verordnungen und Regierungsmaßregeln nach, in wie weit von Seiten der Regierung für die oben angegebene Absicht Schritt für Schritt fortgearbeitet wurde; da wir aber hierauf weiter unten ohnedem zurückkommen müssen, lassen wir diesen Gegenstand vor der Hand bei Seite und wenden uns zu den Reformen selbst, welche zunächst von van Swieten zur Hebung des wissenschaftlichen Lebens in's Dasein gerufen wurden.

Zunächst also waren es, wie bereits erwähnt, die medicinischen Studien*), welche einer wesentlichen Umgestaltung unterworfen wurden, obschon die Grundsätze, von denen man dabei ausging, dann der Reform des ganzen Studienwesens zum Grunde gelegt wurden. Freiheit des Denkens, Belebung des Forschungsgeistes, sowie Abstellung der geisttödtenden, mechanischen Lehrmethode wurde das leitende Princip und van Swieten der eigentliche Chorführer, im eigentlichsten Sinne des Wortes, die belebende Seele des Ganzen. Bis zu der Zeit (1753), wo er hoffen durfte, tüchtige und zuverlässige Stellvertreter sich herangebildet zu haben, hielt er selbst an der Wiener Universität medicinische Vorlesungen, und bedarf es wohl kaum noch einer besonderen Bemerkung, daß diese Vorlesungen sich ebenso sehr des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen hatten, wie sie wesentlich dazu beitrugen, den Flor der Universität zu heben. Außerdem suchte van Swieten dem

*) Das Ausführlichste über die Neugestaltung der Wiener Universität unter Maria Theresia gibt Kink in seiner Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien (im Auftrage des k. k. Ministers für Cultus und Unterricht, Leo Grafen von Thun, nach den Quellen bearbeitet). 2 Theile. Wien 1854. I., S. 442 ff.

medicinischen Studium auch noch durch andere segensreiche Einrichtungen aufzuhelfen. So veranlaßte er 1752 die Anlegung eines botanischen Gartens, sowie eines öffentlichen chemischen Laboratoriums, so war ferner sein Werk die Errichtung einer eigenen Professur für die Entbindungskunde, die Gründung eines anatomischen Theaters und eines Klinikums, und eben so verdankte ihm das Medicinalwesen die Anordnung einer jährlichen (dieselbe durfte aber vorher nie angesagt werden) strengen Untersuchung der Apotheken, ingleichen die Herabsetzung der ungebürlichen Kosten für Doctorpromotionen, sowie endlich die Errichtung einer Medicinal-Wittwencasse für die Wittwen der Aerzte.

Hand in Hand mit diesen zunächst dem Studium der Medicin zu Gute kommenden Reformen ging eine nicht minder segensreiche, die auf das gesammte wissenschaftliche Leben einen mächtigen Einfluß übte. Das war van Swieten's besondere Sorge für die kaiserliche Bibliothek. So reich die Sammlung war, so gering war der Nutzen, den dieselbe dem wissenschaftlichen Studium brachte. Nicht nur, daß die rechte Ordnung fehlte, so bot auch die Art und Weise, wie die Bücherschätze aufgestellt waren, nicht die nöthige Sicherheit für deren unversehrte Erhaltung, während die Benutzung der Bibliothek blos in den Sommermonaten freistand. van Swieten schuf Ordnung, für die Aufbewahrung der Schätze die rechten und gesicherten Räumlichkeiten, sorgte für eine zweckmäßige Verwahrung der Bücherschätze, gab die Benutzung derselben für das ganze Jahr frei und ließ ein paar geräumige Säle mit den nöthigen Einrichtungen versehen, um so an Ort und Stelle das Studium zu erleichtern.

Von nicht geringerer Wichtigkeit war van Swieten's Einfluß auf die Berufung neuer Lehrkräfte an die Wiener Hochschule, und zwar nicht blos in die medicinische, sondern auch in die übrigen Fakultäten. Unter den Männern, die in seiner Zeit in die medicinische Fakultät eintraten, waren wohl die berühmtesten und tüchtigsten: Nicolas Jaquin, welcher Botanik und Chemie vortrug und nachmals von Kaiser Franz I. im Dienste der Wissenschaft nach Amerika gesendet wurde, und Anton de Haën, wie van Swieten ein Schüler Boerhave's und vor seiner Berufung nach Wien als praktischer Arzt im Haag thätig. In Wien lehrte er praktische Heilkunde, auch wurde er nach van Swieten erster Leibarzt der Kaiserin.

Wie die medicinische, so wurden auch die übrigen Fakultäten durch van Swieten einem ganz neuen Leben zugeführt, und so erlitten bereits 1752 die philosophische

und theologische und schon das Jahr darauf auch die juridische Fakultät wesentliche Reformen, während nach und nach für einzelne, im Laufe der Zeit sich mehr und mehr entwickelnde Wissenschaften, wie für Experimentalphysik, Mechanik, Mineralogie, Kameralwissenschaften besondere Lehrstühle errichtet wurden. Und auch dabei finden wir wieder Männer thätig werden, deren Namen heutigen Tags noch den besten wissenschaftlichen Klang haben, ja fast durchweg wissenschaftliche Größen, die in gleichem Maße wie van Swieten dazu beitrugen, dem gesammten wissenschaftlichen Leben in Oesterreich einen neuen Aufschwung zu geben. Die hervorragendsten darunter werden wir weiter unten namhaft machen; dagegen muß vorerst nochmals darauf hingewiesen werden, daß durch alle diese Reformen an den Universitäten, namentlich der zu Wien, sowohl in Bezug auf die dabei in Frage kommenden Persönlichkeiten, als auch in Rücksicht auf den inneren Organismus der Hochschulen, die Staatsgewalt mehr und mehr an Machtvollkommenheit zu gewinnen und dadurch wieder auf das Studienwesen selbst, d. i. auf die unter ihrer Obhut und unter ihrem Aufsehen zu tractirenden Wissenschaften mehr und mehr maßgebenden, schließlich den allein entscheidenden Einfluß zu gewinnen wußte. „Die Universität sollte," wie Wolf treffend bemerkt, „nicht mehr als eine eigene, berechtigte, mit dem Befugnisse der Selbstverwaltung angesehene Gemeinde bestehen, sondern als eine öffentliche Anstalt, deren Zustände der Staat regeln könne. Sie war längst in ihrer Existenz an den Staatsschatz angewiesen; der Staat gab ihr die Mittel zu ihrer Existenz; er sprach auch die Herrschaft über sie an. Wie die Verwaltung und Cassesührung der Universität von der Regierung übernommen wurde, so hörte auch die Sonderstellung in anderen Dingen auf. Die Professoren standen von nun an unmittelbar unter einem Director; sie waren seine ausführenden Organe und hatten in Richtung und Inhalt ihrer Vorträge sich genau an seine Weisungen zu halten." Diese vier Directoren (der vier Fakultäten) standen unter einem „Protector studiorum," einem von der Regierung bestellten Commissar, wozu der Erzbischof von Wien, Graf Trautson, ernannt wurde. Je mehr und mit je größerem Erfolge nun dieser letztere hohe Staatsbeamte in Verbindung mit den ihm untergeordneten vier Directoren der vier Fakultäten unter sorgsamer Wahrung der staatlichen Interessen auf eine den Anforderungen der fortgeschrittenen Zeit entsprechende Verbesserung und Vervollständigung des österreichischen Studienwesens hinarbeitete, um so mehr mußte selbstverständlich der Einfluß in den Hinter-

grund treten, der bis dahin im öffentlichen Studien- und Unterrichtswesen maßgebend und einer freieren Entwickelung der Wissenschaft hinderlich gewesen war, und bedarf es wohl nicht erst noch einer besonderen Bemerkung, daß das der Einfluß war, den bis dahin die Jesuiten gehabt hatten. Entscheidend wirkte in dieser Beziehung schon die Studienordnung vom 25. Juni 1752, durch welche nicht blos die ebenberührte Umwandlung des inneren Universitätsorganismus ihre Begründung fand, sondern auch die Wirksamkeit der Jesuiten auf der Lehrkanzel soweit beschränkt wurde, daß manche der alten Lehrer, die sich mit diesen neuen Verhältnissen nicht befreunden konnten, vom Lehramte zurücktraten. Noch entschiedener zeigte sich die Opposition gegen die Jesuiten und die damit Hand in Hand gehende und immer mehr zur Geltung kommende Unabhängigkeit der Regierungsgewalt von der Kirche im weiteren Verlaufe der Zeit, und änderte nach dieser Seite hin auch der Umstand nichts, daß 1757 nach dem Tode des Grafen Trautson das Amt eines Studienprotectors nicht wieder besetzt, sondern die Leitung der Studiengeschäfte erst dem obersten Kanzler Graf Haugwitz, später dem Grafen Chotek und endlich einer eigenen Commission übertragen wurde. Schon zwei Jahre später wurden durch Gesetz vom 10. September 1759 die Fakultätsdirectoren aus dem Jesuitenorden ihrer Posten enthoben und diese Posten ihren Gegnern anvertraut. Der Einfluß der Jesuiten war und blieb gebrochen, und so tüchtige und ausgezeichnete Kräfte sich auch der Zeit noch unter ihnen vorfanden, dauerte die Opposition gegen sie fort und konnte schließlich um so sicherer zu ihrem gänzlichen Untergange führen, je consequenter die Regierung in ihren vorzugsweise ihrem Interesse dienenden Maßnahmen in währender Zeit fortschritt. Die wichtigste Veränderung der Zeit aber war jedenfalls die, daß 1760 die oben genannte, mit der Leitung der Studiengeschäfte betraute Commission in eine eigene Studienhofcommission umgewandelt wurde, welche bis kurz vor Maria Theresia's Tode als eine selbständige Hofstelle fungirte und als solche die Regierung in den Stand setzte, die ihr genehmen und eine weitere Entwickelung des öffentlichen Studien- und Unterrichtswesens bezweckenden Reformen im ganzen Umfange der Monarchie zur Geltung zu bringen.

Und so begründete denn auch in wissenschaftlicher Beziehung, und namentlich in Rücksicht auf das Universitätsleben, die Regierung Maria Theresia's eine völlig neue Zeit, indem die Wissenschaft und mit ihr ihre vornehmsten Pflegerinnen, die Universitäten, äußerlich wie innerlich von der Kirche unabhängiger

gemacht und der wissenschaftlichen Forschung diejenige Freiheit der Bewegung verschafft wurde, daß im Bereiche der vier Fakultäten nicht blos bessere Früchte als bisher ermöglicht, sondern auch ganz neue, und darunter selbst solche Bahnen aufgesucht und weiter verfolgt werden konnten, die betreten zu lassen man früher wenn auch nicht gerade gehindert, so doch wenigstens für bedenklich erachtet hatte. Es kann selbstverständlich nicht in unserem Plane liegen, diejenigen Universitätslehrer, welche jener Zeit an den österreichischen Hochschulen als wissenschaftliche Größen glänzten, oder in der oder jener Fakultät mit besonders hervorragendem Erfolge thätig waren, hier alle namhaft zu machen. Wir begnügen uns dafür mit Aufzählung einiger der berühmtesten und zwar vornehmlich solcher, deren Hauptthätigkeit in die Zeit bis zur Aufhebung des Jesuitenordens fällt, welchem wichtigen Ereigniß wir später, am Schlusse dieses Abschnittes, unsere besondere Aufmerksamkeit zu widmen gedenken.

An die Spitze der Theologen ist Domherr Stock zu setzen, welcher Mitglied der Studiencommission war und das theologische Studium leitete. Neben ihm nennen wir nur noch den Dominicaner Gazzaniga, der früher in Genua, Brixen und Bologna thätig gewesen war und 1760 nach Wien kam und durch sein Werk: „Vorlesungen über Gott und seine Eigenschaften" sich einen nicht unbedeutenden Namen machte. Einige der bedeutendsten Mediciner jener Zeit haben wir schon oben kennen gelernt. Unter den Juristen excellirte vor allen der Lehrer des Kirchenrechts Paul Joseph Riegger, den Wolf mit Recht eine der bedeutendsten juristischen Capacitäten jener Zeit nennt, ein Mann, der, von dem Geiste seiner Zeit getragen, durch seine Schriften vielleicht am meisten dazu beitrug, den Einfluß der Kirche zu beschränken und sie sowie ihre Diener in ein besseres Ebenmaß zu den bestehenden Staatsverhältnissen zu bringen. Bezeichnend ebenso für ihn und seine wissenschaftliche Thätigkeit wie für die fromme Befangenheit Maria Theresia's ist die Anekdote, die uns Wolf von ihm mittheilt: Kurz vor seinem Tode ließ ihn Maria Theresia fragen, ob er sich mit seinem canonischen Rechte vor Gott Rechenschaft zu geben getraue, worauf Riegger antwortete: „Ich weiß, daß ich bald von dieser Welt abberufen werde, allein ich lebe und sterbe darauf, daß Alles, was ich geschrieben und gelehrt habe, nach der Lehre Jesu Christi sei." Neben Riegger glänzte als wissenschaftlicher Stern erster Größe Martini, welcher 1754 den Lehrstuhl der Institutionen und des Naturrechts erhielt, welche Stelle er bis 1778 bekleidete, 1764 aber zum wirklichen Hofrath bei der obersten

Justizstelle und zum Freiherrn erhoben und Lehrer der Erzherzoge Joseph und Leopold wurde. Weiter unten werden wir Gelegenheit finden, auf die Thätigkeit dieses Mannes zurückzukommen, wobei dann auch mehrerer anderer ihm an die Seite zu setzender, bedeutender Juristen, namentlich des großen Schrötter, Bourguignon und Bocris gedacht werden wird, alles Männer, deren vorzüglichste Thätigkeit erst in die Zeit nach Aufhebung des Jesuitenordens fällt. Am reichsten an hervorragenden Größen war endlich die philosophische Fakultät und in derselben erfreuten sich wieder der umfangreichsten und großartigsten Pflege die mathematischen Wissenschaften. Den Reigen der hierher gehörigen Männer eröffnen die beiden Jesuiten Franz, der später die Leitung der orientalischen Academie übernahm, und Maximilian Hell, von denen der erste Experimentalphysik, der zweite aber, ein Mann von europäischem Rufe, Astronomie und Mechanik vortrug. In deren Bunde ein Dritter war der Jesuit Carl Scherffer, welcher Director der Wiener Sternwarte war, die großen Entdeckungen Newton's in Oesterreich einführte und überdies auch in literarischer Beziehung große Berühmtheit erlangte. Ferner verdienen hier genannt zu werden: der Jesuit Sigismund von Storchenau, der von 1763 bis 1773 philologische Vorlesungen hielt und eine „Philosophie der Religion" schrieb; Mastalier, Lehrer der schönen Wissenschaften; Peithner, Lehrer der Mineralogie, Berg- und Hüttenkunde; Justi, Lehrer der Kameralwissenschaften u. v. a. Und was dabei als für die Zukunft maßgebend nicht unerwähnt bleiben darf, war, daß von Seiten der Regierung gleichzeitig auch für Hebung der übrigen Universitäten (vor allen der zu Prag) und höheren Bildungsstätten der österreichischen Monarchie eine gleichgroße Fürsorge aufgewendet wurde.

Außerdem aber muß hier noch ein Mann eine besondere Erwähnung finden, über dessen menschenfreundliche Thätigkeit schon früher*) einmal geredet wurde, dessen Name aber auch da, wo von dem wissenschaftlichen Leben und speciell von dem Studien- und Unterrichtswesen in der Thereſianischen Zeit geredet wird, nimmer ungenannt bleiben darf. Wir meinen den Reichsfreiherrn Joseph v. Sonnenfels, uns bereits bekannt als der Ehrenmann, der unserer Heldin die Veranlassung gab, in der Criminaljustiz die Tortur abzuschaffen, ein Mann,

*) Vergl. oben S. 438. Weiteres über ihn: De Luca: Gelehrtes Oesterreich, 1. Bd. 2. Stück, S. 144 ff. Duller, Maria Thereſia und ihre Zeit, II., S. 311 ff. Wolf, S. 461.

der ſo eigenthümliche Lebensſchickſale hatte, daß es wohl nicht am unrechten Orte iſt, die weſentlichſten Momente daraus unſern Leſern mitzutheilen. Joſeph Sonnenfels war im Jahre 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren und ſtammte aus einer urſprünglich jüdiſchen Familie. Sein Großvater war Stadt- und Landrabbiner in Berlin; ſein Vater dagegen ging nach Oeſterreich, wo er ſowohl ſich ſelbſt (als Aloys Sonnenfels), als auch ſeine beiden Söhne taufen ließ. Joſeph ſtudirte bei den Piariſten in Nikolsburg, der Reſidenz des Fürſten Dietrichſtein,

Reichsfreiherr Joſeph von Sonnenfels.

die Humaniora, dann Philoſophie zu Wien. Häusliche Umſtände beſtimmten ihn, daß er ſich darauf dem Militärſtande zuwendete. Er kam zu Klagenfurth in das Regiment Deutſchmeiſter, wo er es in 5 Jahren bis zum Unterofficier brachte; ſpäter marſchirte er mit dem Regimente nach Ungarn. Dort lernte er von franzöſiſchen Deſerteurs, die als Recruten ankamen, franzöſiſch, von ſolchen, die aus Italien zum Regimente ſtießen, italieniſch; von den Mädchen zu Sobolka und Jungbunzlau böhmiſch. Da ihm jedoch der Militärdienſt keine Befriedigung gewährte, nahm er ſeinen Abſchied und begann an der Wiener Univerſität die

Rechtswissenschaften zu studiren, nahm aber gleichzeitig an den Vorlesungen seines Vaters Theil, die derselbe mehreren Ordensgeistlichen über hebräische Sprache hielt und bekam außerdem von seinem Vater Unterricht im Rabbinischen. Als Interpres der hebräischen Sprache bei der niederösterreichischen Landesregierung seinem Vater adjungirt, arbeitete er, um auch in der Rechtspraxis heimisch zu bleiben, zwei Jahre bei dem Grafen Hartig, Hofrath der obersten Justizstelle. Da gab ein eigenthümlicher Zufall seinem wissenschaftlichen Streben abermals eine neue Wendung. Bei seiner Lectüre der „Briefe über die neueste Literatur" kam ihm die Stelle zu Gesicht, wo es hieß: „Da seit 20 Jahren alle Provinzen Deutschlands sich bemühen, etwas zur Verbesserung ihrer Sprache beizutragen, so hat dagegen Oesterreich auch nicht einen auch nur erträglichen Schriftsteller aufzuweisen." Diese Stelle entschied über Sonnenfels' weiteres wissenschaftliches Leben. Er selbst schreibt darüber: „Diese Nationalbeschimpfung kränkte mich; ich faßte den stolzen Vorsatz, dieser Schriftsteller und — noch mehr zu werden. Ich ließ also von Stunde an Rechte und alles Uebrige liegen und warf mich ganz auf die deutsche Literatur. Mein erster Entwurf war, immer im Stillen zu arbeiten, bis ich mit etwas ganz Untadelhaftem zu überraschen fähig sein würde." Indeß wurde er doch früher, als es in seinem ursprünglichen Plane lag, productiv thätig. Riegger führte ihn in die „deutsche Gesellschaft" ein, welche mit dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben in Wien in den engsten Beziehungen stand, und hier war es nun auch, wo Sonnenfels seine schriftstellerischen Erstlingsversuche vorlas: eine Rede auf Maria Theresia, von dem Bilde des Adels, von der Bescheidenheit im Vortrage der Meinungen, von der Nothwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten. Er meldete sich nun zu einem Lehrstuhl der deutschen Literatur, dann wieder zu einer anderen Anstellung, wurde aber überall zurückgewiesen. Endlich erhielt er mit etwa 400 Gulden jährlichen Gehalts eine Rechnungsführerstelle bei der Arzierengarde, ein Amt, das nun zwar ganz außerhalb seiner bisherigen Bestrebungen lag, doch wenigstens seine Existenz sicherte, und — die Hauptsache — seine weitere Carriere vermittelte. In dieser Stellung ward er dem General Freiherr von Petrasch bekannt und durch denselben dem damaligen Staatsrath Freiherrn von Borie empfohlen, der denn auch alsbald dem Empfohlenen einen seinen Wünschen und Anlagen entsprechenden Wirkungskreis zu verschaffen wußte. Borie schlug ihn für die Professur der politischen Wissenschaften an der Wiener Hochschule vor,

und so übernahm Sonnenfels diesen Lehrstuhl mit einem Gehalte von 500 Gulden, der jedoch später auf 1200 und endlich auf 2000 Gulden erhöht wurde. Er selbst schreibt über diese Veränderung in seiner Laufbahn: „Hier war ich nun auf einem Platze, der zwar meiner Neigung am meisten entsprach, an dem ich meinem Hange, nützliche Wahrheiten nicht zu verkleiden, ganz Genüge leisten konnte, aber an dem ich mir auch durch meine Freimüthigkeit bald eine Legion Widersacher — diese Benennung ist zu gelinde, Feinde ist das wahre Wort — erwecken konnte, wirklich erweckte." Sein erster Vortrag am 13. December 1763 war eine Rede „über die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geschäften des Staats," und was er gefürchtet, trat gleich vom diesem Augenblicke an ein. Von den Männern der alten Schule vielfach angefeindet und als Neuerer, als Religionsspötter, Majestätsbeleidiger und Verführer der Jugend bezeichnet, wäre Sonnenfels bald wieder um seinen Lehrstuhl gekommen, hätte er nicht in sich selbst Muth und Kraft, auf dem einmal betretenen Wege consequent fortzuschreiten, und außerdem bei seiner erhabenen, unparteiischen Kaiserin Schutz gefunden. Das größte Verdienst erwarb er sich durch seine schriftstellerische Thätigkeit, und war es vornehmlich die von ihm 1765 begründete Wochenschrift: „Der Mann ohne Vorurtheil," wodurch es ihm gelang, für seine geläuterten Ansichten in allen Schichten der Bevölkerung Freunde zu gewinnen und die Finsterniß, die noch in den Köpfen herrschte, zu verscheuchen. Weiter unten wird gezeigt werden, daß Sonnenfels durch diese seine Thätigkeit, in der er vornehmlich auf Reinigung des Geschmacks, Verbesserung der Sprache, Beförderung der Lectüre und Veredlung der socialen und staatlichen Zustände hinarbeitete, auch der Reformator der deutschen Schaubühne wurde, indem er, zum Theatercensor erhoben, den extemporirten Comödien ein Ende machte; hier dagegen haben wir es vorzugsweise mit seinen reinwissenschaftlichen Bestrebungen zu thun, und dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß er sich nach dieser Seite hin ein um so größeres Verdienst erwarb, je schneller diese Bestrebungen, weil sie eben den Anschauungen und Bedürfnissen der Zeit entsprachen, in der Praxis dem Staate nutzbar gemacht werden konnten. Denn weil eben Sonnenfels, wie Wolf treffend bemerkt, in seiner Polizeiwissenschaft Staatswissenschaft im Großen lehrte, und zwar nach dem Geiste der Aufklärungszeit, kam seine Thätigkeit nicht blos einem Zweige des großen Staatshaushaltes, sondern dem gesammten Staatswesen in allen seinen einzelnen Lebensrichtungen zu gute, und

hat Sonnenfels namentlich im peinlichen Rechte, in der Polizei und im Finanzwesen Verbesserungen durchsetzen helfen, die ihm ebenso zu unvergänglichem Ruhme gereichen, wie sie ihn schon zu seiner Zeit das Herz seiner erhabenen Monarchin wie das der Besten der Nation gewinnen ließen.

In gleicher Weise aber nun, wie Maria Theresia dem wissenschaftlichen Leben in ihren Staaten dadurch einen neuen Aufschwung gab, daß sie tüchtige Kräfte heranzuziehen suchte, durch welche der wissenschaftliche Geist geweckt, die wahre Pflege der Wissenschaften gesichert und namentlich die höhern Bildungsstätten der Monarchie zu würdigen Repräsentanten der Wissenschaft, sowie wissenschaftlicher Forschung und geistiger Bildung erhoben werden konnten, in gleicher Weise war sie auch stets darauf bedacht, den Gelehrten wie den wissenschaftlichen Pflanzstätten die rechten, der Person wie der Sache würdigen Hülfsmittel und Unterstützungen zu Theil werden zu lassen. Ja gerade in dieser Beziehung hat die edle Frau sich einen Namen gemacht, wie die Bücher der Geschichte nur wenige aufzuweisen haben. Wie treubewährte Staatsbeamte, die sich um das öffentliche Wohl in irgendwelcher Beziehung in hervorragender Weise verdient gemacht hatten, unter der Regierung Maria Theresia's bekanntlich die höchsten Gehalte bezogen, die wohl jemals in einem Staate gezahlt worden sind, so spielte auch da, wo sich's um Förderung, oder auch nur um eine würdige äußere Vertretung der Wissenschaft handelte, das leidige Geld bei der erhabenen Monarchin durchaus keine Rolle. Vielmehr zeigte sie in allen solchen Fällen eine so hohe, ächt kaiserliche Liberalität, daß jeden dabei Betheiligten schon das Gefühl der Dankbarkeit antreiben mußte, was an Kraft in ihm war, daran zu setzen, um das, was erstrebt werden sollte, auch wirklich und vollkommen zu erreichen. Und dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß in dieser Hinsicht auch ihrem Gemahl nicht minder großer Ruhm gebührt. So trug sie, um nur einige Beispiele anzuführen, auf's Bereitwilligste die Kosten, als der berühmte Astronom Max Hell nach dem hohen Norden reiste, um auf Wardöe im Eismeere den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe zu beobachten. So bereiste ferner Jaquin auf Kosten des Kaisers Franz in den Jahren 1759 bis 1766 Ostindien in naturhistorischen Zwecken, so wurde ebenfalls vom Kaiser im Jahre 1750 Nagel nach Frankreich, England und Holland gesendet, zu keinem andern Zweck, als um dem 1748 gegründeten kaiserlichen Naturaliencabinet aus jenen Ländern neue Sammlungen zuzuführen.

Noch viel größere Summen wurden ferner auf die Gründung, oder Erweiterung und Umgestaltung wissenschaftlicher Bildungsanstalten verwendet. An der Spitze dieser Stiftungen steht die im Jahre 1747 gegründete kaiserliche Theresianische Ritteracademie, gewöhnlich Theresianum*) genannt, die bekannte Erziehungs- und Lehranstalt, in welcher der junge Adel die Vorbildung für den höheren Staatsdienst erhalten sollte. Maria Theresia gewann nicht blos gleich bei Gründung der Anstalt die besten Lehrkräfte für dieselbe (die Lehrer erhielten 2000, auch 3000 Gulden Gehalt), sondern stattete dieselbe auch auf's allerreichste aus, sowie sie denn auch sehr häufig, namentlich bei Prüfungen oder sonstigen Festtagen in Person, auch von ihrem Hofstaat begleitet, in der Anstalt erschien. Ursprünglich stiftete sie blos zehn Plätze für junge Adelige, aber schon 1750 wurde die Zahl erhöht, sowie der Eintritt auch ohne Stiftung gegen Bezahlung gestattet. Jeder Zögling, der keine Stiftung hatte, mußte 100 Kremnitzer Ducaten zahlen, Wäsche und Kleidung mitbringen. Zum Beweis unserer obigen Behauptung aber, daß Maria Theresia's Liberalität gegen alle dergleichen Stiftungen eine wahrhaft kaiserliche war, möge nur noch die Notiz hier einen Platz finden, daß bloß bei der obenerwähnten Vermehrung der Stiftungsplätze 1750 dafür von ihr nicht weniger denn 36,000 Gulden angewiesen wurden. Uebrigens nahm die Anstalt einen eben so raschen wie blühenden Aufschwung und erfreute sich schon wenig Jahre nach ihrer Gründung mit Recht eines so guten Rufs, daß der Adel aller Provinzen es für ein besonderes Glück erachtete, seine Söhne diesem Institute übergeben zu dürfen.

Ein nicht geringeres Verdienst erwarb sich Maria Theresia ferner durch die Gründung der von uns schon früher**) namhaft gemachten, ausschließlich militärischen Zwecken dienenden, Bildungsstätten, sowie der ebenfalls schon oben erwähnten, auf Kaunitz's Betrieb gegründeten „Academie der morgenländischen Sprachen." Ebenso muß hier der in das Jahr 1769 fallenden Gründung der Thierarzeneischule gedacht werden, wenn auch bei dieser Stiftung Maria Theresia nur mittelbar, unmittelbar dagegen ihr für wissenschaftliche Bestrebungen nicht minder begeisterter Sohn Joseph betheiligt war. Der großartigsten Munificenz dagegen hatten sich die Universitäten, und darunter wieder vorzugsweise die in Wien zu erfreuen. Ueber die hauptsächlich unter van Swietens Mit-

*) Vergl. hierzu Wolf, S. 479 ff.

**) Vergl. oben, S. 198 und S. 410.

wirkung vorgenommene innere Umgestaltung dieser Hochschule ist bereits oben ausführlicher geredet worden, hier muß dem noch beigefügt werden, daß Maria Theresia's hohe Liberalität der Universität auch ein neues, der Höhe ihres Berufs entsprechendes Gebäude verschaffte. Schon*) am 4. Januar 1753 gab die Kaiserin dem Professor der deutschen Beredtsamkeit Popowitsch den Auftrag, mit dem Erzbischofe über den Bau eines neuen Universitäts-Hauses sich zu bereden, wobei sie sich bereit erklärte, die drei neben dem Jesuiten-Collegium stehenden Häuser anzukaufen, „weillen was annsehliches thun will". Am 26. Febr. 1753 konnte bereits der Bauvoranschlag überreicht werden, welcher für den Ankauf jener Häuser 25,500; 19,000 und 22,000 Gulden, für den Bau aber 75,000 Gulden verlangte, sohin im Ganzen das Präliminare auf 141,500 Gulden stellte. Indeß reichten diese Summen nicht aus, aber ebenso bereitwillig wie zur Bezahlung dieser verstand sich Maria Theresia auch zur Zahlung wei-

Universität zu Wien.

terer, nicht minder ansehnlicher; und im August 1755 war das prachtvolle „neue Universitäts-Haus" gegenüber dem alten fertig, worauf am 5. April 1756 dessen feierliche Uebergabe an die Universität erfolgte. Ueberdies gab aber auch der

*) Vergl. Kink, Geschichte der kaiserl. Universität zu Wien. I., S. 471 ff.

wahrhaft kaiserliche Pomp, mit welchem diese Feierlichkeit abgehalten wurde, — auch hierüber berichtet das Nähere der in der Note angezogene Schriftsteller — einen deutlichen Beweis von Maria Theresia's hoher Achtung vor der Macht der Wissenschaft. Kink erzählt uns darüber: „Der Act der Uebergabe geschah, nach celebrirtem Hochamte, im Universitäts-Saale vor der Kaiserin, dem Kaiser, dem Erzherzoge Joseph und den Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christina. Auf der linken Seite waren der Rector, alle Universitäts-Glieder und Studenten, rechts die Minister-Kämmerer und das Hofgefolge. Der oberste Kanzler, Graf von Haugwitz, trat zum Kaiser und zur Kaiserin, empfing knieend ihren Befehl, welchem gemäß er die Schlüssel der Universität, welche ihm von einem Rathe des Directoriums auf carmoisin-sammtnem Polster überreicht wurden, mit einer Anrede dem Erzbischof, als Studienprotector, im Namen der Majestäten überreichte." Zudem wurde dieser feierliche Tag auch durch Denkmünzen und durch Austheilung von 1000 Kremnitzer Ducaten an 372 arme Studirende gefeiert. Außerdem erhielt am 1. Februar 1757 die Universität den Auftrag, diesen Tag der Uebergabe durch ein solennes Hochamt, verbunden mit einer der Reihe nach von einem der vier Directoren zu haltenden lateinischen Dankrede zu feiern.

Und wie die Wiener Universität so hatte sich endlich auch die zu Prag*) einer ganz besonderen Fürsorge der Kaiserin zu erfreuen. Auch sie, die übrigens solches noch mehr bedurfte, wie die Wiener, erfuhr unter Maria Theresia's Auspicien eine zeitgemäße innere Reorganisation und erhielt ebenfalls dabei zahlreiche Beweise der kaiserlichen Munificenz. Ganz besondere Fürsorge widmete die Kaiserin dabei namentlich der Universitäts-Bibliothek. Nicht nur daß sie derselben mehrere Tausende von Duplikaten ihrer Hofbibliothek schenkte, so wurde auch darauf gedrungen, die reichen Bücherschätze in bessere Ordnung zu bringen und dem allgemeinen Gebrauche zugänglich zu machen. Um dafür das nöthige Lokal zu erhalten, wurde die Umwandlung des Hintergebäudes vom Carolinum beschlossen. Zur Deckung der Baukosten aber schenkte die Kaiserin den namhaften Betrag von 10,000 Gulden, während die böhmischen Stände aus ihrer Domesticalcasse 5000 Gulden dazu hergaben.

*) Vergl. hierzu: Tomek, Geschichte der Prager Universität. Prag 1849. S. 308. ff.

Zu wiederholten Malen ist in unserer bisherigen Darstellung darauf hingewiesen worden, wie in demselben Momente, in welchem die Staatsgewalt wie in allen Kreisen des öffentlichen Lebens, so auch in dem weiten Bereiche des öffentlichen Studien- und Unterrichtswesens maßgebenden Einfluß gewann, dieselbe auch mit der Kirche und deren Vertretern mehr oder weniger in Conflict kam. Und ebenso haben wir oben darzuthun gesucht, daß es für Maria Theresia, eben weil sie im ganzen Bereiche ihrer Monarchie der Staatsgewalt die ausschließliche Prärogative zu gewinnen suchte, trotz ihrer ehrlichfrommen Anhänglichkeit an die Kirche, in vielen Fällen ein gebieterisches Muß ward, diesem Conflicte mit der Kirche nicht nur freien Lauf zu lassen, sondern selbst auch neue Nahrung zu geben. Vorzugsweise war dies der Fall auf wissenschaftlichem Gebiete, und lag der Grund davon nicht blos in dem gesteigerten Einfluß der Staatsgewalt, sondern auch einestheils in dem Umstande, daß die Kirche, in deren ausschließlichem Dienste die Wissenschaft bis dahin gestanden hatte, außer Stande war, auch fernerhin als ausschließliche Repräsentantin der Wissenschaft zu erscheinen, anderntheils auch in der von Tag zu Tag stärker werdenden Opposition, mit welcher gerade die einflußreichsten und hervorragendsten Größen jener Zeit gegen die Kirche und den kirchlichen Einfluß offen hervortraten. Wurden ja jener Zeit die Gebiete, auf denen sich die Wissenschaft zu bewegen anfing, von Jahr zu Jahr vielgestaltiger und dabei die Zahl derer, die ganz und gar außer dem Gesichtskreis der Kirche lagen, immer größer und größer; in gleichem Maße mußte nothwendig in den weitesten Kreisen die Ueberzeugung Platz greifen, daß die Kirche zu einer Vertretung oder gar Pflege der Wissenschaft in ihrem ganzen weiten und sich immer mehr und mehr erweiternden Umfange nicht mehr ausreiche. Und je festeren Boden nun diese Ueberzeugung gewann, um so entschiedener wurde wieder die Opposition gegen die Kirche, die überdies noch dadurch einen besonderen Nachdruck erhielt, daß gleichzeitig auch in der ganzen romanisch-katholischen Welt nicht blos die Wissenschaft sondern auch die Regierungen mit aller Entschiedenheit gegen das Uebergewicht des geistlichen Elementes in die Schranken traten. Unter Maria Theresia fand diese große Bewegung gegen die Kirche und deren Uebergewicht im Staate, wie bekannt, einen Abschluß in der Aufhebung des Ordens der Jesuiten. Denn ob auch nach diesem Ereigniß Joseph II. weiter und weiter drängte und durch noch weitere Beschränkungen der Kirchengewalt für sein nachmaliges noch viel umfangreicheres Reformations-

werk vorzuarbeiten bemüht war; so lange seine erhabene Mutter noch lebte, die in gottinniger Frömmigkeit der Kirche ihre alte Anhänglichkeit bis zu ihrem Tode bewahrte, mußte er auf entscheidende Erfolge seines Strebens verzichten.

Je mächtiger nun gerade die völlige Beseitigung des alten Einflusses der Jesuiten auf die weitere Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens, sowie des Studien- und Unterrichtswesens in Oesterreich einwirkte, wovon zuletzt geredet wurde und später noch weiter geredet werden muß, um so mehr scheint es uns hier am Platze, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die religiös-kirchlichen Zustände Oesterreichs unter Maria Theresia in gesonderter Darstellung hinzulenken, wenn wir auch dabei genöthigt werden, in der Zeit, deren Schilderung wir uns zur Aufgabe gesetzt haben, um einige Jahre vorzugreifen.

Einer der ausgeprägtesten Charakterzüge unserer Heldin — denn deren Persönlichkeit lassen wir, wie wohl recht, auch bei Besprechung des eben näherbezeichneten Gegenstandes wieder den Ausgangspunkt bilden — war unstreitig deren Frömmigkeit, die, zur Gottinnigkeit verklärt, sich ebenso lauter, rein und klar in ihrem Glauben widerspiegelte, wie in ihrer Liebe und ihrer Hoffnung. Wie sie die Wahrheit nur in Gott suchte, in allen Lagen des Lebens, im Glück wie im Unglück ihr gläubig Auge nach oben richtete und in aller Demuth, Innigkeit und Ergebenheit sich unter die unsichtbare Hand der göttlichen Majestät beugte, so gewann auch dieser ihr Glaube tausendfältige Gestalt in den offenen Kundgebungen ihrer nie rastenden Thätigkeit und suchte und fand seinen ausschließlichen Schwerpunkt in der das ganze menschliche Dasein heiligenden und beseligenden Zuversicht auf eine dereinstige Vergeltung. Je größer aber nun die innere Befriedigung war, welche die edle Monarchin in diesen religiösen Anschauungen fand, desto aufrichtiger und inniger auch die Anhänglichkeit, Liebe und Treue zu der Kirche, in der sie aufgezogen worden war, und unter deren Obhut sie sowohl sich selbst als auch den bei weitem größten Theil ihrer Unterthanen gestellt sah. „Sie betrachtete die Kirche," wie Wolf*) treffend bemerkt, „als einen heiligen, erhabenen Organismus mit einer göttlichen Mission und selbständigen Kraft; sie betrachtete sich als die erste Tochter derselben und blieb ihr unterthänig. Sie war bestrebt, die Grenzen der katholischen Welt zu erweitern, sie stützte das religiöse Gebäude, sie vertheidigte die Interessen der katholischen Kirche, so weit ihre

*) Khevenhüller's Memoiren, S. 88.

Macht reichte." Und daher kam denn nun auch jenes consequente Festhalten am Bestehenden, nicht blos in Bezug auf das Dogma, sondern auch in Rücksicht auf Aeußeres und Außerwesentliches, daher ferner jene gewissenhaft-ängstliche Befolgung aller, selbst solcher kirchlicher Gebräuche und Satzungen, bei deren Sanctionirung die seelsorgerische Thätigkeit der Kirche nur die weniger gebildeten, nicht aber die tieferdenkenden und erleuchteteren ihrer Glieder im Auge gehabt hatte, daher endlich jene hohe Ehrfurcht vor Allem, was mit der Kirche in irgendwelcher Beziehung stand, jene Ehrfurcht, die es nicht blos für eine Herrscherpflicht, sondern auch als eine Gewissenspflicht erachtete, der Kirche, der ihr erlauchtes Haus Jahrhunderte lang gedient hatte, ihre alte Prärogative zu wahren. So ist es allbekannt, daß Maria Theresia alle kirchlichen Functionen mit fast penibler Aengstlichkeit erfüllte. Täglich hörte sie Messe, oft zweimal, nie unternahm sie eine Reise ohne Begleitung eines Geistlichen, mit allem Eifer und aller Consequenz hielt sie die vorgeschriebenen Fasttage, sowie sie denn auch in der Fastenzeit nie große Tafeln gab und, wie wir oben erzählt haben, im Jahre 1759 zur glücklichen Fortführung des Kriegs besondere Fast- und Bettage anordnete. Ja, wie uns in den Khevenhüllerschen Memoiren mitgetheilt wird, ging das strenge Festhalten an dieser Gewohnheit so weit, daß Niemand am Hofe davon dispensirt war; ja, als 1764 ein akatholischer Diplomat an einem Fasttage zur Hoftafel geladen war und die Bediensteten bei der Kaiserin anfrugen, wie sie's bei der Tafel gehalten wissen wolle, gab sie den ausdrücklichen Befehl, daß der Fasttag wie immer zu halten sei. Ebenso nahm sie an den großen kirchlichen Processionen regelmäßig Antheil und auch dabei mußte ihr der ganze Hof, die Gesandten, der Adel und alle ihre Umgebungen Gesellschaft leisten. Zu Ostern besuchte sie jedesmal sammt ihrer ganzen Familie und dem gesammten Hofe die heiligen Gräber in Wien und ebenso streng hielt sie darauf, daß die Gedenktage der Landespatrone von jeder Provinz bei Hofe gefeiert wurden. In Wien*) besuchte sie fast täglich ein Kloster oder eine Kirche, Sommer und Winter, ohne Rücksicht auf das Wetter, incognito oder mit dem gesammten Hofstaate. Diese Kirchgänge, besonders wenn ein Stiftungstag oder ein Kirchenfest zu Ehren des h. Patrons gefeiert wurde, gehörten zur alten Hofordnung; erst nach 1765 hörte dies allmälig auf.**) Solche Gänge waren z. B. im März zu den Sieben-

*) Khevenhüller's Memoiren, S. 89 ff.

**) Vorläufig mag hier bemerkt werden, daß sich nach dem Tode des Gemahls unserer

büßerinnen, zu den Jesuiten am Hof, zur Mariensäule am Hof, am schwarzen Sonntag in's Profeßhaus der Jesuiten, im April zur Säule am Graben, zu den Paulanern, am Palmsonntag zu den Kapuzinern, am Dreifaltigkeitssonntag zu den Weißspaniern, am Antonstage zu den Minoriten, zu St. Peter, zu den Dominikanern, zu St. Anna, zu den Barmherzigen, am Rochusfeste zu den Augustinern an der Landstraße, am Portiunculatag zu den Kapuzinern in St. Ulrich, zu den Schotten wegen des Sebastianifestes, zu den Franziskanern am Feste zum guten Hirten, in's königliche Kloster zu den Andachten des heiligen Blutes ꝛc. In der Hofkapelle wurden noch nach 1752 viele von den aufgehobenen Feiertagen gefeiert. In der Charwoche ging der ganze Hof nach Herrnals, wo ein Kreuzweg war, wallfahrten, am liebsten ging die Kaiserin in die Frauenklöster; allen Einkleidungen bei den Ursulinerinnen wohnte sie bei, besonders wenn eine Dame aus dem Hofkreise Nonne wurde.

Alle diese, sowie noch viele andere nicht besonders namhaft gemachte kirchliche Uebungen geben, wie wir meinen, ein mehr als deutliches Zeugniß, ein wie tiefer kirchlicher Sinn Marien Theresien inwohnte; sie alle kennzeichnen sich als das Product eines gottbegeisterten, gemüthvollen Glaubens; sie alle wurzelten in der festen Ueberzeugung, daß sie alle wesentliche und nothwendige Momente einer wahren Verehrung der göttlichen Majestät seien und daß, wer sich dem entziehe, der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nimmer theilhaftig werden könne. Jede andere, namentlich freiere Anschauung galt ihr für Irrthum, für thörichtes Unrecht, zu dessen Bekämpfung und Unterdrückung sie nach ihrer tiefinnersten Ueberzeugung nicht nur als Tochter und Schirmherrin der katholischen Kirche, sondern auch als Regentin berufen und verpflichtet sei. Eine nicht geringe Anzahl von Schriftstellern hat es unserer Heldin zum bittern Vorwurf gemacht, ja es selbst nicht an Schmähungen fehlen lassen, daß der protestantische Glaube bei ihr nicht den Schutz und die Duldung finden konnte, welche mit Recht gegenwärtig von einer freieren und erleuchteteren Anschauungsweise aller Orten in Anspruch genommen wird. Und allerdings erscheint es bei einem nicht tiefer eingehenden Studium der Persönlichkeit unserer Heldin fast wie ein psychologisches Räthsel, daß eine Regentin von so eminentem Geiste, von so klarem Verstande, von so

---

Heldin das Leben am Hofe vielfach anders gestaltete. Weiter unten werden wir hierauf zurückkommen.

überaus wohlwollender und menschenfreundlicher Gesinnung und von so großer Gerechtigkeitsliebe dennoch Vorkommnissen nicht hindernd in den Weg trat, die jeden Gebildeten, welcher Confession er angehören möge, nur mit dem tiefsten Schmerz erfüllen. Denn ebensowenig wie die Geschichte verschweigen darf, was unter der Regierung unserer Heldin Gutes, Herrliches, und Großes in Oesterreich geschah, ebensowenig darf verschwiegen werden, daß unter derselben Regierung glorreichen und gesegneten Andenkens die Vertreter der katholischen Kirche selbst so weit ausschreiten durften, daß, wie namentlich in Ungarn geschah, Protestanten von öffentlichen Aemtern, von Magistraten, vom Bürgerrecht ausgeschlossen wurden, daß Protestanten verboten war, Reisen in's Ausland zu machen und fremde Universitäten zu besuchen, wohl aber zugemuthet wurde, die katholischen Feiertage mitzufeiern, zu Kranken katholische Priester rufen zu lassen, bei Eidesleistungen bei der Mutter Gottes und den Heiligen zu schwören und dergleichen, daß ferner das Verbot des Drucks und der Einführung protestantischer Bücher in's Land ebenso streng aufrecht erhalten wurde, wie die Verweigerung der Erlaubniß zur Trauung zwischen Protestanten und Katholiken u. v. a. Wohl sind das alles Dinge, die auf die sonst so ruhmreiche Regierungszeit unserer Heldin doch auch einen Schatten werfen, und sind wir weit davon entfernt, die Schuld von diesen beklagenswerthen Erscheinungen ganz von den Schultern der großen Monarchin abwälzen und ausschließlich denjenigen zuschreiben zu wollen, welche, von blindem Glaubenseifer getrieben, ihre hohe und einflußreiche Stellung selbst, wie mehrfach vorkam, gegen Wissen und Willen ihrer gerechten Monarchin auch zur Unterdrückung religiöser Glaubensfreiheit mißbrauchten; allein ob dieser dunkeln Stelle in ihrem sonst so reichgesegneten Leben auf die edle Frau einen Stein zu werfen, das vermögen wir, so sehr uns auch dabei ein Gefühl der Wehmuth überkommt, bei alledem nicht, und zwar deswegen nicht, weil, was an religiöser Anschauung in ihr war, in einer tiefinnigen Ueberzeugung wurzelte, zudem aber auch nicht außer Acht gelassen werden darf, daß, wie die Erfahrung lehrt, in Sachen des religiösen Glaubens der weibliche Charakter sich fast immer durch eine gewisse, größere oder geringere Befangenheit kennzeichnet.

Wie aufrichtiger und großer Ernst aber es Marien Theresien mit ihren Ansichten und Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, sowie von den Befugnissen und Pflichten der Kirche war, bezeugt auch mehr als zur Genüge die

Zaghaftigkeit und Bedächtigkeit, mit welcher sie zu den die kirchlichen Interessen berührenden Staatsreformen ihre Zustimmung gab; und hätte sie einestheils nicht mit eigenen Augen gesehen, wie zu ihrer Zeit im Schoße der katholischen Kirche selbst sich eine mächtige und, wie ihr gewiß einleuchtete, wohlberechtigte Opposition entwickelte, während anderntheils das Interesse des Staates ihr die Nöthigung brachte, dieser Opposition ihr Ohr zu leihen, schwerlich würde sie zur Einführung der Reformen, die unter ihrer Regierung wirklich in's Leben gerufen wurden, ihre Einwilligung gegeben haben. Aber weil eben das Interesse des Staates unter allen Umständen gewahrt werden mußte, sie dagegen mit ihrem hellerleuchteten, durchdringenden Verstande gar wohl die Momente herausfand, wo die Kirche Blößen bot oder wohl gar der Staatsgewalt zu nahe trat, zudem aber auch darüber sich klar wurde, daß die Kirche nach manchen Seiten hin, namentlich im Bereiche der wissenschaftlichen Bestrebungen der großen Aufgabe, die ihr und zwar ihr ausschließlich bisher geworden, nicht mehr gewachsen war, wurde auch die Sanctionirung der zahlreichen kirchlichen Reformen ihr ebenfalls wieder Gewissens- und Ueberzeugungssache, so daß sie schließlich selbst die Maßregel guthieß (die Aufhebung des Ordens der Jesuiten), welcher sie sich, so lange sie noch nicht völlig hell und klar sah, stets mit der äußersten Entschiedenheit widersetzt hatte.

Es ist von nicht geringem Interesse, diese kirchlichen Reformen, wie dieselben im Laufe der Jahre nach und nach in's Leben traten, etwas genauer kennen zu lernen, daher es uns gestattet sein möge, wenigstens die wichtigsten*) davon, namentlich diejenigen, die zur rechten Wahrung der Staatsgewalt vorgenommen wurden, hier namhaft zu machen.

An die Spitze derselben stellen wir die in das Jahr 1747 fallende Verfügung, wonach die Visitationen der Klöster durch päpstliche Bevollmächtigte untersagt wurden, und zwar nicht blos wegen der großen Kosten, die dadurch den Klöstern erwuchsen, sondern auch weil dieses Recht der Staatsregierung und dem Bischofe des Sprengels vernunftgemäß gebühre. Im Jahre 1749 verbot die Kaiserin die Kundmachung päpstlicher Bullen ohne vorhergehende Billigung des Staatsoberhauptes (placetum regium) und erneuerte dieses im Jahre 1767,

*) Wir folgen hier Sporschil VI, 337 ff., doch geben wir die einzelnen Reformen in chronologischer Reihenfolge.

nachdem sie 1758 das placetum regium auch für Excommunicationen der Unterthanen festgesetzt hatte. Nicht minder tiefgreifend war ferner das von uns schon früher erwähnte Verfahren, wonach seit 1752 die päpstliche Bewilligung zur Besteuerung der Geistlichkeit in außerordentlichen Fällen nicht mehr nachgesucht wurde. In demselben Jahre (1752) wurden übrigens auch die Asyle der Kirchen und Klöster für Bankerottirer, Schmuggler und Gefälldefraudanten aufgehoben. Dem allzugroßen Anwuchse des Vermögens der ohnehin in den österreichischen Staaten damals überreich dotirten Geistlichkeit Einhalt zu thun, wurde 1753 verboten, daß dieselbe weiter Güter zur todten Hand erwerbe. Ingleichen wurde der kirchliche Einfluß auf Ehesachen durch mehrfache Verordnungen in engere Schranken gewiesen. Schon 1753 verlor die Geistlichkeit das Recht, bei Ehetrennungsfällen über Alimentation oder Ausmaß des Heirathsgutes zu entscheiden, worauf 1776 den Pfarrern bei 100 Ducaten Strafe untersagt wurde, Trauungen vorzunehmen, wenn ihnen nicht der Originaltaufschein und erforderlichen Falls die Einwilligung der Obrigkeit oder des Vormundes vorgelegt würde, wogegen 1777 die Kaiserin weiter verfügte, daß die Gesuche wegen Nachlassung von Ehehindernissen nicht nach Rom befördert würden, während gleichzeichzeitig auf's strengste untersagt wurde, daß Jemand deshalb dahin reise und alle diese Gesuche sowie 1778 auch die Dispens von geheimen Ehehindernissen der Gerichtsbarkeit der Landesbischöfe überwiesen wurden. In gleicher Weise aber nun, wie diese eben angeführten Reformen alle das Bestreben der Kaiserin erkennen lassen, die Staatsgewalt der Abhängigkeit von der Kirche namentlich der päpstlichen Gewalt zu entziehen (so wurde auch 1759 der Geistlichkeit durch Hofrescript verboten, Privatagenten in Rom zu haben), in gleicher Weise geben andere in derselben Zeit sanctionirte Reformen ein nicht minder deutliches Zeugniß von der allmälig zu Tage tretenden Parteinahme der Kaiserin für freiere und geläutertere Glaubensansichten. Beweis hierfür ist vornehmlich eine in das Jahr 1758 fallende Verfügung, wonach sie der Geistlichkeit das Exorciſiren oder Teufelsbannen verbot, während 8 Jahre später auch allen Untersuchungen in Betreff von Hexerei und Zauberei, außer wegen dabei untergelaufenen Betrugs, für immer ein Ende gemacht wurde.

Weiter mag hier genannt werden: eine Verordnung von 1765, in welcher den Vorstehern von Mannsklöstern eingeschärft wurde, sich einer Untersuchung ihrer Klöster durch Gefällsbeamte nicht zu widersetzen; eine andere Verordnung

von 1767, daß von nun an nicht mehr Novizen in Klöster aufgenommen werden dürfen, als von 1766 an Geistliche gestorben seien; ferner die in die Jahre 1768 und 1769 fallenden Erlasse, wodurch die Inquisitionsgerichte und die kleinen Klöster aufgehoben wurden, sowie eine in das letztgenannte Jahr fallende Verordnung, der zufolge in den österreichischen Erblanden Niemand ohne Zustimmung der weltlichen Obrigkeit wegen Ketzerei oder anderer Ursachen mit dem Kirchenbanne belegt werden durfte; ferner das in das Jahr 1770 fallende Verbot, Ordensgelübde vor dem 24. Jahre abzulegen. Besonders reich an Verordnungen der Art waren die Jahre 1771 und 1772. In dieselben fällt die Verfügung, daß (zur Verhinderung der Erbschleicherei für Klöster) bei Aufsetzung von letzten Willenserklärungen kein Geistlicher zugegen sein durfte, sowie denn auch zugleich die testamentarische Zeugenschaft aller Ordensgeistlichen für ungültig erklärt wurde; ferner die Verordnung, daß Personen, welche in einen Orden traten, demselben nicht mehr zubringen sollten als 1500 Gulden, und zwar lediglich in beweglicher Habe; weiter der Befehl, daß einem Mönche oder einer Nonne keine größere Leibrente als von 200 Gulden jährlich ausgesetzt werde. Ingleichen wurde in diesen Jahren eine große Zahl Feiertage abgeschafft, die Klosterkerker aufgehoben, ferner sämmtliche Processionen, welche ein Ausbleiben über Nacht bedingten, verboten, auch der Geistlichkeit untersagt, Geld- oder Wechselgeschäfte zu treiben, von den Beichtenden bei der österlichen Beichte sogenannte Beichtkreuzer, oder sonst von dem Volke, welches seine Sünden dadurch zu tilgen hoffte, Geld oder Wachs zu nehmen, u. dergl. m., sowie denn auch in denselben Jahren den Geistlichen verboten wurde, Geld in Baarem oder in Wechseln in das Ausland zu senden, sei es nun, um dasselbe in öffentlichen Banken anzulegen, oder in anderer Absicht, wogegen, um eben die Verbindung der Ordensgeistlichkeit mit dem Auslande wo möglich ganz zu lösen, im Jahre 1772 untersagt wurde, Ausländer zu Kloster- oder Ordensvorstehern zu berufen.

Unabhängigkeit von der Kirche also, sowie universelle Geltung der Staatsgewalt und eine mit Hülfe und unter Autorität der Staatsgewalt zu erschaffende Verbesserung und Aufklärung des religiös-kirchlichen und geistigen Lebens — das waren die Zielpunkte, worauf Maria Theresia's kirchliche Reformen gerichtet waren. Die edle Monarchin stand damit mitten in der geistigen Strömung der Zeit. Denn noch viel stärker und noch viel entschiedener wurde gleichzeitig auch in anderen europäischen Staaten denselben Zielpunkten zugesteuert, nur daß hier,

sowie einmal der Kampf der Regierungsgewalten mit der Kirche zum Ausbruch kam, gleich von Haus aus die leidenschaftlichste Erbitterung gegen ein Institut sich geltend machte, welches selbst auch dann noch, als die kirchlichen Reformen mehr und mehr in Fluß kamen, von Maria Theresia mit besonderer Vorliebe geschützt und gepflegt wurde. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß wir damit den Orden der Jesuiten meinen. Auf die Geschichte der Aufhebung dieses Ordens in Portugal, Frankreich, Spanien, Parma und Neapel näher einzugehen, würde uns hier zu weit führen, und genügt schon der bloße Hinweis auf dies Factum, wodurch in jenen Ländern der Sieg der Autokratie über die Kirchengewalt entschieden wurde.

Dies Ereigniß verfehlte nicht eine bedeutende Wirkung auf Deutschland zu äußern, und waren es namentlich die rheinischen Erzbischöfe, welche der jener Zeit auch in der deutschen Bevölkerung und noch mehr bei den deutschen Regierungen hervortretenden Mißstimmung und Opposition gegen das geistliche Uebergewicht im Staate, sowie gegen die Gewalt des Papstes und insbesondere wieder gegen den Einfluß des Jesuitenordens einen Ausdruck und mehr und mehr Nahrung zu geben verstanden. Am meisten wirkte in dieser Beziehung der damalige Trierische Weihbischof Johann Nicolaus von Hontheim, der unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius bereits 1763 ein Werk herausgab: „De statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis, d. i.: Ueber den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papstes," welches nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa das gewaltigste Aufsehen erregte und auf die weitere Lösung der Kirchenfrage einen um so wesentlicheren Einfluß übte, je entschiedener von Seiten der rheinischen Erzbischöfe für die in dem Buche enthaltenen Ansichten Partei genommen wurde. Kam es ja selbst dahin, daß schon ein Jahr nach Erscheinen dieses Buches 1764, bei Gelegenheit der weiter unten näher zu beschreibenden Kaiserwahl Joseph's II. die rheinischen Erzbischöfe in einem Schreiben an den Kaiser darzuthun suchten, wie nöthig es sei, die immer mehr sich ausbreitenden Eingriffe des Papstes in die Freiheit der deutschen Kirche abzuschaffen und fernerhin nicht weiter zu dulden. Es bedarf wohl nicht einer besonderen Erwähnung, daß die oben näher angegebenen kirchlichen Reformen, welche der Zeit in Oesterreich vorgenommen wurden, mit dieser durch ganz Deutschland sich hindurchziehenden Bewegung gegen die Kirche in engem Zusammenhange standen, wenn auch Maria Theresia in ihrem frommen, der Kirche ergebenen Sinne durchaus nicht weiter ging, als sie es unter allen Umständen

vor Gott und ihrem Gewissen verantworten zu können glaubte. Charakteristisch ist in dieser Beziehung ihr Verfahren mit dem oben angegebenen Buche des Trierschen Weihbischofs Hontheim. Schon nach zwei Jahren hatte dasselbe eine neue vermehrte Auflage erhalten, war aus der lateinischen in mehrere andere Sprachen übersetzt worden und fand immer mehr und mehr Freunde. Je größer die Anstrengungen waren, die von Seiten der Ultrakatholischen, namentlich von den Jesuiten gemacht wurden, der weiteren Verbreitung des Buches Einhalt zu thun, um so eifriger ward dasselbe begehrt, um so entschiedener ward die Parteinahme der gemäßigten Katholiken für das Buch, um so lauter wurden die Klagen, die sich gegen die Jesuiten der Zeit auch in Deutschland erhoben. Selbst der Umstand, daß der Papst die zu Venedig erschienene Uebersetzung des Buches im Kirchenstaate bei Galeerenstrafe verbot und den deutschen Erzbischöfen und Bischöfen auf's Schärfste befahl, das Werk zu unterdrücken, blieb ohne Erfolg. Für Marien Theresien, die ebenso wahrhaft fromme Frau wie bis zum Aeußersten gerechte Regentin mußte es mehr als schwierig sein, in dieser Angelegenheit eine bestimmte Meinung an den Tag zu legen. Dagegen ließ sie das Buch drei Mal verschiedenen Censoren übergeben, und als jedesmal das Urtheil dahin lautete, daß die Schrift weder in Ansehung der Glaubenslehre noch der Sitten nachtheilig sei, ward der Verkauf des Werkes in Oesterreich erst an Gelehrte, dann aber allgemein freigegeben. In Ansehung der Jesuiten dagegen blieb die Kaiserin nach wie vor in ihrer von früher Jugend auf gepflegten guten Meinung, daher sie auch, als sie von mehreren Höfen zugleich auf's Nachdrücklichste um Aufhebung des Ordens angegangen wurde, die Erklärung abgab: „Ich untersuche nicht, ob die Jesuiten verdient haben, was ihnen soeben in Frankreich, Spanien und Portugal widerfahren ist, denn ohne Zweifel hatten die Souveräne, welche die Unterdrückung des Ordens verfügt, das Für und Wider in ihrer Weisheit abgewogen; allein da ich sie wegen ihrer Aufführung in meinem Staate nur loben kann, nicht minder wegen ihres Eifers und ihrer Arbeiten, so halte ich ihre Existenz für das Wohl der Religion und meiner Völker höchst wichtig und muß sie in dieser Ueberzeugung aufrecht erhalten und beschützen."

Dessenungeachtet brachte die Umgestaltung des Studien- und Universitätswesens auch Marien Theresien die unabweisbare Nöthigung, die Thätigkeit der Jesuiten einer etwas schäferen Kritik zu unterwerfen und, weil diese zum Nachtheile derselben ausfiel, das rücksichtsvolle Wohlwollen, das sie bis dahin dem

Orden geschenkt hatte, sowohl in ihrem eigenen monarchischen Interesse als als auch in dem der Wissenschaft, mehr und mehr bei Seite zu setzen, und haben wir oben, als wir von den Reformen im Studien- und Universitätswesen sprachen, die Maßregeln der Hauptsache nach namhaft gemacht, welche jener Zeit immer auf ausdrücklichen Befehl oder mindestens unter Gutheißung und Genehmigung der Kaiserin gegen die Jesuiten in Anwendung gebracht wurden. Allein bei allen diesen Maßregeln und Verfügungen handelte sich's immer blos um eine Beschränkung des alten, übergroßen Einflusses des Jesuitenordens, um eine Sistirung der Thätigkeit des Ordens nur in solchen Kreisen, denen derselbe offenbar nicht mehr gewachsen war, durchaus aber nicht um eine völlige Beseitigung des Ordens. Im Gegentheil, wo derselbe noch in einzelnen seiner Mitglieder verwendbar war, da fand er auch der Zeit noch in der edeln Monarchin seine Fürsprecherin, seine alte Wohlthäterin und seinen Schutz. Und so hätte, trotzdem daß die erleuchtetsten und bevorzugtesten Rathgeber Maria Theresia's, wie Kaunitz, van Swieten, Sonnenfels ꝛc., sammt der Kaiserin großem, jener Zeit selbst mit der Kaiserkrone geschmückten Sohne Joseph ihre Ueberzeugung dahin aussprachen, daß es auch in Deutschland und insbesondere in Oesterreich im Interesse des Ganzen liege, dem Bestehen des Ordens ein Ende zu machen, so hätte, sagen wir, trotzdem und alledem der Orden doch mindestens bis an den Tod der erhabenen Monarchin sein Dasein fristen können, wäre nicht im Jahre 1769 ein Ereigniß eingetreten, wodurch sich der Orden mit einem Male um seine wesentlichste und zugleich erste und letzte Stütze gebracht sah. Das war der Tod des derzeitigen Papstes Clemens XIII., an dessen Stelle Antonio Ganganelli, als Clemens XIV., den päpstlichen Stuhl bestieg, der selbst ein Gegner der Jesuiten war und bald den dringenden Forderungen der Zeit in entscheidender Weise nachgab. Am 21. Juli 1773 erließ derselbe die berühmte Bulle*): „Dominus ac redemptor noster," zufolge welcher die Gesellschaft der Jesuiten in allen Staaten der Christenheit aufgehoben wurde.

In Folge des erhielt am 9. und 10. September**) der oberste Kanzler die

*) Vergl. Martens, Recueil des principaux traités d'alliance, etc. etc. II. p. 231—256. Wolf, Geschichte der Jesuiten Bd. 3. S. 433—459. Leider ist dieses päpstliche Actenstück so außerordentlich umfangreich, daß eine Mittheilung desselben in diesen Blättern nicht thunlich erscheint.

**) Vergl. Kink, Geschichte der Universität Wien. I., S. 502.

Ganganelli.

a. h. Handbillete in Betreff der Publicirung dieſer päpſtlichen Verfügung, worauf der Erzbiſchof am 14. September zuerſt zu den ſogenannten obern Jeſuiten (am Hof), dann zu den unteren Jeſuiten (im academiſchen Collegium) fuhr und ihnen die Aufhebung des Ordens ankündigte. Und auch bei dieſer Gelegenheit gab Maria Thereſia wieder einen herrlichen Beweis ihrer Großmuth und ihrer edeln Geſinnung. Während dem obenerwähnten Publicationsacte ein landesfürſtlicher Commiſſar beigegeben war, deſſen Aufgabe die Kaiſerin mit den Worten beſtimmte: „dieſer Commiſſarius hat ſogleich nach der Kundmachung ihnen (den Jeſuiten) Meinen Schutz und Gnad zu verſprechen, wenn ſie als getreue Diener der Kirchen und des Staats ſich aufführen werden," mußte in dem Reſcripte, welches für alle Landesſtellen verfaßt und im Entwurfe der Kaiſerin vorgelegt wurde, auf ihren ausdrücklichen Befehl der Zuſatz gemacht werden: „daß ſowohl die Publication, als Sperren und Obſignirung (der für den Staat einzuziehenden Temporalien) ohne der mindeſten Unordnung und ſo viel immer möglich mit allem Glimpf, Gelindigkeit und gutem Anſtand vollbracht, hiebei aber wie auch

für künftig denen gewesten Jesuiten von Niemandem mit Unanständigkeit begegnet werde." Die Güter des aufgehobenen Ordens wurden dem Studienfonds überwiesen, wogegen die gewesenen Mitglieder lebenslängliche Pensionen erhielten, die zu ihrem Unterhalte vollkommen ausreichten.

Die Folgen von der Aufhebung des Jesuitenordens waren für ganz Deutschland und insbesondere für die österreichischen Staaten von großem Belang, und namentlich hatte das denkwürdige Ereigniß in Oesterreich mächtigen Einfluß auf die weitere Reform des Universitäts- Studien- und Unterrichtswesens, welcher Umstand uns auf unsere frühere Darstellung zurückführt. Zunächst*) handelte es sich um eine Reorganisation und eine neue finanzielle Ausstattung der Gymnasial-, philosophischen und theologischen Lehranstalten, welche bis dahin ausschließlich oder zum größeren Theile in den Händen der Jesuiten gewesen waren. Da aber gleichzeitig von mehreren Seiten, wie schon zwei Jahre früher der Fall gewesen war, sich Stimmen vernehmen ließen, welche auch die übrigen Facultäten einer abermaligen Reform unterworfen wissen wollten, griff die Regierung tiefer und knüpfte da wieder an, wozu eben schon zwei Jahre früher die einleitenden Schritte gethan worden waren. Da man nämlich schon jener Zeit der Ansicht war, daß in der Einrichtung der Studien noch mehr gethan werden müsse, als bereits gethan war, hatten schon damals und zwar am 27. Juni 1772 — acht Tage nach van Swieten's Tode — die Directoren aller Facultäten den kaiserlichen Befehl erhalten, über die Zustände des Studienwesens Bericht zu erstatten und Vorschläge zu Verbesserungen anzugeben. Nun waren zwar diese Berichte bald eingegangen, zu einem definitiven Abschluß in der Angelegenheit aber hatte man nicht kommen können, wenn auch in der unmittelbar darauf folgenden Zeit und namentlich gleich nach Aufhebung des Jesuitenordens manches Wesentliche in der Sache geschah. Dahin gehörte unter andern die Verordnung vom 13. Mai 1774; wonach für die theologischen Fächer die Exjesuiten als unzulässig erklärt wurden, ferner der kaiserliche Erlaß vom 16. October 1773, wonach die philosophischen Lehrkanzeln einstweilen durch die Exjesuiten und einige Weltgeistliche besetzt wurden, sowie denn auch bis Ende 1774 die Directoren-

---

*) Wir folgen hier Kink in seiner Geschichte der Universität Wien. I., S. 506 ff., wo über die hierbei in Frage kommende Zeit am ausführlichsten berichtet wird.

ſtellen aller Facultäten neu beſetzt wurden. An die Stelle van Swieten's wurde am 25. Juni 1772 der Leibarzt Joh. Andr. Keſtler von Roſenheim zum erſten, der von uns ſchon früher erwähnte Leibarzt Anton Störk zum zweiten Präſes und Director der mediciniſchen Facultät ernannt; für die theologiſchen Studien trat an die Stelle des geſtorbenen Domherrn von Stock am 30. Januar 1773 der Biſchof Graf von Gondola und an deſſen Stelle am 11. November 1774 der Abt Franz Stephan Rautenſtrauch; Bourguignon, Director der juriſtiſchen Facultät wurde am 26. Februar 1774 durch den großen Gelehrten und Hofrath der Staatskanzlei Franz Ferdinand Schrötter; der Director der philoſophiſchen Studien, Domherr Simen am 24. December 1774 durch den Hofrath und Director der Hofbibliothek Franz Adam Kollar erſetzt. Das eigentliche Reſultat der ſchon 1772 von Maria Thereſia ausgeſprochenen Abſicht, das geſammte Studienweſen einer abermaligen Reform zu unterwerfen, war ein von der Studien-Hofcommiſſion unter weſentlicher Betheiligung Martini's zu Stande gebrachter und am 4. Mai 1774 überreichter ganz neuer Studienplan, welcher nicht nur dem ſchon 1772 ausgeſprochenen Begehr, ſondern auch dem obenangegebenen, nach Aufhebung des Jeſuitenordens ſich fühlbar machenden Bedürfniß Rechnung zu tragen ſuchte, die Gymnaſial-, philoſophiſchen und theologiſchen Lehranſtalten einer Reorganiſation zu unterwerfen. „Dieſe neue Reform*) aber," die übrigens am 3. October 1774 publicirt wurde, „ließ zwar die Facultäten in dem Charakter, der 1749 und 1753 gegeben war; dafür wurde aber die ſtaatliche Aufſicht noch ſchärfer und beſtimmter. Die Directoren wurden mit viel größerer Macht ausgerüſtet, der Geſchäftsgang geregelt, die Zahl der Fächer vergrößert. Die philoſophiſche Facultät gab die Vorbereitung für die anderen Studien und umfaßte Philoſophie, Phyſik, Mathematik, Aſtronomie, Naturgeſchichte, pragmatiſche Univerſalgeſchichte, Aeſthetik und Philologie und die Cameralwiſſenſchaften. Die Medicin behielt die von van Swieten getroffenen Einrichtungen. Im Jus gab Schrötter, um der Doctrin das Gleichgewicht zu halten, dem hiſtoriſchen Studium ein größeres Gewicht." Die theologiſche Facultät endlich wurde mit zwei neuen Lehrfächern, der Paſtoral und den orientaliſchen Sprachen vermehrt, während nach dem Plane als Hauptaufgabe dieſer Facultät aufgeſtellt ward: „die angehenden Theologen ferne von dem bisherigen ſcholaſtiſchen Wuſt

*) Wolf, S. 475. Ausführlicher Kink, I., S. 514 ff.

und Schulgezänke nur in solchen Gegenständen zu unterrichten, welche zum Besten der Seelsorge, folglich des Staates anwendbar sind."

Die Gymnasien anlangend, so wurden dieselben in allen Provinzen der Monarchie vermehrt und erhielten eine verbesserte Einrichtung. Für den Unterricht in ihnen wurde das Princip ausgesprochen, daß derselbe in nähere Verbindung mit den deutschen Schulen zu bringen sei; der Plan aber, welcher dem Unterrichte zu Grunde gelegt und am 15. October 1775 genehmigt wurde, hatte zum Urheber den Piarist P. Gratian Marx, und nach demselben war lateinische Sprache und Literatur Hauptfach, Griechisch, Mathematik, Geopraphie, Geschichte Nebenfächer; statt der Fachlehrer fungirten Classenlehrer. In den drei ersten Jahrgängen wurden die grammatikalischen Studien, in den zwei letzten die sogenannten Humaniora gelehrt, auch konnte Niemand in das Gymnasium aufgenommen werden, der nicht vorher in einer Normal- oder Hauptschule den gewöhnlichen Unterricht genossen hatte. P. Gratian*) wurde oberer Referent der Studien-Hofcommission mit dem Titel: „Director humaniorum," vollführte im Verein mit dem Hofrath von Greiner die Verbindung der deutschen mit den lateinischen Schulen und nahm wesentlichen Theil an den hierauf in rascher Folge erscheinenden Gymnasial-Schulbüchern, welche in der Hauptsache sich bis 1848 behaupteten.

Den größten und nachhaltigsten Segen dagegen gewann Maria Theresia ihren Staaten endlich dadurch, daß sie der fortschreitenden Bildung auch nach den unteren und untersten Schichten der Bevölkerung Bahn zu machen bemüht war und eine ganz besondere Fürsorge auch dem Volksschulunterrichte**) angedeihen ließ. Ja die erhabene Frau wurde die eigentliche Gründerin des

*) Kink, I., S. 513. Not.

**) Vergl. hierzu das erst in der neuesten Zeit erschienene Werk: Die österreichische Volksschule. Geschichte, System, Statistik. I. Theil unter dem Titel: Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia, von Joseph Alexander Freiherr von Helfert. Prag, 1860, ein sehr umfangreiches und den betreffenden Gegenstand bis in die kleinsten Details verfolgendes Werk, ebenso schätzenswerth wegen seiner Reichhaltigkeit, wie wegen der zuverlässigen Nachrichten, die es gibt, daher wir dem Herrn Verfasser Kraft und Muße wünschen, dasselbe recht bald seiner Vollendung zuzuführen. Zu unserm Zwecke machen wir namentlich aufmerksam auf die Stelle S. 134 ff., wo von dem Verdienste geredet ist, welches sich Meßmer um die österreichische Volksschule erwarb, der „Schulhalter zu St. Stephan und Rector der bürgerlichen Schulen von Wien;" und dann auf die Stelle S. 146 ff., in welcher uns das Nähere über die feierliche Eröffnung der Wiener Normalschule am 2. Jan. 1771 mitgetheilt wird.

Volksunterrichts in Oesterreich und, wir setzen hinzu, schon dadurch die wahre Landesmutter ihrer herrlichen, von der Vorsehung so reich gesegneten Lande. Der Zustand, in welchem sie das Volksschulwesen beim Antritt ihrer Regierung vorfand, war freilich ein kläglicher, wurde dagegen, als Maria Theresia ihr großes Staatsreformationswerk anfing und der Kreis ihrer treusten Rathgeber sich mehr und mehr mit Männern der mächtig fortschreitenden Bildung und Aufklärung zu füllen begann, der Gegenstand einer um so tiefer gehenden Aufmerksamkeit, je weniger einerseits sich der unparteiische Beobachter verhehlen konnte, daß Oesterreich in Rücksicht auf diesen Gegenstand dem Auslande bei weitem nachstand, und je mehr andererseits gerade der Zeit im Auslande für Hebung des Volksschulunterrichts gethan wurde. Daher kann es auch nicht Wunder nehmen, daß mehrere der hervorragendsten Geister im damaligen Oesterreich, darunter ganz besonders Sonnenfels, in der eindringlichsten Weise auf die Nothwendigkeit hinwiesen, daß auch diesem Gegenstande, von welchem das Wohl des ganzen Staates abhing, von Seiten der Regierung eine erhöhte Fürsorge geschenkt werde. So bemerkt einmal Sonnenfels: „Es ist nicht genug, daß die Hauptstädte mit Schulen versehen sind, der Staat muß es dem kleinsten Dorfe an einem so nothwendigen Stücke zur Bildung nicht fehlen lassen. Die Schulen müssen auf öffentliche Kosten unterhalten werden, damit das Unvermögen Niemand abhalte, den nothwendigen Unterricht zu empfangen. Die Unvermögenden wachsen nicht weniger als die Reichen zu Bürgern heran. Alle Kinder, auch auf dem Lande, sollen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden.“ Dergleichen Stimmen blieben bei Maria Theresia nicht ungehört, und so wurde denn in derselben Zeit, in welcher man dem höhern Studienwesen einen größern Aufschwung zu geben bemüht war, auch für die Begründung eines den Anforderungen der Zeit entsprechenden guten Volksschulwesens das Nöthige gethan. Begonnen wurde mit der Errichtung der Normalschule zu Wien 1770, nach deren Muster zunächst in den großen Städten gleiche Anstalten in's Leben gerufen wurden. In den rechten Zug kam jedoch die Sache erst ein paar Jahre später, und zwar durch die Verordnung vom 5. December 1774, wonach Volksschulen verschiedener Art eingerichtet wurden. Die höchste Classe derselben bestand aus den Normalschulen, auf sie kamen für alle etwas größeren Städte die sogenannten Hauptschulen, und an sie reihten sich die Volksschulen, von denen einige Classen hatten, andere nicht. Ein Theil der Volksschulen wurde vom

Staate erhalten, die anderen waren auf die vorhandenen Stiftungen, das Schulgeld und oft auch auf die Einkünfte angewiesen, welche der Schullehrer und Küster bezog. Die Organisation leitete der Abt Felbiger aus Sagan in Schlesien, und hielt derselbe zur Heranbildung tüchtiger Lehrer in Wien eigene Vorlesungen. In den Normalschulen war selbstverständlich der Unterricht etwas umfassender als in den übrigen; dagegen wurden Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen in allen Schulen gelehrt, während ausdrücklich noch vorgeschrieben war, daß auf den Unterricht in der deutschen Sprache besonderer Fleiß verwendet werden sollte. Nun war zwar der Werth dieser Volksschulen, wie in der Natur der Sache lag, ein ziemlich ungleicher, indessen war es schon von unberechenbarer Wichtigkeit, daß überhaupt Schulen überall eingerichtet wurden und ein Zwang vorhanden war, das heranwachsende Geschlecht dieser neuen Segnung theilhaftig zu machen. Und wie einmal die Sache im Gang war, geschah für den höheren wie für den niederen Unterricht im Laufe der Jahre auch Weiteres. So wurde schon in demselben Jahre, in welchem die Ordnung des Volksschulwesens in Angriff genommen wurde, 1770, in Wien eine sogenannte Realschule errichtet, in der indeß blos die Elemente der Handelswissenschaften gelehrt wurden. Im Jahre 1776 wurde zu Lemberg die Universität und eine adelige Akademie gegründet; in demselben Jahre ferner erhielt Mantua seine Academie der Wissenschaften und Künste. Im Jahre 1777 erschien der Entwurf für ein allgemeines Lehrsystem in Ungarn, während gleichzeitig die Universität von Tyrnau nach Ofen verlegt wurde. Ebenfalls in dem Jahre 1777 wurde eine Studienreform in den Niederlanden nach dem Muster der in den deutschen Erblanden eingeführt. Endlich erhielt auch noch der schon mehrfach genannte berühmte Astronom Max Hell den Befehl, den Plan zur Gründung einer Academie der Wissenschaften in Wien auszuarbeiten. Bereits im Jahre 1770 konnte Hell diese Arbeit der Kaiserin überreichen; allein zur wirklichen Ausführung dieses Vorhabens kam es unter Maria Theresia nicht.

Dieser geistige Weckeruf aber, den so die große Kaiserin vom Throne herab bis an die entferntesten Grenzen ihres weitausgedehnten Reiches ergehen ließ, gab dem geistigen Leben und Streben gar bald auch nach anderen Seiten hin einen neuen bemerkenswerthen Aufschwung. Zunächst offenbarte sich dies in einer sich mehr und mehr steigernden schriftstellerischen Thätigkeit*) der Ge-

*) Die beste und zugleich ausführlichste Quelle hierfür ist: de Luca, „das gelehrte

lehrten, die schließlich eine so umfangreiche wurde, daß fast alle Zweige der Wissenschaft ihre Vertreter fanden, und darunter selbst eine nicht geringe Anzahl solcher, welche die allgemeine Literargeschichte als wissenschaftliche Größen ersten Ranges anerkennt. Diese Männer nun freilich alle namhaft zu machen, liegt unserm Plane ganz fern, dagegen dürfen wenigstens die hervorragendsten von denen nicht ungenannt bleiben, deren Schriften zu dem Gesammtleben, wie sich dasselbe unter Maria Theresia in Oesterreich entwickelte, in unmittelbarer Beziehung stehen.

Unter diesen Männern nennen wir aber zuerst den uns schon oben mehrfach bekannt gewordenen Schrötter, geboren zu Wien 1736, seit 1774 Mitglied der Studienhofcommission und Director der juridischen Facultät an der Wiener Universität. Ohne seiner früheren schriftstellerischen Arbeiten zu gedenken, nennen wir gleich sein Hauptwerk, seine „Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte," welche in fünf Abtheilungen von 1762 bis 1766 erschienen, ein Werk, das mit Recht seinen Namen zu einem der gefeiertsten der damaligen Zeit machte. Außerdem verdienen aber auch noch eine rühmliche Erwähnung sein Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte vom Ursprunge Oesterreichs bis nach dessen Erhöhung in ein Herzogthum, ein Buch, welches 1771 erschien, ferner sein Grundriß des österreichischen Staatsrechts, 1775 erschienen, sowie endlich seine Geschichte Oesterreichs in zwanglosen Heften, welche 1779, ein Jahr vor seinem Tode, erschien, und dann von Adrian Rauch fortgesetzt wurde. Wie hoch Maria Theresia ihn schätzte, bewies sie nicht nur in seinem Leben, sondern auch als ihr sein Tod gemeldet wurde, bei welcher Gelegenheit sie äußerte: „ja, es ist ein wahrer Verlust; für Frau und Kinder muß wohl gesorgt werden; der Fürst kann dafür nicht leicht zu viel thun." Eine außerordentlich reiche Vertretung fanden ferner die historischen Studien. Zu den vorzüglichsten Schriftstellern dieses Faches gehören: Erasmus Fröhlich, besonders verdient um die Geschichte von Kärnthen, Krain, Steiermark, Görz und Tyrol; Graf Coronini, verdient um die Geschichte von Görz und Istrien; Julius Caesar Aquilinus, der tüchtige Forscher in der Geschichte von Steiermark. Würdige Vertreter der ungarischen Geschichte ferner waren vor

---

Oesterreich," ein Werk, welches sich nicht nur über die Lebensverhältnisse, sondern auch über die literarischen Verdienste der damaligen Gelehrten Oesterreichs verbreitet.

eingerichtet worden war, konnte das geregelte Schauspiel immer noch nicht recht zur Geltung kommen. Da aber traf die extemporirte Komödie ein so harter Schlag, daß sie verstummen mußte. Das war die Einführung der Theatercensur im Jahre 1752. Die edle Kaiserin wollte den Unsinn und die Gemeinheit von der Bühne verbannt wissen, und um der eingeführten Censur auch den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, wurden die Extemporanten vor eine eigene Hofcommission gefordert und ihnen eingeschärft: „sich aller Unanständigkeiten und widersinnigen Ausdrücke zu enthalten;" und zwar sollte beim ersten Uebertretungsfall die Folge ein Verweis sein, beim zweiten eine vierzehntägige Haft, beim dritten — lebenslänglicher Festungsarrest, — eine Gradation, vor welcher der keckste Humor die Flügel hängen lassen mußte.

Aber es wurde noch schlimmer. Maria Theresia faßte die Bedeutung des Theaters immer schärfer in's Auge, hob 1752 die bisherigen Privilegien der Unternehmer auf und übergab das deutsche Schauspiel der Aufsicht des Magistrats mit der Weisung: „es auf einen gesitteten Fuß zu setzen." Die bürgerliche Autorität sollte das Theater in ein richtiges und förderliches Verhältniß zu den gesellschaftlichen Zuständen bringen. Und damit dies unbeirrt von Vortheilsrücksichten geschehen könne, dotirte sie das deutsche Schauspiel nicht nur mit einer namhaften Summe, sondern sie übernahm sogar jede Schadloshaltung, wenn bei diesem Unternehmen Verlust erwachsen sollte. Das war ein wichtiger Schritt, einer großen Fürstin würdig. Und doch bewirkte diese Wohlthat nur wenig, indem die zur Verwaltung des Theaters eingesetzte Commission aus Männern zusammengesetzt wurde, die, obschon den ersten und gebildetsten Kreisen angehörend, doch von Theaterdirection nichts verstanden. Nach zwei Jahren wälzte sich der Magistrat die Last der Theaterverantwortlichkeit ab. Maria Theresia dagegen beharrte in ihrer Protection, und die deutsche Bühne in der Burg wurde nun förmlich eine kaiserliche. Abermals ein Fortschritt, der aber gleichfalls ohne Erfolg blieb. Da versuchte die Kaiserin durch eine abermalige Veränderung der Organisation dem Theater zu helfen, indem die französische Truppe 1766 abgeschafft und das deutsche Schauspiel wieder in Pacht gegeben wurde, in der Hoffnung, dadurch einen lebhafteren Fortschritt zu veranlassen. Allein auch diese Hoffnung wurde getäuscht, und jedenfalls würden die studirten Schauspieler trotz ihres redlichen Eifers und rühmlicher Ausdauer auch nach der Zeit wohl schwerlich so bald zu einer Geltung gekommen sein, wäre nicht jener

Zeit Sonnenfels für die gute Sache in die Schranken getreten, der in seiner Zeitschrift „der Mann ohne Vorurtheil" mit aller Entschiedenheit auf einen besseren Zustand der Bühne hinarbeitete und denn endlich auch dem geläuterten Geschmacke den Sieg errang. Im Jahre 1768 wurde durch eine eigene Verordnung Maria Theresia's das Extemporiren ein für allemal untersagt und Sonnenfels zum Theatercensor ernannt. Da kam 1770 zur Faschingszeit Kurz noch einmal nach Wien zurück und versuchte noch einmal sein Glück, machte aber vollständiges Fiasko. Da der Theaterpächter Affligio sich vergebens bemühte, in Betreff des kaiserlichen Verbots der Improvisation einen Widerruf zu erwirken, war man genöthigt, das kaiserliche Verbot dadurch zu umgehen, daß Kurz seine Burlesken in Dialoge brachte, denen aber freilich Sonnenfels mit seiner Censurschere die Flügel bedeutend verschnitt, und — Kurz's Versuch scheiterte gänzlich. Gleich darauf verließ Affligio Wien und Graf Koharty übernahm die Gesammtpachtung des Theaters, unter dessen Direction der Sieg des regelmäßigen Drama's vollends zur endgültigen Entscheidung gebracht wurde; ja seitdem wurde das Interesse für die gereinigte Schaubühne ein so allgemeines, daß selbst die höchsten Stände ihren Ehrgeiz darein setzten, für die Bühne zu dichten. Nun sah sich zwar nach Beendigung des Carnevals 1776 die Verwaltung der Koharty'schen Pachtung, belastet mit 60,000 Gulden Schulden, außer Stand, das Geschäft fortzuführen, da aber schlug sich unserer Heldin großer Sohn, Kaiser Joseph II. in's Mittel, hob die Kunstpächterei gänzlich auf und nahm die deutsche Bühne unter directen Schutz der Krone. In Folge davon gab er das Kärnthnerthortheater freier Concurrenz Preis, schaffte das kostbare Ballet ab und constituirte das deutsche Schauspiel im Theater an der Burg unter kaiserlicher Garantie als Nationaltheater, während er dem Oberkammer-Amte, welchem die Bestreitung der Kosten und die Oberaufsicht oblag, dafür keine andere Weisung gab, als daß das Nationaltheater „zur Verbreitung des guten Geschmackes, zur Veredlung der Sitten" wirken solle. Und dieser hohen Aufgabe ist die kaiserliche Bühne zu Wien seitdem im Dienste wahrer Kunst mit allen Ehren und der größten Auszeichnung eingedenk geblieben bis auf den heutigen Tag.

Endlich mögen auch noch wenigstens einige der Schauspieler und dramatischen Schriftsteller genannt werden, welche jener Zeit sich eines besonderen Rufs erfreuten. Unter den Schauspielern, welche als die hervorragendsten Anhänger und Vertheidiger der alten extemporirten Komödie erscheinen, spielten außer dem

bereits genannten Kurz längere oder kürzere Zeit die Hauptrolle: Huber, Schröter, Weiskern, Frau Ruth, Leinhas und ganz besonders Prehauser, welcher 44 Jahre in Wien Schauspieler war und im Jahre 1768 starb. Mit ihm starb zugleich die letzte Kraft der Volksschauspiele. Unter denen der neuern Richtung dagegen muß unstreitig an die Spitze gestellt werden: Johann Heinrich Friedrich Müller, welcher von Kaiser Joseph II. 1776 auf eine Rundreise geschickt ward, um die besten deutschen Theater zu besuchen und zugleich neue gute Talente zu gewinnen und darauf 1778 die Direction des deutschen Singspiels in Wien erhielt. Neben ihm nennen wir noch die beiden Stephanie, Johann Baptist Bergobzoomer, auch als Schriftsteller bekannt, und die einer noch späteren Zeit angehörigen Jos. Lange, Brockmann und die namentlich in naiven Rollen ausgezeichnete Anna Maria Jaquet, welche 1781 den Tenoristen Adamberger heirathete u. v. a. Von den dramatischen Schriftstellern jener Zeit dagegen nennen wir zuerst Philipp Hafner, welcher zwischen der alten und neuen Richtung in der Mitte steht. Er erfand neue Comödien und Zauberpossen und führte den Dialog aus, ganz im Ton und Geschmack der Extemporanten. Seine Stücke passirten nun für regelmäßige, hielten gleichwohl die beliebte Gattung fest, ja machten sie noch durch Einführung lokaler Figuren beliebter, daher auch noch andere Schriftsteller, wie Klemm, Laudes, Heufeld sich in ähnlichen Productionen versuchten. Solche Hafner'sche Stülle waren: das lustige Trauerspiel „Prinz Schnudi und Prinzessin Evakathl," die Comödien „der von drei Schwiegersöhnen geplagte Odoardo, der allzeit beschäftigte Hausagent" ꝛc. ꝛc. Von den Schriftstellern dagegen, die das regelmäßige Drama zur Geltung zu bringen halfen, muß zuerst genannt werden: Cornelius Hermann von Ayrenhoff, der als pensionirter Feldmarschall-Lieutenant starb, jener Zeit aber einer der fruchtbarsten Theaterschriftsteller war. Sein erstes Werk war: „Cornelius oder der Wettstreit der Großmuth," ein Trauerspiel in Versen, das 1766 erschien und vier Auflagen erlebte. Weiter sind von ihm die Tragödien: „Hermanns Tod, Antiope, Tumelikus," sowie die Lustspiele: „der Postzug, oder die nobeln Passionen," „die gelehrte Frau," alte Liebe rostet nicht" ꝛc. Außer ihm verdienen eine Erwähnung: der Staatsrath Gebler, von Guggler, Rautenstrauch, Verfasser des Lustspiels: „der Jurist und der Bauer," Riegger, der Diderot's „Hausvater" übersetzte, die beiden Schauspieler Stephanie, Pelzel u. v. a.

Unendlich viel zur Veredlung des poetischen Geschmacks trug aber auch der

Umstand bei, daß die Theresianisch-Josephinische Zeit das goldene Zeitalter der deutschen Tonkunst wurde. Während bis zur Zeit Maria Theresia's die deutsche Musikbildung ausschließlich den kirchlichen Charakter an sich trug, begann in der Theresianischen Zeit die Herrschaft der weltlichen Musik. Wie in derselben Zeit in allen Gebieten des menschlichen Daseins: im Staat, in der Kirche, im socialen Leben, in Wissenschaft, Poesie sich eine große Umgestaltung geltend machte, ein höheres Geistesleben in Deutschland erwachte und das gesammte innere Leben in Deutschland ein anderes wurde, so wurden gleichzeitig auch von der deutschen Tonkunst*) die kirchlichen Schranken durchbrochen und Bahnen aufgesucht, auf denen der deutsche Genius nun auch im Bereiche der weltlichen Musik, auf dem Gebiete der Oper sich zu triumphirender Herrschaft erheben konnte. Und das war vorzugsweise das Werk der drei großen Meister Gluck, Haydn und Mozart; das deutsche Land aber, in welchem die Muse eines jeden dieser drei Auserwählten sich den Siegeskranz errang, war das lebensfrohe, von jeher wie noch heutzutage für Musik empfängliche und begeisterte Oesterreich mit seiner herrlichen, die gesammte Nationalität repräsentirenden Kaiserstadt Wien. Auch der Zeit, als Maria Theresia den Thron bestieg, konnte sich Wien mit Recht seiner musikalischen Kunstleistungen rühmen, aber dieselben hatten weder tieferen Werth, noch nationalen Charakter. Seit fast einem Jahrhundert waren wie in dem ganzen übrigen Deutschland und namentlich an den deutschen Höfen, so auch in Oesterreich und namentlich wieder am Kaiserhofe in Wien nur italienische Klänge zu hören. Nur von dorther wurden die Sänger berufen, nur von dorther kamen die Componisten, und so kam's, daß die italienische Oper längere Zeit hindurch zur ausschließlichen Herrschaft in Deutschland gelangte, hier völlig heimisch wurde und das Nationale niederdrückte und verdrängte. Indeß als eben in der Theresianischen Zeit ein höheres Geistesleben in Deutschland erwachte und das gesammte innere Leben in Deutschland in Bezug auf Politik, Kirche, Wissenschaft, Kunst und Poesie einer großen Umgestaltung unterlag, wurde, wie der in der Note angezogene critische Schriftsteller treffend bemerkt, es möglich, „daß alle Strahlen in einem neuen Brennpunkt sich concentrirten, daß Deutschland sich zusammenfassen und seine Eigenthümlichkeit nun auch in der Oper aus-

*) Mit ebenso großer Sachkenntniß wie Klarheit verbreitet sich eines Weiteren über den Bildungsgang, den die Tonkunst jener Zeit nahm: Franz Brendel in seiner Geschichte der Musik in Italien, Deutschland und Frankreich. 3. Aufl. Leipzig, 1860. S. 245 ff.

prägen konnte. Italien hatte den Anfang gemacht, hatte einer herben, kirchlichen Erhabenheit gegenüber die Kunst in die Welt eingeführt und eine schöne Sinnlichkeit zur Erscheinung gebracht. Jetzt galt es, auf diesem Boden und mit solcher Errungenschaft in die Tiefen des Geistes hinabzusteigen und jenen blühenden Formen, jener schönen Sinnlichkeit, Wahrheit des Ausdrucks, charakteristisches und dramatisches Leben einzubilden; es galt das, was bis dahin noch mangelte, das Neue, Italien energisch gegenüberzustellen. Und dies war die That Gluck's."

Geboren am 2. Juli 1714 zu Weidenwang in der Oberpfalz zeigte Christoph Wilibald Gluck schon in seiner frühesten Jugend außerordentliches musikalisches Talent, daher er auch bald ziemlich gut vom Blatte singen lernte und später auch die Violine und das Violoncell besonders fertig und geschmackvoll zu spielen verstand. Seinen Schulunterricht empfing er in Kommotau, wo er auch Unterricht im Clavier- und Orgelspiel erhielt, und in Prag. Darauf aber von Hause nur spärlich unterstützt, sah er sich genöthigt, seinen Unterhalt durch die Tonkunst allein zu suchen, daher er Unterricht im Gesang und auf dem Violoncell ertheilte, sowie in Kirchen sang und spielte. Im Jahre 1736 kam er nach Wien, und dieser Wohnungswechsel entschied über sein weiteres Geschick. In Wien fand er nicht blos in dem Hause des kunstsinnigen Fürsten Lobkowitz wohlwollende Aufnahme und Unterstützung, sondern lernte auch den lombardischen Fürst Melzi kennen, der, entzückt über seinen Gesang und sein Spiel, ihn zu seinem Kammermusikus ernannte und ihn mit nach Mailand nahm, wo er ihn dem Kapellmeister Sammartini zur weiteren Ausbildung übergab. Nach einem vierjährigen eifrigen Studium trat Gluck als Operncomponist auf und zwar zuerst mit der Oper „Artaserse" von Metastasio,*) die 1741 in Mailand zur Aufführung gelangte und großen Beifall fand. 1745 begab er sich darauf in Begleitung seines Gön-

*) Ein Mann, der schon unter Maria Theresia's Vater eine große Rolle spielte. Von Haus aus arm wurde derselbe durch eine reiche Erbschaft in Stand gesetzt, sich ganz seiner Neigung zur Poesie zu überlassen und die Laufbahn als lyrisch-dramatischer Dichter zu betreten. Sein erstes Werk war ein Singspiel „Didone abbandonata," das von Sardi in Musik gesetzt 1724 in Neapel aufgeführt wurde. 1729 berief ihn Karl VI. nach Wien und ernannte ihn zu seinem Hofdichter mit einem Jahrgehalt von 4000 Gulden; und seitdem fand am kaiserlichen Hofe kein Fest statt, das er nicht durch seine Dichtungen verschönerte. Namentlich machte er sich berühmt durch seine Opern- und Cantatendichtungen, die von den Componisten sehr gesucht waren. So wurde er der Schöpfer des neuen italienischen Singspiels. Er starb 1782.

ners, des Fürsten Lobkowitz über Paris nach London, wogegen wir ihn bereits 1748 wieder in Wien finden, und hier war es nun, wo er, der bis dahin bei aller Genialität doch noch im Ganzen an der stereotyp gewordenen Opernform der Italiener gehangen hatte, diesen italienischen Typus verlassend der Reformator der Operncomposition wurde. Nach und nach zu der Ueberzeugung gelangt, daß Metastasio's Werke trotz ihrer poetischen Vorzüge doch nicht geeignet seien, jene Wirkungen hervorbringen, deren ein musikalisches Drama fähig sein müsse, verband und verständigte er sich wegen neuer Operntexte mit seinem Freunde und Dichter Raniero von Calzabigi aus Livorno, damals k. k. Rath und suchte nun, indem er sich ganz dem Ausdruck der Worte und der Situation hingab und somit Dichtung und Musik zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen bemüht war, die Oper zum einheitsvollen poetischen Kunstwerke zu erheben. Und was er erstrebt, erreichte er in bis dahin nie geahnter Vollendung. Schon mit seiner Oper „Orpheus und Euridrice," in welcher er zum ersten Male seinen neuen Bestrebungen Geltung zu verschaffen suchte, errang er einen großen Triumph; den vollständigsten Sieg und in der Geschichte der deutschen Tonkunst einen unsterblichen Namen mit seinen weiteren Meisterwerken. Und dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß, als er 1773 zuerst mit seiner neuen Oper „Iphigenie" und darauf mit anderen seiner Meisterwerke in Paris auftrat, ihm daselbst eine gleiche Anerkennung wurde. Wollten doch schließlich die Pariser gar nichts anderes hören, als die Töne des großen deutschen Meisters, während in Wien die Begeisterung für ihn so groß wurde, daß bei der Aufführung der „Alceste" die Officiere im Parterre die Säbel aneinander klingen ließen. Unsere Heldin freute sich der Triumphe, welche Gluck erreichte, in nicht geringerem Grade, als die gesammte gebildete Welt, sowie denn überhaupt das alte, anderwärts nur zu oft wahrgewordene Sprüchwort: „der Prophet gilt nirgend weniger als in seinem Vaterlande," unter dem glorreichen Walten Maria Theresia's, sowie sie nur einmal von einem solchen Propheten Kenntniß erhalten hatte, vollständig zu Schanden geworden ist. Nicht nur, daß sie 1774 Gluck zu ihrem Kammercompositeur mit 2000 Gulden Gehalt ernannte, so hat sie ihm auch wie allen unter ihrer Regierung emporgekommenen geistigen Größen ein dankbares Andenken erhalten bis an ihren Tod.

Die zweite musikalische Größe jener Zeit war Joseph Haydn, geboren 1732 in dem Dorfe Rohrau in Niederösterreich an der Grenze von Ungarn, unter zwanzig Geschwistern der älteste Sohn, ein Mann, dessen Leben bis weit

hinauf in die späten Jahre eine ununterbrochene Kette von Noth, Sorge, Mühseligkeiten und Entbehrungen war. Sein Vater war ein armer Wagner, der in jenem Dorfe seine Profession ausübte, aber auf seiner Wanderschaft als Handwerksgesell sich einige Kenntniß im Harfenspiel verschafft hatte und in seinen Erholungsstunden nach der Arbeit mit diesem Instrumente den Gesang seiner Frau begleitete. So erwachte, wie Brendel treffend bemerkt, unsers Haydn's Geist unter Melodien, und jene Lieder, die ihm seine Mutter vorgesungen, hatten sich so tief in sein Gedächtniß eingeprägt, daß er sich derselben noch im spätesten Alter erinnerte. In seinem sechsten Lebensjahre übergaben ihn seine Aeltern einem Verwandten, einem Schulmeister aus dem benachbarten Haimburg, von welchem er den gewöhnlichen Schulunterricht empfing, daneben aber auch Unterricht im Singen, und, was für den späteren Instrumentalcomponisten das Wesentlichste war, fast auf allen Blas- und Saiteninstrumenten, sogar im Paukenschlagen. Ausgezeichnet durch eine gute Stimme kam er nach einigen Jahren als Chorknabe an die Stephanskirche in Wien, wo er bis in sein sechzehntes Jahr blieb und seine schon früh begonnenen musikalischen Studien eifrig fortsetzte. Aber leider ging ihm das Kostbarste was er hatte — seine Stimme — verloren, in Folge davon erhielt er seine Entlassung und sah sich nun dem äußersten Elende preisgegeben. Mitwirkung bei Orchestern und Nachtmusiken gewährte ihm, was er allenfalls zu seinem armseligen Unterhalt brauchte. Und doch brach auch diese Jammerzeit, in der er ein weder vor Kälte noch vor Nässe geschütztes elendes Dachkämmerchen bewohnte, dem Braven nicht den Muth, tiefer und tiefer in das musikalische Studium einzudringen. Da änderte sich endlich sein trauriges Geschick. Er wurde Musikdirector erst bei einem Grafen Morzin, dann beim Fürsten Esterhazy, und in dieser Stellung, in der er zumeist in Eisenstadt in Ungarn lebte, verblieb er nicht weniger denn 30 Jahre, eine Zeit, in welcher sein Studium zu der Vollendung reifte, die ihn in seinen sowohl schon damaligen, als auch und zwar ganz besonders in seinen noch späteren Compositionen als das zweite große musikalische Original in der theresianisch-josephinischen Aera erscheinen läßt. Während Gluck der Vater der deutschen Oper wurde, verdankt die Nachwelt Haydn in seinen Symphonien und Quartetten, sowie in seinen beiden bedeutendsten Oratorien, „die Schöpfung" und „die Jahreszeiten," deren Composition freilich in eine noch spätere Zeit fällt, die ersten classischen Leistungen auf dem Gebiete der Instrumentalmusik.

Der dritte und zugleich der größte aller Tonkünstler, Wolfgang Mozart, geboren zu Salzburg am 27. Januar 1756, gehört zwar mit seinen unsterblichen Schöpfungen einer etwas späteren Zeit an, darf aber aus einem zwiefachen Grunde hier nicht ungenannt bleiben. Einmal, weil wir in seinen Meisterwerken das in unerreichter Vollendung vereint finden, was den beiden, Gluck und Haydn, jedem als eigenthümlicher Vorzug zugeschrieben werden muß, dann aber auch weil unsere Heldin sammt ihrem erhabenen Gemahl und ihrem großen Sohne Kaiser Joseph II. auch in dieses Sternes Aufgang und Leuchten für ihre Regierungszeit ein Moment des Ruhmes und des Stolzes erkannten.

Außer diesen drei größten Meistern im Reiche der Tonkunst in der theresianischen Zeit mögen nur noch einige genannt werden, die mit ihren Leistungen sich ebenfalls als Zierden jener Tage ankündigten. Dies ist Johann Georg Albrechtsberger, geboren 1729 zu Klosterneuburg, 1772 Hoforganist und 1792 Capellmeister an der Stephanskirche zu Wien, berühmt als Contrapunktist, sowie als Lehrer Beethoven's; ferner Antonio Salieri, geboren 1750 zu Legnano im Venetianischen. In Venedig unter Pescetti und Pacini musikalisch vorgebildet, folgte er seinem Lehrer Gaßmann 1766 nach Wien, nach dessen Tode 1773 er zum Director der Kapelle, der Kammermusik und des Theaters in Wien ernannt wurde. Außer durch seine Opern: „die Danaiden," „die Horatier und Curiatier," „Axur," „Armida" ꝛc. hat er sich hauptsächlich durch mehrere Messen, ein Passionsoratorium und ein Requiem, welches er für seine eigene Todtenfeier geschrieben hatte, einen Namen gemacht. Nicht minder ehrende Erwähnung verdienen Carl Ditters, später Ditters von Dittersdorf, eine der bedeutendsten Größen in der komischen Oper, sowie denn auch sein Hauptwerk „der Doctor und Apotheker" noch heutigen Tages volle Geltung hat, und endlich der dem ebengenannten Künstler befreundete, ebenfalls auf dem komischen Gebiete äußerst fruchtbare Wenzel Müller.

Ein sehr reges Leben herrschte aber endlich auch zur Zeit Maria Thersia's, und zwar ebenfalls wieder durch die erhabene Monarchin vielfach unterstützt und gefördert, im Reiche der bildenden Künste. Nur muß bemerkt werden, daß wir bei Erwähnung auch dieses Gegenstandes wieder in der Zeit etwas weiter vorgreifen und von den Kriegs- und Drangsalszeiten, die unsere Heldin im Anfange ihrer Regierung durchzumachen hatte, absehen müssen. Um so umfangreicher würde dagegen die Pflege der Künste später, zumal Maria Theresia dabei eben-

sosehr von ihrem Gemahl, wie von Kaunitz und später von ihrem für die Kunst hochbegeisterten Sohne Joseph auf's eifrigste unterstützt wurde. Das redendste Zeugniß für das Bestreben der Kaiserin, den Künsten die rechte Pflege angedeihen zu lassen, ist die Academie der bildenden Künste zu Wien, der schon Maria Theresia's Vater seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Unter Maria Theresia wurden alle besonderen Kunstinstitute mit derselben vereinigt und so die Anstalt, die übrigens unter das Protectorat des Haus-, Hof- und Staatskanzlers gestellt wurde, für Historienmaler, Landschaftsmaler, Bildhauer und Architecten neuorganisirt. Wenige Jahre später wurde die Gemäldesammlung, die bis dahin in der Burg verwahrt worden war, in den großen vom Prinzen Eugen gebauten Pallast Belvedere gebracht und als kaiserl. königl. Bildergallerie nicht blos zum Studium und zur Benutzung der Künstler, sondern auch zur Betrachtung des Publikums aufgestellt, und war dies die erste nach historischen Gesichtspunkten geordnete Kunstsammlung in Europa.

Von den Künstlern selbst aber, und zwar zuerst von den Malern jener Zeit mögen als hervorragende Größen genannt werden: Joseph Hickel (1734—1807), einer der bedeutendsten Portraitmaler seiner Zeit, der als k. k. Kammermaler die hervorragendsten Männer in Wien wie Kaunitz, Laudon ꝛc., auch für Joseph II. die besten Schauspieler und Schauspielerinnen in Wien malte; die ebenfalls im Portraitiren geschickte und vorzugsweise in den höchsten Gesellschaftskreisen hochgeschätzte Gabriele Beyer; Franz Linder, ebenfalls guter Portraitmaler, den zur Vervollkommnung in seiner Kunst Maria Theresia nach Rom reisen ließ; Barthol. Altomonte, berühmt durch seine zahlreichen Altarbilder in den Kirchen von Wien und anderen österreichischen Städten; Franz Anton Graffenstein, ein ausgezeichneter Thiermaler; Vincenz Fischer, Rath und Lehrer der Baukunst an der Academie, berühmt durch seine Decken- und Wandmalereien im Schloß zu Laxenburg, im Schloß zu Ofen ꝛc.; die großen Historienmaler Franz Wagenschön und die beiden Tiroler Paul Troger und Michael Angelo Unterberger; die Landschaftsmaler Rosa und Wutky; Caspar Sambach, ausgezeichnet durch seine Malereien in den Jesuitenkirchen zu Stuhlweißenburg und Ofen ꝛc. ꝛc.

Der bedeutendste Kupferstecher jener Zeit war Jakob Matthäus Schmutzer, geboren 1733 zu Wien, ein Kunstgenie, das sich aus den niedrigsten Lebensverhältnissen bis zu weltbekannter Berühmtheit emporarbeitete. Als Knabe mußte

er die Schaafe hüten und sollte Metzger werden. Auf der Kunstschule, die er nachher besuchte, nahmen sich seiner vornehmlich der Academiedirector v. Schupper und der Medailleur Donner an, sowie denn auch Fürst Kaunitz, dessen Gunst er sich durch sein Talent erwarb, ihn auf alle mögliche Weise zu heben und in seinen Kunstbestrebungen zu fördern suchte, namentlich ihn 1762 nach Paris reisen ließ. Nach seiner Rückkehr nach Wien 1766 wurde er Hofkupferstecher, bald darauf Director der neuen Academie für Zeichnung und Kupferstechkunst und 1771 Oberdirector aller erbländischen Normalzeichnenschulen. Er war der eigentliche Kupferstecher Maria Thersia's. Unter der großen Anzahl seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich vornehmlich die Arbeiten nach Rubens aus. Auch seine Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia und seines hohen Gönners des Fürsten Kaunitz u. a. gehören zu den Prachtstücken jeder Kupferstichsammlung.

Von den Bildhauern gehört der bedeutendste in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Raphael Donner, noch in die vortheresianische Zeit; er starb 1741. Besonders hervorragende Größen hatte Oesterreich in der Zeit nach ihm bis zum Erscheinen des genialen Zauner nicht aufzuweisen. Doch verdienen immer einer ehrenden Erwähnung: Balthasar (1717—1780), von welchem das Ehrenmonument des Fürsten Lichtenstein für das Zeughaus angefertigt wurde, und noch mehr Franz Xaver Messerschmid, ein Künstler, der sich ebenfalls großer Huld unserer Heldin zu erfreuen hatte, auch von derselben die Mittel zu einer Reise nach Italiien erhielt, hervorragend als Bildner von Charakterbüsten, sowie auch berühmt durch die Statuen Maria Theresia's und Franz's I. im Belvedere zu Wien, seine Statuen in der Stephanskirche, die Büste van Swieten's im Wiener Universitätsgebäude u. m. a.

Von den Architekten jener Zeit mag nur der bedeutendste namhaft gemacht werden: Johann Ferdinand Hetzendorf von Hohenberg (geboren zu Wien 1732), Professor an der k. k. Academie der bildenden Künste zu Wien, derselbe Künstler, dessen Meisterschaft gewiß ein Jeder bewundert hat, der einmal die schöne Kaiserstadt mit ihren herrlichen Umgebungen in Augenschein genommen. Von diesem Künstler rührt der herrliche Bau der Gloriette in dem kaiserlichen Garten des Lustschlosses Schönbrunn her, jener prachtvolle Säulenbau auf dem dem Schlosse unmittelbar gegenüberliegenden Berge, von wo sich dem Auge eine wunderbar herrliche Fernsicht nach der Kaiserstadt und den fernen Bergen darbietet. Seine Vollendung fand dieses wahrhaft kaiserliche Bauwerk im Jahre 1776.

Frage kommenden Gesellschaftskreise unmittelbar einwirkte. Die Folgen davon blieben nicht aus und zeigten sich, wofür namentlich Ungarn einen schlagenden Beweis liefert, selbst in größeren Dimensionen. Denn während gerade hier, dem reichsten und ergiebigsten der zur österreichischen Herrschaft gehörigen Lande zur Zeit der Thronbesteigung Maria Thresia's Ackerbau, Viehzucht, Obstcultur, Handel, Industrie und Gewerbe, Alles noch im Argen lag, fingen in der theresianischen Zeit wenigstens einzelne Magnatenfamilien an, die Cultur des von der Vorsehung so überreich gesegneten Bodens größere Aufmerksamkeit zu schenken und für Verbesserung und Hebung der socialen Bildung ihrer nächsten Umgebungen nach Kräften thätig zu werden.

Nicht minder segensreich wirkten aber auch die vielfachen Vergünstigungen, welche Maria Theresia allen landwirthschaftlichen Bestrebnngen und den verschiedenen Zweigen dieses Lebensberufes in noch directerer Weise zu Theil werden ließ. So wurden, um nur Einiges anzuführen, ganze Strecken sumpfigen und öde liegenden Landes urbar gemacht, zu welchem Ende selbst die strengsten Verordnungen erlassen wurden, so suchte die Kaiserin ferner in wenig bevölkerten Gegenden ihrer Staaten Ansiedelungen zu gründen, sowie denn z. B. die Anlegung der Colonie Theresienfeld auf der sogenannten Neustädter Haide ihr Werk war, so wurde ferner, namentlich in Ungarn, Galizien, in dem Banat und an den Grenzen in fruchtbaren aber zu wenig bebauten Gegenden eine nicht geringe Anzahl neuer Dörfer gegründet, den Landwirthen alle möglichen Vergünstigungen gewährt, um dieselben von ihrer Arbeit den rechten Nutzen ziehen zu lassen, im Jahre 1768 eine kaiserlich niederösterreichische ökonomische Gesellschaft zu Wien mit jährlichen Preisaufgaben gegründet ꝛc. ꝛc. Und ebenso erfreuten sich die einzelnen Branchen der Landwirthschaft, wie die Obstcultur, Viehzucht, der Flachs- und Hanfbau, ꝛc. besonderer kaiserlicher Theilnahme und Fürsorge. Ganz besonders galt dies von der Schaaf-, Bienen- und Pferdezucht. Die Schafzucht anlangend, so ließ die Kaiserin Schaafe aus Spanien und Parma kommen, legte die erste Pflanzschule veredelter Schafzucht in Ungarn an und wurde dadurch deren Schöpferin in diesem Lande, sowie denn im Jahre 1775 zur Beförderung der Schaafzucht ausdrücklich verordnet wurde, daß jährlich eine Anzahl spanischer und paduanischer Schaafe aus der Pflanzschule zu Merkopail (einem Marktflecken am Mersiavoditzagebirge im Küstenbezirk des österreichischen Königreichs Kroatien) unentgeltlich an Schaafzüchter abgegeben werden sollte. Um ferner die Bienen-

zucht allgemeiner zu machen, wurden in allen Theilen der Monarchie namentlich in Mähren und Böhmen besondere Bienenzuchtschulen errichtet, sowie zur Hebung der Pferdezucht, wie wir bereits früher bei Besprechung der Militärreformen erwähnten, zahlreiche Stutereien angelegt und neue Pferdemärkte gegründet wurden. Und ebenso war endlich die Forstcultur ein Gegenstand, dem die Kaiserin fort und fort die dankenswertheste Fürsorge schenkte, indem sie nicht nur für eine rationelle Pflege der Holzungen zu sorgen, sondern auch durch weise Beschränkung der Triftgerechtigkeit und des Wildstandes für den nöthigen Forstschutz einzustehen bemüht war.

In Bezug auf Handel und Gewerbe müssen wir ebenfalls zunächst wieder auf unsere frühere Darstellung verweisen, wo mehrfach darauf aufmerksam gemacht worden ist, wie mangelhafte nationalökonomische Ansichten jener Zeit noch allgemein in Curs waren, und wie unter Maria Theresia durch consequentes Festhalten an diesen Ansichten auch im Bereiche des Handels, des Industrie- und Gewerbwesens namentlich einer gesunden Organisation des Steuerwesens hindernd in den Weg getreten wurde. Bei alledem besaß indeß Maria Theresia viel zu viel praktischen Verstand und hatte auf die Bestrebungen, Wünsche und Bedürfnisse der Zeit, sowie auf die verschiedenen Berufsthätigkeiten ihrer Unterthanen ein viel zu wachsames und scharfes Auge, als daß es ihr hätte entgehen können, wie auch, ja vorzugsweise in Bezug auf die Verhältnisse des großen Verkehrs in ihren Staaten, des Handels und Wandels, des Industrie- und Gewerblebens manch Veraltetes und Hemmendes beseitigt und manch Neues geschaffen oder wenigstens angebahnt werden müsse, wenn anders die große Aufgabe, die sie sich gestellt sah, wirklich auch gelöst werden sollte. Zudem gab aber auch, gerade diesem Gegenstande vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit zu schenken, der Umstand noch eine besondere Veranlassung, daß schon ihr Vater, Kaiser Karl VI., nach dieser Seite hin in der anerkennenswertheſten Weise thätig gewesen war. Und so finden wir denn unsere Heldin ihre ganze Regierungszeit hindurch auch für Förderung der Interessen des Handels und der Gewerbe in einer Weise besorgt, die es uns zur Pflicht macht, in unserer Schilderung ihres reichgesegneten Lebens auch diesen Gegenstand nicht mit Stillschweigen zu übergehen, wenn wir auch von einer ausführlichen Erörterung des Gegenstandes aus naheliegenden Gründen absehen müssen.

Höchst beachtenswerth, wie für die Folgezeit segenbringend war so schon

das, was zur Erleichterung und Sicherung des großen Handelsverkehrs durch den Bau neuer Straßen, durch Anlegung von Canälen, Schiffbarmachung einzelner Flüsse, Regulirung vieler Strombetten u. dergl. geschah. So wurde, um nur einiges hierauf Bezügliches namhaft zu machen, ein Canal zwischen Brüssel und Löwen (bereits 1750) angelegt, eine neue Handelsstraße nach Zeng in Dalmatien gebaut, im Jahre 1771 eine besondere Commission für die Schiffbarmachung der in die Donau und Elbe mündenden Flüsse niedergesetzt, sowie denn auch auf die Strombettregulirung der Donau große Kosten verwendet wurden, ferner 1774 gleichgroße Summen zu gleichem Zwecke auf die Flüsse in Ungarn verwendet, eine Verbindung des Plattensee's mit der Donau hergestellt, in Ostende ein Sicherheitshafen angelegt, in Slavonien eine Straße von Essek nach Bellye gebaut, zur Verbindung von Mailand mit dem Comer-See ein Canal angelegt, im Jahre 1775 zur bequemeren Ausfuhr des Getreides aus Kroatien eine Straße nach dem Hafen von Segna und Buccaria gebaut, 1776 große Straßenbauten in Galizien unternommen, in den Niederlanden die noch aus den Zeiten des Mittelalters stammende Ausübung der Stapelgerechtigkeit in Nieuport, Brügge und Ostende abgeschafft, 1777 der große Dammbau bei Karlburg und in der Wiener Aue, sowie die Schiffbarmachung der Etsch und der Elbe (von Leitmeritz bis Hereskretsch) vollendet ꝛc. Auch verdient hierbei der Umstand eine besondere Erwähnung, daß Maria Theresia in Bezug auf weitere Ausdehnung des Handels, namentlich des Seehandels ihr Augenmerk gleich ihrem Vater hauptsächlich auf das adriatische und mittelländische Meer richtete und zu dem Ende ebenso wie ihr Vater der Stadt Triest alle mögliche Aufmerksamkeit schenkte, daher auch Wolf bemerkt: „man kann sagen, Triest ist erst unter Maria Theresia gegründet worden!"*) Wie schon Karl VI. 1729 Triest eine Messe gegeben und den dortigen Hafen, wie bekannt, einen der trefflichsten des Mittelmeeres, zu einem Freihafen erhoben, sowie auch die Straße von Wien nach Triest in den besten Stand gesetzt hatte, so trug auch Maria Theresia zur weiteren Handelsentwickelung wesentlich bei. So sorgte sie, nachdem bereits 1766 in Triest eine Assecuranzgesellschaft gegründet worden war, 1769 für die Gründung eines be-

*) Ein Ausspruch, der vollkommen begründet ist, wenn man berücksichtigt, welche Bedeutung Triest jener Zeit für die große Handelswelt erhielt. Der Etymologie des Wortes nach (Triest ist das alte Tergeste, welches zweimal zerstört und wieder erbaut worden sein soll, daher der Name Ter egesta, das dreimal Erbaute) würde die Erweiterung und Vergrößerung unter Maria Theresia die vierte Gründung sein.

sonderen Hafens daselbst für die aus pestverdächtigen Orten und Gegenden einlaufenden Schiffe; so wurden ferner 1770 in Triest die nöthigen Anstalten zur Erbauung einer bewaffneten Handelsflotte getroffen, sowie denn überhaupt nichts unversucht gelassen, um eben die Stadt zu der Handelsblüthe und Bedeutung zu erheben, die sie gegenwärtig noch hat und zu welcher sie durch ihre vortreffliche Lage schon jener Zeit*) für vollkommen geeignet und berechtigt erachtet wurde. Und zum Beweis, welche Folgen diese erhöhte Fürsorge für die Stadt hatte, möge nur das Factum angeführt werden, daß im Jahre 1776 im Hafen von Triest nicht weniger denn 6000 Fahrzeuge aus- und einliefen.

Zur Beförderung des inländischen Handels erhielten so ferner bereits 1749 die Hauptmärkte zu Wien, Prag, Brünn, Troppau, Grätz und Linz eine neue Einrichtung, wogegen im Jahre 1774 Teschen zwei und Eger drei freie Jahrmärkte bekam, während in demselben Jahre auch gestattet wurde, daß in Lemberg, Jaroslau, Zamosc und Zaleszipky sich protestantische Handels- und Gewerbsleute mit freier Religionsübung und anderen Vortheilen niederließen. Und ebenso darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß, wo sich dem österreichischen Handel ein neuer Haltpunkt darbot, daselbst sofort auch zur Wahrung der Interessen desselben ein Consulat oder Viceconsulat errichtet wurde. Die meisten solcher Punkte finden sich jener Zeit in der Levante und im Pontus, und gab es damals, wie uns Wolf mittheilt, Consuln oder Viceconsuln in Aleppo, Alessandrien, Ancona, Cagliari, Cipro, in den Dardanellen, in Durazzo, Genua, Jaffa, Latochia, Lepanto, Lissabon, Marseille, Neapel, Nizza und Villafranca, Ragusa, Patrasso di Morea, Rhodus, Salonichi, Sinigaglia, Smyrna, Acre, Stangio, Tripolis, Zante, Zea.

Auf gleichen Grundsätzen, wie diese Bestrebungen, ruhten ferner auch die unter Maria Theresia zur Geltung kommenden Zoll- und Mauthverhältnisse, und sind bereits früher**) wenigstens der Hauptsache nach die Operationen namhaft gemacht worden, die zur Begründung der über diesen Gegenstand vorherrschenden Ansichten von den Staatsmännern Maria Theresia's im Laufe der Zeit vorgenommen wurden. „Der Geist, der die Bewegung der materiellen Interessen

*) Wie uns in den früher schon mehrfach angezogenen Fürst'schen Papieren mitgetheilt wird, war schon 1752 dem Grafen Chotek ein Plan eingereicht worden, worin eines Näheren dargethan war, wie verfahren werden müsse, um Triest namentlich im Gegensatz zu Venedig in der Weise, wie es nachher geschah, emporzubringen. Vergl. histor. polit. Zeitschrift von Ranke II., S. 714.

**) Vergl. S. 451 ff.

bedingte, floß," wie Wolf*) treffend bemerkt, „aus dem sogenannten Merkantilsystem. Das allgemeine Bedürfniß wie die Richtung der Zeit führten dazu. Während alle früheren Institutionen von den rohen schroffen Anfängen des Systems, von dem Grundsatz, den Baarvorrath des Geldes im Lande zu behalten, ausgehen, finden später die besseren Consequenzen für die Hebung des inneren Manufacturwesens und des auswärtigen Handels ihre Anwendung." Zum Beweis hierfür erinnert dabei Wolf mit Recht an die Tarife von 1750 und die Mauthordnungen von 1755, wovon wir ebenfalls schon früher sprachen, und bemerkt dabei schließlich von denselben: „Sie sprechen den Grundsatz aus, die inländischen Manufacturen zu begünstigen, die Ausfuhr der überflüssigen Erzeugnisse zu erleichtern, den Gewerben durch Herabsetzung des Aus- und Durchgangszolles aufzuhelfen, die Einfuhr von Rohstoffen zu gestatten und den auswärtigen Handel zu heben." Und dahin zielten denn nun auch alle die zahlreichen Maßnahmen, die namentlich nach vollendeter Umgestaltung des inneren Staatsorganismus von Maria Theresia im Handels- und Gewerbsleben vorgenommen wurden; so z. B. die Verordnungen (1750) zur Verhütung der Schmuggelei, gegen den Wucher (1751), gegen Ausfuhr kaiserlicher Münzen und Einschleppung geringhaltiger, so die schon früher einmal erwähnte Aufhebung aller Portofreiheit und die gleichzeitige Herabsetzung des Brief- und Packetportos; so ferner die Verfügung von 1766, wonach den Unternehmern von Fabriken und Manufacturen Freijahre, unentgeltliche Ertheilung des Bürgerrechts und Ermäßigung der Gewerbesteuer zugesichert wurde, so das Verbot (1770) der Einfuhr fremder Spitzen und Entoilage von Zwirn, so die 1777 eintretenden Zollermäßigungen in dem Handel zwischen Ungarn, Gallizien, den deutschen Erblanden und den Niederlanden ꝛc. ꝛc.

Außerdem ist es aber endlich gleichermaßen Pflicht, auch noch, wenn auch nur in kurzen Worten, der Bestrebungen der edlen Kaiserin Erwähnung zu thun, mit welchen sie auf Hebung und Belebung des inländischen Handels- und Gewerblebens in der directesten Weise einzuwirken suchte. Dahin gehören namentlich alle das Münzwesen ihrer verschiedenen Länder betreffenden Verfügungen, ein Gegenstand, der von uns schon früher**) näher besprochen worden ist, aber hier ebenso wie die gleichfalls schon früher erwähnte Gründung einer Handels-

*) Vergl. S. 307.
**) Vergl. S. 446.

schule in Wien nochmals in Erinnerung gebracht werden muß. Von nicht minder weitgreifender Bedeutung war ferner die in das Jahr 1771 fallende Errichtung einer Börse in Wien (am 1. Septbr. 1771 eröffnet), sowie die demselben Jahre angehörige Einführung von Sensalen für den orientalischen und den Waarenhandel. So erhielt ferner im Jahre 1755 unter Ernennung des Grafen Pachta zum Oberberg- und Münzmeister in Böhmen der böhmische Bergbau eine neue Organisation, während gleichzeitig zur Hebung der Eisenindustrie in Steiermark den Arbeitern an den dortigen Eisenwerken bei der Soldatenstellung große Vorrechte zugesichert wurden. So bildete sich ferner unter Maria Theresia's Auspicien 1774 zu Wien das Gremium der k. k. privilegirten Großhändler,*) deren jeder einen bestimmten Fonds nachweisen mußte, um Waarengeschäfte im Großen treiben und Wechsel- und Commissionsgeschäfte jeder Art machen zu können, wogegen diese Großhändler von der Gewerbesteuer befreit wurden und nur einen sogenannten Adminicularbetrag an die Landesstelle zu entrichten hatten, während, um reiche Kaufleute aus dem Auslande herbeizuziehen, außerdem verordnet wurde, daß jeder dieser privilegirten Großhändler, sobald er eine Herrschaft kaufe, das Recht erhalte, in den Adelstand erhoben und unter die Landstände der Provinz, in welcher das erkaufte Gut lag, aufgenommen zu werden. So erschien ferner in dem Jahre 1768 eine neue Papiermacherordnung, während in demselben Jahre ein Preis von 1000 Ducaten auf die wohlfeilste Erzeugung und beste Verarbeitung des inländischen Kupfers gesetzt wurde; ferner im Jahre 1770 die Bekanntmachung einer Anweisung zur Verfertigung von Seidenwaaren ꝛc. ꝛc.

Und so finden wir denn unsere Heldin auch in ihrer Fürsorge für die materiellen Interessen ihrer Staaten ihre ganze Regierungszeit hindurch in einer Rührigkeit und Thätigkeit, die nur mit der höchsten Bewunderung erfüllen kann und, trotzdem daß die nationalökonomischen Principien, von denen sie sich sammt ihren Staatsmännern dabei leiten ließ, das eigentliche Wesen des großen Verkehrs, des Handels und Gewerbwesens nicht erfaßten, doch zu bedeutenden Resultaten führen mußte. Beruhend aber waren dieselben vornehmlich darin, daß der hauptsächlich seit dem siebenjährigen Kriege wie in ganz Deutschland so auch in Oesterreich erwachte Geist des Handels und der Gewerbe sich durch eine so außerordentliche gouvernementale Thätigkeit für Handel, Industrie und Gewerbe

*) Sporschil VI., 345.

mehr und mehr angeregt fühlte und in Folge davon die Zahl der industriellen Privatunternehmungen von Jahr zu Jahr wuchs. Nähere statistische Angaben hierüber erhalten wir von Wolf, nach dessen Angabe allein in Wien jener Zeit nicht weniger denn 200 Fabriken entstanden.

Außerdem mag schließlich nur noch erwähnt werden, daß in Bezug auf Förderung und Belebung des Handels und der Gewerbthätigkeit die Regierung Maria Theresia's ganz besonders für Ungarn zu sorgen sich angelegen sein ließ, wodurch sie sich ein um so größeres Verdienst erwarb, je weiter jener Zeit gerade dieses an Naturproducten aller Art so überreiche Land in Bezug auf Verkehr, Handel, Industrie und Gewerbe noch zurück war. Ja das Urtheil Wolf's ist nicht übertrieben, wenn er bemerkt: „Ungarn hatte, nachdem die Blüthe der inneren Zustände unter den Anjou's zerfallen war, bis Karl VI. und Maria Theresia fast gar keine Industrie und nur einen matten inneren Handel." Erst unter Karl VI. kam ein etwas größeres Interesse für Handels- und industrielle Bestrebungen in die Nation, so wenig auch die Erfolge davon sich über das Niveau des Elementaren zu erheben vermochten. Aber was Karl VI. begonnen, setzte Maria Theresia mit allem Eifer fort, und wie sie, wovon schon oben geredet wurde, durch Schiffbarmachung von Flüssen, Flußbettregulirungen, Anlegung neuer und Verbesserung alter Straßen vornehmlich auf Erweiterung und Erleichterung der Communication bedacht war, so suchte sie auch noch auf directere Weise, wie durch Aussetzung von Prämien, durch Zoll- und Mautherleichterungen und ähnliche Mittel auf Handel, Industrie und Gewerbe des herrlichen Landes vortheilhaft einzuwirken. Aber freilich blieben auch die Resultate, die sie hiermit erzielte, weit hinter ihren Erwartungen zurück und bedarf es nach dem, was wir oben über die zu jener Zeit noch gangbaren nationalöconomischen Ansichten und Grundsätze gesagt haben, nicht noch einer besonderen Erwähnung, daß die Schuld davon nicht blos in der exclusiven politischen Stellung Ungarns, nicht blos in der numerischen Schwäche der Bevölkereung und nicht blos in der der ungarischen Nation eigenen Unlust an solchen Beschäftigungen, sondern auch noch tiefer lag.

Familien- und Hofleben.

Seit der Vermählung unſerer Heldin mit Franz Stephan von Lothringen waren kaum vier Jahre verſtrichen, als ein höherer Rathſchluß den Vater Maria Thereſia's in's Grab, ſie ſelbſt aber auf den Thron rief. Die ihr dadurch erwachſende Verpflichtung, noch in frühem Jugendalter, kaum nachdem ſie die Freuden des trauten Familienkreiſes gekoſtet, mit der ganzen Kraft ihres Geiſtes ſich den Sorgen einer Regierung zu unterziehen, die ſich gleich von Haus aus zu einem Kampfe auf Leben und Tod gedrängt ſah, brachte auch uns in unſerer Schilderung ihres Lebens die Nöthigung, vorerſt ihrem ſegensreichen Walten als Regentin unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und in ihr nicht minder geſegnetes Familienleben nur dann einen flüchtigen Blick zu werfen, wenn wir hoffen durften, damit für irgend einen anderen Gegenſtand ein um ſo klareres Verſtändniß zu gewinnen. Wenn daher nunmehr auch dieſer Gegenſtand einer etwas näheren Betrachtung unterzogen werden ſoll, müſſen wir ſelbſtverſtändlich zunächſt da wieder anknüpfen,*) wo über denſelben in unſerer Darſtellung zuletzt geſprochen und namentlich auf den Segen hingewieſen wurde, welcher der erhabenen Frau gleich in den erſten Jahren ihrer glücklichen Ehe mit Franz Stephan von der Vorſehung beſchieden war.

An den in der Note näher bezeichneten Stellen ſind die theuren Pfänder der Liebe namhaft gemacht worden, mit welchen Maria Thereſia ihren Gemahl in

*) Vergl. S. 44 und 89.

den ersten fünf Jahren ihrer Ehe beschenkte. Es waren dies die drei Töchter: Maria Elisabeth (geb. 1737, † 1740), Maria Anna (geb. 1738, starb unvermählt) und Maria Carolina (geb. 1740, † 1741), und der erste Prinz und nachmalige Thronfolger Joseph, geb. 13. März 1741. Nicht minder gesegnet wurde die Ehe im weiteren Verlaufe der Jahre, sowie denn aus derselben sechszehn Kinder entsprossen. Die noch nicht genannten waren: Maria Christina (geb. 1742, nachmals Statthalterin in Ungarn, später in den Niederlanden und im Jahre 1766 mit dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Teschen, königlichem Prinzen von Polen vermählt; Maria Elisabeth (geb. 1743, starb unvermählt 1808); Erzherzog Karl (geb. 1745, der Liebling der erhabenen Mutter, starb leider in der Blüthe der Jahre 1761); Maria Amalia (geb. 1746, vermählt 1769 mit Ferdinand, Infanten von Spanien und Herzoge von Parma und Piacenza); Erzherzog Peter Leopold (geb. 1747, Großherzog von Toskana und später Kaiser); ferner eine 1748 geborne Prinzessin, die nur einige Stunden lebte; die Erzherzogin Johanna (geb. 1750, noch im Kindesalter gestorben) die Erzherzogin Josepha Gabriele (geb. 1751, † 1767); Maria Caroline (geb. 1752, durch die Vermählung mit König Ferdinand IV. 1768 Königin beider Sicilien); Erzherzog Ferdinand (geb. 1754, der 1771 durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Hauses Este Maria Beatrix das Herzogthum Modena und für Oesterreich die eventuelle Erbfolge daselbst erwarb); die Erzherzogin Marie Antonie (Antoinette) (geb. 1755, im Jahre 1770 mit dem Dauphin, nachmaligem König Ludwig XVI. von Frankreich vermählt), und Erzherzog Maximilian (geb. 1756, welcher Großmeister des deutschen Ordens und Coadjutor von Köln wurde).

Es ist eine ebenso naturgemäße wie in der ganzen gebildeten Welt immer wiederkehrende Erscheinung, daß das Band der Ehe die höchste und letzte Weihe und Heiligung nur dann erhält, wenn dieselbe mit Kindern gesegnet wird. Gewinnt ja die von der Natur selbst vorbereitete Grundform der menschlichen Gesellung, die Familie, nur dadurch erst sichtbare Gestalt und Geltung, ob auch in gleichem Maße, wie sich der Kreis der Familie erweitert, so auch der Umfang der den Eltern, insbesondere der Mutter zufallenden Pflichten sich steigert. In gleich bewunderungswürdiger Größe, wie uns unsere Heldin als Regentin erschienen ist, erscheint sie auch als Gattin und Mutter, ja bei näherer Betrachtung ihres Familienlebens, welches durch und durch den deutschen Typus an sich

trägt, erwacht ganz unwillkürlich jener nationale Stolz in uns, der eben nur im Edelsten und Besten, was die Nation aufzuweisen hat, eine Berechtigung finden kann. Vom maßgebendsten Einfluß war dabei unstreitig die Maria Thereſia's ganzes Denken, Thun und Sein charakteriſirende Einfachheit und Natürlichkeit, ein Vorzug, der ſich bei einer auf gleicher Höhe ſtehenden Perſönlichkeit in gleich markirter Ausgeprägtheit kaum einmal wiederfinden dürfte. Ja gerade bei Maria Thereſia fällt dieſer Vorzug um ſo ſchwerer in die Wagſchale, je unzertrennlicher mit ihrer einfachen, den ganzen Adel ihrer Seele wiederſpiegelnden Natürlichkeit abermals in ihrem ganzen Denken, Thun und Sein jene erhabene äußere Würde verbunden war, die in ihr, der einfachen, ſchlichten deutſchen Frau doch auch immer wieder die deutſche Fürſtin und Kaiſerin erkennen läßt. Da iſt in Allem, was wir die edle Frau vornehmen ſehen, jene lebendige Friſche, die dem Herzen ſo wohthut, jene Wahrheit der Empfindung, vor der ſich alles Falſche, Erzwungene, Gezierte und Ueberſchwängliche ſcheu zurück zieht, jene ruhige Unbefangenheit, welche des Sieges über alles Erkünſtelte, Naturwidrige und alles leere Formweſen im Voraus gewiß iſt, und doch auch wieder jene gediegene Nobleſſe, vor der alles Unlautere, Kleinliche und Mäkelnde ebenſo verſtummt, wie aller Uebermuth, Stolz und Hoffahrt ſich beugen muß. Da finden wir jene deutſche Schlichtheit, Gemüthlichkeit und Innigkeit, die ihr höchſtes und letztes Glück des irdiſchen Daſeins einzig und allein am heimiſchen Herde ſucht und ein ſtrenges Wächteramt übt, daß die traute heimiſche Stätte nicht durch Fremdartiges entweiht wird; da finden wir jene Geradheit und Biederkeit, vor welcher Heuchelei ebenſowenig beſtehen kann, wie Schmeichelei; da finden wir jene bewunderungswürdige Sicherheit, die über das zu erſtrebende Ziel zu jeder Zeit und unter allen Verhältniſſen mit ſich im Klaren iſt; da finden wir jene mit dem zuverſichtlichen Glauben an die Menſchheit verbundene Begeiſterung für alles Wahre, Gute und Schöne, die dem irdiſchen Daſein nicht blos das rechte Intereſſe und den rechten Werth, ſondern auch die höhere Weihe gibt; da finden wir endlich jene unerſchütterliche Treue, die mit Allem, was ſie beſitzt und genießt, was ſie achtet und liebt, was ſie wünſcht und erſtrebt, ſich mit zuverſichtlicher, hoffnungsreicher Ergebenheit unter einen höheren Schutz ſtellt.

Das iſt das Bild, das uns in Maria Thereſia als Gattin und Mutter entgegentritt, wo, wie und wann wir ihr in dieſen Eigenſchaften begegnen mögen, und je reicher mit den fortſchreitenden Jahren der Segen wurde, mit welchem die

Vorsehung ihr Familienleben beglückte, in desto schärferer Markirung finden wir die obengenannten Vorzüge in ihrem Walten ausgeprägt. So vor Allem in ihrem Verhältniß zu ihrem Gemahl, den sie mit aller Wahrheit, Hingebung, Innigkeit und Treue liebte und schon geliebt hatte von Jugend auf, und dem sie diese Liebe, die sich als eine wahrhaft rührende Zärtlichkeit zu erkennen gab, treulich bewahrte bis an ihren Tod. Gedieh ja diese schöne Harmonie der Seelen bis zu jener seltenen Vollendung, daß es Marien Theresien eine Herzensfreude war,*) wenn ihr Gemahl an ihrer Seite öffentlich erschien, daß sie nur mit ihm zusammen genannt sein wollte und ihr Bild immer nur mit dem seinigen aufstellen ließ, daher sie auch einer Inschrift, welche nur ihren Namen zeigte, sogleich auch den Namen Franciscus beifügen ließ. Und ebenso machte es ihr Freude, an Solche, denen sie besonders wohlwollte, kleine Statuetten zu verschenken, welche sie und den Kaiser zu Pferde vorstellten.

Indeß war Franz Stephan solcher innigen, herzenstreuen Liebe auch werth, wofür auch schon der Umstand ein redendes Zeugniß ablegt, daß, so sehr ursprünglich, nach seiner Vermählung mit Maria Theresia, die öffentliche Stimmung in Oesterreich gegen ihn war, schon nach wenig Jahren ihm in allen Kreisen Sympathien erwuchsen, die mehr und mehr sich in der unzweideutigsten Hochachtung, Verehrung und Liebe zu erkennen gaben. Khevenhüller, welcher 25 Jahre in der nächsten Beziehung zu ihm stand und uns die interessantesten Nachrichten über ihn mittheilt, bemerkt hierüber: „das Volk liebte ihn wegen seiner Ehrlichkeit, wegen seines leutseligen Umganges und als einen guten Haushälter. Man war mit der Idee und der für ihn sehr schmeichelhaften Meinung fast familiär geworden, daß ohne ihn die Verwirrung im Ganzen viel größer gewesen wäre. Obwohl er nicht soviel Einfluß und Uebergewicht über den Geist der Kaiserin hatte, um das Uebel vollkommen abzuwenden, so fand er doch Mittel, diese zu mildern und schlechte Rathgeber bei Zeit und Gelegenheit zu entfernen, wie es auch wirklich in den ersten Regierungsjahren nur von ihm abhing, die Ruder mehr und vollkommener in der Hand zu haben; allein er war von Natur aus nicht sehr arbeitsam, ferner langsam und unentschlossen; dann fehlte es ihm

*) Khevenhüller's Memoiren, S. 136. Weitere Mittheilungen über den Kaiser, die wir unserer Schilderung zum Grunde legen, finden sich auf den nächstfolgenden Seiten ebendaselbst. Die dankenswerthesten Nachrichten außerdem gibt der schon vielfach erwähnte Fürst'sche Bericht, S. 676 ff.

an der nöthigen Festigkeit, der Heftigkeit der Kaiserin, welche oft sehr hitzig ausbrach, den nöthigen Widerstand zu leisten, wodurch die Schmeichler und Jene, welche aus Ehrgeiz, Interesse und anderen Particularabsichten sich bei der hohen Frau beliebt machen wollten, immer Gelegenheit fanden, indem sie die Schwäche des Kaisers übel auslegten oder sich darauf verließen, ihre Rathschläge geltend zu machen." Und hiermit stimmt auch der Fürst'sche Bericht überein, der vom Kaiser bemerkt: „Er ist populär und lebt mit mehreren Personen seines Hofes sogar auf sehr vertrautem Fuße, z. B. dem Oberhofmeister Fürsten von Trautson, dem Oberstallmeister Prinzen Auersperg, dem Oberhofbauintendanten Grafen Losy, dem Oberküchenmeister Grafen von St. Julien, General Grafen Spada und Commandeur Grafen Joseph von Kinsky."

Ueber Franz Stephan's schöne Persönlichkeit ist schon früher geredet worden, nur muß dem hier noch beigefügt werden, daß er in den späteren Jahren seines Lebens etwas corpulent wurde und, weil er den Kopf sehr nach vorn hielt, etwas gebückt erschien. Wo es galt, die kaiserliche Majestät zu repräsentiren, konnte Solches von Niemandem mit größerer Würde geschehen als von ihm; sonst zeigte er große Ungezwungenheit, und, obgleich an dem Hofe Kaiser Karl's VI. erzogen, der streng auf die Etiquette hielt, suchte er doch die prunkvolle Gezwungenheit, in der sich früher die römischen Kaiser gefielen, so viel wie möglich zu verbannen. So entledigte er sich, so viel er konnte, der an dem Wiener Hofe jener Zeit noch heimischen spanischen Kleidung. Seine Lebensweise war außerordentlich einfach. Des Morgens arbeitete er gewöhnlich mit seinen Räthen für seine Hausangelegenheiten; Mittags speiste er mit der Kaiserin; Abends dagegen, wo sich die Kaiserin, weil dieselbe zu dieser Zeit fast gar nichts genoß, zurückzog, sah er gern eine heitere Gesellschaft bei Tafel, daher er dieselbe auch, obgleich er außerordentlich mäßig lebte und nur selten Wein trank, gern zu verlängern suchte. Er ertrug — gerade das Gegentheil von seiner erhabenen Gemahlin — eher Hitze als Kälte. Sein vornehmstes Vergnügen, zumal dann, als sein starker Körper Bewegung verlangte, war von jeher die Jagd. Fürst erzählt uns darüber: „Er hält eine Menge Jäger, aber ist nicht eben immer sehr gut bedient; zuweilen verfolgt er den Hirsch einen Tag lang, ohne daß er ihn träfe, was ihm um so unangenehmer ist, weil Damen und Fremde dabei zu sein pflegen. Der Kaiser schießt gern, und da er sehr gut schießt, so macht ihm die kleine Jagd von Hasen, Fasanen und Rebhühnern das meiste Vergnügen. Im Jahre 1753 hat der

bedingte, floß," wie Wolf*) treffend bemerkt, „aus dem sogenannten Merkantilsystem. Das allgemeine Bedürfniß wie die Richtung der Zeit führten dazu. Während alle früheren Institutionen von den rohen schroffen Anfängen des Systems, von dem Grundsatz, den Baarvorrath des Geldes im Lande zu behalten, ausgehen, finden später die besseren Consequenzen für die Hebung des inneren Manufacturwesens und des auswärtigen Handels ihre Anwendung." Zum Beweis hierfür erinnert dabei Wolf mit Recht an die Tarife von 1750 und die Mauthordnungen von 1755, wovon wir ebenfalls schon früher sprachen, und bemerkt dabei schließlich von denselben: „Sie sprechen den Grundsatz aus, die inländischen Manufacturen zu begünstigen, die Ausfuhr der überflüssigen Erzeugnisse zu erleichtern, den Gewerben durch Herabsetzung des Aus- und Durchgangszolles aufzuhelfen, die Einfuhr von Rohstoffen zu gestatten und den auswärtigen Handel zu heben." Und dahin zielten denn nun auch alle die zahlreichen Maßnahmen, die namentlich nach vollendeter Umgestaltung des inneren Staatsorganismus von Maria Thersia im Handels- und Gewerbsleben vorgenommen wurden; so z. B. die Verordnungen (1750) zur Verhütung der Schmuggelei, gegen den Wucher (1751), gegen Ausfuhr kaiserlicher Münzen und Einschleppung geringhaltiger, so die schon früher einmal erwähnte Aufhebung aller Portofreiheit und die gleichzeitige Herabsetzung des Brief- und Packetportos; so ferner die Verfügung von 1766, wonach den Unternehmern von Fabriken und Manufacturen Freijahre, unentgeltliche Ertheilung des Bürgerrechts und Ermäßigung der Gewerbesteuer zugesichert wurde, so das Verbot (1770) der Einfuhr fremder Spitzen und Entoilage von Zwirn, so die 1777 eintretenden Zollermäßigungen in dem Handel zwischen Ungarn, Gallizien, den deutschen Erblanden und den Niederlanden ꝛc. ꝛc.

Außerdem ist es aber endlich gleichermaßen Pflicht, auch noch, wenn auch nur in kurzen Worten, der Bestrebungen der edlen Kaiserin Erwähnung zu thun, mit welchen sie auf Hebung und Belebung des inländischen Handels- und Gewerblebens in der directesten Weise einzuwirken suchte. Dahin gehören namentlich alle das Münzwesen ihrer verschiedenen Länder betreffenden Verfügungen, ein Gegenstand, der von uns schon früher**) näher besprochen worden ist, aber hier ebenso wie die gleichfalls schon früher erwähnte Gründung einer Handels-

*) Vergl. S. 307.
**) Vergl. S. 446.

schule in Wien nochmals in Erinnerung gebracht werden muß. Von nicht minder weitgreifender Bedeutung war ferner die in das Jahr 1771 fallende Errichtung einer Börse in Wien (am 1. Septbr. 1771 eröffnet), sowie die demselben Jahre angehörige Einführung von Sensalen für den orientalischen und den Waarenhandel. So erhielt ferner im Jahre 1755 unter Ernennung des Grafen Pachta zum Oberberg- und Münzmeister in Böhmen der böhmische Bergbau eine neue Organisation, während gleichzeitig zur Hebung der Eisenindustrie in Steiermark den Arbeitern an den dortigen Eisenwerken bei der Soldatenstellung große Vorrechte zugesichert wurden. So bildete sich ferner unter Maria Theresia's Auspicien 1774 zu Wien das Gremium der k. k. privilegirten Großhändler,*) deren jeder einen bestimmten Fonds nachweisen mußte, um Waarengeschäfte im Großen treiben und Wechsel- und Commissionsgeschäfte jeder Art machen zu können, wogegen diese Großhändler von der Gewerbesteuer befreit wurden und nur einen sogenannten Adminicularbetrag an die Landesstelle zu entrichten hatten, während, um reiche Kaufleute aus dem Auslande herbeizuziehen, außerdem verordnet wurde, daß jeder dieser privilegirten Großhändler, sobald er eine Herrschaft kaufe, das Recht erhalte, in den Adelstand erhoben und unter die Landstände der Provinz, in welcher das erkaufte Gut lag, aufgenommen zu werden. So erschien ferner in dem Jahre 1768 eine neue Papiermacherordnung, während in demselben Jahre ein Preis von 1000 Ducaten auf die wohlfeilste Erzeugung und beste Verarbeitung des inländischen Kupfers gesetzt wurde; ferner im Jahre 1770 die Bekanntmachung einer Anweisung zur Verfertigung von Seidenwaaren ꝛc. ꝛc.

Und so finden wir denn unsere Heldin auch in ihrer Fürsorge für die materiellen Interessen ihrer Staaten ihre ganze Regierungszeit hindurch in einer Rührigkeit und Thätigkeit, die nur mit der höchsten Bewunderung erfüllen kann und, trotzdem daß die nationalöconomischen Principien, von denen sie sich sammt ihren Staatsmännern dabei leiten ließ, das eigentliche Wesen des großen Verkehrs, des Handels und Gewerbwesens nicht erfaßten, doch zu bedeutenden Resultaten führen mußte. Beruhend aber waren dieselben vornehmlich darin, daß der hauptsächlich seit dem siebenjährigen Kriege wie in ganz Deutschland so auch in Oesterreich erwachte Geist des Handels und der Gewerbe sich durch eine so außerordentliche gouvernementale Thätigkeit für Handel, Industrie und Gewerbe

*) Sporschil VI., 345.

Wie uns Fürst als Curiosum mittheilt, betrug in der Zeit, wie Fürst in Wien war, seine Sammlung von Ducaten verschiedenen Gepräges aus dem letzten Jahrhundert bereits 10,000 Stück. Ebenso interessirten ihn alle mechanischen Erfindungen, daher er sich mit den Künstlern, die ihm neue Maschinen vorlegten, Stunden lang beschäftigte, während er letztere in seinem Cabinet, wozu Niemand Zutritt hatte, auch selbst prüfte. Zudem verstand er auch selbst das Drechseln, kannte die Principien der Mechanik und interessirte sich in hohem Grade für Physik, Chemie und Botanik. Daher fand er auch großen Gefallen an der Gärtnerei, sowie denn auch der Garten zu Schönbrunn zum großen Theil nach seiner Angabe angelegt worden ist. Ebenso legte er daselbst die Menagerie an.

Gleich achtungswerth erscheint der Kaiser an der Seite seiner erhabenen Gemahlin im engen Kreise der Familie, und hier ist es namentlich ein Charakterzug, der in einer Zeichnung seiner Persönlichkeit ebensosehr sich als der herrlichste Lichtpunkt ankündigt, wie durch denselben vorzugsweise dem ganzen Familienleben des erlauchten Kaiserpaares jener ächtdeutsche Typus aufgedrückt ward, der nicht blos in der innigen, ungeheuchelten Liebe und Treue der Gatten und in der Achtung und dem Gehorsam der Kinder, sondern auch und zumeist in der trauten Gemüthlichkeit und Eintracht, in der gegenseitigen seelenvollen Theilnahme an Freud und Leid, sowie in dem heiligen Frieden offenbar wird, den selbst stillschweigend jedes einzelne Glied der Familie für sich wie für das Ganze dem Schutz und Schirm der ewigwaltenden Gottesliebe anvertraut. Das war seine außerordentliche Gutmüthigkeit, die sich gegenüber der bisweilen hervorbrechenden Heftigkeit seiner erhabenen Gemahlin als liebevolle Nachgiebigkeit, den Kindern gegenüber bei aller Strenge in Aufrechthaltung des Gehorsams, der Zucht und der Ordnung als väterliche Zärtlichkeit, und allen seinen Umgebungen gegenüber als freundliches zutrauenerweckendes Wohlwollen ankündigte. Daher denn auch seine Milde und Humanität in der Beurtheilung Anderer, seine schonende Nachsicht gegen die Irrthümer und Fehler Anderer, seine Treue in der Liebe und Freundschaft zu Allen, die seinem Herzen nahe standen, seine in fürstlicher, ja kaiserlicher Liberalität sich offenbarende Dankbarkeit gegen Jeden, der ihm irgend einen Dienst erwiesen hatte.

Ein Familienkreis, von einem solchen Vater und einer solchen Mutter vertreten, mußte ein glücklicher sein. Und das war er auch in jeder Beziehung. Während der Kaiser nach Art eines guten, sorgsamen deutschen Hausvaters in

Gemeinschaft mit seiner edeln Gemahlin streng auf Zucht, Gehorsam und Ordnung hielt, mit väterlicher Fürsorge das Ganze bis zum kleinsten Detail überwachte und durch seine sich stets gleichbleibende heitere Stimmung, durch seinen Witz und seine kleinen, gemüthvollen Neckereien dem fröhlichen Kreis die rechte Lebendigkeit und Frische zu erhalten wußte, tritt uns in Marien Theresien eine deutsche Fürstenmutter in ihrer ganzen Glorie entgegen, die nur für die Geliebten ihres Herzens, für ihren Gemahl und ihre Kinder zu leben scheint, die ihr eigen Glück in dem Glück jedes einzelnen ihrer Kinder findet und in ihrem ganzen segensvollen Walten das Ideal des deutschen Sängers erkennen läßt, wenn er singt:

„Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise, —
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer."

Die Erziehung der zahreichen Kinder war für Marien Theresien wie für ihren erhabenen Gemahl ein Gegenstand der größten Sorgfalt und wurde nicht blos von ihrer, sondern auch von seiner Seite Alles aufgeboten, um in dem Familienkreise strenge moralische Würde und in Bezug auf Wissen, Können und gesellschaftlichen Umgang solide Bildung heimisch zu machen. Nicht nur, daß das edle kaiserliche Aelternpaar die besten und bewährtesten Lehrkräfte ausfindig zu machen suchte, denen der Unterricht der Kinder mit dem vollsten Vertrauen übergeben werden konnte, so griff auch jeder von beiden Theilen selbstthätig mit ein, um das ebenso wichtige wie schwierige Werk nach Kräften fördern zu helfen. Ganz besondere Pflege fand die Erziehung und Bildung des erstgebornen Sohnes und dereinstigen Thronfolgers Joseph, sowenig auch dabei an eine etwaige Bevorzugung seiner vor seinen übrigen Geschwistern gedacht werden darf. Selbstverständlich kann hierüber hier nur in kurzen Andeutungen geredet werden, allein auch schon diese genügen, um in unserer Heldin und ihres Gemahls segensreiches Walten auch nach dieser Seite hin die rechte Einsicht zu gewinnen. So darf vor Allem nicht unerwähnt bleiben, daß Maria Theresia in dankbarer Erinnerung an die Dienste, die ihr gleich nach ihrer Thronbesteigung die ungarische Nation geleistet hatte, ihrem dereinstigen Thronfolger zum obersten Hofmeister einen Ungar gab: den Feldmarschall Fürst Carl Bathiany, einen Mann von

ritterlichem Sinne und durch und durch edlem Wesen, ein Verfahren, welches, wie wohl kaum erwähnt zu werden braucht, die Liebe und Begeisterung der ungarischen Nation für die erhabene Kaiserin ebenso lebendig erhielt, wie der Umstand, daß die Kaiserin den Thronfolger Joseph auch frühzeitig die ungarische Sprache erlernen ließ, ja sogar ihn in ungarische Nationaltracht kleidete. Die Lehrer, welche Joseph erhielt, waren theils Weltliche, theils Geistliche, insgesammt aber die besten Kräfte, die man ausfindig machen konnte: so u. A. der Pater Franz, der ihn in der Religion unterwies, der große Ingenieur Brequin, der ihn in den mathematischen Wissenschaften unterrichtete, während Beck ihm Staatsrecht, Martini Politik, Natur- und Völkerrecht, Staatskanzler Ulefeld und Staatssecretär Bartenstein Rechts- und Staatswissenschaft vortrugen, und nicht minder wichtige Persönlichkeiten ihm in den übrigen Wissenschaften, und ganz besonders in den neueren Sprachen unterrichteten. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß auf die Heranbildung gerade dieses Sohnes, als des dereinstigen Thronerben, zudem auch seines Lieblings, Kaiser Franz selbst auch ein wachsames Auge hatte, sowie er denn in Bezug auf den dem Sohne zu ertheilenden Geschichtsunterricht eigenhändig folgenden Befehl niederschrieb: „Es soll meinem Sohne Joseph die Historie so tradirt werden, daß die Fehler und die bösen Thaten der Regenten sowenig als ihre Tugenden und das Gute, so sie gethan haben, verschiegen werden. Diese Geschichten sollen immer meinem Sohne so appliciret werden, daß er gute Anmerkungen und nach und nach gute principia sich machen lerne, durch welche er die Fehler der vorherigen Regierungen zu vermeiden frühzeitig angewöhnt werde; welches gewiß von guter Wirkung sein wird." Nun ist es wohl wahr, daß von allen diesen Männern keiner die Kunst verstand, sich der Individualität des jugendlichen Zöglings anzuschließen, sowie das Herz desselben recht zu erwärmen, daher sie auch alle mehr oder weniger über Mangel an Aufmerksamkeit, Fortschritt und über Eigensinn klagten, allein dadurch wird doch bestimmt nicht das Verdienst geschmälert, welches sich die edle Kaiserin um die Erziehung ihres Nachfolgers auf dem Throne in sofern erwarb, daß sie den Unterricht desselben nur solchen Kräften übertrug, die ihr als die allerbesten und vorzüglichsten bekannt waren: Ja noch mehr: der

*) Ausführlicheres hierüber in: Kaiser Joseph II. und seine Zeit von Dr. Carl Ramshorn, S. 21 ff.

Grund von jenen Klagen der Lehrer nur in ihrem Sohne, nicht aber in den Lehrern suchend, ließ sie es auch nicht an mütterlicher Nachhülfe fehlen und suchte durch ihren unmittelbaren Einfluß, wobei selbst ernste Strenge nicht ausgeschlossen war, das zu ersetzen, was jene Männer der Wissenschaft nicht zu erreichen vermochten. Daher schrieb sie auch einmal: „Ich lehre meinem Sohne die Musik lieben, damit er milder werde; Joseph ist nicht folgsam, sondern störrisch." Ganz abgesehen aber auch davon, daß, nachdem Joseph weiter herangewachsen war, auch eigener Trieb ihm ein ernsteres und nachhaltigeres Studium lieb und werth machte, beweisen doch auch die Resultate, welche von jenen Männern erzielt wurden, hinlänglich, daß sich Maria Theresia in ihrer Wahl nicht getäuscht und in diesen Männern, zwar keine Erzieher, aber doch die tüchtigsten Lehrer ausfindig gemacht hatte. Uebrigens sprach sich aber auch Joseph II. selbst später nur in der anerkennendsten und dankbarsten Weise über die Sorgfalt aus, welche seine erhabene Mutter seiner Erziehung hatte zu Theil werden lassen, sowie er denn auch einst bemerkt haben soll: „Je ne prétens point me flatter d'avoir profité de l'éducation que j'ai reçu de l'Imperatrice; mais ont doit être bien touché et bien reconnaissant des peines qu'elle s'est donnée pour élever elle-même ses enfans d'une manière si différente, que ne le sont ordinairement les Princes."

Ja, wie sich Maria Theresia's Sorgsamkeit in Betreff der Erziehung ihrer Kinder selbst bis auf die geringfügigsten Specialitäten erstreckte, ersehen wir noch deutlicher aus einer Instruction,*) welche die Hofmeisterin der Erzherzogin Josepha, eine Gräfin Lerchenfeld, erhielt, worin Folgendes vorgeschrieben war: „Nur den Sonntag soll sie mit uns zur Kirche gehen und speisen; sie soll oft ausgehen, in Speisen sehr einfach gehalten werden; zum Abendessen soll sie eine Suppe und noch eine Speise bekommen; sie soll spanisch und italienisch lernen. Um 7 Uhr mußte sie aufstehen, nach dem Morgengebet und einer geistlichen Lectüre frühstücken; von 8 bis 9 Uhr kam täglich der Schreibmeister. Montag, Mittwoch und Freitag unterrichtete sie P. Richter von 9 bis 10 Uhr in der christlichen Lehre, im Lateinisch und Deutschlesen. Bis 11 Uhr war Unterricht, dann Messe, um 12 Uhr Mittagessen; von halb 2 bis 2 Historie lesen, bis 3 deutsche Lehre; dann kam der Tanzmeister, um 4 Uhr der welsche Meister. Um

*) Khevenhüller's Memoiren, S. 100.

5 Uhr wurde der Rosenkranz ganz laut gebetet. An den anderen Tagen kam der französische Meister, deutsche und französische Stylübungen wurden vorgenommen und Musik gelehrt. Es wurde der Hofmeisterin empfohlen, darauf zu sehen, daß die Erzherzogin freundlich sei, auch gegen die Dienstleute."

Bei alledem wachte Maria Theresia mit aller Entschiedenheit darüber, daß die Ehrfurcht und Würde, welche der Majestät und Krone gebührt, auch ihren Kindern gegenüber nie außer Acht gelassen oder irgendwie beeinträchtigt würde; und wie sie selbst so als Königin von Ungarn mit Zustimmung des Papstes den alten, schon dem ersten Könige Ungarns verliehenen Titel: „apostolische Majestät" erneuerte, so führte sie auch 1755 für alle Glieder des kaiserlichen Hauses statt des früher gebräuchlichen Titels „erzherzogliche Durchlaucht" den Titel „königliche Hoheit" ein. Und ebenso wurde bei aller Einfachheit, in welcher sich das Leben der kaiserlichen Kinder bewegte, von der Kaiserin streng darauf gehalten, daß da, wo es darauf ankam, fürstliche Hoheit sichtbar werden zu lassen, diese wirklich auch sichtbar wurde. So war z. B. an jedem Geburts- oder Namenstage*) eines Erzherzogs und einer Erzherzogin großer Galatag; die jungen Herren empfingen den Adel, die Gesandten zu den Gratulationen, speisten mit den Majestäten öffentlich und wurden von den Kämmerern wie die Erzherzoginnen von den Hofdamen bedient.

Was nun das weitere Leben am Wiener Hofe zur Zeit Maria Theresia's betrifft, so muß in demselben eine zwiefache Periode unterschieden werden, und zwar zuerst die Zeit, welche die Jahre 1740 bis 1765 umfaßt, und dann die Zeit von 1765 bis zum Tode unserer Heldin. Das Bild, welches uns in diesen beiden Zeiträumen im Leben des Wiener Hofes entgegentritt, entspricht, worauf wohl kaum besonders hingewiesen zu werden braucht, dem persönlichen Lebensgange unserer Heldin. Während in den ersten Zeitraum die glückliche Verjüngung, Kräftigung und Erhebung des österreichischen Staates und, in nicht minder enger Beziehung zu unserer Heldin, das überreichgesegnete Gedeihen ihres umfangreichen Familienkreises fällt, steht an der Grenzmarke desselben Zeitraumes der Tod des Kaisers, des Theuersten und Liebsten, was unserer Heldin im Leben beschieden war. Mußte nun schon hierdurch dem zweiten Zeitraum ein von dem ersten ganz verschiedener Charakter aufgedrückt werden, — so legte ja

*) Khevenhüller, S. 102.

Maria Thereſia, um nur einer Aeußerlichkeit zu gedenken, ſeit dem Tode ihres Gemahls bis zu ihrem eigenen Tode die Trauerkleider nie wieder ab —, ſo trugen auch zu einer Umgeſtaltung des Wiener Hoflebens nach dem angegebenen Trauerfalle mehrere andere Umſtände weſentlich bei. Am Schluß unſeres Werkes werden wir auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, dagegen darf aber ſchon hier wenigſtens dasjenige Moment nicht verſchwiegen werden, auf welches bei einer Erörterung dieſer Frage ohne Zweifel der Hauptaccent zu legen iſt, weil eben in demſelben nicht blos die Individualität der in den zwei Zeiträumen tonangebenden Hauptperſonen, ſondern auch der die jeweilige Welt durchdringende Geiſt, die Anſchauungsweiſe der betreffenden Zeit ſich abſpiegelt. Wir meinen damit den gar nicht hoch genug anzuſchlagenden Umſtand, daß Maria Thereſia das Anſehen, die Würde und den Glanz des Hofes und des Hoflebens in einem Kreiſe ſuchte, welcher Alles umfaßte, was eben Anſehen, Würde und Glanz zu geben vermochte, wogegen der junge Hof mit Kaiſer Joſeph II. an der Spitze ſchon mehr jenen militäriſchen Typus annahm, der, wie bekannt, in der neueſten Zeit an allen europäiſchen Höfen mit ſehr wenig Ausnahmen ſtereotyp geworden iſt. Was daher hoher Rang und Geburt, Reichthum, Kunſt, Wiſſenſchaft, ſowie anerkanntes Verdienſt im öffentlichen Staatsleben, in der Kirche oder im Militärweſen Großes, Herrliches und Schönes bot, dem Allen gönnte die erhabene Frau in der unmittelbaren Nähe ihrer Majeſtät eine vollgiltige Repräſentation, ſo daß ihr Hof ſowohl in Bezug auf innern Werth und Gehalt als auch in Rückſicht auf äußere Pracht und Eleganz einer der glänzendſten wurde, welche die neuere Geſchichte aufzuweiſen hat.

Dabei erfreute ſich aber dieſes glänzende Hofleben auch noch mancher beſonderen Vorzüge, welche abermals in der individuellen Perſönlichkeit unſerer Heldin ihren Grund fanden. Schon der Umſtand, daß die belebende, ſchaffende und ordnende Seele des Ganzen eine Frau war, bot ein eigenthümliches Intereſſe, und wohl fühlen wir uns bei einer näheren Betrachtung der Thereſianiſchen Hofhaltung, wenn wir unſere Heldin inmitten ihrer Getreuen erſcheinen ſehen, von denen ein Jeder die höchſte Begeiſterung für ſie in dem Herzen trug und mit Gut und Blut für ſie einzuſtehen bereit war, ganz unwillkürlich in die poeſiereichen Zeiten des alten Ritterthums verſetzt, das ja ebenfalls im Dienſte des Lehnsherrn und des Vaterlandes, ſowie in der Treue und im Dienſte der Frauen ſeinen Urſprung wie ſeine herrlichſte Blüthe fand. Der edle Charakter Maria

Thereſia's verſchaffte aber dem Leben an ihrem Hofe auch noch manchen anderen Reiz und dabei muß namentlich nochmals auf die ſchon mehrfach berührte Innigkeit, Treue und Theilnahme hingewieſen werden, mit welcher die Kaiſerin ohne Ausnahme einen Jeden und eine Jede beehrte, welche ihr nahe ſtanden, oder die ſie in ihren Hofkreis zu ziehen für würdig erachtete. Daraus erwuchs nun in jedem einzelnen, dem engeren wie dem weiteren Hofkreiſe zugeſellten Mitgliede jenes Gefühl der Zuſammengehörigkeit, wodurch dem Ganzen fort und fort eine ungetrübte Harmonie erhalten wurde, jene inmitten einer ſtrengen, zum Theil ſelbſt ſteifen Etiquette doch zur vollen Geltung gelangende Sicherheit und Natürlichkeit der Bewegung und des Umgangs des Einzelnen im geſellſchaftlichen Leben dieſes Hofkreiſes, jene glückliche Verſchmelzung der, wie im öſterreichiſchen Staatsverbande, ſo auch am Hofe der Kaiſerin ihre Vertretung findenden verſchiedenen nationalen Elemente zu einer ſo engen Gemeinſchaft, daß das Ganze des damaligen Wiener Hoflebens mit all' ſeiner Pracht und Herrlichkeit, ſeiner Nobleſſe und ſeinem Glanz, ſeiner gediegenen Bildung und inneren moraliſchen Würde in Freud' und Leid immer nur als eine Erweiterung des engeren kaiſerlichen Familiencirkels erſcheint. Und da waltet nun Maria Thereſia ebenſo als Haupt und Herrin, wie als theilnehmende Freundin, ebenſo als kluge Rathgeberin, wie als fürſtliche, ja kaiſerliche, zum Helfen ſtets bereite Wohlthäterin, ebenſo als treue, mit unermüdlicher Thätigkeit und der zarteſten Innigkeit ſorgende Mutter ihrer Familie wie aller ihrer Unterthanen. Denn auch darin offenbart ſich ein beſonderer Vorzug unſerer Heldin, daß ſie, in ihrem ganzen inneren wie äußeren Weſen ein treues Abbild des öſterreichiſchen Volkscharakters, dieſer Volksthümlichkeit, die ſich in Sitte und Gewohnheit, in Sprache und Sinn deutlich abſpiegelte, mitten im Glanz und der kaiſerlichen Pracht treu blieb bis in ihren Tod. Das war der Magnet, welcher die Herzen der geſammten öſterreichiſchen Nation bis auf die unterſten Schichten der Bevölkerung an die Perſon der edeln Kaiſerin heranzog, daher auch, weil eben Jeder, der Reichſte wie der Aermſte, in ihr ſeine Kaiſerin liebte, verehrte und bewunderte, ihre jedesmalige Erſcheinung inmitten des Volkes die größte Begeiſterung hervorrief und das geſammte Volk in unglücklichen Tagen ebenſo aufrichtig mit ihr trauerte, wie in guten und fröhlichen Tagen ſich mit ihr freute.

Die Geſchichte iſt überreich an den herrlichſten Zügen unſerer Heldin, wodurch unſere eben gemachten Bemerkungen ihre Beſtätigung erhalten. So erinnere man ſich z. B. nur daran, wie ſie treugeleiſtete Dienſte zu belohnen pflegte

und mit welcher dankbaren Gesinnung sie ihren Getreuen zugethan war. Und dabei war es, um diesen Regungen ihres edeln Herzens Genüge zu leisten, nicht blos Geld und Gut, welches sie mit kaiserlicher Liberalität in so reichem Maße spendete, daß man ihr sogar übergroße Freigebigkeit zum Vorwurfe machte, sondern sehr oft lohnte sie auch mit jenem zarten Wohlwollen und jener liebevollen theilnehmenden Zuvorkommenheit, deren nur das reinste, edelste Gemüth fähig ist. So nannte sie in dankbarer Erinnerung an die Treue, mit welcher ihr in den Zeiten der Trübsal einzelne Auserwählte vorzugsweise zur Seite gestanden hatten, den alten Grafen Palffy ihren Vater, Khevenhüller ihren Ritter, Traun ihren Schild, Liechtenstein ihren Freund. Als*) Rudolph Chotek 1759 auf's Land wollte und um acht Tage Urlaub bat, schrieb sie ihm: „8 Tage ist zu kurz, bis montag 8 Tage abends erlaube auszubleiben." Ein andermal: „ich hab alle Tage von ihm nachrichten gehabt und war ein paar Täge in sorgen, thue er doch nicht zu viel sich appliciren, wan er einmal aus dem Bett seyn wird, werde ihm selbst visite geben." 1760 schrieb sie auf ein Gutachten desselben Ministers: „placet, ich habe wollen ihn heimsuchen, der Kayser hat aber ein kleines Halswehe, mithin mus ich krankenwarten; wegen dem Armenhaus ist es schon recht, das man in der Ordnung bleibe ꝛc. ꝛc." Tags darauf: „der Kayser ist noch nicht so wohl, das gantz ruhig seyn kann, obwohlen vil besser, mithin gedenke noch meine Visite machen Donnerstag um halb 7 Uhr ꝛc. ꝛc." Als sich Graf Johann Chotek für sein krankes Kind den Hofarzt Keßler einige Tage bei der Kaiserin ausbat, schrieb sie ihm zurück: „Gott sey Dank, daß die Blattern heraus seyn und das er in so guten Händen des Keßler ist, er kann mit ihm disponiren und werde gleich van Suiten das Zettul schicken, das pro forma Keßler dispensirt wird, ich hab heut nacht recht übel geschlafen wegen dieses charmanten Kind und van Suiten war ganz attendrit, wie er von mir seine situation vernohmen, aber gleich getröst, wie er ihn in Keßlers Handen gewußt, ich hoffe nit, daß er selben wie sein Bruder Humelauer changiren wird, alles was verlange, daß täglich Keßler mir ein billiet durch ihn schreibe wie es stehet, ich interessire mich gewis von Herzen, er kan kommen, wan er will und kann." Welcher Reichthum und welche Aufrichtigkeit der Theilnahme bei Trauer und Leid, welche treusorgende Liebe zum Gatten, welche Innigkeit und enge, aufrichtige

*) Folgende Notizen entnehmen wir Khevenhüller's Memoiren, S. 77 ff.

Freundschaft zwischen ihr, der erhabenen Herrin, und ihren nächststehenden Angehörigen des Hofes spricht sich in diesen wenigen Zeilen aus! Und doch darf dabei nicht vergessen werden, daß sie dieselbe so überaus wohlthuende familienhafte Innigkeit auch dem Volke, namentlich den Bewohnern ihrer herrlichen Residenzstadt Wien zu erkennen gab, wo und wann sich eine Gelegenheit darbot. Als sie einst zu Laxenburg war, erfuhr sie, daß eine ihr wohlbekannte 108jährige arme Frau, die schon viele Jahre hintereinander bei der am grünen Donnerstag gewöhnlichen Fußwaschung nie gefehlt hatte, schwer krank daniederliege, dabei aber geklagt hatte, daß sie dieser frommen Handlung nicht beiwohnen könne und daß Glück, die angebetete Monarchin zu sehen, entbehren müsse. Von dieser Mittheilung gerührt, machte sich die Kaiserin sofort selbst auf den Weg und besuchte die Kranke in ihrer ärmlichen Hütte. „Ihr bedauert," sprach sie, als sie eintrat, „daß Ihr mich nicht sehen könnet, seid getrost, gutes Weib, ich komme, Euch zu sehen." Dabei setzte sie sich an das Krankenbett, unterhielt sich ziemlich lange mit der von solcher Liebe tiefgerührten Kranken, und ließ bei ihrem Abschiede eine namhafte Summe Geldes zurück. Das herrlichste Beispiel der Art gab sie 1768 am 19. Febr. Abends im Theater, als sie daselbst eine Depesche erhielt, in welcher ihr die glückliche Entbindung ihrer Schwiegertochter, der Gemahlin ihres Sohnes Leopold von Toscana, gemeldet wurde. Von Freude über dieses Ereigniß tiefergriffen beugte sie sich, die Depesche in der Hand haltend, zu ihrer Loge heraus und rief in's Parterre hinunter: „Der Leopold hat an Buebn!" Wo in der Geschichte findet sich ein zweites Beispiel von so ungeheuchelter, inniger, ja rührender Sympathie zwischen dem Regenten und den Regierten?

Und in gleich edler Weise, und dabei innerlich wie äußerlich wahre, kaiserliche Noblesse zur Schau tragend, bewegte sich nun auch das ganze Hofleben unter Maria Theresia sowohl an den gewöhnlichen Tagen wie bei festlichen Gelegenheiten. „Maria Theresia liebte," wie Wolf treffend bemerkt, „eine prachtvolle äußere Erscheinung der Souveränetät; aber ihr Hof und ihr Leben waren nie angeweht von den Schwächen der Zeit, der hohlen Größe und dem leeren Pathos, zu welchem man sich in Versailles heraufgeschraubt hatte. Es bot der deutsche Kaiserhof ein Bild der Sitte und Würde wie in alter Zeit." Aus dem, was bereits über ihre Regententhätigkeit gesagt worden ist, wird hervorgegangen sein, daß die Sorge um das Wohl ihrer Staaten sie völlig in Anspruch nahm und

somit zu Festivitäten nicht viel Zeit übrig blieb. Dessenungeachtet war Maria Theresia froher, heiterer Gesellschaft, unschuldigem Scherz und belebender Freude nichts weniger als Feindin. Im Gegentheil fand sie, namentlich in ihren jüngeren Jahren großen Gefallen an fröhlicher Gesellschaft, an Jagd, Spiel und Theater. In den Wintermonaten hatte sie ihre Residenz*) in der kaiserlichen Burg zu Wien, im Sommer residirte sie theils in Schönbrunn, theils in Laxenburg. Aber wie jeden Winter für den inneren Kreis des Hoflebens in der Stadt, so war auch für den Aufenthalt auf dem Lande jedes Jahr eine bestimmte Hofordnung, ja sowohl für Schönbrunn als für Laxenburg eine besondere Hoftracht vorgeschrieben. Die fröhlichste Zeit im Winter war der Fasching, während dessen von Woche zu Woche Bälle, namentlich Maskenbälle, an denen Maria Theresia besonderes Wohlgefallen hatte, Concerte, Theater, Schlittenfahrten ꝛc. abwechselten. Als die Kinder in der kaiserlichen Familie nach und nach heranwuchsen, gab es öfters auch Kinderbälle, namentlich Kindermaskenbälle, und sah es dabei die Kaiserin gern, wenn die buntesten Maskenanzüge dabei vorkamen. Auch wurde nicht selten unter den zum engeren Hofkreise Gehörigen wie von den Kindern Comödie gespielt, oder eine kleine Oper aufgeführt, wie denn Maria Theresia eine große Freundin von Musik war. In Khevenhüller's Memoiren wird eine Menge von derartigen Unterhaltungen näher beschrieben, und gewährt es ein großes Interesse aus diesen Berichten zu ersehen, mit welcher Theilnahme die edle Kaiserin allen solchen Unterhaltungen folgte, und wie sie sich, wo Frohsinn und Heiterkeit waltete, so recht aus Grund des Herzens heraus freute. Galt es dagegen neben der Freude auch Repräsentation der fürstlichen und kaiserlichen Würde, so wußte auch Maria Theresia sammt ihrem Hofstaate einen Glanz und eine Pracht zu entwickeln, die an Gediegenheit und Geschmack nie übertroffen worden ist. „Die glanzvollsten Tage waren," wie uns Khevenhüller mittheilt, „der Namenstag des Kaisers und der Theresientag am 15. October. Der Kaiser und die Kaiserin erschienen dabei in der spanischen Hoftracht; die Gesandten drängten zur Audienz, die Minister kamen in offenen Wägen zur Burg, der Oberstallmeister erschien zu Pferd in der Burg, ihm voran die ganze Dienerschaft, die Edelknaben und Leibgarden zu Fuß, welche mit klingendem Spiele aufzogen;

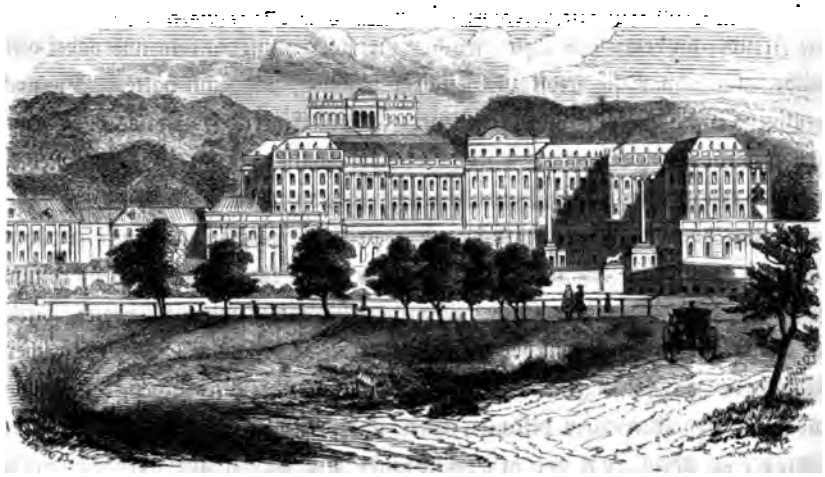
*) Wir verweisen hierbei auf die Khevenhüller'schen Memoiren und zwar auf die zwei höchst interessanten Abschnitte: „der Hof in der Stadt" und „der Hof auf dem Lande," S. 44 bis 214.

der Adel erschien in reichen Kleidern, Herren und Damen wurden zum Handkusse zugelassen. Abends war gewöhnlich Ball und großes Souper." Eine der größten Feierlichkeiten am Hofe war die Verleihung von Reichslehen an deutsche Fürsten, wobei selbstverständlich nicht unsere Heldin, sondern ihr Gemahl als deutscher Kaiser die Hauptperson spielte. Bei solchen Gelegenheiten, den letzten Ueberbleibseln der alten Kaiserherrlichkeit, war jedesmal die gesammte diplomatische Welt zugegen, während damit die verschiedenartigsten Feste verbunden waren. „Als 1748*) Graf Schönborn mit Mainz belehnt wurde, fuhren 3 sechsspännige und 23 zweispännige Wägen auf; voraus gingen 18 kurfürstliche und gesandtschaftliche Bediente und 6 Gesandtschaftshausofficiere." Und nicht minder glänzende Festlichkeiten fanden endlich statt bei der Geburt eines Erzherzogs oder einer Erzherzogin, sowie an den jährlich wiederkehrenden Ordensfesten. Aber immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß auch bei solchen Gelegenheiten Maria Theresia gar gern auch das Volk zum Zeugen ihrer und ihres Hofes Freude machte, demselben, wo es irgend ging, zu den Festivitäten Zutritt gewährte, ein anderes Mal für dasselbe freien Eintritt in's Theater verfügte, oder ihm auch eine eigene Belustigung verschaffte, so daß in demselben das Gefühl der Zusammengehörigkeit seiner mit der großen Kaiserin, von der es sich ebenso geliebt wie geehrt sah, sich immer frisch erhielt. Ja dieses im freundlichsten Wohlwollen sich zu erkennen gebende Herz für das Volk verschloß sich selbst bei Volksfesten nicht, an denen in der Regel nicht blos die edle Kaiserin selbst, sondern auch die ganze kaiserliche Familie und der gesammte Hofstaat Theil nahmen. Die glücklichste Zeit der Art aber waren die Jahre vom Aachener Frieden bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges 1748 bis 1756. „Aus den Unfällen am Anfange des Krieges hatte sich," wie über diesen Zeitraum Wolf treffend bemerkt, „der Staat in verjüngter Kraft erhoben. Maria Theresia lebte in einer Fülle des Glücks und der Macht; was sie in die Hand nahm, gelang ihr. Alles war im frischen Strömen begriffen. Das Volk war wohlhabend, der Adel sammelte sich um den Thron. Aus den verschiedenen Ländern kamen die ersten Familen nach Wien, verherrlichten den Hof und ihre Söhne widmeten sich dem öffentlichen Dienst. Das alte spanische Ceremonial verschwand unter dem Einflusse deutscher und französischer Elemente." Nur wenn Trauer kam, schwieg die

*) Wolf, S. 133.

Luſt und Freude, aber auch dann trauerte das Volk ebenſo aufrichtig mit ſeiner erhabenen Kaiſerin, wie es ſich in fröhlichen Tagen mit ihr freute und an ernſten, dem kirchlichen Leben gewidmeten mit ihr der Kirche den ſchuldigen Tribut brachte.

Dem Leben in der Stadt entſprach nun auch der Aufenthalt auf dem Lande: in Schönbrunn und in Laxenburg, nur daß hier das Hofceremoniell nicht ſo ſtreng wie in Wien gehalten, an Galatagen aber ein gleich großer Glanz und gleich große Pracht wie dort entwickelt wurde. Die Ueberſiedelung auf das Land erfolgte jährlich ſehr frühzeitig. Ende April oder Anfang Mai war der ſpäteſte Termin, ob auch die Jahreszeit noch kühl und unfreundlich war; denn da Maria Thereſia ungleich mehr Kälte als Wärme vertragen konnte, wurde hierauf keine Rückſicht genommen. Vielen von den Hofleuten war freilich dieſe frühzeitige Ueberſiedelung auf das Land, weil ſie eben nicht wie die Kaiſerin Kälte vertragen konnten, ſehr unangenehm. Maria Thereſia's Unempfindlichkeit gegen die Kälte war ſo groß, daß ſie öfters im Winter bei offenem Fenſter arbeitete und ihr Sohn Joſeph, wenn er als Mitregent zu ihr zur Conferenz kam, oft im Pelz erſchien, während die Mutter im einfachen Kleide es warm genug fand. So oft daher Kaunitz bei ihr erſchien, der, wie früher erwähnt wurde, gegen Kälte höchſt empfindlich war, ließ es Maria Thereſia ihr erſtes Geſchäft ſein, das Fenſter zu ſchließen.



Schönbrunn.

Am liebſten war Marien Thereſien der Aufenthalt in Schönbrunn, und braucht man das herrliche Luſtſchloß mit ſeinen Springbrunnen und ſchönen Mar-

morgruppen, seinen Obelisken und seiner prächtigen Marmortreppe, seinen reizenden Parkanlagen sammt der unübertrefflich schönen Gloriettte nur einmal gesehen zu haben, um die Vorliebe der Kaiserin gerade für diesen Ort gerechtfertigt zu finden. Es ist eben ein Bau, bei dessen Anblick ganz unwillkürlich der Gedanke uns überkommt: hier muß ein Kaiser wohnen; und wie das alte Volkswort heute noch gilt: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien," so könnte man füglich auch sagen: es gibt nur ein Schönbrunn. Die Vorliebe Maria Thereſia's für Schönbrunn wird aber auch dadurch erklärlich, daß sie in der Anlage ihr eigen Werk erblickte. Im Jahre 1744 wurde der Bau begonnen, 1749 vollendet, wenn auch die Kaiserin ebenso wie ihr Gemahl, Kaiser Franz, von Jahr zu Jahr neue Verschönerungen vornehmen ließen. Im Munde des Volkes ging übrigens auch die Sage, die Kaiserin weile wegen eines Gnadenbildes der heil. Maria, dem sie besonders vertraue, so gern in Schönbrunn. Dies Gnadenbild befindet sich aber in dem mit Schönbrunn zusammenhängenden Dorfe Hietzing, dem schönsten der österreichischen Monarchie und besonders bemerkenswerth durch seine vielen prächtigen Landhäuser. Und wie noch heutigen Tages Schönbrunn der besuchteste Ort in der ganzen Umgegend von Wien ist, so machten auch schon zur Zeit Maria Thereſia's die Wiener gar gern einmal einen Ausflug dahin, und war die edle Kaiserin viel zu große Freundin des Volkes, als daß sie demselben die Freude, an demselben Orte, wo sie residirte, zu lustwandeln und dabei vielleicht auch einmal sie selbst zu Gesicht bekommen, mißgönnt hätte. Wie noch heutigen Tages, so war auch schon jener Zeit der Eintritt frei, ja es hatte sogar die Kaiserin einem bürgerlichen Koche die Erlaubniß ertheilt, in einem Nebengebäude den einsprechenden Gästen eine Erfrischung zu reichen.

Was nun das Leben in Schönbrunn betrifft, so wurde, wie bereits erwähnt, für dieses, wie für das in Laxenburg, jedes Jahr eine bestimmte Hofordnung gegeben. Wie uns in den Khevenhüllerschen Memoiren mitgetheilt wird, wurde im Jahre 1759, in welchem der Hof schon am 28. April nach Schönbrunn übersiedelte, die Zeit so eingetheilt, daß der Sonntag für die öffentlichen, der Freitag für die Privat-Audienzen bestimmt war, jeder Minister — Kaunitz ausgenommen, der an jedem Tage und zu jeder Stunde, nur nach 6 Uhr Abends nicht, zu ihr kommen durfte — einen Tag für den Vortrag seiner Geschäfte erhielt, während am Sonntag und Donnerstag französische Comödien aufgeführt wurden, Freitags dagegen kleine Gesellschaft war, wo die Damen en sac und die Herren

in Hofkleidern erschienen. Mehrmals in der Woche fuhr die Kaiserin in die Stadt, besonders zu religiösen Functionen. Die Vorliebe für Schönbrunn behielt sie übrigens bis an ihren Tod, sowie denn auch nach dem Heimgang ihres erlauchten Gemahls Schönbrunn der einzige Ort war, wo sie in ihrem gerechten Schmerze Trost, Beruhigung und Aufheiterung fand.

Gar gern verweilte Maria Theresia auch in dem überaus reizenden Laxenburg, und brachte sie in der Regel jedes Jahr einige Wochen daselbst zu. Da in dem kaiserlichen Lustschloß daselbst der Raum ziemlich beschränkt war, daher auch die Kinder gewöhnlich zurückblieben und nur ausnahmsweise einmal eine

Laxenburg.

Nacht daselbst zubrachten, war auch der Kreis, den Maria Theresia hier um sich versammelte, ein viel kleinerer als der in Schönbrunn. Und da nun eben dieser Aufenthalt hier ausschließlich für eine zeitweilige stille Zurückgezogenheit bestimmt war, wurden zu demselben immer auch nur die allervertrautesten Freunde der kaiserlichen Familie zugezogen, daher denn auch Maria Theresia jedes Jahr selbst bestimmte, wem diese hohe Auszeichnung in der Saison zu Theil werden sollte. In den Khevenhüller'schen Memoiren wird uns mitgetheilt, daß gewöhnlich die Trautson, Khevenhüller, Kinsky, Franz Liechtenstein, Graf Clary, St. Julien, Trautmannsdorf und die Personen, welche unmittelbar im Hofdienste standen, dazu berufen waren. Sonst hatten in Laxenburg nur noch die Minister und Gesandten Zutritt. Auch über die in Laxenburg vorgeschriebene Hoftracht, sowie

über die daselbst gewöhnlichen Unterhaltungen gibt uns die oben angezogene Quelle näheren und ziemlich ausführlichen Bericht. Die Hoftracht anlangend, so „erschienen," wie uns dort mitgetheilt wird, „seit 1758 die Damen in Laxenburg in rothen robes oder sacs, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden verbrämt waren. Die Männer hatten rothtuchene Fracks, goldgestickte Oberröcke, grüne Westen mit goldener Einfassung. Schon 1757 war diese Tracht vorgeschrieben, kam aber damals nicht zur Ausführung. Maria Theresia selbst erschien immer auf das Geschmackvollste gekleidet. Sie sah sehr stattlich und schön aus, wenn sie in der Robe von Silberbrokat erschien, das Leibchen von blauer Seide, von Diamanten wie übergossen, und mit Diamantensternen, die in dem matten Schein der gepuderten Haare blitzten. Sehr gern trug sie Perlen, und es war wohl keine Frau in Europa, die einen Schmuck der Art besaß. Von ihren Hausperlen waren nur 25 an eine Schnur gereiht; in ihren Armbändern in den Haaren trug sie Perlen, ihre Haubenzierde waren Perlen. Die Damen in Wien verfehlten nicht, den Geschmack der Kaiserin allgemein zu machen und Perlenschmuck zu tragen."

Die beliebtesten Unterhaltungen in Laxenburg waren die Beize, Theater, Jagd und Spiel, und an alledem nahm in den früheren Jahren Maria Theresia selbst auch Theil. Indeß fehlte es auch nicht an fröhlichen Festen, bei deren Arrangements vorzüglich Graf Joseph St. Julien thätig war, ein Mann von feinen Sitten und heiterer Laune, der Liebling des Kaisers Franz und von allen zu dem engeren Hofcirkeln Gehörigen gern gesehen. Nicht uninteressant ist übrigens zu erfahren, wie in Laxenburg auch das Karten- und Würfelspiel an der Tagesordnung war, und wie sich sammt ihren Damen Maria Theresia auch hieran und zwar in der Regel mit Glück betheiligte. In den Khevenhüller'schen Memoiren wird uns hierüber erzählt: „Vor der Zeit des siebenjährigen Krieges wurde häufig in Laxenburg Pharao gespielt, 1754 kamen Reversis und Lansquenet auf. Der Kaiser machte gerne nach Tische seine Partie und die Gesellschaft versammelte sich dazu im grünen Lusthause. Oefters gab der Kaiser die Bank, meist Quinqin Esterhazy oder St. Julien. Es wurde sehr hoch gespielt. Die Fürstin Auersperg, welche besonders das Würfelspiel liebte, verlor 1759 in zwei Spielen 4000 Ducaten. Khevenhüller verlor in zwei Jahren 10,000 Gulden. St. Julien gewann 1755 3000 Ducaten. Er hielt allein aus, als sich die meisten zurückzogen. Schon 1758 hielt es schwer, eine Gesellschaft zusammen-

zubringen, welche den Fond hergab und 1764 brachte man gar keine reguläre Partie mehr zusammen. Maria Theresia hatte in der früheren Zeit sehr gern und mit besonderem Glücke gespielt; einmal gewann sie eine Schnur Perlen, ein andermal Halsbänder ꝛc. Nach dem Tode des Kaisers Franz Stephan hörte das Spiel, das seit Leopold I. in der Mode war, ganz auf, denn Joseph II. haßte alle Gattungen Spiele. Er berührte nie eine Karte."

Von Schönbrunn ebenso wie von Laxenburg machte Maria Theresia sehr oft auch Ausflüge in die Umgegend, und waren es entweder befreundete Familien vom hohen Adel, oder irgend ein interessanter Punkt, welchen sie bei solchen Gelegenheiten aufsuchte. Von Schönbrunn aus besuchte man gewöhnlich die adeligen Familien, welche in großer Zahl in der Umgegend von Wien gegen den Semmering und das Leithagebirge Schlösser und Landhäuser besaßen, und waren es hier namentlich die Familien Bartenstein, Esterhazy, Colloredo, Trautson, Liechtenstein, Seilern, Stahremberg ꝛc., welche sich öfters mit einem kaiserlichen Besuche beehrt sahen. Einer der beliebtesten Ausflüge von Laxenburg dagegen war der nach Wiener Neustadt zum Besuche der Militär-Academie, die damals unter Daun's Leitung stand.

Größere und weitere Reisen unternahm Maria Theresia selten und bedarf es wohl kaum einer besonderen Erwähnung, daß der Grund davon nicht blos in dem Kostenpunkte, sondern auch in der großen Unbequemlichkeit lag, die jener Zeit noch mit dem Reisen verbunden war. Weiter unten werden wir indeß hierauf nochmals zurückkommen und zwei solcher weiteren Ausflüge noch besonders namhaft machen. Wir kehren jetzt zur Darstellung der politischen Begebenheiten zurück.

Die Erzherzöge Joseph und Leopold.

Bei der unendlichen Liebe Maria Thereſia's und ihres Gemahls zu ihren Kindern kann es nicht Wunder nehmen, daß das theure Aelternpaar, je weiter es in den Jahren vorſchritt, ſich mehr und mehr mit dem dereinſtigen Schickſale und Lebensberufe der einzelnen Kinder beſchäftigte, um eben einem jeden zu einem möglichſt günſtigen Loos zu verhelfen. Baut ja jedes Aelternpaar ſo gern ſeinen Kindern eine goldene Brücke in die Zukunft! Die Sorge für das dereinſtige Loos der Söhne mußte ſelbſtverſtändlich bei den kaiſerlichen Aeltern vornehmlich in Betracht kommen, um ſo mehr, zu je glänzenderen Hoffnungen dieſelben berechtigten. Ueber ihren Erſtgeborenen, Joſeph, iſt bereits ausführlicher geredet worden, und wird gleich noch Weiteres erwähnt werden. Ihren zweiten männlichen Sproß, den im Jahre 1745 geborenen Erzherzog Karl, den Liebling Maria Thereſia's, mußten die Aeltern leider ſchon in ſeinem angehenden Jünglingsalter begraben. Er erkrankte im Januar 1761 und konnte trotz der ſorgſamſten, aufopferndſten Pflege der Mutter nicht gerettet werden. Die Treue wich nicht vom Krankenbett, und gar herrlich offenbarte ſich auch bei dieſer Gelegenheit ihre unendliche Liebe, wie ihr tiefgehender Schmerz. Als Antwort auf ein Billet des Grafen Rudolph Chotek, worin dieſer die Hoffnung ausgeſprochen hatte, daß der Erzherzog wohler ſei, ſchrieb ſie: „Nichts weniger als eine gründliche Hoffnung,

*) Khevenhüller's Memoiren, S. 100.

LEIPZIG VOIGT & GÜNTHER.

LEOPOLD VII.

das beste ist, das er noch am leben, sonsten ist nicht vil Hoffnung, weilen die Medicinen zwar anfangen, ihre Wirkung zu machen, nicht aber continuiren, mithin heut Abend wieder alles sehr schröckbar aussieht," — wogegen sie auf ein zweites Billet nur die kurze Bemerkung schrieb: „Zum reden wär auch nit im Stand, dan sehr schwach bin." Der Prinz starb in der Nacht vom 17. zum 18. Januar 1761 in dem Alter von 16 Jahren.

Ein nicht minder schmerzlicher Verlust traf das erlauchte Kaiserhaus zwei Jahre später durch den Tod der jungen, ebenso schönen, wie geist- und gemüthvollen Gemahlin des Erzherzogs Joseph. Am 1. October 1760 hatte dieselbe, Isabella Maria Louise von Parma, als fürstliche Braut ihren Einzug in Wien gehalten, worauf am 6. desselben Monats ebendaselbst die Vermählung mit Joseph mit gewohnter kaiserliche Pracht gefeiert worden war. Seitdem galt Isabella mit Recht für die vorzüglichste Zierde in dem glücklichen Familienkreise Maria Theresia's, sowie für die anmuthigste und reizendste Erscheinung am ganzen Wiener Hofe. Während ihr Gemahl, der sie bis zur Anbetung liebte, von ihr sagte: „er fühle sich ihr gegenüber sehr arm, da er ihr nur ein Herz zu geben vermöge," äußerte Maria Theresia selbst einmal: „Es gibt im Laufe des Tages keinen Augenblick, in welchem ich nicht veranlaßt würde, sie zu bewundern." Nur drei Jahre durfte sich der kaiserliche Hof des Besitzes dieser Edeln freuen. Schon am 27. November 1763 schied Isabella, nachdem sie noch am 26. März desselben Jahres ihren Gemahl mit einer Tochter beschenkt hatte (dieselbe starb nur 7 Jahre alt 1770) aus dem Leben, und bedarf es wohl nicht noch einer besonderen Erwähnung, daß Maria Theresia, die treue, zärtliche und theilnehmende Mutter, wie sie in dem Glück ihres Sohnes ihr eigen Glück gefunden hatte, so auch jetzt mit derselben Liebe und Treue dessen gerechte Trauer theilte.

Eine glänzende Hoffnung wuchs indeß auch in dem drittgebornen Sohne, dem Erzherzog Peter Leopold herauf, der schon in seinem frühesten Knabenalter sich durch so ernsten Fleiß im Lernen auszeichnete, daß seine Geschwister ihn scherzweise nur den „Doctor" nannten. Und welche Erwartungen sich immer an seine fernere Ausbildung knüpfen mochten, sie alle gingen in der glänzendsten Weise in Erfüllung, so daß Leopold bereits in seinem frühesten Jünglingsalter ebenso wie sein Bruder Joseph eine herrliche Zierde des Kaiserhauses wurde. Unter'm 14. Juli 1763 erließ daher zu seinen Gunsten sein Vater, Kaiser Franz, ein Hausgesetz, wodurch das Großherzogthum Toscana zu einer Secundogeni-

tur des Hauses Lothringen-Habsburg erklärt und in weiterer Folge davon durch besonderes Decret vom 19. März 1764 bestimmt wurde, daß Erzherzog Peter Leopold, der bisher zum Generalgouverneur der Lombardei ausersehen war, diese Würde an seinen jüngeren Bruder Ferdinand abgeben, er selbst aber die Regierung von Toscana übernehmen sollte. Gleichzeitig hiermit kam ein Heirathsproject auf die Bahn, indem für Leopold die Prinzessin Marie Louise von Spanien zur Gemahlin ausersehen wurde, ein Plan, der denn auch, wie weiter unten erzählt werden wird, im Jahre darauf zur Verwirklichung kam, und eben so sehr zu einer noch engeren Verbindung des Hauses Lothringen-Habsburg mit dem Hause der Bourbonen beitrug, wie er, zur Ausführung gebracht, Leopold's ferneres Lebensglück begründete.

Ein Gegenstand, der Marien Theresien ebenso wie ihren Gemahl in derselben Zeit, mit welcher wir es hier zu thun haben, nicht minder lebhaft, ja vielleicht noch lebhafter beschäftigte, war ihres erstgebornen Sohnes Joseph Erhebung zum römischen König. Wie schon früher*) erwähnt worden ist, hatte in einem

Frankfurt a. M.

geheimen Artikel des Hubertusburger Friedens König Friedrich II. als Kurfürst von Brandenburg ausdrücklich versprochen, bei einer künftigen römischen Königs- oder Kaiserwahl seine Stimme dem Erzherzoge Joseph geben zu wollen. Seitdem

*) Vergl. S. 379.

betrieb Maria Theresia, welche, wie schon mehrfach erwähnt worden ist, in dem Besitz der deutschen Kaiserkrone eine besondere Verherrlichung des Habsburgischen Hauses erblickte, die Wahl des Erzherzogs Joseph's zum Nachfolger ihres Gemahls im deutschen Reiche mit aller Entschiedenheit; und so wurde bereits im Frühling des Jahres 1764 in Frankfurt der Kurfürstentag eröffnet und nach Beendigung der gewöhnlichen Vorverhandlungen am Kaiserhofe die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um diesen Act in Frankfurt vornehmen zu lassen. Als wir oben über die größeren Reisen sprachen, welche zur Zeit Maria Theresia's dann und wann der kaiserliche Hof unternahm, wurde bereits darauf hingewiesen, daß Maria Theresia auch bei solchen Gelegenheiten zur würdigen Repräsentation der Majestät in ihrer und des Hofes Erscheinung kaiserlichen Glanz zu entwickeln pflegte. Eine solche, die größte Pracht und Herrlichkeit zur Schau tragende Reise war auch die des kaiserlichen Hofes nach Frankfurt zur deutschen Königswahl Joseph's. Die genaueste und dabei manches Interessante darbietende Beschreibung dieser Reise geben die Khevenhüller'schen Memoiren,*) wogegen uns die Feierlichkeit in Frankfurt selbst bekanntermaßen Göthe am besten beschrieben hat. Unsere Leser auf diese Schriften verweisend beschränken wir uns daher hier auf die Mittheilung nur einiger Notizen aus der ersten dieser beiden Quellen, wodurch die obige Bemerkung, daß in der Theresianischen Zeit am österreichischen Hofe noch der ganze alte kaiserliche Glanz, die ganze alte Pracht und Herrlichkeit in voller Geltung war, von neuem eine Bestätigung finden wird. Es wird uns daselbst erzählt:

„Schon seit Monaten wurden wegen der Vorbereitungen Conferenzen mit Uhlefeld gehalten, und mehrere Herren waren vorausgegangen; so der Staatsrath Borié, der in deutschen Reichssachen viel Erfahrung hatte, Fürst Wenzel Liechtenstein als k. Commissär, Bartenstein als Kroncommissär, Graf Pergen als österreichischer Gesandter in den vorderen deutschen Kreisen, und Fürst Esterhazy als böhmischer Wahlbotschafter. Von der kaiserlichen Familie gingen nebst dem Kaiser nur die Erzherzoge Joseph und Leopold mit; Maria Theresia und alle übrigen Glieder der Familie blieben in Wien. In dem Gefolge des Kaisers waren Fürst Auersperg, der Reichskanzler Graf Colloredo, Anton Salm, General Thurn, Graf Khevenhüller und St. Julien;

*) S. 224 ff. und Göthe, Dichtung und Wahrheit I., 315 ff.

ferner die Herren Odonnel, Schwarzenberg, Auersperg, Gundacker, Colloredo und Sternberg, der junge Franz Anton Khevenhüller, Schafgotsch und Keglevich, die zwei Kammerherren des Erzherzogs Joseph und Graf Thun und Leslie, Kämmerer des Erzherzogs Leopold. Die Gesellschaft brach am 12. März von Wien auf. Vor der Schönbrunner Linie erwartete sie die Kaiserin, welche vorausgefahren war, um den Kaiser noch einmal für diese Friedensfahrt zu grüßen. Sie begleitete ihn noch bis zur ersten Station in Purkersdorf, wo sie beide vor dem Gnadenbilde ihr Gebet verrichteten und sich dann verabschiedeten. Die Fahrten waren der Bequemlichkeit wegen nur sehr kurz angesetzt, und da ohnehin Fastenzeit war, wurde täglich nur eine Station gehalten. Uebrigens war die ganze Gesellschaft von Rom aus von allem Fasten mit Ausnahme Freitags dispensirt. Die Reise ging auf der alten Wiener Reichsstraße über Melk, Ennsegg, Payerbach nach Baiern, dann über Schärnding, Straubing, Neustadt, Aicha, Wallerstein, Kreilsheim, Mergentheim bis Heißenstamm, wo der Kaiser mehrere Tage verweilte, um das Resultat der Wahl abzuwarten. Die Fahrt war ziemlich unbequem, das Wetter schlecht, es fiel noch Schnee und die Hofherren empfanden es sehr unangenehm, daß der Kaiser bei jedem Pferdewechsel ausstieg. Inzwischen war es doch eine wahre prächtige Kaiserfahrt, die an die alten Zeiten des Reichs, an die Unterordnung der territorialen Gewalten unter die Kaisermacht erinnerte. Ueberall erschienen die Gesandten der deutschen Höfe, deren Gebiet man berührte, oder die Fürsten und Herren selbst, um dem Reichsoberhaupte die Huldigung darzubringen ꝛc. cc. Am 29. März brach die Gesellschaft von Heißenstamm in einer Reihe glänzender Wagen nach Frankfurt auf. Der feierliche Einzug in Frankfurt nahm seinen Anfang vom Riederhof. Es dauerte volle zwei Stunden, ehe man zur Bartholomäuskirche kam ꝛc. ꝛc. **Der Krönungsact war am 3. April.** Es war die erste Wahl, wo alle neun Kurfürsten mitwirkten; drei waren persönlich zugegen, die andern durch ihre Botschafter vertreten. Alles war einmüthig und schnell von Statten gegangen. Der Jubel des Volkes war größer als 1745 und die ganze Feier viel prachtvoller; es waren allein mehr als 60 Fürsten gegenwärtig. Der Hof blieb darauf noch eine Woche in Frankfurt. Am 10. April erfolgte die Abreise, und um den vielen Besuchen auszuweichen, zog der Kaiser eine andere Tour vor, die Reise zu Wasser. Die Gesellschaft fuhr über Kreilsheim,

Wallerstein und Donauwörth. Maria Theresia kam dem Kaiser bis Melk entgegen, wo der Hof bis Ostermontag verblieb. Noch an demselben Tage trafen die Majestäten wieder in Schönbrunn ein, wo bereits alle Erzherzoge und Erzherzoginnen sich eingefunden hatten, um ihren Vater und ihre Brüder wiederzusehen ꝛc. ꝛc."

Krönung Joseph's II.

So viel von diesem Reisebericht, und wird gewiß schon aus diesen wenigen Notizen zur Genüge hervorgehen, wie in der Theresianischen Zeit äußerer Glanz noch als ein nothwendiges Attribut der kaiserlichen Majestät angesehen wurde, so sehr auch bereits in derselben Zeit dieser äußerliche Nimbus den mehr und mehr schwindenden materiellen Werth der deutschen Kaiserwürde ersetzen mußte.

Im Sommer des Jahres 1764 unternahm übrigens Maria Theresia auch selbst eine Reise nach Ungarn, um daselbst — nach langer Pause (seit 1751) — wieder einmal einen Landtag und zugleich bei Pesth eine Heerschau abzuhalten, eine Reise, welche jedenfalls zu den wichtigsten Erlebnissen der Kaiserin in jener Zeit gehört, indem das dieselben Tage waren, in denen unter den Ungarn zum ersten Male eine Opposition gegen die kaiserliche Regierung laut wurde. Um

Ungarn in ein gleichmäßigeres Verhältniß zu den übrigen Theilen der österreichischen Monarchie zu bringen, beantragte Maria Thereſia auf dieſem Landtage von 1764 eine Erhöhung der Steuer um eine Million, eine den übrigen Theilen der Monarchie conforme Umgeſtaltung des ungariſchen Militärweſens und endlich eine Regulirung der bäuerlichen Verhältniſſe. Allein ihre Hoffnung, durch ihr perſönliches Erſcheinen in der Mitte des ihr mit beſonderer Liebe zugethanen Volkes für ihre Propoſitionen die Zuſtimmung der Ungarn zu gewinnen, ging nicht in Erfüllung. Ob auch bei ihrem Wiedererſcheinen in Ungarn bei Vornehm und Gering die alte Begeiſterung für die große, allverehrte Kaiſerin wieder laut wurde, ob auch Reich und Arm offenes Zeugniß gab, daß die alte Treue für die erhabene Frau noch lebendig war, ob auch wie in früheren Jahren alle Geſellſchaftskreiſe mit einander wetteiferten, der Kaiſerin ihre Huldigungen darzubringen, das, was vorzugsweiſe Marien Thereſien Veranlaſſung zu der Reiſe gegeben hatte, wurde nicht, wenigſtens nicht ganz erreicht.*) Die Reform der ungariſchen Wehrpflicht mußte unterbleiben, zu einer Steuerhöhung ferner verſtanden ſich die Ungarn nur erſt, als in dem eben genannten erſten Punkte die königliche Propoſition abgeworfen worden war, und betrug das Plus, wozu man ſich ſchließlich verſtand 610,000 Gulden; die eine Regulirung reſp. Aufbeſſerung der bäuerlichen Verhältniſſe bezweckende Propoſition endlich ließ der ungariſche Landtag ebenfalls unberückſichtigt, ſo daß Maria Thereſia ſpäter aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Landtag, dahin abzielende Reformen verfügte. Der in der Note angezogene Schriftſteller, deſſen Vater dieſem denkwürdigen Reichstage beiwohnte, bemerkt über denſelben: „Wenn man dieſen Reichstag betrachtet, ſo ergibt ſich, daß die Anträge Maria Thereſia's vernünftig und zeitgemäß waren. Die Erhöhung der Contribution war mäßig, die Regulirung der Inſurrection ein dringendes Bedürfniß und die beantragte Sicherſtellung des Bauers war ebenſo edelherzig als weiſe. Aber die Leiter der königlichen Partei waren eben nicht ſehr geſcheit. Der Perſonal Baron Koller heftig, verhaßt, in abſolutiſtiſchen Grundſätzen einſeitig befangen, und die Partei ſelbſt nicht ſehr zahlreich. Maria Thereſia wurde ſelbſt von denen verlaſſen, auf deren Unterſtützung ſie gerechnet hatte, wie z. B. vom Primas Barkoczi. Die Oppoſition war zahlreich, hartköpfig

*) Ausführliches über dieſen wichtigen Reichstag — es war der letzte, den Maria Thereſia in Ungarn hielt — gibt Mailath in ſeiner „Neueren Geſchichte der Magyaren," I. Bd. Regensburg 1853. S. 22 ff.

und bornirt. Ueber dem persönlichen Vortheil ging die Regulirung der Insurrection und die Sicherstellung des Bauers zu Grunde. Man erzählte damals, Maria Thereſia ſei über den Primas und Erzbiſchof Barkoczi dergeſtalt aufgebracht geweſen, daß ſie, von ihm redend, die Worte der Schrift gebraucht habe: „Poenitet me fecisse hominem.“ Sie ließ ihm ihren Unwillen deutlich fühlen, und es wurde damals allgemein behauptet, er ſei aus Gram hierüber geſtorben.“

Bei alledem bot aber doch auch dieſe Reiſe wieder viel Intereſſantes und gab abermals von der ſchon mehrfach berührten Vorliebe Maria Thereſia's, bei dergleichen Gelegenheiten die Würde der Majeſtät auch äußerlich ſichtbar werden zu laſſen, ein redendes Zeugniß. Dennoch wenden wir uns von ihr hinweg zu einer anderen, welche im Sommer des darauffolgenden Jahres in Luſt und Freude unternommen mit einem Schickſalsſchlag endete, der nicht blos auf das Leben unſerer Heldin, ſondern auch auf die ganze gleichzeitige Weltlage entſcheidenden Einfluß hatte.

Tod des Kaisers.

Schon oben ist erwähnt worden, daß zu derselben Zeit, in welcher Kaiser Franz zu Gunsten des Erzherzogs Leopold Toscana zu einer Secundogenitur des Hauses Lothringen-Habsburg erklärte, auch die eheliche Verbindung Leopold's mit der Infantin Marie Louise, der zweiten Tochter des Königs von Spanien, vorbereitet wurde. Zur Feier dieser Vermählung war der Sommer des Jahres 1765 ausersehen, und bestimmte Maria Theresia die Stadt Insbruck zu dem Orte, an welchem dieses Hochzeitfest*) statthaben sollte. Für die Vorbereitungen zur Reise dahin wurden schon im October und November 1764 bei Uhlefeld Conferenzen gehalten, wogegen am 12. Januar 1765 die Angelegenheit wegen Leopold's zukünftiger Regierung über Toscana zum definitiven Abschluß gebracht wurde. Bei einer eigens dazu eingerichteten Feierlichkeit leistete Erzherzog Joseph zu Gunsten seines Bruders Leopold auf die Succession in Toscana feierlich Verzicht, indem er knieend und die eine Hand auf's Evangelienbuch gelegt die auf den Act Bezug habende Eidesformel nachsprach, welche ihm der Hofkanzler in Gegenwart der Majestäten und der Conferenzminister vorlas. Für den Erzherzog Leopold dagegen wurde gleich darauf ein eigener Hofstaat gebildet, von dem einige Mitglieder bereits im Juni sich nach Genua begaben, um die Braut bei ihrer Landung zu begrüßen und ihre Suite zu bilden.

Der Hof reiste am 4. Juli 1765 von Wien ab, nachdem die Majestäten Tags zuvor eigens von Schönbrunn hereingekommen waren, um von ihren Kindern, welche an der Reise nicht Theil nahmen, Abschied zu nehmen. Die Reise

*) Vergl. Khevenhüller's Memoiren, S. 251 ff. Wir geben diesen sehr ausführlichen Bericht auszugsweise.

ging über Mürzzuschlag, Gratz, Leoben, Judenburg, Klagenfurt, Lienz nach Insbruck. „Es war die Einrichtung getroffen, daß der Hof und das Gefolge in zwei Abtheilungen reisten. Bei der ersten waren die Majestäten, der römische König, Erzherzog Leopold, die zwei ältesten Erzherzoginnen, und in der Suite: die zwei Oberhofmeisterinnen Salmour und Basquez, die Kammerfräulein Goës und Berchtold, die Fürstin Khevenhüller; von Männern Khevenhüller, Auersperg, Graf Turn, der Bruder des toscanischen Oberstkämmerers, Schafgotsch und Goës, Kämmerer der Erzherzöge Joseph und Leopold. Die zweite Abtheilung bildeten Prinz Carl und seine Schwester Charlotte, welche kurz vorher aus den Niederlanden nach Wien gekommen war, die Oberstthofmeisterin Lenoncour, der Oberstthofmeister Ogara, die verwittwete Fürstin Esterhazy, Fräulein Schirnding und Ferrari und Graf St. Julien, der für diese Gesellschaft den Reisemarschall machte. Die souverainen Herrschaften reisten in glatten Uniformen, die Männer trugen auf der Reise Fracks oder Reisekleider, in den Stationen die Laxenburger Uniformen."

„Da man sich unterwegs an einigen Orten, wie in Gratz, Klagenfurt ꝛc.

Insbruck.

längere Zeit aufhielt, ging die Reise ziemlich langsam von Statten, so daß die Majestäten erst am 15. Juli Nachmittags in der alten kaiserlichen Burg zu Insbruck ankamen. Eine Menge Gäste hatte sich eingefunden, Gesandte und Botschafter, welche dem kaiserlichen Hoflager folgten, der vornehme tyrolische Adel, viele aus der Lombardei und hohe Geistliche, besonders die beiden sächsischen Prinzen Albert und Clemens, die wie zur Familie gehörig betrachtet wurden. Prinz Clemens war vor kurzem zum Priester geweiht worden und sollte den Trauungsact vollziehen. Von den Fremden wurde besonders der Duc de Chablais, ein Neffe des Kaisers geehrt. Auch Kaunitz; Uhlefeld, Colloredo und Rudolph Chotek waren mit ihren Frauen gekommen; sie erhielten wöchentlich 1000 Gulden Tafelgelder, mußten aber dafür Diners geben. Von Neapel war der Fürst Aliano da, um die Glückwünsche seines Königs auszudrücken. Am 18. kam die andere Abtheilung der Reisegesellschaft mit dem Prinzen Carl und der Prinzessin Charlotte, die in der Burg abstiegen. Der Kaiser hatte die Artigkeit, alles Gefolge und allen Adel einzuladen um seinen Geschwistern einen feierlichen Empfang zu bieten."

„Am 20. war die erste Nachricht eingelaufen, daß die spanische Escadre,

Maria Louise von Spanien, Gemahlin Leopold's.

welche die Infantin brachte, nach Genua gekommen sei und zwei Tage darauf brachte Graf Sternberg die Botschaft, daß die Prinzessin glücklich gelandet und im Palazzo Doria von dem deutschen Hofstaate empfangen worden sei. Abends am 29. traf endlich die hohe Braut im Kloster Wilten ein, bis wohin ihr die Majestäten entgegengefahren waren. Noch an demselben Abend wurde ihr der Hofstaat vorgestellt, und Alle waren auf das Angenehmste von ihrem Anstand und ihrem ganzen Wesen überrascht. Sie blieb mit ihrem Hofstaate mehrere Tage in Wilten. Am 3. August fuhren die Herrschaften mit dem sämmtlichen Gefolge von Damen, Hofämtern und Kämmerern hinaus zum ersten öffentlichen Besuche. Die Kaiserin schenkte der Braut ein mit Brillanten und anderen Edelsteinen reich besetztes Bouquet. Am 5. August hielt die Braut ihren feierlichen Einzug in Insbruck. Von Wilten bis zur Stadt waren Militär, tyrolische Landmiliz und Schützencompagnien aufgestellt. Eine Escadron leichter Reiter ritt voran, die Braut selbst fuhr in einem sechsspännigen Hofwagen, der Zug dauerte fast eine Stunde." ꝛc. ꝛc.

Nicht minderen Glanz entwickelte nun auch der Hof in Insbruck nach der Trauung. Tag für Tag folgten fröhliche Feste. Abends ging man gewöhnlich in's Theater; sonst gab es Concerte, Bälle, Masceraden, Illumination, Feuerwerk, feierliche Aufzüge u. a. m. So verstrich die Zeit in ungetrübter Heiterkeit bis zum 18. August, als mit einem Male jede Freude verstummen und der tiefsten Trauer weichen sollte. Auch hierüber gibt uns Wolf in den Khevenhüllerschen Memoiren den ausführlichsten Bericht, daher auch noch diese Stelle hier einen Platz finden mag. Die Erzählung lautet folgendermaßen:

„Der Hof ging an diesem Tage wie gewöhnlich zu den Franziskanern in die Messe; dann war Cercle und Diner. Die Kaiserin klagte dem Fürsten Schwarzenberg, der sie führte, daß der Kaiser wegen Brustdrücken und Wallungen sehr unruhig geschlafen habe und sich trotz ihres Zuredens nicht zur Ader lassen wolle. Der Kaiser ging und sprach mit Auersperg und Khevenhüller, ohne das Geringste von einem Unwohlsein zu zeigen. Im Cercle unterhielt er sich wie immer, nur schien er mehr schweigsam zu sein, was aber immer eintrat, wenn er übel gelaunt war oder die Gesellschaft ihn genirte. Bei Tische erschien er so heiter und aufgeräumt wie immer; besonders unterhielt er sich mit einem tyroler Kaufmann, der in seinem Mutterwitz verschiedene Einfälle zum Besten gab. Nachmittags empfing er die zwei Domherren Lodron, welche die Glückwünsche des

Bischofs von Brixen gebracht hatten und nun zurückkehrten. Abends kam er dann, wie er es täglich zu thun pflegte, allein in's Comödienhaus, wo ein ganz ernstes Stück von Goldoni „il tutore" aufgeführt wurde. Der Kaiser blieb meist in der mittleren Loge; einigemal ging er hinaus und unterhielt sich besonders mit dem Reichsvicekanzler und mit dem ungarischen Kanzler. Um halb 8 Uhr brachte man ihm einige Tropfen, welche ihm van Suiten verordnet hatte. Er blieb noch bis zum Schluß eines langweiligen Ballets „Iphigenia." Prinz Carl, seine Schwester, Khevenhüller und mehrere Herren waren in den Speisesaal vorausgegangen, um den Kaiser zu erwarten, weil er gewöhnlich vor dem Souper zur Kaiserin zu gehen pflegte. Die Herren waren kaum eingetreten, als einer von den Dienstleuten gelaufen kam und dem Prinzen Carl die Nachricht brachte, daß der Kaiser unwohl geworden und man ihm zur Ader lassen werde. Es hieß, er sei in die Wohnung des römischen Königs gebracht worden. Alle liefen hin, aber der Kaiser war bereits todt. Er war nach dem Ballet mit Joseph und mehreren Herren und Damen über den langen Corridor zu einem kleinen Vorsaal gegangen, der zu den Wohnzimmern des Erzherzogs Leopold führte. Dort verließ er gewöhnlich die Gesellschaft, um allein zur Kaiserin zu gehen. Beim Weggehen sagte er noch zur Gesellschaft: bon soir messieurs et mes dames, à nous revoir à souper — und ging dann weiter zu einer engen Passage, wo einige Stufen hinauf- und heraubführten. Als er oben angekommen, lehnte er sich mit dem Kopfe an die am Corridor befindliche Thür jenes alten Zimmers, wo sein seliger Vater geboren worden war. Der römische König, welcher den nämlichen Weg nach seiner Wohnung nehmen mußte, folgte seinem Vater in einer Entfernung, um ihn nicht zu geniren. Als er sah, daß sein Vater nicht wohl sei, sprach er ihm zu, daß er sich niedersetzen möchte, er wolle gleich Jemand rufen. Allein der Kaiser antwortete, es habe nichts zu bedeuten, es seien seine gewöhnlichen Anfälle; „ein braver Kerl," drückte er sich aus, „müßte nichts achten," und Joseph möge nur seinen Weg fortsetzen. Dieser stellte sich, als ginge er in's anstoßende Gemach; er verlor aber seinen Vater nicht aus den Augen und bemerkte, wie derselbe mit wankenden Schritten die Passage hinunterstieg und als er zu der halbgeöffneten Thüre der Anticamera kam, sich an derselben, wie Jemand, der Hülfe und Stütze sucht, mit Gewalt anhielt. Joseph sprang herzu und fing seinen Vater, der eben zu sinken begann, mit seinen Armen auf, bis Graf Salm herbeikam, und beide mit Hülfe der Dienstleute den armen Herrn

in die Anticamera brachten. Sie legten ihn dort auf das Rollbett eines Lakaien. Beichtvater, Arzt und Chirurg waren gleich gerufen worden, man öffnete ihm eine Ader, aber er gab kein Lebenszeichen mehr. Der Kaiser war todt."

Der Eindruck, den das Hinscheiden des theuern kaiserlichen Hauptes auf alle in Insbruck versammelten Hochzeitsgäste hervorbrachte, war ein um so schmerzlicherer und tieferer, je unerwarteter Alle von diesem harten Schicksalsschlage getroffen wurden. Auch unsere Heldin, sonst immer durch ruhige Besonnenheit und geistige Stärke unter Allen in ihrem schönen Familienkreise hervorragend und in Leidenstagen und Stunden schwerer Prüfung nie ohne Fassung, verlor letztere wenigstens für den Augenblick. Vom Schreck wie betäubt, mußte sie fast mit Gewalt von dem theuren Todten hinweggebracht werden und litt, sich ihrem gerechten Schmerze überlassend, die ganze Nacht Niemanden um sich. Ja, wie erzählt wird, war ihr erster Gedanke: die Regierung niederzulegen und den Rest ihrer Tage in klösterlicher Abgeschiedenheit hinzubringen. Erst allmählig wich der tiefe Schmerz einer nicht minder tiefen Wehmuth.

Am 20. August wurde an der Leiche die Section vorgenommen, wobei sich ergab, daß die einzige Ursache des Todes ein Schlagfluß gewesen war. Alle Organe befanden sich in normalem Zustande. Nach Aussage der Aerzte würde der Kaiser sein Leben höher gebracht haben, wenn er sich mehr und regelmäßigere Bewegung gemacht und öfter zur Ader gelassen hätte. Wie uns Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oesterreich mittheilt, hatte an seinem Sterbetage nicht nur seine Gemahlin, sondern auch seine Schwester, die Prinzessin Charlotte, ihn dringend gebeten, Blut zu lassen, worauf er aber derselben zur Antwort gab: „ich muß heut Abend bei Joseph speisen: ich mag nicht unhöflich sein; morgen aber verspreche ich Dir, Deinen Rath zu befolgen." Die Leiche wurde zu Wasser nach Wien zurückgebracht und langte am 28. August in Nußdorf an, von wo sie von Auersperg und Khevenhüller in der Nacht abgeholt wurde, um sie darauf auf das Paradebett in der Ritterstube in der Burg zu bringen. Am 1. Septbr. erfolgte dann die feierliche Beisetzung des Kaisers in der Kapuzinergruft, wo, wie bekannt, seit Kaiser Matthias die Leichname von etlichen 70 Personen aus dem kaiserlichen Geschlechte ruhen. Das Herz des Kaisers dagegen wurde dem alten Gebrauche gemäß in die Lorettokapelle der (1330 von Friedrich dem Schönen erbauten) Augustinerkirche gebracht. Als der Sarg in die Kapuzinergruft getragen wurde, folgten ihm die Kammerherren, die nach alter Sitte das Gesicht

kleider nie wieder ab. Auch bewohnte sie seit diesem Verluste nie wieder die Zimmer, die ihr Gemahl bewohnt hatte, wogegen die Zimmer, die sie seitdem bewohnte, fort und fort schwarz ausgeschlagen blieben. Am 18. jedes Monats begab sie sich in seine Gruft bei den Kapuzinern, um daselbst zu beten, wogegen sie den ganzen Monat August — den Sterbemonat des Kaisers — seitdem immer in Schönbrunn in stiller Zurückgezogenheit zubrachte.

Ebenso wie Maria Theresia empfand auch Joseph, der nunmehr als Joseph II. den deutschen Kaiserthron bestieg und von seiner Mutter zum Mitregenten ernannt ward, den Verlust des theuren Vaters tief, und glauben wir diesen Abschnitt nicht besser und des Andenkens des edeln Kaisers nicht würdiger schließen zu können, als wenn wir das Schreiben unsern Lesern mittheilen, welches er unter'm 20. August noch von Insbruck aus an seinen ehemaligen Lehrer, den Fürst Batthyani erließ. Dasselbe lautet wörtlich folgendermaßen:

Mon Prince!

Wir sind in der Gesellschaft des Großherzogs von Florenz und der beiden Erzherzoginnen Anna und Christina nach Insbruck gereist, um der Vermählung meines Bruders beizuwohnen, als den 18. die für uns traurige Katastrophe eintrat, daß den Kaiser plötzlich der Schlag berührte, und derselbe in meinen Armen verschied!

Mon Prince! Es ist über die Fähigkeit eines menschlichen Wesens, den hohen Grad von Schmerzen, das Uebermaß von Empfindungen so darstellend zu schildern, wie es das Herz eines Sohnes fühlt, der seinen Vater auf ewig verliert, von dem er überzeugt war, daß er geliebt wurde.

Im Moment von den schrecklichen Leiden, die mich folterten, vergaß ich meine Mutter nicht. Aber konnten Trostgründe eines Sohnes, dem die Wehmuth sein Herz zerrissen, konnten sie ein Ersatz für den grausamen Schlag sein, den ihr das Schicksal versetzte?

Mein Vater hatte die zärtlichste Zuneigung für mich gehabt. Er war mein Lehrer, mein Freund, und der größte Prinz seines Hauses; — würdig des Zutrauens seiner Familie, so wie jedes seines ganzen Volkes. Großmüthig, gerecht, wohlthäig, ein Freund der Wissenschaften, Künste, der Armuth und des Bestrebens, sich emporzubringen, war er Kenner der Privatverdienste selbst als Monarch!

Ich bin itzt vier und zwanzig Jahre alt. Die Vorsehung hat mir in frühen

Tagen den Kelch des Leidens hingegeben! Da ich meine Gemahlin verloren, nachdem ich sie kaum drei Jahre besaß — Theure Elise! Du bist unvergeßlich für meine Tage — und seit deinem Tode habe ich unnennbare Leiden gefühlt!

Sie haben meine Jugend geleitet; unter Ihrer Anführung ward ich ein Mann! Unterstützen Sie mich nun auch als Monarch bei der Last der Pflichten, die mir mein Schicksal auferlegt hat, und bewahren Sie Ihr Herz für ihren Freund

Insbruck, den 20. August 1765. Joseph.

Die Zeit bis zur ersten Theilung Polens.

So plötzlich auch Franz I. aus dem Leben schied, so war doch sein Haus der Hauptsache nach bestellt. Während unmittelbar darauf Joseph die Regierung des deutschen Reichs antrat, übernahm Leopold die Regierung des Großherzogthums Toscana, und wurde jeder von beiden Männern auf dem Platze, auf den ihn die Vorsehung berief; ein würdiger Nachfolger des Vaters, ob auch der Eine von ihnen inmitten seines edeln Strebens einem vorzeitigen Untergang fand. In der denkwürdigen Regierung Leopold's, der im Geiste seines Vaters 25 Jahre lang mit aller Sorgfalt und Weisheit in Toscana waltete, verdankte das Land fast ausschließlich seine spätere Blüthe. Während er Landwirthschaft, Gewerbe und Handel nach Kräften zu fördern suchte, die Landstraßen verbesserte, 1787 die Inquisition abschaffte, Besserungshäuser anlegte und durch sein vortreffliches Criminalgesetzbuch auf die Sittlichkeit seiner Unterthanen wohlthätig einwirkte, segnete das Land die Stunde, in welcher es ihn zum Herrn erhalten hatte und ehrte das Andenken des erlauchten Vaters noch im Tode.

Nicht minder großer Segen knüpfte sich an das erste Auftreten Joseph's, der nunmehr als deutscher Kaiser und Mitregent seiner Mutter in den österreichischen Staaten unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Denn ob auch Maria Theresia nach dem Tode ihres Gemahls von dem Gedanken, die Regierung ganz niederzulegen, bald wieder abkam, mit neuer Kraft die Zügel der Regierung wiederergriff und nach wie vor in vollkommener Selbständigkeit das Staatsruder lenkte, wußte doch Joseph als Mitregent auf die große Staatsverwaltung einen größeren Einfluß zu gewinnen als sein Vater in derselben Stellung gehabt hatte,

LEIPZIG. VOIGT & GÜNTHER.

JOSEPH II.

und wurde dieser Einfluß nicht blos in der seiner ausschließlichen Oberleitung anvertrauten Verwaltung des Militärwesens sichtbar, sondern auch in manchen anderen Branchen der Staatsverwaltung sowie in dem Leben am Hofe selbst.

Was zuerst Joseph's Thätigkeit als Oberhaupt des deutschen Reiches anlangt, so gehört das Wenige, was darüber gesagt werden kann, und namentlich ein näheres Eingehen auf seine zum guten Theil fruchtlosen Bestrebungen, den bereits im Absterben begriffenen Körper des deutschen Reichs neuzubeleben, selbstverständlich nicht hierher, sondern in die Specialgeschichte*) Joseph's II., und verweisen wir zu dem Ende auf das, was hierüber in dem in der Note angezogenen Werke mitgetheilt wird. In Bezug auf seine Thätigkeit als Mitregent seiner erhabenen Mutter dagegen dürfen hier wenigstens diejenigen Momente nicht unberührt bleiben, wodurch er dem segensreichen Walten seiner Mutter einestheils weitere Ausdehnung und Wirkung, anderntheils aber auch tiefergreifenden Nachdruck und die rechte Garantie für bleibende Geltung zu geben bemüht war. Und hieraus wird sich denn auch mehr als hinlänglich ergeben, wie bei aller Selbständigkeit und Unabhängigkeit, welche Maria Theresia in ihrer Regierung auch nach dem Tode ihres Gemahls sich zu wahren wußte, dessenungeachtet in derselben Regierung seit Joseph's II. Auftreten nach der und jener Seite hin ein Etwas bemerkbar wird, das sich mit dem bisherigen Walten unserer Heldin nicht in Einklang bringen und mehr oder weniger deutlich die Einwirkung ihres Sohnes erkennen läßt. Manches hiervon ist unsern Lesern schon mitgetheilt worden, als wir von der Um- und Neugestaltung des inneren österreichischen Staatslebens unter Maria Theresia sprachen und, um Zusammengehöriges nicht von einander zu trennen, mehrfach in der Zeit vorgreifen und eine nicht geringe Anzahl Einrichtungen und Maßnahmen aufführen mußten, welche erst in der Zeit in's Leben gerufen wurden, als bereits für Kaiser Franz der Sohn, Kaiser Joseph II., seiner Mutter zur Seite stand. Beispielsweise erinnern wir nur an die zahlreichen kirchlichen Reformen, an die Aufhebung des Jesuitenordens, wie an einzelne Reformen im Justizwesen. Manches aber, worin sich dessen Einfluß nicht minder, ja in noch höherem Maße abspiegelt, muß hier zu dem bereits namhaft Gemachten beigefügt werden, und werden wir namentlich im folgenden Abschnitte auf ein in die Verhältnisse ganz Europa's tiefeingreifendes Ereigniß zu reden

*) Vergl. Joseph II. und seine Zeit von Dr. Carl Ramshorn, II. Aufl. Leipzig 1861.

kommen, zu dessen Durchführung, wenn nicht jener Zeit das Geschick Oesterreichs zugleich in den Händen Joseph's gelegen hätte, Maria Theresia nimmermehr die Hand geboten haben würde.

Joseph weihete den Anfang seiner Mitregentschaft zu seiner eigenen wie zur Ehre seines Vaters im Grabe durch einen Act wahrhaft kaiserlicher Großmuth, indem er zweiundzwanzig Millionen Staatspapiere oder sogenannte Coupons (Papiere, die nach dem siebenjährigen Kriege gemacht worden waren), welche er aus der Erbschaft seines Vaters erhalten hatte, verbrennen ließ und damit seinem Staate dieses namhafte Capital sammt den Interessen schenkte. Ein Jubel darüber durchdang die ganze Monarchie, und knüpften sich, wie wohl kaum bemerkt zu werden braucht, an diesen Gnadenact zugleich die schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Am schnellsten wurde Joseph's Einfluß bemerkbar in den Verhältnissen des Lebens am Hofe. Von seiner frühesten Jugend an an Mäßigkeit, Einfachheit und Sparsamkeit gewöhnt, war er ein entschiedener Feind alles prunkvollen Ceremoniells und unterschied sich von seiner Mutter insofern wesentlich, als er in dem gewöhnlichen Alltagsleben äußeren Glanz und Aufwand selbst auch zur würdigen Repräsentation der Majestät nicht für nothwendig erachtete. Und daher wurde denn, kaum nachdem er den kaiserlichen Thron bestiegen, sowohl in dem Hofpersonal als auch in dem Hofleben selbst eine Menge von Einschränkungen vorgenommen, wodurch letzterem allerdings ein von dem früheren ganz verschiedener Charakter aufgedrückt wurde. So hatte, um wenigstens einiges hierauf Bezügliche namhaft zu machen, bis dahin fast jedes Familienglied der kaiserlichen Familie seinen eigenen Hofstaat, sowie seine eigene Tafel, eine Einrichtung, deren außerordentliche Kostspieligkeit wohl nicht erst nachgewiesen zu werden braucht. Seit Joseph's Auftreten vereinigte alle Erzherzoge und Erzherzoginnen eine einzige Tafel: die des Kaisers und der Kaiserin-Mutter, während gleichzeitig auch die Marschallstafel aufgehoben wurde und die dienstthuenden Kammerherren die Weisung erhielten, von nun an um 1 Uhr ihren Posten zu verlassen, um — zu Hause zu essen. Ebenso erlitt die bis dahin strengbeobachtete große Kleiderpracht durch ihn eine namhafte Einschränkung, und noch war nach seiner Thronbesteigung nicht ein volles Jahr verflossen, als er den ausdrücklichen Befehl erließ, daß in Zukunft nur der Neujahrstag der einzige sogenannte Galatag sein, und daß jeder andere Tag, welchen Namen er habe, und welches Fest durch ihn bezeichnet werde,

in Zukunft nur erst durch besondere Meldung zu einem sogenannten Hofgalatag erhoben werden solle. Schon oben ist bemerkt worden, daß seit Kaiser Joseph II. das Leben am Wiener Hofe jenen militärischen Typus erhielt, der nach und nach an fast allen deutschen Fürstenhöfen heimisch geworden ist. Der Grund davon lag in Joseph's großer Vorliebe für's Militär, die er überall, selbst in seiner Kleidung, offen an den Tag legte. Während er, als Kaiser, im Hause und auf Reisen einen einfachen dunkelfarbenen Frack, einen dunkelgrünen oder blauen Oberrock, einen einfachen Soldatenhut, Stiefeln und Sporen trug, erschien er fast immer in Uniform, entweder in der deutschen Uniform seines Leibregiments, oder in Husarenuniform, oder in der grün-rothen des Dragonerregiments, dessen Chef er schon als Erzherzog war. Ja selbst bei kaiserlichen Belehnungsfeierlichkeiten trennte er sich nicht von der Uniform. Während die früheren Kaiser bei solchen Gelegenheiten stets in schwarzer, spanischer Manteltracht auf dem kaiserlichen Thron erschienen waren und die Belehnung selbst sitzend vorgenommen hatten, nahm Joseph diesen Act stehend und in ungarischer Husarenuniform vor, sowie er denn auch das Mantelkleid, die alte spanische Hoftracht, in welcher die Kaiser und ihr Hof bei feierlichen Gelegenheiten seit Jahrhunderten erschienen waren, gänzlich abschaffte. Und ebenso erlitten die langbestandenen Hofordnungen in vielen anderen Beziehungen mannigfache Veränderungen, die insgesammt auf möglichste Vereinfachung abzielten.

Der Eindruck, den alle diese Dinge auf die verschiedenen Hofkreise hervorbrachten, war selbstverständlich ein sehr verschiedener. In gleichem Maße wie sich die Jüngeren darüber freuten, daß alles Beengende, Ceremoniell-Steife mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde und allmählig ganz verschwand, in gleichem Maße zeigten sich die älteren Hofleute, die in der alten strengen Hofetiquette und dem ausgesuchten, bis dahin am Hofe heimischen Glanz ein nothwendiges Attribut des Wiener Hoflebens zu erblicken gewohnt waren, allen diesen Neuerungen abgeneigt. Bezeichnend für die mißvergnügte Stimmung der älteren Hofleute in jener Zeit ist ein Ausspruch Khevenhüller's, der sich hierüber klagend äußert: „dieser unglückliche Geist der Neuerung scheint bei der dermaligen Regierung vollends herrschen zu wollen, so zwar, daß, wenn es so fortgeht, wir von einer Etiquette und Ordnung am Hofe gar wenig mehr wissen werden. So ist es auch dahin gekommen, daß man den sogenannten Hofkalender, worin alle Hofandachten und Kirchendienste angemerkt waren, wohl um die Hälfte reformirt

und in den für das künftige Jahr (1766) gedruckten Exemplaren die meisten Kirchengänge ausgelassen hat. Seine (Joseph's) Frau Mutter, die noch allein mit diesem Herrn, welcher alle alten Gebräuche für eitle Vorurtheile hält, etwas ausrichten kann, könnte diese bedenklichen Neuerungen verhüten, allein theils inclinirt sie selbst dazu, theils gebricht es ihr öfters an der erforderlichen Courage und Standhaftigkeit." — Es bedarf wohl kaum einer besonderen Bemerkung, daß bei näherer Betrachtung der jenerzeitigen Verhältnisse dieser gegen Marien Theresien ausgesprochene Vorwurf selbst in Bezug auf die allmälig eintretende Verminderung der hergebrachten kirchlichen Functionen durchaus als unbegründet erscheint. Im Gegentheil möchten wir geradezu behaupten, daß sie sich ihrer sittlichen Majestät und ihrer Charakterstärke entäußert haben würde, wenn sie in Dingen, die doch blos äußerliche waren und wobei sich's, wie sie sicherlich erkannte, doch blos um Beseitigung eines Zuviels handelte, sich, blos um das alte Herkommen zu retten, Anordnungen und Einrichtungen widersetzt hätte, welche sich einem unbefangenen Urtheile als zweckmäßige und der fortgeschrittenen Zeit entsprechende ankündigten. Dabei dürfen außerdem aber auch noch zwei Momente nicht außer Acht gelassen werden, wodurch jener Vorwurf vollständig entkräftet wird, selbst auch wenn wir nicht wüßten, daß Maria Theresia mit allen den Neuerungen, welche Joseph unmittelbar nach seiner Erhebung auf den Kaiserthron und zum Mitregenten seiner Mutter vornahm, vollkommen einverstanden war. Das war einmal der Umstand, daß der Tod ihres Gemahls einen so nachhaltig schmerzlichen Eindruck auf Maria Theresia machte, daß sie sich fortan, zumal sie für ihre Person von allen den Josephinischen Neuerungen völlig unberührt blieb, mit entschiedener Vorliebe in stiller Zurückgezogenheit bewegte und nur bei Erledigung wichtiger politischer Fragen sich ihre frühere Selbständigkeit wahrte, und dann zweitens der Umstand, daß nach einer Seite hin Joseph völlig freie Hand hatte und dabei lediglich seinem eigenen Ermessen zu folgen ausdrücklich von seiner erhabenen Mutter im Voraus autorisirt war.

Wir meinen hiermit seine umfangreiche Sorge für das Militärwesen, dessen oberste Leitung ihm gleich nach Uebernahme der Mitregentschaft von seiner Mutter anvertraut wurde. Auch hierauf ist im Laufe unserer Darstellung schon mehrfach hingewiesen worden, so daß es hier nur noch weniger Nebenbemerkungen bedarf, wobei vor Allem eines Mannes gedacht werden muß, der, seitdem Joseph als oberster Kriegsherr fungirte, als treuester Rathgeber ihm zur Seite stand.

Das war Joseph Franz Moritz Graf von Lascy, der bereits im österreichischen Erbfolgekriege gedient, sich schon jener Zeit wie auch nachmals im siebenjährigen Kriege durch Muth, Tapferkeit und Geschick vielfach ausgezeichnet hatte und bereits 1763 zum Feldmarschall erhoben worden war. Auf Daun's besondere Empfehlung hin wurde er nach dem siebenjährigen Kriege zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt, und seinem Eifer und seiner Thätigkeit war es hauptsächlich zu danken, daß in die militärische Verwaltung eine Ordnung und Einheit gebracht wurde, wie sie bis dahin, trotz der umfangreichen Sorge, die schon vordem auf dieselbe verwendet worden war, noch nie hatte zu Stande gebracht werden können. Mit diesem Manne nun in Verbindung betrieb Joseph mit allem Eifer ebensosehr eine Vermehrung wie eine weitere Ausbildung der Armee überhaupt und der einzelnen Truppentheile insbesondere. Nicht nur, daß die Truppen fleißiger geübt wurden als früher, so wurden auch neue Maneuvers und Evolutionen eingeführt, in der Uniformirung bedeutende, auf namhafte Ersparnisse abzielende Veränderungen vorgenommen, sowie tüchtige Commissionen niedergesetzt, die darüber zu wachen hatten, daß Montur, Armatur, Proviant, kurz Alles, was zur Militäröconomie gehörte, immer in gehörigem Stande und zu möglichst billigem Preise angeschafft wurde. Auch stellte Joseph oft Lustlager an, in welchen mehrere Regimenter zusammenkommen und in seinem Beisein ihre Uebungen vornehmen mußten, eine Einrichtung, welche die Armee ebenso sehr in steter Vertrautheit in den Waffen erhielt, wie die großen Uebungslager, welche jedes Jahr in den Monaten August, September und October auf fünf verschiedenen Punkten der Monarchie zusammengezogen und ebenfalls regelmäßig vom Kaiser selbst besucht wurden. Und dabei war er immer Soldat durch und durch, thätig von früh bis spät, bereit alle Strapazen des Gemeinen zu theilen, gegen die Officiere wie gegen die Gemeinen gleich herablassend und leutselig, daher es auch wohl mehr als erklärlich wird, wie es kam, daß der Soldatenstand der einzige unter Joseph's Unterthanen war, dessen ungetheilte und vollkommene Liebe und Ergebenheit ihm blieb bis an das Ende seines Lebens. Endlich muß auch noch Joseph's zahlreicher Reisen gedacht werden, von denen viele in ausschließlich militärischen Zwecken unternommen wurden, um auch nach dieser Seite hin sich die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen und überall mit eigenen Augen zu sehen, was zu sehen war.

Eine andere wichtige Funktion, welche Joseph II. von seiner Mutter ebenfalls

übertragen wurde, als sie ihn zu ihrem Mitregenten ernannte, war die Verwaltung sämmtlicher Ordensangelegenheiten, indem er zugleich mit der Mitregentschaft auch die Würde eines Großmeisters aller österreichischen Orden erhielt. Besondere Aufmerksamkeit schenkte er dabei — ein abermaliger Beweis seiner Vorliebe für das Militär — dem militärischen Maria-Theresia-Orden, und haben wir schon früher*) erwähnt, daß dieser Orden die Entstehung der Classe seiner Commandeurs ihm zu verdanken hat. Nachträglich möge aber hier noch bemerkt werden, daß im Jahre 1764 von Maria Theresia noch ein neuer Orden gegründet worden war: der zunächst für Civilverdienste bestimmte ungarische Orden des heil. apostol. Königs Stephan. Wie wir aus den Khevenhüller'schen Memoiren**) erfahren, fand die Kaiserin bei der Gründung dieses Ordens nicht blos bei einigen ihrer Minister, sondern auch bei ihrem Gemahl, der einen Conflict wegen des goldenen Vließordens fürchtete, vielfachen Widerstand. Indeß setzte sie ihren Willen durch, obgleich die Hoffnung,***) welche mehrere ihrer Räthe an diesen neuen Erweis königlicher Huld gegen die Ungarn geknüpft hatten, nicht in Erfüllung ging. Ueber die Stiftung des Ordens selbst und die ersten Ordenscapitel wird uns in den Khevenhüller'schen Memoiren Folgendes mitgetheilt: „Die erste Function und die Gründung des Ordens geschah 1764 am 5. Mai, dem Geburtstage des Erzherzogs Leopold und war eine fast exclusiv ungarische Feier. Man fand es ganz außerordentlich und gegen den alten Hofbrauch, daß nur die ungarischen Hofämter die Kaiserin begleiteten und die kaiserlichen Hofämter sogar nach den Ordensstatuten ausgeschlossen waren. Nachdem die Kaiserin dem römischen König in ihren Appartements selbst die Ordenszeichen umgehängt hatte, kamen die Ordenscandidaten in die geheime Rathsstube, wo das erste Capitel gehalten werden sollte ꝛc. ꝛc. Am 6. Mai war die Aufnahme der neuen Ritter. Die Majestäten, die in Laxenburg wohnten, waren eigens für diese zwei Tage in die Stadt gekommen. Maria Theresia erschien in ungarischer Tracht und sah majestätisch und für ihre Jahre noch sehr

*) Vergl. oben S. 263.

**) S. 133.

***) Die Stiftung des Ordens erfolgte kurz vor Zusammenberufung des verhängnißvollen ungarischen Landtags von 1764, über welchen oben (S. 542) das Nöthige gesagt wurde. Wie wir dort erwähnten, brachte auf demselben die Regierung die wichtigsten Vorlagen ein. Durch die Stiftung des Ordens hofften nun Maria Theresia's Räthe für dieselben eine um so günstigere Aufnahme.

stattlich und schön aus. Sie saß allein auf einem Thron; rechts war ein erhabener Platz für die kaiserliche Familie; unten an den Stufen standen die ungarischen Reichsbarone, der Obersthofmeister Niclas Palffy, der Thürhüter Carl Graf Palffy, der oberste Mundschenk Graf Paul Balassa, der Oberstkämmerer Anton Grassalkovich, der Truchseß Emerich Bathiany, der Banus Franz Nadasdy, und Esterhazy, Hauptmann der ungarischen Leibgarde. Der Kanzler und die Kaiserin hielten Reden. Sie hing dann jedem Ritter das Ordenszeichen selbst um. Am 31. Januar 1765 nahm die Kaiserin eine neue Promotion vor und ebenso sollte bei Gelegenheit der Vermählung des Erzherzogs Leopold zu Insbruck eine neue Aufnahme erfolgen, wegen des Todes des Kaisers wurde aber die Promotion auf den 5. Novbr., den Tag des heil. Emerich, der ebenfalls ungarischer Landespatron war, verschoben." Auch mag nicht unerwähnt bleiben, daß die alte Sitte, wonach die Ritter des goldnen Vließordens keinen zweiten Orden tragen durften, unter Joseph II. aufgehoben wurde, daher denn auch Kaunitz und Andere, welche bei Gründung des Stephansordens, weil sie bereits das goldene Vließ trugen, nicht decorirt worden waren, erst später diese Auszeichnung erhielten. Das Ordenszeichen des Stephansordens aber ist ein achteckiges, grün emaillirtes, mit goldenen Streifen eingefaßtes Kreuz. In dem runden, roth emaillirten Mittelschilde ist ein grüner Hügel, mit einer goldenen Krone gedeckt, auf welcher das silberne apostolische Kreuz steht, das auf den wiedererneuerten Titel „apostolisch" deutet. Zur Seite befinden sich die goldenen Buchstaben: M. T. (Maria Theresia), um den Schild auf weißem Grunde die Worte: Publicum meritorum praemium (öffentliche Belohnung der Verdienten), über dem Kreuz ist die ungarische Krone angebracht. Auf der Kehrseite des Schildes, welches weiß und mit einem Eichenkranze umgeben ist, steht: STO. ST. RI. AP. (Sancto Stephano, regi apostolico). Der Orden wird an ponceaurothem und grünem Bande getragen, wogegen die Festkleidung altungarisch ist.

Einen neuen Beweis ihrer königlichen Huld gab Maria Theresia den Ungarn im Jahre 1766 dadurch, daß sie ihren Schwiegersohn, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, vermählt mit der Erzherzogin Christine, der Lieblingstochter Maria Theresia's, zum Statthalter in Ungarn einsetzte, eine Maßregel, die uns wieder einmal recht deutlich erkennen läßt, mit wie großem Geschick und richtigem Takt unsere Heldin die Zügel der Regierung zu führen verstand. Wir haben oben bei Erwähnung ihrer Landtagsreise nach Ungarn im Jahre 1764 erzählt,

welche Opposition gegen ihre ebenso weisen wie zeitgemäßen Propositionen auf jenem Landtage leider mit Erfolg laut wurde, und ebenso wie sie sich dadurch mit Recht verletzt fühlte und das Vertrauen für die Reichstage so weit verlor, daß sie nach der Zeit keinen wieder hielt, sowie sie denn auch nach dem Tode Ludwig Bathiany's, der 1751 nach Palffy zum Palatin gewählt worden war, keinen neuen Palatin wieder wählen ließ. Aber in gerechter Würdigung der Verdienste, die sich die Ungarn um sie und die Gesammtmonarchie erworben hatten, war sie weit davon entfernt, durch Anwendung etwaiger Gewaltmaßregeln sich für ihre Reformen Nachgiebigkeit zu erzwingen, oder gar in ihrer Sorge für das Wohl des Landes nachzulassen. Im Gegentheil schenkte sie dem Lande nach wie vor alle ihre Aufmerksamkeit, blieb, wo sich ein wirkliches Bedürfniß zu einer Umänderung der bestehenden Verhältnisse herausstellte, nie unthätig, besserte und reformirte aus eigener Machtvollkommenheit und allerdings zuweilen mit Widerstreben der Stände, ließ aber dabei die Verfassung der Ungarn völlig unangetastet und behielt dadurch, zumal das Gute und Edle ihrer Absichten und Bestrebungen nicht unerkannt blieb, die volle Liebe wie das volle Vertrauen der Nation. Und eine solche, ebensosehr das Wohl und den Flor des Landes fördernde, wie von ihrem Wohlwollen gegen die Ungarn deutlich Zeugniß gebende Maßregel war nun auch die Uebertragung der ungarischen Statthalterschaft an Albert von Sachsen-Teschen und ihre Tochter Christine.

Prinz Albert, geboren zu Moritzburg bei Dresden am 11. August 1738, war ein Sohn des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen (als König von Polen August III.) und ging, da er durch seine Mutter, eine Cousine Maria Theresia's, mit dem Wiener Hofe verwandt war, frühzeitig in österreichische Dienste. Er war, wie Wolf in den Khevenhüller'schen Memoiren*) berichtet, ein junger schmächtiger Mann mit blonden Haaren, blauen Augen, einer schönen Nase und langem Kinn. Maria Christine dagegen, die Lieblingstochter Maria Theresia's, hatte, wie uns in derselben Quelle mitgetheilt wird, für ihn eine stille Neigung gefaßt, erregte aber damit ursprünglich ihrer Mutter Mißfallen, da dieselbe eine Verbindung ihrer Tochter mit einem apanagirten Prinzen für ihr Haus nicht angemessen erachtete. „Aber die Zärtlichkeit für ihre Tochter, ihre persönliche Vorliebe für den Prinzen und die Rücksicht auf die Verwandtschaft stimmten sie

*) S. 200.

um. Am 19. Decbr. 1765 wurde die erste Conferenz wegen des Eheverlöbnisses gehalten. Maria Thereſia hatte ſich für die Vermählung entſchieden und war nun bemüht, dem Prinzen eine glänzende Stellung zu geben. Schon am 26. Decbr. ernannte ſie ihn zum Feldmarſchall, zum Generalcapitän und Statthalter in Ungarn; am 3. Januar 1766 ertheilte ſie ihm das Großkreuz des St. Stephansordens. Er erhielt alle Diſtinctionen, welche früher der Herzog Karl, ihr Schwager, am kaiſerlichen Hofe genoſſen hatte." Das namhafteſte Geſchenk, welches ſie ihm außerdem machte, war das Fürſtenthum Teſchen, das jener Zeit eine Rente von 30,000 Gulden abwarf. Kaiſer Joſeph trat es ſeiner Mutter ab und dieſe machte es dem Prinzen Albert zum Geſchenk, daher ſich derſelbe ſeitdem Herzog von Sachſen-Teſchen nannte. Zudem erhielt das junge Paar, deſſen Trauung am 9. April 1766 in Schloßhof ſtatthatte, einen eigenen Hofſtaat. Das königl. Schloß zu Preßburg, wo das junge Paar am 13. April unter dem glänzenden Geleite vieler Magnaten und zahlreichen Volkes ſeinen öffentlichen Einzug hielt, war ſeitdem der Sitz des Hofes und Preßburg der Mittelpunkt des ungariſchen Staatslebens. Dieſe Hofhaltung aber wurde bald eine ſo prachtvolle und glänzende, daß ſie der zu Wien nur wenig nachgab. Nicht nur, daß die ungariſche Ariſtokratie in reicher und glänzender Vertretung hier einen Vereinigungspunkt fand, ſo wurde das Hoflager in Preßburg gar bald auch von der Wiener Ariſtokratie häufig beſucht, daher ſich an dieſe neue Gründung auch noch der beſondere, gar nicht hoch genug anzuſchlagende Vortheil knüpfte, daß durch dieſelbe eine Verſchmelzung des deutſchen und ungariſchen Elementes, namentlich in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft, weſentlich gefördert wurde, wenn auch das beharrliche Feſthalten der Nation an ihren mittelalterlichen Verfaſſungs- und Verwaltungsformen einer tieferen Einwirkung dieſer Verſchmelzung auf das innere Staatsleben nach wie vor hindernd in den Weg trat. Beiläufig mag übrigens gleich hier noch erwähnt werden, daß Maria Thereſia das im Krönungseide ertheilte Verſprechen, die von Ungarn losgeriſſenen Provinzen wieder an das Königreich zu bringen, dadurch erfüllte, daß ſie die Zipſerſtädte, das Temeswarer Banat und das ungariſche Küſtenland wieder mit demſelben vereinigte. Siebenbürgen dagegen wurde 1765 zu einem Großfürſtenthum erhoben, ohne daß jedoch dadurch eine Aenderung in den übrigen Verhältniſſen des Landes hervorgegangen wäre.

Von der Betrachtung ſtaatlicher Verhältniſſe werden wir aber in der Zeit,

mit welcher wir es hier zu thun haben, auch wieder einmal in das engere Familienleben unserer Heldin geführt, und zwar bringt uns die Nöthigung hierzu das Jahr 1767, welches der kaiserlichen Familie abermals ein Jahr schwerer Prüfung und herber Trauer werden sollte.

Zu wiederholten Malen, ja nur erst wieder auf dem letzten Blatte unserer Darstellung ist dargethan worden, mit welcher Zärtlichkeit, Liebe und mütterlicher Fürsorge Maria Thekesia das Lebensglück jedes einzelnen ihrer Kinder, soweit solches in ihrer Macht stand, zu begründen und fort und fort zu fördern bemüht war. Und ebenso ist schon oben bemerkt worden, daß diese ihre Liebe und Zärtlichkeit sich ganz besonders thätig erwies gegen ihren ältesten Sohn und Thronfolger Joseph, daher sie auch ihren ganzen mütterlichen Einfluß aufbot, denselben nach dem frühzeitigen Tode seiner ersten Gemahlin einer zweiten Vermählung geneigt zu machen. Joseph fügte sich diesem Wunsche seiner Mutter und vermählte sich am 20. Januar 1765 mit Maria Josepha, Tochter Kaiser Karl's VII., und wie bei allen solchen Gelegenheiten, so entwickelte auch zur Verherrlichung dieses Hochzeitsfestes der kaiserliche Hof — damals lebte ja auch noch das theure Oberhaupt, Kaiser Franz — seine ganze ihm eigene Pracht. Maria Theresia selbst auch gab dabei ihrer mütterlichen Freude, um auch das Volk an dem Familienfeste des Hofes Theil nehmen zu lassen, einen Ausdruck, der ihr edles Herz wieder einmal in seiner ganzen Herrlichkeit erkennen ließ. Wir meinen damit die von ihr damals besorgte Ausstattung von 25 bürgerlichen Brautpaaren, welche zehn Tage nach Joseph's Vermählung sämmtlich zu St. Stephan getraut wurden, dabei aber von 25 Jubelpaaren das Geleit zur Kirche erhielten. Aber das Glück, welches das edle Mutterherz für ihren Sohn aus dieser neuen Verbindung erhofft hatte, fand Joseph nicht, und trug, wie wohl kaum bemerkt zu werden braucht, dieser Umstand wesentlich dazu bei, daß das sonst so heitere und fröhliche Leben am Hofe mit der Erhebung Joseph's auf den Kaiserthron und zum Mitregenten seiner Mutter an seiner Beweglichkeit und gemüthvollen Heiterkeit unendlich verlor. Während die Kaiserin-Mutter in gerechtem Schmerz über den Verlust ihres theuren Gemahls mehr und mehr Gefallen an stiller Zurückgezogenheit fand, blieb das junge Kaiserpaar im Herzen sich fremd und vermochte trotz der hohen Achtung, die sich beide Theile gegenseitig zollten, die alte Stimmung des Frohsinns und der Freude, die bis zum Tode des Kaisers Franz in der kaiserlichen Familie wie im ganzen Hofleben heimisch gewesen war, nimmer wieder zurückzu-

rufen. Da löste plötzlich eine höhere Hand das nur erst geschlossene Band.*) Es war am 21. Mai 1767, als die junge Kaiserin Josepha plötzlich bettlägerig wurde. Schon Tags darauf brachen die Blattern aus und zwar in der gefährlichsten Weise, und trotz aller ärztlichen Mittel und der sorgsamsten Pflege nahm die Krankheit in rapidem Fortschreiten eine so bedenkliche Wendung, daß bereits nach wenig Tagen die Aerzte die Hoffnung aufgaben und der Kranken die Sacramente gereicht wurden. Am 28. Mai 1767 um 6 Uhr Morgens erfolgte der Tod.

Damit war aber leider die Trauer und das Leiden der kaiserlichen Familie jener Zeit nicht zu Ende. Gleichzeitig mit der jungen Kaiserin Josepha erkrankte auch Maria Theresia selbst an den Blattern, und hatte schon die plötzliche Erkrankung Jener am Hofe wie in der Residenz große Bestürzung hervorgerufen, so steigerte sich solche, als man nun auch noch dieses theure Leben in Gefahr wußte, zur höchsten, in allen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt sich offen zu erkennen gebenden Angst. Während in allen Kirchen das Hochwürdige ausgestellt und für Errettung der theuren Landesmutter gebetet, alle öffentlichen Vergnügungen eingestellt, die Schauspielhäuser geschlossen wurden, drängten sich Massen des Volkes theils in die Gotteshäuser, um ihre Gebete mit denen der berufenen Diener der Kirche zu vereinigen, theils in die Nähe der kaiserlichen Burg, um von Stunde zu Stunde Nachricht zu erhalten, wie es mit der hohen Kranken stehe. Wahrhaft bewunderungswürdig war in diesen schweren Schmerzenstagen das Benehmen des Kaisers Joseph. Trotzdem daß ihn vor Allen das Unglück am meisten und zunächst berührte und dabei ein doppelter Verlust bedrohte, verlor er doch keinen Augenblick seine männliche Fassung und besonnene Ruhe. Um seine erhabene Mutter nicht einen Augenblick zu verlassen, ließ er sein Bett in einem Nebenzimmer aufschlagen und wachte viele Nächte hindurch, indem er zugleich alle Depeschen in der gewohnten Ordnung und Emsigkeit expedirte. Am höchsten stieg die Gefahr Maria Theresia's ein paar Tage nach dem Tode der jungen Kaiserin. In der Nacht zum 1. Juni wurde sie sehr unruhig und fing bereits an zu delixiren, und da sie den Aerzten befohlen hatte, dann, wenn nach ihrer Ansicht wirkliche Gefahr eintreten sollte, sie davon in Kenntniß zu setzen,

*) Vergl. hierzu den ebenso interessanten wie ausführlichen Bericht in Khevenhüller's Memoiren, S. 290 ff.

und am Morgen des 1. Juni die Aerzte das ernstlichste Bedenken zeigten, ließ sie sich, nachdem sie dem Kaiser Joseph und allen ihren Kindern ihren Segen ertheilt hatte, das heilige Sacrament reichen. Als sich die Nachricht hiervon in der Stadt verbreitete, kam die ganze Bevölkerung Vornehm und Gering, Jung und Alt, Reich und Arm in wahrhaft fieberhafter Bewegung. Khevenhüller erzählt uns hierüber: „Der Burgplatz und alle Stiegen waren ungeachtet der vielen Wachen ganz gefüllt, und eine Menge Volks blieb bis tief in die Nacht stehen. Auch am 2. Juni war die Gefahr nicht vorüber und die Kranke war von Fieber und Schmerzen so gequält, daß in allen Kirchen das vierzigstündige Gebet gehalten wurde, um von Gott die Genesung und Erhaltung der verehrten Frau zu erbitten. Erst am 4. und 5. Juni fingen die Blattern zu reifen an und man konnte sich der Hoffnung einer Genesung hingeben. Tags darauf war sie außer Gefahr, so daß sie einige Frauen empfing und mit ihren Secretären sprach."

Die Genesung der hohen Frau schritt seitdem ziemlich rasch vorwärts, so daß sie bereits am 10. Juni die Vertreter der einzelnen Departements, sowie einige andere hochgestellte Beamte empfangen konnte. Wie uns Khevenhüller mittheilt, war Fürst Kaunitz der Einzige, welcher, obwohl er die Blattern gehabt, aber nichts mehr scheute als Krankheit und Tod, sich entschuldigte und bei diesem Empfang nicht erschien. Er schrieb der Kaiserin: que cela etait plus fort que lui. Ebenso wie vorher allgemeine Trauer laut geworden war, durchdrang jetzt, nachdem man der Erhaltung der angebeteten Frau sicher war, ein Jubel die ganze Bevölkerung Wiens, sowie denn auch in den höchsten Kreisen der Gesellschaft man mit einander „wetteiferte, um seine Freude an den Tag zu legen. Bei dem schwedischen und dänischen Gesandten, in deren Hauscapellen die Protestanten Wiens täglich Gebete gehalten hatten, wurden Dankreden gehalten und Freudenlieder gesungen. Die Damen hatten unter Leitung der Gräfin Ulefeld und der Fürstin Lamberg und Khevenhüller eine Summe Geld zusammengelegt und dafür im Profeßhaus ein Hochamt halten lassen. Sogar die Schauspieler und mehrere Handwerksinnungen steuerten zu einem ähnlichen Zwecke zusammen." — Und wie war nun das Verhalten Maria Theresia's selbst gegenüber solchen Kundgebungen der Liebe und Verehrung? Immer wieder kaiserlich in Gesinnung, Wort und Werk. Während sie in einem besonderen Patente ihre hohe Freude über die allgemeine Theilnahme aussprach, die ihr in diesen schweren Tagen von Seiten ihrer Unterthanen an den Tag gelegt worden war, erhielten die Aerzte

für ihre geleisteten Dienste Belohnungen, wie sie eben nur eine Maria Theresia zu geben im Stande war. van Switen erhielt ein mit Brillanten besetztes Portrait der Kaiserin nebst 3000 Dukaten; die drei anderen Leibärzte Humelauer, Kestler und Störk, sowie der Leibchirurg Wesner bekamen jeder ein Geschenk von 1000 Dukaten. Am 22. Juli endlich nahm sie in Person sammt ihren sämmtlichen Kindern und dem gesammten Hofstaate an dem Tedeum Theil, welches wegen ihrer Genesung im Stephansdom abgehalten wurde, ein Fest, wobei sie nun auch mit eigenen Augen sehen konnte, welche Liebe in den Herzen aller ihrer Unterthanen für sie schlug. Während, trotz regnerischen Wetters, Tausende und Abertausende schon auf dem Wege von der Burg nach dem Dom ihr in lautem Jubel ihre Freude zu erkennen gaben, wiederholte sich dasselbe auf dem Rückwege nach der Burg, ja noch am späten Abende wogten die Massen frohbewegt in der Burg auf und ab, wogegen die edle Frau selbst von ihren Fenstern Denkpfennige auswarf, die eigens für diesen Festtag geprägt worden waren.

Die würdigste Nachfeier aber ihrer Genesung von dieser furchtbaren Krankheit veranstaltete die große Kaiserin ein Jahr später. Während sie bis dahin ebenso wie der weitaus größte Theil ihrer Zeitgenossen ein mächtiges Vorurtheil gegen die Pockenimpfung gehabt hatte, entschlug sie sich jetzt desselben und ließ 1768 außer 65 anderen Kindern auch die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian, sowie ihre Enkelin, die Prinzessin Theresia, Joseph's erstgeborne Tochter aus erster Ehe, impfen. Das glückliche Gelingen dieser ärztlichen Operation feierte die Kaiserin durch ein Mahl,*) welches sie auf der großen Gallerie zu Schönbrunn den 65 kleinen Knaben und Mädchen gab, an denen die Impfung vorgenommen worden war. Maria Theresia selbst, die Erzherzöge und Erzherzoginnen bedienten die Kinder bei der Tafel und gaben jedem nach dem Essen einen Thaler mit Nachtisch und Gedeck. Die Aeltern wurden hierauf ebenfalls im Schlosse an einem andern Tische bedient. Nach Tische war deutsches Schauspiel und dann Tanz bis in die Nacht hinein. Seitdem verschwand das Vorurtheil gegen die Impfung mehr und mehr auch unter der großen Menge. Maria Theresia bestimmte zunächst ein Haus in Schönbrunn, wohin Jedermann seine Kinder zur Impfung schicken konnte. Im Jahre 1777 dagegen ließ sie zu demselben

*) Coxe, IV., 358.

Zwecke ein Haus in Wien einrichten und übertrug die Oberaufsicht über die Anstalt dem Leibarzt Baron von Störk.

Am Schluß dieses Abschnittes muß endlich noch eines Ereignisses gedacht werden, das uns ebenso wieder in das Familienleben unserer Heldin hineinführt, wie es in der ausgeprägtesten Weise einen politischen Charakter an sich trug. Wir meinen damit die Vermählung Maria Antoinette's, der jüngsten Tochter Maria Thereſia's, mit dem Dauphin Ludwig, nachmaligem König Ludwig XVI. von Frankreich, eine Verbindung, durch welche der auch von unserer Heldin adoptirte Lieblingsgedanke Kaunitz's, die Verbindung der Häuser Habsburg-Lothringen und Bourbon so eng wie möglich zu machen, eine neue Unterlage erhielt. Die Vermählung durch Procuration wurde zu Wien in dem Belvedere, dem früheren Besitzthume des Prinzen Eugen, am 19. April 1770 begangen und wurde durch eine Abendtafel von 500 Couverts, sowie durch einen Maskenball verherrlicht, zu welchem man 3000 Billets vertheilt hatte. Unmittelbar darauf verließ Maria Antoinette den väterlichen Hof, um denselben mit dem ihres Gemahls zu vertauschen. Recht bezeichnend ist, was bei dieser Gelegenheit die große Kaiserin-Mutter an den Dauphin schrieb, ja es ist dieses Schreiben eins der herrlichsten Documente, die uns von unserer Heldin überliefert worden sind und möge daher hier seinem Wortlaute nach mitgetheilt werden. Es lautet dasselbe:

„Votre épouse, mon cher Dauphin, vient de se separer de moi. Comme elle faisait mes délices, j'espère qu'elle fera votre bonheur: je l'ai elevée en conséquense, parceque depuis long-temps je prévoyais, qu'elle devait partager vos destinées. Je lui ai inspiré l'amour de ses devoirs envers vous, un tendre attachement, l'attention à imaginer et à mettre en pratique les moyens de vous plaire. Je lui ai toujours recommandé avec beaucoup de soin une tendre dévotion envers le maitre des rois, persuadée qu'on fait mal de bonheur des peuples qui nous sont confiés quand on manque envers celui qui brise les sceptres et renverse les trônes comme il lui plait. — Aimez donc vos devoirs envers Dieu. Je vous le dis, mon cher dauphin, et je le dis à ma fille; aimez le bien des peuples sur lesquels vous régnerez toujours trop tôt. Aimez le roi votre aïeul, inspirez ou renouvellez cet attachement à ma famille. Soyez bon comme lui; rendez-vous accessible aux malheureux. Il est impos-

LEIPZIG. VOIGT & GÜNTHER.

MARIA ANTOINETTE.

sible qu'en vous conduisant ainsi vous n'ayiez le bonheur en partage. Ma fille vous aimera, j'en suis sure, parce que je la connais; mais plus je vous réponds de son amour et de ses soins, plus je vous demande de lui vouer le plus tendre attachement. Adieu, mon cher dauphin, soyez heureux; je suis baignée de larmes."

Mit besseren, ein edles mütterliches Herz in seiner ganzen Glorie treuer abspiegelnden Segenswünschen ist wohl schwerlich jemals eine Fürstentochter vom heimischen Herde hinweggegangen, um dem Auserwählten ihres Herzens zu folgen. Bei alledem weht in diesem Erguß mütterlicher Liebe, Zärtlichkeit und mahnenden Ernstes ein eigenthümlicher Geist, ganz verschieden von dem, der sich in den sonstigen schriftlichen Documenten unserer Heldin ausspricht. Dreizehn Jahre nach Niederschrift dieser Zeilen wurde das edle, junge deutsche Blut, der äußeren Erscheinung nach die anmuthigste unter den Töchtern Maria Theresia's, von der Hefe des französischen Pöbels auf das Schaffot geführt! Ist es doch bei Durchlesung der obigen Zeilen, als ob die um das Wohl ihres Kindes tiefbesorgte Mutter in dem Momente, wo sie ihr theures Kind von sich läßt und Wehmuth über die Trennung ihr Auge mit Thränen füllt, mit prophetischem Geiste das schwarze Verhängniß geahnt habe, dem die edle Tochter mit ihrem Austritte aus dem deutschen Vaterlande entgegenging.

Die erſte Theilung Polens.

In dieſelbe Zeit, mit welcher wir es auf den letzten Blättern unſerer Darſtellung zu thun hatten, fällt nun auch das Vorſpiel desjenigen Ereigniſſes, welches die Welt zum erſten Male offen erkennen ließ, daß, ſeitdem Joſeph II. von ſeiner Mutter zum Mitregenten ernannt worden war, in der öſterreichiſchen Politik eine Anſchauungsweiſe Platz gegriffen hatte, welche von der von Marien Thereſien bis dahin verfolgten weſentlich verſchieden war. Die Ueberſchrift, welche wir dieſem Capitel gegeben haben, ſagt, welches Ereigniß wir meinen; der Umſchwung in der öſterreichiſchen Politik aber, der in dieſem Ereigniſſe zu Tage trat, berechtigt uns, wie wir meinen, um ſo mehr zu einer Kürzung unſerer Darſtellung, je entſchiedener und unverhohlener Maria Thereſia ſelbſt ihren Unwillen über die ganze Angelegenheit ausſprach und jede Schuld des damit verbundenen Unrechts von ihrer Perſon zurückwies. Nach unſerem Dafürhalten gehört daher eine nähere Darſtellung des fraglichen Ereigniſſes wohl in eine Lebensgeſchichte Kaiſer Joſeph's II., in die unſerer Heldin dagegen nur in ihren Hauptmomenten, die denn nun auch hier einen Platz finden mögen.

Es war am 5. October des Jahres 1763, als König Auguſt III. von Polen mit Tode abging, während ſchon zwei Monate darauf deſſen Sohn und Nachfolger in der ſächſiſchen Kur, Friedrich Chriſtian, demſelben ebenfalls in die Gruft nachfolgte. Da der nunmehrige neue Kurfürſt und nachmalige erſte König von Sachſen noch zu jung war, um die Regierung ſelbſt führen zu können, und darum unter Vormundſchaft geſtellt werden mußte, konnte derſelbe ſelbſtverſtändlich auch nicht zum König von Polen gewählt werden, und frug es ſich demnach, auf wen

bei Wiederbeſetzung des polniſchen Königsthrones die Wahl ſich nunmehr lenken werde. Die Entſcheidung dieſer Frage war aber um ſo verhängnißvoller, je weiter ſchon jener Zeit der durch die Freiheitsſchwindelei des polniſchen Adels herbeigeführte allgemeine Verfall des Reiches vorgeſchritten und an Umfang gewonnen hatte. Da war es nun von maßgebendem Einfluß, daß, wie ſchon oben*) erwähnt wurde, ein Jahr früher auch in Rußland ein Thronwechſel ſtattgehabt und die Kaiſerkrone daſelbſt eine Frau erhalten hatte, welche, eine der gewaltigſten Regentinnen, die die Geſchichte kennt, nur nach großen Dimenſionen rechnete und Muth und Geſchick genug beſaß, die gewaltigen, ſchon von ihrem großen Ahnen Peter I. auf die Bahn gebrachten Staatspläne mit unbeugſamer Conſequenz

Catharina II.

weiter zu verfolgen und möglichſt zum Abſchluß zu bringen. Das war Catharina II., eine Frau, deren Privatleben zwar manchen ſchwarzen Fleck darbietet, die aber als Regentin doch zu den hervorragendſten Charakteren in der letzten

*) Vergl. S. 364.

Hälfte des vorigen Jahrhunderts gehört. Dieselbe bestieg den russischen Thron mit den stolzesten Entwürfen gegen Schweden, gegen die Pforte und gegen Polen, und was insbesondere ihre gegen Polen gerichteten Pläne betrifft, so gab zu deren Verwirklichung die im Jahre 1764 erfolgende neue Königswahl in Polen den Ausschlag, wenn auch die erste und letzte Schuld von der großen Katastrophe, welche schließlich durch diese neue Königswahl über Polen heraufbeschworen wurde, die Polen sich selbst zuzuschreiben hatten.

Seitdem die Polen die Thorheit begangen und (nach dem Aussterben der Jagellonen) ihr Land aus einer Erb- zu einer Wahlmonarchie gemacht und darauf (1648), gewissermaßen um dieser Thorheit die Krone aufzusetzen, das sogenannte Liberum Veto (freie Einspruchsrecht) eingeführt hatten, wonach seitdem zu einem Gesetze oder Beschlusse, wofern derselbe rechtskräftig werden sollte, die Zustimmung jedes Einzelnen auf dem Reichstage erforderlich war, seitdem trug der polnische Staat die Keime einer Zersetzung in sich. Die Folge von jener Einrichtung war, daß die polnische Königskrone bald an schwedische, bald an französische, bald an sächsische Fürsten förmlich verkauft, ein Spielball der Parteien und nur durch den Einfluß der europäischen Mächte vergeben wurde; die Folge der zu zweit genannten Einrichtung war noch viel unheilvoller, da an ein Zustandekommen eines zweckmäßigen Beschlusses seitdem kaum noch gedacht werden konnte, indem seitdem jede polnische Reichstagsversammlung so stürmisch verlief, daß ein polnischer Reichstag sprüchwörtlich wurde, um das Bild der höchsten Verwirrung darzustellen. Sollte Etwas durchgesetzt werden, so bildeten sich große Verbindungen (Conföderationen) dafür und dawider, und kam es dann nur darauf an, welche von ihnen die stärkere war. Unter solchen Verhältnissen, bei solcher Zerrissenheit im Innern konnte es daher nur als eine natürliche Folge der Dinge angesehen werden, daß der Einfluß der Nachbarstaaten, und unter diesen wieder Rußland an der Spitze, in Polen von Jahr zu Jahr zunahm und schließlich sich's nur noch darum handelte, wie lange die polnische Republik — denn so nannte sich der Staat, trotzdem daß ein König an seiner Spitze stand — dieses ihr trauriges Dasein werde fristen können. Der Tod König August's III. und die Unthunlichkeit, die polnische Krone dem sächsischen Kurhause zu erhalten, konnte nur dazu beitragen, den zum völligen Untergange des polnischen Staates führenden Zersetzungsproceß zu beschleunigen. Catharina II. hätte nicht die Regentin sein dürfen, die sie war, wenn sie die gebotene Gelegenheit, ihrem Einfluß

in Polen eine größere Unterlage zu geben, hätte ungenützt vorübergehen laſſen. Demnach ſuchte ſie vorerſt darauf hinzuwirken, daß die Königswahl in Polen nach ihrem Willen vor ſich gehe, und da es ſelbſtverſtändlich in ihrem Intereſſe lag, daß die beſtehenden Verhältniſſe in Polen blieben und eine Umgeſtaltung des inneren Staatslebens verhindert werde, mußte ihr folgerichtig vor Allem daran gelegen ſein, daß ein Mann auf den Thron erhoben werde, von dem in keiner der angegebenen Beziehungen irgend etwas zu befürchten ſtand. Sie wünſchte daher zum König von Polen einen geborenen Polen (einen Piaſten), den Grafen Stanislaus Auguſtus Poniatowski, der früher polniſch-ſächſiſcher Geſandter in Petersburg und gleichzeitig ihr Günſtling und Vertrauter geweſen war, beim polniſchen Adel in hohem

Poniatowski.

Anſehen ſtand, dabei aber auch ſich als ein Charakter kennzeichnete, der, wie Catharina mit Sicherheit erwarten durfte, dem weiteren Einfluſſe Rußlands auf die polniſchen Angelegenheiten in keiner Weiſe hindernd in den Weg zu treten im Stande ſein werde. Um indeß auch nach außen gedeckt zu ſein, näherte ſich Catharina gleichzeitig dem König Friedrich II. von Preußen, ſuchte auch dieſen für ihren Plan

und ihren polnischen Thronkandidaten zu gewinnen und fand hier um so bereitwilligeres Gehör, da Friedrich beim Abschluß des Hubertusburger Friedens ohne Bundesgenossen war, und für ihn, im Falle die polnischen Wirren zu irgendwelcher Wandlung der Dinge führten, eine Alliance mit Rußland nur von Nutzen sein konnte. Das Resultat dieser gegenseitigen Annäherung war ein förmliches Bündniß, welches Rußland und Preußen am 11. April 1764 mit einander auf acht Jahre abschlossen, und worin beide Mächte sich nicht nur gegenseitig ihren Länderbesitz gewährleisteten, sondern auch sich verpflichteten, gemeinschaftlich die Wahl des Grafen Poniatowski unterstützen zu wollen. Also gedeckt, trat Catharina bestimmter hervor. Alsbald ließ sie in die polnische Wahlversammlung eine Erklärung ausgehen, worin sie den Polen rieth, oder vielmehr befahl, Poniatowski zu wählen, während gleichzeitig — angeblich zur Erhaltung der Wahlfreiheit — ein russisches Heer in Polen erschien. Die Wahlversammlung fügte sich und wählte am 7. Septbr. 1764 den Grafen Poniatowski wirklich zum König, der bei seiner Krönung den Namen Stanislaus Augustus annahm.

Catharina hatte richtig gerechnet. Stanislaus Augustus war zwar nicht ohne Kenntnisse und nicht ohne manche gute persönliche Eigenschaften, aber ein Mann ohne Kraft und Energie, der seiner Zeit und den schwierigen Verhältnissen, in die er sich durch seine Thronbesteigung gestellt sah, in keiner Weise gewachsen war. In demselben Maße, wie sein Ansehen unter dem polnischen, namentlich antirussischen Adel schwand, in demselben Maße stieg der russische Einfluß und Catharina's Rücksichtslosigkeit. Maßgebend aber war dabei, daß sich zu den politischen Wirren bald auch religiöse gesellten, indem sich Catharina, um mit ihren eigenen Worten zu reden, „aus Menschenliebe und im Interesse ihres eigenen Reiches," für die Beschützerin der Dissidenten erklärte, die von dem bei weitem größeren katholischen Theile der Polen hart bedrückt wurden. Solches wirkte entscheidend. Während die Dissidenten Rußlands Hülfe in Anspruch nahmen und dieselbe von Catharina bereitwilligst erhielten, wurde der Reichstag von 1768 gezwungen, die vormaligen Rechte der Dissidenten wieder herzustellen und somit dem Liberum Veto eine noch größere Ausdehnung zu geben. Die Russen prädominirten bereits offen auf dem polnischen Reichstage. Wer es wagte, gegen diesen ganzen Hergang der Dinge laut zu werden und vor den greifbaren Plänen Rußlands zu warnen, oder gar dem obengenannten Reichstagsbeschlusse Opposition zu machen, wurde ohne Umstände in Gewahrsam genommen und nach Sibirien

transportirt, ein Schicksal, dem mehrere der angesehensten Männer erlagen. So steigerte sich Rußlands Einfluß in Polen bereits zur dictatorischen Gewalt.

Indeß riefen diese Vorgänge in Kurzem Ereignisse hervor, durch welche die Sache abermals in ein neues, freilich noch viel bedenklicheres Stadium gebracht wurde. Hatten nämlich bis dahin die europäischen Mächte sich von jeder Einmischung in diese Angelegenheit fern gehalten, so war doch das zuletzt erwähnte gewaltige Aufschreiten Rußlands von der Art, daß die europäischen Großstaaten, zumal der bisherige Verlauf der Dinge über den wirklichen Plan Catharina's kaum noch einen Zweifel aufkommen ließ, der Sache mehr und mehr Aufmerksamkeit schenkten. Namentlich regte sich Frankreich, unter dessen geheimer Einwirkung nicht nur die Polen zu Bar in Podolien am 29. Februar 1768 eine neue Conföderation gründeten, die — freilich viel zu spät — nichts Geringeres beabsichtigte, als die Russen aus Polen wieder herauszutreiben, sondern auch die Pforte zu einem entscheidenden Schritte: zu einer Kriegserklärung an Rußland gedrängt wurde (am 30. October 1768).

Jedes dieser beiden Ereignisse war wohl gewichtig genug, auch den übrigen europäischen Großstaaten die Augen zu öffnen, um so mehr, da Catharina, wie die Welt nur zu bald erfuhr, beiden Dingen, sowohl dem Kampfe gegen den polnischen Adel, als auch dem Kampfe gegen die Türken gewachsen war. Zudem wurde die Aufmerksamkeit der Höfe auch noch durch den Umstand gespannter, daß man nunmehr auch Preußen mit activ auftreten sah, indem während des Kriegs, den Rußland mit der Pforte führte, nicht nur eine Menge preußischer Officiere mit Friedrich's ausdrücklicher Genehmigung in den russischen Heeren diente, sondern Friedrich selbst auch an Rußland die in dem Bündnisse von 1764 festgesetzten Hülfsgelder zahlte.

Es wäre offenbar eine unverzeihliche Thorheit gewesen, hätte Oesterreich auch der Zeit noch, wie es bisher gethan, ruhig zugesehen und die Dinge laufen lassen, wie sie eben liefen. Daß dasselbe aber bis dahin aus der passiven Rolle eines Zuschauers nicht herausgetreten war, hatte lediglich an Marien Theresien gelegen, die unter allen Umständen sich und ihrem Staate Ruhe und Frieden erhalten wissen wollte und schon vor der Möglichkeit eines neuausbrechenden Krieges zurückschreckte. Obgleich sie daher Anfangs im Interesse des sächsischen Kurhauses gegen die Wahl Poniatowski's gewesen war, hatte sie derselben doch nichts in den Weg gelegt und nahm dieselbe schließlich als ein fait accompli an;

und ebenso verhielt sich nach der Zeit Oesterreich in der Sache völlig passiv, ob auch die fort und fort in schärferer Markirung hervortretende Rücksichtslosigkeit der Russen gegen Polen nichts weniger als angenehm berührte. Anders dagegen, als durch die Conföderation von Bar ein blutiger Bürgerkrieg hervorgerufen wurde und gleichzeitig Rußland mit der Pforte in Krieg gerieth, in beiden Kämpfen aber die Oberhand behielt. Da konnte, ja durfte Oesterreich — wurde es ja durch diese Kämpfe nicht blos mittelbar, sondern als nächster Grenznachbar der Türken auch unmittelbar berührt — nicht ferner unthätig bleiben, um so weniger, da das außerordentliche Glück der Russen im Kriege gegen die Pforte selbst auch Rußlands derzeitigen Bundesgenossen, König Friedrich II. von Preußen, mit so großer Besorgniß erfüllte, daß derselbe sich mehr und mehr dem österreichischen Cabinet näherte.

Bei alledem beschränkte sich Oesterreichs gesteigertes Interesse an der Angelegenheit vor der Hand immer nur noch auf diplomatische Unterhandlungen, dafür aber wurde der Umstand, daß dieselben nicht blos von österreichischen und preußischen Staatsmännern, sondern von den Souveränen der beiden Staaten selbst, und zwar für Oesterreich von Kaiser Joseph II. geführt wurden, für die weitere Entwickelung der Dinge entscheidend.

Schon längst nämlich hatte Kaiser Joseph den Wunsch gehegt, Friedrich's des Großen persönliche Bekanntschaft zu machen, und so war bereits im Jahre 1766, als Joseph eine Reise nach Böhmen und an den sächsischen Hof unternahm, eine Zusammenkunft beider Monarchen verabredet worden. Auf besonderen Wunsch Maria Theresia's hatte indeß jener Zeit Joseph auf das Zusammentreffen mit Friedrich, das in Torgau statthaben sollte, verzichtet. Unter den dermalen obwaltenden Umständen aber, als Friedrich selbst sich Oesterreich mehr zu nähern anfing, erschien auch Marien Theresien eine Zusammenkunft Joseph's mit Friedrich wünschenswerth, und so reiste denn Joseph am 19. August 1769 — wie auf allen seinen zahlreichen Reisen unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein — zum Behufe dieses Besuchs von Wien ab. Zum Ort der Zusammenkunft war Neiße in Schlesien ausersehen. Im Gefolge Joseph's aber befanden sich der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, der Oberststallmeister Dietrichstein, die Generale von Alysas, Laudon, Siskowitz, Nostitz und Miltitz; sowie einige Kammerherren, wogegen der Feldmarschall Lascy vorausgegangen war, um bei der Ankunft seines Herrn und Kaisers bereits zur Stelle zu sein. Am 25. August

Neiße.

traf Joseph mit seinen Reisegefährten bei Neiße im Lager des Königs von Preußen ein, und fuhr, ohne erst in seiner Wohnung abzusteigen, geradenwegs nach der Residenz des Königs, im bischöflichen Schloß. Begleitet von dem Prinzen von Preußen, dem Prinzen Heinrich und dem Markgrafen von Anspach, ging Friedrich ihm entgegen. Schon auf der Treppe begegneten sie dem Kaiser, der bei'm Anblick Friedrich's in die Worte ausbrach: „Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen!", wogegen Friedrich seinen hohen Gast mit den Worten begrüßte: „Dieser Tag ist der schönste meines Lebens!" Auch fügte Friedrich diesen Worten noch hinzu: „Dieser Tag wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen sind, und deren gegenseitiger Vortheil es fordert, sich einander eher beizustehen, als aufzureiben," worauf Joseph wieder entgegnete: „für Oesterreich gibt es kein Schlesien mehr."

Und die Erwartung, welche Friedrich mit den zuletzt angeführten Worten aussprach, ging denn auch in Bezug auf die „russisch-polnische" Frage, die brennendste jener Zeit, in Erfüllung. Sowohl diese Zusammenkunft Joseph's mit Friedrich dem Großen, als auch eine zweite im Jahre darauf am 3. September 1770 zu Mährisch-Neustadt, an welcher übrigens auch Kaunitz Theil nahm, führten zu einer vollständigen Einigung der beiden Monarchen. Ob man freilich auch darüber in ein Einverständniß gekommen war, in welcher Weise der fort

polnischen Conföderation sich vom Glück begünstigt sah. Schon gegen Anfang des Jahres 1772 waren die Dinge so weit gediehen, daß, wenn man Rußland nicht die ausschließliche Herrschaft über Polen zuerkennen wollte, nur noch die Alternative zwischen offenem Krieg Oesterreichs und Preußens gegen Rußland, und einer Verständigung der drei Mächte untereinander blieb. Was speciell Marien Thereſien betrifft, so war der Verdruß, den sie über die Angelegenheit empfand, nach und nach so groß geworden, daß sie, da sie wohl sah, wohin die Sachen drängten, schließlich die Sache laufen ließ, wie sie eben lief, daher sie denn auch die Erklärung abgab: „Die ganze Sache ist mir so unangenehm, so meinen Grundsätzen und dem ganzen Inhalt meiner Regierung zuwider, daß ich es nicht ertragen kann, auch nur daran zu denken, und daß ich die gesammte Führung dem Kaiser, dem Fürsten Kaunitz und Marschall Lascy überlassen habe.“ Und nicht minder bezeichnend für ihre edle Gesinnung ist das Schreiben, welches sie, nachdem der Würfel über Polen wirklich gefallen war, an Kaunitz richtete:

„Als alle meine Länder angefochten wurden, und gar nit mehr wußte, wo ruhig hingehen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, waß wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stück von Pohlen oder von der Moldau und Walachey unser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen.“

Ja auch dann, als ihr der Theilungstraktat zur Bestätigung vorgelegt wurde, gab sie dieselbe Gesinnung, die sie bis dahin an den Tag gelegt, denselben Widerwillen gegen das Arrangement zu erkennen und schrieb zu ihrem Namen die Worte:

„Placet, weil so viele und große Männer es wollen, wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was daraus hervorgehen wird.“

Das Verfahren dagegen, welches Joseph II. in dem Verlaufe der Angelegenheit beobachtet hatte, erhellt am deutlichsten aus einer Erklärung, die er im December 1772 dem englischen Gesandten mit den Worten abgab:

„Was ich that, oder vielmehr billigte, geschah aus der Ueberzeugung unbedingter Nothwendigkeit. Es würde mich sehr betrüben, wenn dies die Welt falsch auslegte und mich als einen Mann von lockeren und regellosen Grundsätzen betrachtete. Ich bin weit davon entfernt. Ich meine, im öffentlichen und Privatleben ein wahrhaft ehrlicher Mann zu sein und bin überzeugt, daß Redlichkeit die weiseste und gesundeste Staatskunst ist."

Am 15. Februar und 5. August 1772 wurde der Theilungstraktat von den drei Mächten: Rußland, Oesterreich und Preußen in Berlin und Petersburg unterzeichnet, und verlor Polen zufolge dieser Theilung ein gutes Drittheil seines bisherigen Gebiets. Rußland erhielt den größten, aber am wenigsten bevölkerten und fruchtbaren Antheil, ein Stück Land von über 2000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 1,800,000 Menschen; Preußen erhielt den kleinsten Theil, aber den politisch wichtigsten, ein Gebiet von 600 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 600,000 größtentheils thätigen und fleißigen Menschen; Oesterreich endlich bekam den fruchtbarsten und einträglichsten Antheil. Es erhielt die Königreiche Lodomerien und Galizien, also einen Theil der Palatinate Sendomir, Lublin und Krakau, des Landes Chelm, die Palatinate Belz und Roth-Rußland, das Land Halicz und mehrere Districte Podoliens und Wolhyniens, im Ganzen gegen 1400 Quadratmeilen, gegen 300 blühende Städte und Flecken und über 6000 Dörfer mit einer Bevölkerung von fast 3 Millionen Einwohnern.

Am Schluß dieses Abschnittes darf aber auch nicht unerwähnt bleiben, daß nach der Theilung Polens keine von den Mächten so unausgesetzt und redlich bemüht gewesen ist, das erworbene Land durch Förderung des Ackerbaues, der Handwerke, des Handels, der Kunst und Wissenschaft blühend zu machen, als gerade Oesterreich, so daß Maria Thresia später wenigstens noch den Trost mit in das Grab nehmen konnte, daß es bei ihren Lebzeiten österreichischerseits nicht an Sühnung des Unrechts gefehlt hatte.

Uebrigens brachten die Jahre, in welchen Polen dem ebenbeschriebenen harten Schicksale anheimfiel, Marien Theresien und ihrem Sohne Joseph auch noch in einer anderen Beziehung eine schwere Sorge, hervorgerufen durch das namenlose Elend, in welches während der Zeit Böhmen und Mähren durch eine große Hungersnoth geriethen. Schon im Jahre 1770 hatten, namentlich in Böhmen, anhaltende, Alles überfluthende Regengüsse das Getraide auf den Feldern zu Grunde gerichtet und die Ernte zerstört. Schon da kam es vieler

Orten in den genannten Ländern zu großer Noth, die bald um so schmerzlich fühlbarer wurde, je mehr habsüchtige und unbarmherzige Gutsbesitzer und Getraidewucherer die Gelegenheit benutzten, die Getraidepreise so hoch wie möglich hinaufzuschwindeln. Noch fürchterlicher aber wurde das Elend, als auch die Ernte des Jahres 1771 gänzlich mißrieth. Die Preise stiegen so hoch, daß der Strich Korn mit zwölf, vierzehn, ja siebenzehn Gulden bezahlt wurde. Die Aermsten unter dem Volke, namentlich die armen Gebirgsbewohner, fristeten ihr Leben mit dem Genuß von Mehlstaub, Kleien, ja selbst Gras. Was Wunder, daß alsbald auch bösartige Krankheiten ausbrachen, die ebenso viele Menschen hinwegrafften wie der Hunger. In Wien traf ein Klagebericht nach dem andern ein. Da litt's den edeln, menschenfreundlichen Kaiser Joseph nicht mehr daheim. Um mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Händen zu helfen, eilte er selbst nach Böhmen, ließ, nachdem er sich von der allgemeinen Noth überzeugt hatte, sofort alle Mehlvorräthe in den Kriegsmagazinen öffnen, aus Ungarn wohlfeiles Getraide nach Böhmen führen, außerdem aber auch durch eine eigens zu diesem Zwecke ernannte Commission die sämmtlichen Güter der Grundbesitzer durchsuchen und die Getraidevorräthe, die man dabei fand, aufzeichnen. Und da sich nun hierbei ergab, daß die Hauptschuld der Theuerung weniger Mangel an Getraide, als vielmehr schamloser Wucher war, bestimmte ein alsbald erscheinender kaiserlicher Befehl, daß, wo es an Getraide fehlte, jeder Grundbesitzer und Getraidehändler seinen Vorrath, den er nicht für eigenen Bedarf nöthig hatte, der kaiserlichen Getraidecommission zur Disposition stellen mußte. Solches wirkte, und als darauf der edle Kaiser auch noch zwei Millionen Gulden zum neuen Ankauf von Aussaatgetraide hergab, während gleichzeitig die Steuer um neun Gulden herabgesetzt wurde, hatte die Noth bald auf allen Punkten ein Ende. Und in gleicher Weise sorgte er auch für die Provinz Mähren. Zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen sendete er ganz in der Stille an den Großcapitän der Provinz die namhafte Summe von 60,000 Gulden, während Maria Theresia, als sie hiervon Kenntniß erhielt, sofort eine gleichgroße Summe ebendahin zu gleichem Zwecke abgehen ließ.

Der bayerſche Erbfolgekrieg.

War ſchon in der Theilung Polens die große Verſchiedenheit der politiſchen Anſchauung zwiſchen Maria Thereſia und ihrem Sohne Kaiſer Joſeph II. deutlich zu Tage getreten, ſo gab eine wenige Jahre darnach auf die Bahn kommende politiſche Streitfrage der Welt hiervon in noch viel ſchärferer Ausgeprägtheit Kenntniß. Es betraf aber dieſe Frage die Erbfolge in Bayern*) und hatte es damit folgende Bewandtniß:

Maximilian Joſeph, Sohn Kaiſer Karl's VII., der ſich, wie in unſerer früheren Darſtellung (S. 155) erzählt wurde, durch den Frieden von Füſſen (22. April 1745) den kurfürſtlichen Thron in Bayern gerettet hatte, war der letzte vom Mannesſtamme der Wilhelm'ſchen Linie des Hauſes Wittelsbach. Nach dem gemeinen deutſchen Rechte, nach den Beſtimmungen der goldnen Bulle und des weſtphäliſchen Friedens, ſowie nach beſonderen Hausverträgen gebührte, wenn Maximilian Joſeph mit Tode abging, die Nachfolge in den ſämmtlichen bayerſchen Landen der andern (Rudolph'ſchen) Linie des Hauſes Wittelsbach, deren Vertreter der Kurfürſt von der Pfalz, Karl Theodor, war. Da aber nun dieſer ebenfalls keinen Sohn aus rechtmäßiger Ehe hatte, mußte das Land, im Falle auch er mit Tode abging, an den kleinen und armen Herzog Karl von Zweibrücken fallen.

Indeß erhob auch Kaiſer Joſeph II. Anſprüche auf Bayern und war bemüht, dieſelben noch bei Lebzeiten Maximilian Joſeph's zur Geltung zu bringen, zu welchem Ende er mit Karl Theodor von der Pfalz in geheime Unterhandlungen trat, um denſelben dahin zu bewegen, einige Stücke bayerſchen Landes gegen

*) Eine ausführliche Behandlung dieſes Gegenſtandes in meinem Buche: „Kaiſer Joſeph II. und ſeine Zeit," S. 183 ff.

anderweitige Entschädigung an Oesterreich abzutreten. Und wirklich fand Kaiser Joseph bei Karl Theodor ein so bereitwilliges Entgegenkommen, daß die Angelegenheit noch vor Maximilian Joseph's Tode zu einem für Oesterreich günstigen Resultate gebracht wurde. Als daher nun am 30. December 1777 Kurfürst Maximilian Joseph an den Blattern starb, ließ Kaiser Joseph sofort in Niederbayern und in der Oberpfalz österreichische Truppen einrücken, um so die Sache zur definitiven Erledigung zu bringen. Die Ansprüche aber, welche Oesterreich an die Erbschaft machte, erhob es unter dem Titel von böhmischen, österreichischen und Reichslehen und erstreckten sich auf folgende umfangreiche bayerische Landestheile: Als Kaiser verlangte Joseph die Reichslehen zurück, deren Ertheilung nicht auf das kurpfälzische Haus ausgedehnt worden war, namentlich die Landgrafschaft Leuchtenberg im Nordgau, die Grafschaft Wolfstein in der Oberpfalz, Hals in Niederbayern, Haag zwischen Ober- und Niederbayern, die Herrschaften Hohenwaldeck und Hohenschwangau an der tyroler Grenze, Schwabeck in Schwaben, das Landgericht Hirschberg im Aichstädtischen und noch einige kleinere Lehen. Maria Theresia dagegen verlangte als Königin von Böhmen die durch Erlöschung des Wilhelm'schen Mannesstammes erledigten Lehen in der Oberpfalz; als Erzherzogin dagegen beanspruchte sie Alles, was ehemals die Straubinger Linie in Oberbayern und in der Oberpfalz besessen; dann die Herrschaft Mindelheim in Schwaben und die Allodialerbschaft des verstorbenen Kurfürsten.

Zu derselben Zeit aber, in welcher Kaiser Joseph sich dem Ziele seiner Wünsche so schnell und so glücklich nahe gebracht sah, war man auch von anderer Seite nicht unthätig geblieben, um den österreichischen Bestrebungen entgegenzuarbeiten. Vor allem regte sich der altbayerische Patriotismus, der, von Kaiser Joseph's geheimen Unterhandlungen kaum in Kenntniß gesetzt, sofort die nöthigen Vorkehrungen traf, zur Wahrung der Integrität des Landes die österreichischen Pläne zu hintertreiben. Das Ganze gestaltete sich so zu einer großen politischen Intrigue, die nicht blos durch die Art und Weise, wie sie geführt wurde, sondern auch durch die Persönlichkeiten, die dabei die Hauptrolle spielten, sowie durch die großen Verwickelungen und Widersprüche, zu denen dieselbe führte, mehr als gewöhnliches Interesse darbietet. Diejenige Persönlichkeit, welche als die Hauptvertreterin der altbayerschen Partei anfänglich, wenn auch ganz im Geheimen, die Hauptrolle spielte und den Knoten schürzte, war die ebenso thatkräftige wie geist-

reiche Herzogin Clemens, eine geborne Prinzeſſin von Pfalz-Sulzbach und Schweſter der Gemahlin des Kurfürſten Karl Theodor, ſeit 1770 Wittwe des von einer Nebenlinie abſtammenden Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Zunächſt wußte dieſelbe es dahin zu bringen, daß Kurfürſt Karl Theodor in der nämlichen Zeit, wo derſelbe mit Kaiſer Joſeph in Unterhandlungen trat — alſo noch bei Lebzeiten des Kurfürſten Maximilian Joſeph —, ſich auch mit dieſem, dem noch lebenden Kurfürſten Maximilian Joſeph ſelbſt, in Vernehmen ſetzte und ſein Anrecht auf die geſammten bayerſchen Lande ſoweit ſicher ſtellte, daß er, als Kurfürſt Maximilian Joſeph erkrankte, die Patente, wodurch er von ganz Bayern Beſitz ergriff, unterzeichnet nach München ſchickte. Nun gedachte zwar Karl Theodor das Doppelſpiel, welches er auf dieſe Weiſe ſpielte, dadurch zu verdecken, daß er in München den Wunſch laut werden ließ, man möge von den obenerwähnten Beſitzergreifungspatenten vorkommendenfalls nicht zu ſchnell Gebrauch machen; allein dieſer Wunſch blieb, als der Kurfürſt Maximilian Joſeph ſtarb, unberückſichtigt, und erfolgte die Publikation jener Patente ſelbſt noch an des Kurfürſten Sterbetage. Schon jetzt alſo nichts als Widerſprüche, deren Löſung nur zu Mißhelligkeiten führen konnten.

Bald aber wurde die Angelegenheit noch verwickelter, und zwar dadurch, daß auf das bayerſche Erbe auch noch andere deutſche Fürſten Anſprüche erhoben. So vorerſt Kurſachſen, welches das geſammte Allodialvermögen des bayerſchen Nachlaſſes beanſpruchte, weil die verwittwete Kurfürſtin von Sachſen, Maria Antonia, die einzige Schweſter des verſtorbenen Kurfürſten von Sachſen war, während ihr Sohn Friedrich Auguſt III., dem ſie 1776 ihr Erbrecht abgetreten hatte, außerdem auch noch 13 Millionen Gulden beanſpruchte, welche auf der Oberpfalz hafteten. Endlich geſellte ſich zu den bayerſchen Erben auch noch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der auf Grund einer im Jahre 1502 ertheilten kaiſerlichen Anwartſchaft Anſprüche auf die Landgrafſchaft Leuchtenberg erhob.

Es kann unmöglich auffallen, daß in gleichem Maße, wie ſich der Kreis der Erbſchaftsbewerber erweiterte, auch das allgemeine Intereſſe an der Angelegenheit ſich aller Orten ſteigerte. Dennoch würde die Sache vielleicht in Güte und im Sinne des Wiener Cabinets ihre Erledigung gefunden haben, hätte ſich nicht dadurch Preußen bedroht geſehen. Seitdem daſſelbe unter die europäiſchen Großſtaaten rangirte, hielt es Friedrich der Große ſeinem Intereſſe für angemeſſen, dem öſterreichiſchen Einfluß in Deutſchland aus allen Kräften entgegenzuarbeiten;

anderweitige Entschädigung an Oesterreich abzutreten. Und wirklich fand Kaiser Joseph bei Karl Theodor ein so bereitwilliges Entgegenkommen, daß die Angelegenheit noch vor Maximilian Joseph's Tode zu einem für Oesterreich günstigen Resultate gebracht wurde. Als daher nun am 30. December 1777 Kurfürst Maximilian Joseph an den Blattern starb, ließ Kaiser Joseph sofort in Niederbayern und in der Oberpfalz österreichische Truppen einrücken, um so die Sache zur definitiven Erledigung zu bringen. Die Ansprüche aber, welche Oesterreich an die Erbschaft machte, erhob es unter dem Titel von böhmischen, österreichischen und Reichslehen und erstreckten sich auf folgende umfangreiche bayerische Landestheile: Als Kaiser verlangte Joseph die Reichslehen zurück, deren Ertheilung nicht auf das kurpfälzische Haus ausgedehnt worden war, namentlich die Landgrafschaft Leuchtenberg im Nordgau, die Grafschaft Wolfstein in der Oberpfalz, Hals in Niederbayern, Haag zwischen Ober- und Niederbayern, die Herrschaften Hohenwaldeck und Hohenschwangau an der tyroler Grenze, Schwabeck in Schwaben, das Landgericht Hirschberg im Aichstädtischen und noch einige kleinere Lehen. Maria Theresia dagegen verlangte als Königin von Böhmen die durch Erlöschung des Wilhelm'schen Mannesstammes erledigten Lehen in der Oberpfalz; als Erzherzogin dagegen beanspruchte sie Alles, was ehemals die Straubinger Linie in Oberbayern und in der Oberpfalz besessen; dann die Herrschaft Mindelheim in Schwaben und die Allodialerbschaft des verstorbenen Kurfürsten.

Zu derselben Zeit aber, in welcher Kaiser Joseph sich dem Ziele seiner Wünsche so schnell und so glücklich nahe gebracht sah, war man auch von anderer Seite nicht unthätig geblieben, um den österreichischen Bestrebungen entgegenzuarbeiten. Vor allem regte sich der altbayersche Patriotismus, der, von Kaiser Joseph's geheimen Unterhandlungen kaum in Kenntniß gesetzt, sofort die nöthigen Vorkehrungen traf, zur Wahrung der Integrität des Landes die österreichischen Pläne zu hintertreiben. Das Ganze gestaltete sich so zu einer großen politischen Intrigue, die nicht blos durch die Art und Weise, wie sie geführt wurde, sondern auch durch die Persönlichkeiten, die dabei die Hauptrolle spielten, sowie durch die großen Verwickelungen und Widersprüche, zu denen dieselbe führte, mehr als gewöhnliches Interesse darbietet. Diejenige Persönlichkeit, welche als die Hauptvertreterin der altbayerschen Partei anfänglich, wenn auch ganz im Geheimen, die Hauptrolle spielte und den Knoten schürzte, war die ebenso thatkräftige wie geist-

reiche Herzogin Clemens, eine geborne Prinzeſſin von Pfalz-Sulzbach und Schweſter der Gemahlin des Kurfürſten Karl Theodor, ſeit 1770 Wittwe des von einer Nebenlinie abſtammenden Herzogs Clemens Franz de Paula von Bayern. Zunächſt wußte dieſelbe es dahin zu bringen, daß Kurfürſt Karl Theodor in der nämlichen Zeit, wo derſelbe mit Kaiſer Joſeph in Unterhandlungen trat — alſo noch bei Lebzeiten des Kurfürſten Maximilian Joſeph —, ſich auch mit dieſem, dem noch lebenden Kurfürſten Maximilian Joſeph ſelbſt, in Vernehmen ſetzte und ſein Anrecht auf die geſammten bayerſchen Lande ſoweit ſicher ſtellte, daß er, als Kurfürſt Maximilian Joſeph erkrankte, die Patente, wodurch er von ganz Bayern Beſitz ergriff, unterzeichnet nach München ſchickte. Nun gedachte zwar Karl Theodor das Doppelſpiel, welches er auf dieſe Weiſe ſpielte, dadurch zu verdecken, daß er in München den Wunſch laut werden ließ, man möge von den obenerwähnten Beſitzergreifungspatenten vorkommendenfalls nicht zu ſchnell Gebrauch machen; allein dieſer Wunſch blieb, als der Kurfürſt Maximilian Joſeph ſtarb, unberückſichtigt, und erfolgte die Publikation jener Patente ſelbſt noch an des Kurfürſten Sterbetage. Schon jetzt alſo nichts als Widerſprüche, deren Löſung nur zu Mißhelligkeiten führen konnten.

Bald aber wurde die Angelegenheit noch verwickelter, und zwar dadurch, daß auf das bayerſche Erbe auch noch andere deutſche Fürſten Anſprüche erhoben. So vorerſt Kurſachſen, welches das geſammte Allodialvermögen des bayerſchen Nachlaſſes beanſpruchte, weil die verwittwete Kurfürſtin von Sachſen, Maria Antonia, die einzige Schweſter des verſtorbenen Kurfürſten von Sachſen war, während ihr Sohn Friedrich Auguſt III., dem ſie 1776 ihr Erbrecht abgetreten hatte, außerdem auch noch 13 Millionen Gulden beanſpruchte, welche auf der Oberpfalz hafteten. Endlich geſellte ſich zu den bayerſchen Erben auch noch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der auf Grund einer im Jahre 1502 ertheilten kaiſerlichen Anwartſchaft Anſprüche auf die Landgrafſchaft Leuchtenberg erhob.

Es kann unmöglich auffallen, daß in gleichem Maße, wie ſich der Kreis der Erbſchaftsbewerber erweiterte, auch das allgemeine Intereſſe an der Angelegenheit ſich aller Orten ſteigerte. Dennoch würde die Sache vielleicht in Güte und im Sinne des Wiener Cabinets ihre Erledigung gefunden haben, hätte ſich nicht dadurch Preußen bedroht geſehen. Seitdem daſſelbe unter die europäiſchen Großſtaaten rangirte, hielt es Friedrich der Große ſeinem Intereſſe für angemeſſen, dem öſterreichiſchen Einfluß in Deutſchland aus allen Kräften entgegenzuarbeiten;

und ſeitdem nun vollends Joſeph II. von Marien Thereſien zum Mitregenten erhoben worden war, verlor König Friedrich den jungen, thatkräftigen und unternehmenden Kaiſer nicht aus den Augen, und ob auch die Zuſammenkünfte der beiden Regenten zu Neiße und Mähriſch-Neuſtadt den guten Beziehungen der beiden deutſchen Großſtaaten zu einander eine feſte und dauernde Unterlage gegeben zu haben ſchienen, wendete König Friedrich doch nach wie vor den Vorgängen in Oeſterreich und den politiſchen Beſtrebungen Joſeph's die ungetheilteſte Aufmerkſamkeit zu. So nun auch in Betreff der bayerſchen Erbfolgefrage, für deren Entſcheidung König Friedrich von dem Momente an, wo dieſelbe auf die Bahn kam, vorerſt im Geheimen, ſchließlich aber auch öffentlich in antiöſterreichiſchem Sinne thätig wurde. Dabei darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß dem König Friedrich jener Zeit gerade auch noch ein zwiefacher Umſtand eine beſondere Veranlaſſung gab, auf alle Schritte Kaiſer Joſeph's ein wachſames Auge zu haben. Einmal nämlich glaubte er aus Joſeph's mißglückten Verſuchen, die heilloſen Gebrechen des deutſchen Reichsgerichtsweſens abzuſchaffen, Argwohn ſchöpfen zu müſſen, daß Joſeph nunmehr wohl weiter gehen und einen Verſuch gegen die veraltete deutſche Reichsverfaſſung machen werde, und dann gab, wie Friedrich ſelbſt uns ausführlich mittheilt, eine Reiſe, welche Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1777 nach Frankreich unternahm, dieſem ſeinen ebenerwähnten Argwohn eine neue Unterlage. Die Mittheilungen, die uns König Friedrich in ſeinen hinterlaſſenen Werken*) hierüber macht, gewähren ſchon ob der extravaganten Verdächtigungen, welche in denſelben gegen Joſeph II. und deſſen damalige Politik ausgeſprochen werden, ſo großes Intereſſe, geben zudem aber auch für die Berechtigung Maria Thereſia's, in Friedrich dem Großen nur einen Feind ihres Hauſes zu erblicken, einen ſo eclatanten Beweis, daß wir's für nothwendig erachten, dieſen königlichen Bericht unſern Leſern wörtlich mitzutheilen. Derſelbe lautet folgendermaßen:

„Wien war damals in Europa der Mittelpunkt der Staatsentwürfe und der Ränke. Dieſer ſtolze Hof, der immer die anderen zu beherrſchen ſtrebte, warf ſein Auge nach allen Seiten umher, um ſeine Grenzen zu erweitern und die Staaten in ſeine Monarchie zu verſchlingen, die ihm am bequemſten lagen. Nach dem Orient zu dachte er darauf, Servien und Bosnien mit

*) Bd. V., S. 174 ff.

ſeinen weitausgebreiteten Ländern zu verbinden. Gegen Mittag reizte ihn die Begierde, einen Theil vom Gebiete der Republik Venedig an ſich zu ziehen, und er wartete nur auf eine Gelegenheit, Trieſt und das Mailändiſche auf eine bequeme Art mit Tyrol zu vereinigen. Dies war noch nicht genug, er verſprach ſich ſogar, nach dem Tode des Herzogs von Modena, deſſen Erbin mit einem Erzherzoge vermählt war, Ferrara, welches die Päpſte beſaßen, zurückzufordern, und dem Könige von Sardinien die Landſchaften Tortoneſe und Aleſſandria abzunehmen, weil dieſelben immer den Herzögen von Mailand gehört hatten. Gegen Abend war Bayern ein ungemein reizender Biſſen; da es in der Nachbarſchaft von Oeſterreich lag, eröffnete es dieſem den Weg nach Tyrol. Gehörte ihm Bayern, ſo ſah das Haus Oeſterreich die Donau beſtändig in ſeinem Gebiete fließen. Man muthmaßte überdies, daß es dem Intereſſe des Kaiſers zuwider ſein würde, die Vereinigung von Bayern mit der Pfalz unter einem Souverain zuzugeben, und da dieſe Erbſchaft den Kurfürſten von der Pfalz allzu mächtig gemacht haben würde, ſo war es ungleich vortheilhafter, wenn der Kaiſer dieſelbe für ſich nahm. Wenn man von dort die Donau hinauf ging, ſtieß man auf das Herzogthum Würtemberg, an welches der Wiener Hof ſehr rechtskräftige Anſprüche zu haben glaubte. Alle dieſe Erweiterungen würden eine Art von Galerie gemacht haben, welche von Wien aus, immer von einer zur andern, bis an die Ufer des Rheins geführt hätte, wo der Elſaß, der vor Alters einen Theil des Reichs ausmachte, wieder einzuziehen war, und dieſer führte nach Lothringen, welches ohnlängſt noch ein Eigenthum der Vorfahren Joſeph's geweſen war. Wenn wir uns gegen Mitternacht wenden, finden wir jenes Schleſien, deſſen Verluſt Oeſterreich nicht vergeſſen konnte, und deſſen Beſitz es wieder erlangen wollte, ſobald ſich die Gelegenheit dazu fände. Der Kaiſer konnte ſeine weitausſehenden Entwürfe weder verbergen noch verſchweigen. Seine Lebhaftigkeit verrieth ihn oft. Um ein Beiſpiel davon zu geben, iſt es genug anzuführen, daß gegen das Ende des Jahres 1775 der König von Preußen einige heftige Anfälle vom Podagra hintereinander hatte. Van Swieten, kaiſerlicher Miniſter am Berliner Hofe, ſetzte voraus, daß dieſes Podagra eine förmliche Waſſerſucht ſei; und voll Freude, daß er ſeinem Hofe den Tod eines Feindes, der demſelben ſo lange Zeit furchtbar geweſen war, melden konnte, ſchrieb er dreiſt an den Kaiſer, es gehe mit dem Könige zu Ende und er werde das

Jahr nicht überleben. Im Augenblick ſind alle öſterreichiſchen Truppen im Marſch; ihr Sammelplatz iſt in Böhmen angeſetzt, und der Kaiſer erwartet voll Unruhe zu Wien die Beſtätigung dieſer Nachricht, damit er unverzüglich in Sachſen und von da in das Brandenburgiſche eindringen könne, um dem Thronfolger die Wahl zu laſſen, ob derſelbe Schleſien an Oeſterreich zurückgeben, oder ſich will aufreiben laſſen, ehe er ſich in Vertheidigungsſtand ſetzen kann. Alles dies geſchah ſo öffentlich, daß das Gerücht davon überall erſcholl, und die Freundſchaft zwiſchen beiden Höfen ward, wie man wohl denken kann, eben nicht gar ſehr dadurch befeſtigt. Dieſer Auftritt ſchien um ſo ſeltſamer, da der König nichts als ein gewöhnliches Podagra gehabt hatte, und von demſelben noch eher wieder hergeſtellt war, als die öſterreichiſche Armee ſich zuſammengezogen hatte. Der Kaiſer ließ hierauf ſeine Truppen wieder in ihre ſonſtigen Garniſonen zurückkehren."

Schon aus dieſen Angaben erhellt, wie von König Friedrich ſelbſt, ehe noch die bayerſche Erbfolgefrage auf die Bahn kam, dem Kaiſer Joſeph die bedrohlichſten, ja weit über die deutſchen Grenzen hinausreichende Annectirungspläne zur Laſt gelegt wurden, Pläne, bei deren Verwirklichung allerdings nicht blos die Großmachtſtellung Preußens, ſondern ſelbſt das ganze beſtehende Staatenſyſtem Europa's in Frage gekommen ſein würde. So ungerechtfertigt nun aber auch dieſe Vermuthung war, ſo trug König Friedrich doch kein Bedenken, dieſelbe in der diplomatiſchen Welt mehr und mehr zur Geltung zu bringen und zu deren Begründung ſelbſt auch die ſchon oben erwähnte Reiſe Joſeph's nach Frankreich als Beweis hinzuſtellen. Nachdem König Friedrich in der angezogenen Stelle darauf hingewieſen, wie der Hauptzweck, den Joſeph mit dieſer Reiſe verfolgte, die unterdeß lockergewordene Verbindung zwiſchen Frankreich und Oeſterreich wo möglich wieder feſter und inniger zu machen, nicht erreicht worden ſei, verliert er ſich ſchließlich in folgendem Raiſonnement:

„Von der andern Seite machte dieſe Reiſe einen Eindruck von ganz anderer Art auf Joſeph. Er war durch die Normandie, durch Bretagne, die Provence, Languedoc, Bourgogne und Franche-Comte gekommen; alle dieſe Provinzen hatten einſt ihre eigenen Souveräne gehabt und waren in der folgenden Zeit allmälig der franzöſiſchen Monarchie einverleibt worden. Dies Alles machte einen lebhaften Eindruck auf ihn und veranlaßte die für ihn niederſchlagende Vergleichung zwiſchen dieſem unter einem Haupte ver-

einten Staatskörper und der deutſchen Reichsverfaſſung, wo er zwar Kaiſer war, worin ſich aber Könige und Souveräne befanden, welche mächtig genug waren, ſich ihm zu widerſetzen, ja ſelbſt Krieg mit ihm zu führen. Hätte es in ſeiner Gewalt geſtanden, er würde unverzüglich alle Provinzen des Reichs zu ſeinen Domänen geſchlagen haben, um ſich zum Souverän dieſes großen Staatskörpers zu machen, und damit ſeine Macht über die Macht aller Monarchen Europas zu erheben. Dieſer Plan beſchäftigte ihn unaufhörlich, und er war der Meinung, das Haus Oeſterreich müſſe denſelben niemals aus den Augen verlieren. Dieſer herrſchſüchtige Grundſatz war es, aus welchem ſeine brennende Begierde, Bayern zu beſitzen, floß; und ungeachtet es ſchien, als wenn der Tod des Kurfürſten von Bayern eben nicht ſo bald erfolgen dürfte, ſo ſchonte doch der Kaiſer nichts, um den Kurfürſten von der Pfalz und ſeine Miniſter in ſein Intereſſe zu ziehen. Der König von Preußen, der immer auf die Schritte des Wiener Hofes aufmerkſam war, gehörte zu denen, welche am erſten dieſes Geheimniß entdeckten. Dieſer Hof war zu gefährlich und zu mächtig, als daß man ihn hätte vernachläſſigen ſollen, und überhaupt muß man die Pläne ſeiner Feinde kennen, wenn man ſich ihnen entgegenſetzen will."

Ja zu dieſen einzig allein auf Grund bloßer Vermuthungen gegen Joſeph erhobenen Beſchuldigungen fügt König Friedrich endlich ſelbſt auch noch die Bemerkungen:

„Zu Wien wartete ein junger, ehrſüchtiger und ruhmbegieriger Kaiſer blos auf eine Gelegenheit, die Ruhe Europa's zu erſchüttern. Er hatte zwei Generale, Lascy und Laudon, die ſich in dem vorigen Kriege einen Ruf erworben hatten. Sein Kriegsheer war beſſer verſehen und auf einem beſſern Fuße als jemals. Er hatte die Zahl der Feldkanonen vermehrt und ſie bis auf zwei tauſend gebracht. Seine Finanzen, welche noch die erſtaunlichen Koſten des letzten Krieges fühlten, waren nicht auf einem ganz ſoliden Fuße. Man ſchätzte die Staatsſchulden auf 100 Millionen Thaler, deren Intereſſen man auf 4 Procent herabgeſetzt hatte; aber das Volk war von den härteſten Auflagen niedergedrückt; mit jedem Tage legte man ihm noch neue auf; und trotz allem Gelde, welches man von den Provinzen erpreßte und in Wien zuſammenbrachte, behielt die Kaiſerin, nach Abzug aller feſtgeſetzten Ausgaben und angewieſenen Jahrgelder, nicht mehr als zwei Millionen übrig, womit

ſie nach Gefallen ſchalten konnte. Es blieb alſo kein anderer Fonds, als vier Millionen Rthlr., die der Feldmarſchall Lascy an der Erhaltung der Armee geſpart hatte; aber durch die Pünktlichkeit, womit die Wiener Bank die Zinſen für die von dem Hofe aufgenommenen Capitale bezahlte, hatte ſie ihren Credit ſowohl in Holland als Genua dergeſtalt gegründet und befeſtigt, daß, wenn der Hof es für dienlich fand, ſeine Zuflucht zu neuen Anleihen zu nehmen, er ſich ſchmeicheln konnte, neue Hülfsquellen zu finden. Man rechne zu dieſem feſtgeſtellten Credit eine Armee von 170,000 Mann, die beſtändig auf den Beinen war, und jeder Leſer wird eingeſtehen, daß Oeſterreich damals eine ungleich furchtbarere Macht beſaß, als die vorigen Kaiſer, ſelbſt Karl V. nicht ausgenommen, ſie je gehabt hatten."

Es bedarf wohl kaum eines beſonderen Hinweiſes, daß dies Schlußwort des königlichen Berichtes die für uns wichtigſten Enthüllungen enthält, und zwar nicht blos wegen ſeiner Bemerkungen über die Erfolge der Thereſianiſchen Staatsverwaltung, ſondern auch und noch mehr deswegen, weil aus demſelben mit voller Klarheit zu erkennen iſt, welche Motive der preußiſchen Einmiſchung in die bayerſche Erbfolgefrage zu Grunde lagen. Zudem brachte aber auch der weitere Verlauf der Angelegenheit dafür, daß es dem König Friedrich lediglich nur darum zu thun war, den Einfluß der öſterreichiſchen und kaiſerlichen Macht in Deutſchland ſo viel wie möglich zu beſchränken, die volle Beſtätigung.

König Friedrich wußte indeß in die Verhältniſſe, ſoweit wir dieſelben oben geſchildert haben, rechtzeitig einzugreifen und dabei doch ſo zu agiren, daß er für ſeine Perſon bis zum entſcheidenden Momente ungenannt blieb.*) Und dabei hatte er auch das Glück zur Ausführung ſeines Planes einen Mann zu gewinnen, auf deſſen Gewandtheit wie Zuverläſſigkeit er in gleichem Maße rechnen konnte. Da es zunächſt darauf ankam, den Herzog von Zweibrücken, der ſich fürchtete, ſich den Kaiſer und den Kurfürſten zu Feinden zu machen, mit Preußen in Verbindung zu bringen, beſchloß Friedrich, zu dieſem Zwecke im Geheimen einen zuverläſſigen Mann nach Mannheim oder Zweibrücken abzuſenden. Zu größerer Sicherung des Geheimniſſes aber wählte er dazu einen Mann, der nicht in ſeinen Dienſten ſtand, und zwar den aus einem reichsritterlichen Geſchlechte ſtammen-

*) Vergl. hierzu Dohm's Denkwürdigkeiten I. Bd. S. 23 ff. Ich gebe die weiteren, höchſt intereſſanten Vorgänge ſo wie ich dieſelben in meiner Biographie Kaiſer Joſeph's II., S. 188 ff. geſchildert habe.

den Grafen Görtz, der jener Zeit in Weimar als Oberhofmeiſter lebte, wo er die Erziehung des nachmaligen Großherzogs Karl Auguſt und deſſen Bruders geleitet hatte. Der Bruder dieſes Grafen Görtz ſtand als General bei der Suite in Friedrich's Dienſten. Dieſen berief er in der Nacht, nachdem er die Nachricht von dem Tode des Kurfürſten Maximilian Joſeph erhalten hatte, zu ſich und eröffnete ihm den Plan, den er mit ſeinem Bruder vorhabe. Graf Görtz ging auf den Wunſch des Königs bereitwillig ein, reiſte, um mit ſeinem Bruder mündlich zu verhandeln, mit einem von Friedrich ſelbſt geſchriebenen, aber nicht unterzeichneten Aufſatze, der ſeine Wünſche enthielt, ſofort nach Weimar ab und brachte daſelbſt auch mit ſeinem Bruder die Sache glücklich zum Abſchluß. Unter dem Vorwande, daß er nach dem Wunſche ſeines Bruders wegen eines wichtigen Familienproceſſes bei dem Reichskammergericht nach Wetzlar gehen müſſe, verließ Friedrich's neuer Vertrauter Weimar ſchon nach wenigen Tagen.

Graf Görtz begab ſich zunächſt nach Regensburg und von da auf einige Tage nach München, wo er mit eigenen Augen ſich von der Beſtürzung überzeugte, in welche Alles durch das Einrücken öſterreichiſcher Truppen in das Bayerland verſetzt worden war. Darauf ging er nach Regensburg zurück, um von da durch die Herzogin Clemens und die altbayerſchen Räthe es dahin zu bringen, daß ihn entweder Karl Theodor oder der Herzog von Zweibrücken als einen zur Erhaltung der Integrität der bayerſchen Länder geſandten preußiſchen Miniſter bei ſich aufnähmen. Wider Vermuthen aber lehnte Karl Theodor nicht nur dieſen an ihn gerichteten Antrag ab, ſondern wußte auch den Herzog von Zweibrücken dahin zu veranlaſſen, daß er ſich auf die Reiſe nach München begab, um die Wiener-Convention ſelbſt zu unterzeichnen, und ſeinem Miniſter zu München, dem zweibrückſchen Geheimrath von Hohenfels, den Befehl zugehen ließ, dies vorläufig in ſeinem Namen zu thun. Da war für Görtz keine Zeit mehr zu verlieren. Im Einverſtändniß mit der Herzogin Clemens und den altbayerſchen Räthen bewirkte er vorerſt von Regensburg aus, daß die Landſtände dringende Gegenvorſtellungen erhoben, und dann reiſte er ſelbſt nach München und wußte auf dem Wege dahin durch ein Schreiben an den Herrn von Hohenfels dieſen dahin zu bringen, daß derſelbe dem Befehle ſeines Herrn zuwiderhandelte, die Unterzeichnung der Convention verſchob, ſeinem Herrn bis Augsburg entgegeneilte und denſelben in Ausſicht auf preußiſche Hülfe zur Aenderung ſeines Entſchluſſes zu bewegen ſuchte. So kam Görtz glücklich zu ſeinem Ziele.

Unter fremdem Namen in München angelangt, brachte ihn ein vertrauter Diener der Herzogin Clemens nach dem Gartenpalais der Prinzeſſin. In dieſem Verſteck hatte er darauf mehrere Conferenzen mit dem Herzoge, und das Endreſultat davon war, daß der Herzog von Zweibrücken ſeinen Beitritt zur Convention vom 3. Januar auf das beſtimmteſte verweigerte. Als dies geſchehen und jede Unterhandlung darüber abgebrochen war, begab ſich der Herzog nach Zweibrücken zurück, wohin ihm Graf Görtz bald folgte, der nunmehr öffentlich als preußiſcher Geſandter bei dieſem Fürſten auftrat.

So hatte nun König Friedrich ſeine Abſicht, einen Vorwand zu ſeiner Einmiſchung in dieſe politiſche Streitfrage zu gewinnen, wirklich erreicht. Um die Sache nun weiter in einen verfaſſungsmäßigen Gang zu bringen, wurde die Proteſtation des Herzogs bei'm Reichstage eingereicht, während zugleich die Mitſtände um kräftige Unterſtützung gegen die verſuchte Beeinträchtigung angegangen wurden. In weiterer Folge davon verband ſich König Friedrich unter'm 28. März 1778 feierlich, die Rechte des Pfälziſchen Hauſes auf die Nachfolge in Bayern gegen die ungerechten Anſprüche des Wiener Hofes mit ſeiner ganzen Macht zu vertheidigen, wogegen ſich der Herzog verpflichtete, ohne Genehmigung des Königs von Preußen keinerlei Vergleich mit dem Wiener Hofe einzugehen. Graf Görtz begab ſich darauf nach Berlin, wurde zum Grand-Maitre de la Garderobe und Staatsminiſter erhoben und veröffentlichte ſpäter das Nähere ſeiner wichtigen Miſſion in der Schrift: „Memoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de Bavière confiée par le Roi de Prusse Fréderic le Grand au Comte Eustache de Görtz. à Frankfurt s. m. 1812.“

Nach ſolchen Vorgängen hätte es ſchwerlich Wunder nehmen können, wenn die Entſcheidung der Sache ſofort auf die Spitze des Schwertes geſtellt worden wäre; und hätte Kaiſer Joſeph ausſchließlich ſeinem eigenen Willen folgen können, würde er ſchwerlich ſich auf weitere Unterhandlungen eingelaſſen haben. Noch aber lebte ſeine erhabene Mutter, welche, ſo tief ſie ſich auch durch die Art und Weiſe verletzt fühlen mußte, wie König Friedrich gegen Oeſterreich in die Schranken trat, doch auch auf der andern Seite wieder ſich nicht verhehlen konnte, daß die in dieſer politiſchen Streitfrage von ihrem kaiſerlichen Sohne auf die Bahn gebrachten Grundſätze auf ſchwachen Rechtsfüßen ſtanden, außerdem aber auch um jeden Preis den Ausbruch eines Krieges

vermieden wiſſen wollte. Und ſo wurden denn auch nach der bereits beſprochenen Zeit die diplomatiſchen Unterhandlungen noch eine längere Zeit fortgeſetzt, wenn auch mit einer Leidenſchaftlichkeit, die nichts weniger als eine Verſöhnung der Parteien, oder ein gegenſeitiges Nachgeben in Ausſicht ſtellte. Gleichzeitig bemächtigte ſich die deutſche Publiciſtik der Streitfrage und ergoß ſich in einer wahren Fluth von Schriften über dieſes Thema. Es erſchienen: „vollſtändige, gründliche, ehrliche, beſcheidene, unparteiiſche Nachrichten," verſteht ſich ebenſo von berufenen wie unberufenen Schriftſtellern, von denen die einen mit ihren Federn für Oeſterreich, die anderen für Preußen in die Schranken traten. Treffend bemerkt hierüber Wolf: „Es gab dies Zeugniß, wie dieſer Dualismus in Deutſchland in's Blut floß und die öffentliche Meinung willkürlich aufgeregt wurde." Im 36. bis 39. Theile der allgemeinen deutſchen Bibliothek ſind nicht weniger denn 288 Bücher über die bayerſche Erbfolge recenſirt, und doch überſtieg die Anzahl der erſchienenen dieſe Summe noch bei weitem. Die wichtigſten dieſer Schriften waren ſelbſtverſtändlich diejenigen, welche von den Cabineten ſelbſt ausgingen, und finden wir hierbei öſterreichiſcherſeits vornehmlich wieder Kaunitz thätig, wogegen für die preußiſche Anſchauung der Sache vorzüglich die Staats- und Cabinetsminiſter Graf von Finkenſtein und Herr von Herzberg in die Schranken traten. Im Intereſſe des Zweibrücker Hofes erſchien eine „Vorlegung der fideicommiſſariſchen Rechte des Chur- und fürſtlichen Hauſes Pfalz," deren Verfaſſer der herzogliche geheime Archivar Bachmann war. Kurſachſen ließ ſeine Rechte durch eine Schrift des Staatsminiſters Freiherrn v. Gutſchmidt vertheidigen, die unter dem Titel erſchien: „Ihro Churfürſtl. Durchlaucht zu Sachſen rechtsbegründete Anſprüche an die bayerſche Allodial-Verlaſſenſchaft." Im Uebrigen*) mögen hier nur noch die öſterreichiſchen Hauptſchriften namhaft gemacht werden. Dieſelben erſchienen unter dem Titel: „Unparteiiſche Gedanken über verſchiedene Fragen bei Gelegenheit der Succeſſion Maximilian Joſeph's," eine Schrift, welche den berühmten Schrötter, Hofrath in der Staatscanzlei, zum Verfaſſer hatte, und dann die ſpäter erſchienene, wahrſcheinlich aus derſelben Feder hervorgegangene: „Ihro Kaiſerl. Königl. Apoſtoliſche Majeſtät Gerechtſame und Maßregeln in Abſicht auf die bayerſche Erbfolge." Der Grundgedanke,

*) Vergl. hierzu Dohm's Denkwürdigkeiten I., S. 84 ff., und Ramshorn, Kaiſer Joſeph II. und ſeine Zeit, S. 194.

der ſich durch alle öſterreichiſchen Staatsſchriften hindurchzieht, war: wie das Recht, ſich über ſtreitige Gegenſtände zu vergleichen, jedem Privatmanne gebühre, ſo gebühre daſſelbe auch jedem Reichsſtande; und da ein ſolcher Fall zwiſchen der Kaiſerin-Königin und dem Kurfürſten ſtattgefunden habe, ſo ſei kein Dritter ermächtigt, die Gründe, bei denen ſich der Kurfürſt beruhigt habe, einer neuen Prüfung zu unterwerfen.

Es bedarf indeß wohl kaum noch einer beſonderen Erwähnung, daß in der ganzen Angelegenheit von Seiten Oeſterreichs nicht blos die Rechtsfrage, ſondern auch und noch vielmehr der Umſtand accentuirt wurde, daß es König Friedrich von Preußen war, der ſich dabei als Schiedsrichter aufwarf, wodurch Maria Thereſia nicht nur einen neuen Beweis davon in die Hände bekam, daß in König Friedrich immer noch ihr „böſer Mann" lebte, ſondern auch in ihrem Anſehen, als Vertreterin einer europäiſchen Großmacht, und in ihrer kaiſerlichen Würde ſich um ſo tiefer verletzt fühlen mußte, je größer die Rückſichtsloſigkeit war, mit der ſich König Friedrich zuerſt in die Sache eingemiſcht hatte und nunmehr dieſelbe weiter verfolgte. Mochte daher immerhin gleich von Anfang an Kaunitz Marien Thereſien hauptſächlich dadurch für ſeine und Joſeph's II. Anſichten gewonnen haben, daß er die erhabene Frau mit der zuverſichtlichen Hoffnung erfüllte, es werde Alles glücklich und ohne einen neuen Krieg mit Preußen ablaufen, mochte ferner die edle Frau ſelbſt nichts ſehnlicher als eine Fortdauer des Friedens wünſchen, ſo ſtellte doch auch ſchließlich wieder ihre perſönliche Würde das unbeſtreitbare Verlangen, Preußen in keiner Weiſe nachzugeben und ſelbſt denjenigen Schritten ihre Genehmigung nicht zu verſagen, wodurch die Ausſicht auf Krieg, wenn nicht unzweifelhaft gemacht, ſo doch um ein Bedeutendes näher gerückt wurde. Das war aber die Erklärung, welche Kaunitz am 1. April 1778 dem preußiſchen Cabinet als Antwort auf deſſen neue Vorſchläge abgab, dahin lautend: „ſein Hof werde die durch Vertrag erworbenen Beſitzungen nicht zurückgeben, auch nicht zugeben, daß ein Reichsſtand ſich zum Vormund und Richter ſeiner Mitſtände aufwerfe; gegen Jeden, der dieſes unternehme, werde er ſich zu vertheidigen wiſſen, auch gegen einen Solchen ſich in den Fall eines Angriffskriegs verſetzt glauben," — während gleichzeitig auf dem Reichstage zu Regensburg der öſterreichiſche Geſandte die Erklärung abgeben mußte: die Kaiſerin-Königin könne auf keinen Fall den Richterſtuhl des Königs von Preußen in dieſer Angelegenheit anerkennen."

Hiermit war der Würfel gefallen und die Angelegenheit in die Bahn hineingelenkt, auf welcher ſie Kaiſer Joſeph II., freilich gegen den Wunſch und Willen ſeiner erhabenen Mutter ſchon längſt gern geſehen hätte. Von Stunde an wurde es in dem Heerlager beider Parteien lebendiger. Während zu derſelben Zeit Oeſterreich bedeutende Truppenmaſſen aus Ungarn, Italien und den Niederlanden entbot und aus denſelben darauf in Böhmen zwei Armeecorps formirte, von denen das eine gegen die ſchleſiſche Grenze, das andere an der Iſar aufgeſtellt ward, außerdem auch in Mähren und Sachſen Heeresabtheilungen zuſammengezogen wurden, und Königsgrätz und Eger ſtarke Befeſtigungen erhielten, erſchien Kaiſer Joſeph II. bereits am 20. April ſelbſt im Lager bei Königsgrätz, um den Oberbefehl über die Armee ſelbſt zu übernehmen. Feldmarſchall Lascy und Andreas Graf von Haddik, der ſich ſchon im ſiebenjährigen Kriege ausgezeichnet hatte und bereits ſeit 1774 Hofkriegsraths-Präſident und Feldmarſchall war, begleiteten den Kaiſer. Ebenſo rührig war man auf preußiſcher Seite. Auch hier erfolgten namhafte Truppenconcentrationen. Ein Theil der Heeresmaſſen verſammelte ſich bei Berlin und wurde unter den Oberbefehl des Prinzen Heinrich geſtellt, und ſollten dieſe Truppen im Fall des Krieges mit den Sachſen vereint in Böhmen einrücken. Die übrigen preußiſchen Streitkräfte ſammelten ſich in Schleſien und Glatz nahe an der böhmiſchen Grenze, und zu dieſen begab ſich der alte König Friedrich am 4. April ſelbſt.

Die Geſchichte wird kaum noch ein zweites Beiſpiel aufzuweiſen haben, wo, wie in dieſer bayerſchen Streitfrage der Fall war, die Häupter und Oberanführer der einander gegenüberſtehenden Kriegsheere ſelbſt auch da noch das Schwert mit der Feder vertauſchten, als bereits jeder einzelne Soldat in den beiderſeitigen Heeren zum Losſchlagen fertig war, wenn man auch darüber nicht in Zweifel ſein kann, warum man ſelbſt noch zu der Zeit zum Schreiben ſeine Zuflucht nahm. Während Kaiſer Joſeph damit ſeiner Mutter willfahrte, die es tief ſchmerzte, noch in ihren alten Tagen ihre Länder dem Elende eines Krieges ausgeſetzt zu ſehen, lag auch dem jener Zeit 66jährigen König Friedrich durchaus nichts am Kriege. Aber ebenſo einzig in ihrer Art iſt auch die Correſpondenz, welche ſich der Zeit zwiſchen Kaiſer Joſeph und Friedrich dem Großen entſpann, und iſt aus derſelben namentlich deutlich zu erkennen, wie Kaiſer Joſeph auf den Moment, in dem es ihm geſtattet ſein würde, ſich mit dem alten Feinde ſeines Hauſes auf dem Felde kriegeriſcher Ehre einmal zu meſſen, mit der äußerſten Ungeduld

wartete und nur mit dem entſchiedenſten Widerſtreben ſeiner erhabenen Mutter zu Gefallen dieſen ſeinen Lieblingsgedanken in den Hintergrund drängte. Daraus wird nun aber auch die Leidenſchaftlichkeit und Bitterkeit erklärlich, welche ſich durch dieſe ganze fürſtliche Correſpondenz in der ausgeprägteſten Weiſe hindurchzieht.

Es kann hier nicht der Ort ſein, dieſen ganzen Briefwechſel einer ausführlichen Erörterung zu unterziehen, dagegen erheiſcht die Kenntnißnahme der in demſelben auf die Bahn gebrachten neuen Friedenspläne wenigſtens einen kurzen Einblick in dieſe denkwürdigen Schriftſtücke. Das erſte Schreiben Joſeph's erhielt Friedrich zu Schönwalde bei Silberberg. Daſſelbe war aus Olmütz datirt und brachte die Unterlage zu einem neuen Vergleich. Nach demſelben ſollte Preußen die Convention vom 3. Januar anerkennen, ſich auch im Voraus mit jedem Tauſche, den der Wiener Hof noch ferner mit Karl Theodor eingehen würde, zufrieden erklären, wogegen Oeſterreich die dereinſtige Verbindung der fränkiſchen Markgrafthümer mit dem preußiſchen Staate, ſowie jeden Tauſch derſelben mit anderen gelegenen Landen gern zugeben, ja ſelbſt befördern werde. Friedrich verwarf auch dieſen Vorſchlag, indem er zur Antwort gab: „Ich habe durchaus kein perſönliches Intereſſe bei der Sache; aber Ew. Majeſtät müßten mich Ihrer Achtung unwerth halten, wenn ich zugebe, daß der Kaiſer nach ſeiner Willkühr mit Reichslanden verfährt, und wenn ich die Rechte und Freiheiten aufopferte, welche ich ſelbſt und meine Mitkurfürſten von unſeren Vorfahren ererbt haben. Es wird mir gewiß ſehr hart fallen, gegen einen Fürſten zu kämpfen, den ich perſönlich achte und liebe; ich ſehe auch wohl ein, wie gelegen Bayern dem öſterreichiſchen Hauſe iſt; aber da ihm jedes Recht zu deſſen Erwerb fehlt, ſo muß ich bitten, andere Vorſchläge zu thun, bei welchen die Rechte des Herzogs von Zweibrücken nicht verletzt werden, auch der Kurfürſt von Sachſen, der, um den Frieden zu erhalten, von ſeinen Forderungen wohl etwas nachlaſſen wird, befriedigt werde." Schließlich verſicherte Friedrich noch dem Kaiſer, daß er mit einem Bruder nicht offener reden könne und bat um Entſchuldigung, wenn er, ein alter Soldat, in ſeinem Schreiben gegen das Ceremoniell gefehlt haben ſollte. „Denn," hieß es, „ich habe weder Miniſter noch Schreiber bei mir, und vierzig Meilen in der Runde Niemand, der mich hierin unterrichten könnte." Und wirklich erfolgten auch jetzt noch neue Vermittelungsverſuche, die aber freilich ebenſo wenig wie die bisherigen zu einem Reſultate führten. Am 24. Juni erklärte endlich Kaunitz: „Wenn der Berliner Hof die gemachten Vorſchläge nicht

annehmen wolle, so sei ein Vergleich unmöglich und jede weiter zu gebende Aufklärung überflüssig," worauf Friedrich unter'm 3. Juli die Erklärung abgab, daß er nun die Unterhandlungen als abgebrochen ansehe, ein Schritt, zu dessen näherer Begründung er übrigens ganz kurze Zeit darauf eine neue Staatsschrift erscheinen ließ, die den Titel führte: „Exposé des motifs qui ont engagé S. M. le Roi de Prusse à s'opposer au démembrement de la Bavière."

Hiernach war nun allerdings der Krieg unvermeidlich, daher denn auch Kaiser Joseph in einem neuen Schreiben an Friedrich, worin er zugleich seiner gereizten Stimmung offenen Ausdruck gibt, mit den Worten schloß: Ich hoffe, Sie an den Ufern der Elbe zu finden; und wenn wir uns geschlagen und Europa ein Schauspiel von Eigensinn gegeben, so stecken wir den Degen in die Scheide. Je savois bien que vous êtes faché contre moi."

Eine nähere Beschreibung des Krieges,*) der, wie bekannt, von kurzer Dauer war und zu nichts Entscheidendem führte, daher auch spottweise „Kartoffelkrieg" genannt wurde, kann, ob derselbe auch nicht ohne historisches Interesse ist, aus naheliegenden Gründen nicht in unserm Plane liegen. Wir verweisen zu dem Ende auf die in der Note angezogenen Quellenschriften und beschränken uns nur auf die nothwendigsten Notizen. Schon die Zahl der Streitkräfte, welche von beiden Seiten in's Feld geführt wurden, rechtfertigt das Interesse, mit dem das gesammte Europa dem neuen Kampfe entgegensah. Die österreichische Armee zählte im Ganzen gegen 200,000 Mann, während die Preußen, durch 22,000 Mann Sachsen verstärkt, eine gleiche Zahl Truppen zusammenbrachten. Das österreichische Hauptcorps unter Kaiser Joseph II. selbst stand in einer durch die Natur schon festen, durch Schanzen und Ueberschwemmungen fast unnehmbar gemachten Stellung bei Königgrätz an den Abhängen des Riesengebirges im Rücken der Elbe; ein anderes Corps unter Haddik und dem Herzog von Sachsen-Teschen war rechts gegen Mähren aufgestellt; ein drittes, zur Deckung der Lausitz und Sachsens bestimmt, stand in der Gegend von Reichenberg. Gegen diese

*) Vergl. Bericht über den Feldzug der preußischen Armee im Jahre 1778 unter Anführung des Königs, Berlin 1789 (verfaßt vom Grafen von Schmettau). Ferner: „Versuch einer militärischen Geschichte des bayerschen Erbfolgekriegs von einem preußischen Offizier (v. Saibl)," Königsberg 1781. Eine Nachricht vom österreichischen General Fürsten von Ligne, der bei Laudon's Heer diente, befindet sich im 17. Theil der „Mélanges militaires et litéraires" desselben. Außerdem „Geständnisse eines österreichischen Veterans." Breslau 1788, und Dohm's Denkwürdigkeiten I. Bd. S. 113 ff.

Streitkräfte operirten nun die Preußen in zwei Corps, von denen das eine unter dem Prinzen Heinrich durch Sachſen in Böhmen einfallen ſollte, während das andere unter dem Oberbefehl des Königs ſelbſt von Schleſien aus zu agiren ſuchte. Indeß kam es, wie bereits erwähnt, zu keinem entſcheidenden Schlage; das Ganze beſchränkte ſich auf Hin- und Hermärſche und unbedeutende Scharmützel. Zwar paſſirten die Preußen das Rieſengebirge, mußten aber ebenſobald ſich wieder zum Rückzuge bequemen. Kaiſer Joſeph, der hieraus allerdings nicht mit Unrecht Hoffnung auf entſchiedeneres Waffenglück ſchöpfte, meldete Solches ſeiner Mutter in einem ausführlichen Schreiben vom 14. Auguſt 1778, aus welchem indeß zugleich hervorgeht, daß auch jetzt noch und zwar in Bezug auf die Art und Weiſe der Kriegführung Maria Thereſia die Hand im Spiele behielt und es an beſtimmten Inſtructionen nicht hatte fehlen laſſen. In dieſem Schreiben Joſeph's an ſeine erhabene Mutter heißt es am Schluß: „Die Großmuth Ew. Majeſtät und die gemeſſenen Befehle, die ich hierin gehabt, den König auf ſeinem Rückzuge nicht zu verfolgen, machen dem Herzen Ew. Majeſtät Ehre; aber mir wurde die Gelegenheit geraubt, zu beweiſen, daß ich ein General in der Gefahr ſein kann, ſo gut wie Friedrich der Einzige."

Indeß ſuchte Maria Thereſia unmittelbar darauf auch noch in anderer, noch directerer Weiſe der Kriegsbegierde ihres Sohnes eine Schranke zu ſetzen. In derſelben Zeit nämlich, wo die eben angegebenen Operationen vor ſich gingen, kam plötzlich im preußiſchen Hauptlager zu Welsdorf ein Fremder an, der ſich als einen Secretär des Fürſten Gallizin, ruſſiſchen Miniſters zu Wien, anmeldete und den König zu ſprechen verlangte. Dieſer angebliche Secretär aber war Niemand anders, als ein geheimer Bote unſerer Heldin, der unſern Leſern ſchon aus unſerer früheren Darſtellung hinlänglich bekannte Herr von Thugut, früherer Miniſter Marien Thereſiens in Conſtantinopel. Derſelbe überbrachte ein eigenhändiges Schreiben ſeiner Monarchin an den König nebſt einer Vollmacht zu neuen Unterhandlungen, und bietet dieſes Schriftſtück unſerer Heldin ein ſo großes Intereſſe, daß wir's uns nicht verſagen, demſelben hier einen Platz einzuräumen. Es lautet daſſelbe wörtlich folgendermaßen:

„Mein Herr Bruder und Vetter!

Durch die Zurückberufung des Baron Riedeſel und durch das Einrücken Ew. Majeſtät Truppen in Böhmen ſehe ich mit innigſter Bekümmerniß den Ausbruch eines neuen Krieges. Mein Alter und meine Geſinnungen zur

Erhaltung des Friedens ſind allgemein bekannt, und ich kann Denenſelben keinen deutlicheren Beweis davon geben, als durch den jetzt von mir gethanen Schritt. Mein mütterliches Herz wird mit Recht beunruhigt, indem ich zwei meiner Söhne und einen geliebten Schwiegerſohn bei der Armee ſehe. Ich thue dieſen Schritt ohne Vorwiſſen des Kaiſers, meines Sohnes; und ich erbitte mir darüber, der Erfolg möge auch ſein, welcher er will, gegen Jedermann Stillſchweigen. Mein Wunſch geht dahin, daß die Unterhandlung wieder angeknüpft und beendigt werde, welche bis jetzt von des Kaiſers Majeſtät geführt und zu meinem größten Leidweſen abgebrochen worden iſt. Der Baron Thugut, welcher Anweiſung und Vollmacht erhalten hat, wird Denenſelben dieſen Brief zu eigenen Händen übergeben. Mit dem heißeſten Wunſche, daß dieſe Unterhandlungen unſere Abſichten in Gemäßheit unſerer Würde und Zufriedenheit erfüllen möge, bitte ich Dieſelben, mit den nämlichen Geſinnungen meinem eifrigen Verlangen zu entſprechen, welches dahin geht, das gute Verſtändniß zwiſchen uns auf immer zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts und ſelbſt unſerer Familien wieder herzuſtellen, indem ich verharre

Ew. Majeſtät

gute Schweſter und Baſe

Maria Thereſia.

Nachſchrift.

In dieſem Augenblicke laufen die Nachrichten vom 8ten und 9ten von der Armee ein, woraus ich Dero Ankunft gegen uns erſehe. Ich eile um deſto mehr, Gegenwärtiges abgehen zu laſſen, aus Furcht, daß irgend etwas vorfallen möchte, wodurch die gegenwärtige Lage könnte geändert werden. Nach Thugut's Abreiſe gedenke ich dem Kaiſer einen Kurier zuzuſenden, um dadurch vielleicht einige ſchnelle Schritte zu verhindern, welches ich von ganzem Herzen wünſche. Ich bin Ew. Majeſtät

gute Schweſter und Baſe

Maria Thereſia.

Die neuen Vorſchläge aber, welche Maria Thereſia durch ihren Abgeſandten dem König vorlegen ließ, liefen auf folgende drei Punkte hinaus:

1) Die Kaiſerin behält von ihren jetzigen Beſitzungen in Bayern einen Län-

derumfang von einer Million Einkünfte und gibt das Uebrige dem Kurfürſten zurück;

2) Sie vergleicht ſich ſofort mit dem Kurfürſten von der Pfalz über einen freiwillig einzugehenden Tauſch dieſer Beſitzungen gegen irgend ein anderes Stück von Bayern, deſſen Ertrag ſich nicht über eine Million beläuft, und welches nicht an Regensburg ſtößt, noch die unbequeme Lage der gegenwärtigen Beſitzungen hat, Bayern mitten von einander zu ſchneiden;

3) Sie verbindet ihre guten Dienſte mit des Königs von Preußen Majeſtät, um unverzüglich eine gerechte und billige Ausgleichung zwiſchen dem Kurfürſten von der Pfalz und dem Kurfürſten von Sachſen in Betreff der Anſprüche des Letzteren auf das bayerſche Allodium zu Stande zu bringen.

Allein auch dieſe Hoffnung der großen Kaiſerin ſcheiterte an dem Widerſpruch des Königs Friedrich, der freilich auch ſeinerſeits wieder Vorſchläge machte, auf welche wieder Oeſterreich nicht eingehen konnte. Der edeln Frau erwuchs aber nunmehr aus der Sache noch ein neuer Kummer, beruhend in dem großen Aergerniß, welches Kaiſer Joſeph an der Sache nahm, ſowie er von dem ohne ſein Vorwiſſen gethanen Schritt ſeiner Mutter Kenntniß bekam. In ſeiner erſten Aufwallung ſchrieb er damals an dieſelbe: wenn ſie auf ſo nachtheilige Bedingungen Frieden ſchließen wolle, werde er nicht nach Wien zurückkehren, noch je ſich ihr wieder nähern, ſondern in Aachen oder einer anderen freien Reichsſtadt nach Sitte der alten Kaiſer ſeine Reſidenz nehmen. In ihrer Herzensangſt berief ſie daher, um Joſeph zu beſänftigen, ihren zweiten Sohn Leopold, Großherzog von Toskana, zu ſich und ſchickte ihn zur Armee.

Die Hauptſache jedoch in der ganzen Angelegenheit, wie dieſelbe dermalen ſtand, war, daß dem König Friedrich ſelbſt an dem Kriege nichts lag, daher denn auch derſelbe in der ſchläfrigſten Weiſe geführt wurde, ſo daß der Winter herankam, ohne daß auch nur eine einzige entſcheidende That erfolgt war. Nun dauerten zwar Feindſeligkeiten im Kleinen noch den ganzen Winter hindurch fort, zur Eröffnung eines neuen Feldzuges kam es jedoch nicht, da inzwiſchen andere europäiſche Mächte in der Sache Partei genommen hatten und dieſelbe doch endlich noch auf diplomatiſchem Wege zur Erledigung brachten.

Von dem Momente an, in welchem ſich Preußen in die Angelegenheit eingemiſcht hatte, war dieſelbe zu einer europäiſchen geworden, ſo daß nun auch die übrigen europäiſchen Großſtaaten, namentlich Frankreich und Rußland, in der-

ſelben ihr Votum abgeben durften, trotzdem ſich's dabei ausſchließlich um rein deutſche Intereſſen handelte. Die politiſche Anſchauung, welche der Zeit gerade an jenen Höfen in Curs war, blieb daher auch bei Erledigung dieſer ausſchließlich deutſchen Frage nicht ohne merklichen Einfluß. Als wir oben der Reiſe gedachten, welche Kaiſer Joſeph im Jahre 1777 nach Frankreich unternahm, wurde mit einem kurzen Worte bereits darauf hingewieſen, wie jener Zeit das franzöſiſche Cabinet gegen Oeſterreich geſinnt war. Zum rechten Verſtändniß der die bayerſche Erbfolge betreffenden Schlußverhandlungen iſt es nothwendig, jene obigen Bemerkungen durch noch einige nähere Angaben zu vervollſtändigen. Die ebenfalls von uns früher erzählte Vermählung des Dauphins, nachmaligen Königs Ludwig's XVI. mit Maria Antoinette gab der innigen Verbindung der Häuſer Bourbon und Lothringen-Habsburg die letzte Unterlage. Bald darauf aber wurde der Mann, der franzöſiſcherſeits für dieſe Verbindung am meiſten gewirkt hatte, der Herzog von Choiſeul, geſtürzt. Mit ſeinem Falle ſchwanden in dem franzöſiſchen Cabinet die Sympathien für Oeſterreich und gewann ſeitdem in Verſailles die antiöſterreichiſche Partei die Oberhand. Ebenſoſehr wie Choiſeul die Verbindung mit Oeſterreich betrieben hatte, gleichgroße Mühe gab ſich Choiſeul's Nachfolger, der Herzog von Aiguillon, die Verhältniſſe mit Preußen wieder herzuſtellen. Auch der Tod Ludwig's XV. und die Erhebung Maria Antoinette's und ihres Gemahls auf den Thron Frankreichs änderte in dem geſpannten Verhältniß des franzöſiſchen Cabinets zu Oeſterreich nichts. Nach dem Herzoge von Aiguillon erhielt Graf Vergennes die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, ein kalter, tiefſchauender und gewandter Mann, von völlig antiöſterreichiſcher Geſinnung, deſſen ganzes Streben dahin ging, den Mächten zweiten Ranges die Hand zu reichen, Preußen zu unterſtützen, um den franzöſiſchen Einfluß in Deutſchland zu erobern und feſtzuhalten, ſowie jede Vergrößerung Oeſterreichs zu verhindern und England von dem Feſtlande zu trennen.

Dieſe Erkaltung des franzöſiſchen Cabinets gegen Oeſterreich verurſachte in Wien ſo große Verſtimmung, daß ſelbſt der ſonſt ſo ſchweigſame und verſchloſſene Kaunitz ſein Mißfallen offen zu erkennen gab. Ja endlich führte dieſe Spannung der beiden Höfe ſelbſt noch zu einer diplomatiſchen Niederlage Oeſterreichs. Gleichzeitig nämlich traten Rußlands Abſichten auf die Türkei in ſo markirter Weiſe zu Tage, daß Oeſterreich unmöglich dabei gleichgiltig bleiben konnte. Um alſo Rußland das Gegengewicht zu halten und Frankreichs Ver-

trauen wiederzugewinnen, wurde der Baron Thugut nach Paris geſendet, um dort ein Schutzbündniß für die Türken gegen Rußland einzuleiten. Allein unter dem Vorwande, es möchte ein ſolches Bündniß Europa beunruhigen, lehnte der franzöſiſche Staatsrath dieſen Vorſchlag ab, die Erklärung hinzufügend, es wäre ja Zeit, dies Bündniß zu ſchließen, wenn der Pforte wirklich ein Angriff drohe.

So ſtanden die Sachen, als Kaiſer Joſeph ſelbſt nach Paris ging, nicht blos um Frankreich mit ſeiner glänzenden Hauptſtadt näher kennen zu lernen und ſeine theure Schweſter einmal wieder zu ſehen, ſondern auch um zwiſchen dem Verſailler und dem Wiener Hofe wo möglich das alte freundſchaftliche Verhältniß wieder herzuſtellen. Allein ob ihm auch während ſeines ſechswöchentlichen Aufenthaltes in Paris aller Orten die höchſte Auszeichnung zu Theil wurde, hatte doch der Hof in Bezug auf alle politiſchen Fragen fortwährend die größte Rückhaltung beobachtet, ſo daß er alſo ſcheiden mußte, ohne in Bezug auf Herſtellung des alten innigen Verhältniſſes etwas erreicht zu haben. Und in dieſem geſpannten, wenigſtens der alten Innigkeit völlig ermangelnden Verhältniß zu einander ſtanden der Verſailler und Wiener Hof auch noch zu der Zeit, als die bayerſche Erbfolgefrage zum Austrag gebracht werden ſollte. Friedrich der Große war gewandt genug, für ſein Intereſſe hieraus möglichſt großen Vortheil zu ziehen. Nicht nur daß er durch ſeine Unterhandlungen mit Frankreich dieſes ſo günſtig für ſich zu ſtimmen wußte, daß das Verſailler Cabinet den Kaiſer Joſeph in der bayerſchen Frage zur Nachgiebigkeit ermahnte, ſo erwies ihm das franzöſiſche Cabinet auch noch einen anderen guten Dienſt, und zwar einen Dienſt, der auf den Wiener Hof einen noch viel ſtärkeren Eindruck machte, und insbeſondere bei der edeln Kaiſerin Maria Thereſia den Ausſchlag gab, ſchließlich unter allen Umſtänden auf Herſtellung des Friedens zu dringen.

In derſelben Zeit nämlich, in der Frankreich mit in die bayerſche Streitfrage näher hereingezogen ward, hatte ſich König Friedrich auch an das Petersburger Cabinet gewendet, indem er in Folge ſeines Bündniſſes mit Rußland eine Unterſtützung durch ruſſiſche Truppen zu beanſpruchen hatte. Da aber nun in derſelben Zeit neue Mißhelligkeiten mit der Pforte ausgebrochen waren, die jeden Augenblick die Erneuerung des Krieges befürchten ließen, ſah ſich Rußland außer Stande, dieſer ſeiner Bundesverpflichtung gegen Preußen nachzukommen. Demnach mußte es in Friedrich's Intereſſe liegen, die Pforte wenigſtens noch vor der Hand vom Kriege gegen Rußland abzuhalten. Und zu dem Ende wendete er ſich

abermals an den Hof von Verſailles, durch deſſen Einfluß denn wirklich auch die Pforte zu friedlicheren Geſinnungen gegen Rußland gebracht wurde, ſo daß die Kaiſerin Katharina II. von Rußland wieder völlig freie Hand bekam. Und wie Friedrich ſo benutzte nun auch ſie den ihr gebotenen Vortheil und verlangte, in die ausſchließlich deutſche Angelegenheit nun ebenfalls direct ſich einmiſchend, in ziemlich hohem Tone vom Wiener Hofe Nachgiebigkeit, widrigenfalls ſie für Preußen Partei ergreifen werde.

Es unterliegt ſchwerlich einem Zweifel, daß, wenn es Joſeph II. geſtattet geweſen wäre, vollkommen ſelbſtändig zu handeln, er ſich ſchwerlich durch dieſe ruſſiſche Drohung würde haben abhalten laſſen, den Krieg gegen Preußen fortzuſetzen. Deſto größeren Eindruck machte die drohende Stellung Rußlands dagegen auf die edle Maria Thereſia. Um jeden Preis nach dem Frieden verlangend, trug ſie endlich auf franzöſiſche und ruſſiſche Vermittelung an, worein ſich ſchließlich, wenn auch mit Widerwillen, auch Kaiſer Joſeph und Kaunitz fügten. Und nachdem man ſo durch eine Menge von Verhandlungen über die Grundlagen des Friedens übereingekommen war, wurde die Stadt Teſchen im öſterreichiſchen Schleſien zum Verſammlungsort der Bevollmächtigten beſtimmt.

Teſchen.

Auf dieſem Congreß, der alſo in Teſchen abgehalten wurde und vom März bis zum Mai 1779 dauerte, erſchienen als Bevollmächtigte für Rußland Fürſt Nicolaus Repnin, für Frankreich Baron Ludwig Auguſt Breteuil, für Oeſterreich der Graf Johann Philipp von Cobenzl, für Preußen der Frei-

herr Johann Hermann von Riedesel, für den Kurfürsten von der Pfalz Graf Anton von Törring-Seefeld, für den Kurfürsten von Sachsen Graf Friedrich August von Zinzendorf und endlich für den Herzog von Zweibrücken Herr Christian von Hohenfels.

Den Grund, auf dem am 13. Mai 1779 — dem Geburtstage Maria Theresia's — der Friede abgeschlossen wurde, bildeten drei Haupttraktate: der eine zwischen Oesterreich und Preußen, mit Einschluß Kurhessens, der andere zwischen Oesterreich und dem kurpfälzischen Hause, und der dritte zwischen Kurpfalz und Kursachsen. Die Bedingungen*) des Friedens dagegen waren folgende:

Die Kaiserin-Königin räumt alle besetzten Landestheile, vernichtet die Convention vom 3. Januar und verzichtet für sich und ihre Erben auf alle Ansprüche und die Erbfolge des verstorbenen Kurfürsten. Sie tritt an Kurpfalz die Herrschaft Mindelheim nebst den Rechten der Krone Böhmen auf einige zur Grafschaft Schönburg gehörige Herrschaften ab, und wird dem kurpfälzischen Hause die bisherigen Lehen in der Oberpfalz auf gleiche Weise verleihen, wie sie Kurbayern besessen. Dagegen tritt der Kurfürst von der Pfalz, jedoch nur als Tausch und zur Erwiederung der von Oesterreich erhaltenen Freundschaftszeichen, für sich und seine Erben ab: den Theil des Oberamtes Burghausen, welcher zwischen der Donau, Salza und dem Inn liegt. (Dieses sogenannte Innviertel macht ungefähr ein Sechszehntheil von ganz Bayern aus, während die von Oesterreich besetzten Landestheile beinahe die Hälfte erreicht haben würden.) Der Herzog von Zweibrücken gibt in einer besonderen Akte seine Zustimmung. In dem Vertrage mit Preußen wird gemeinschaftliche Verwendung bei Kaiser und Reich zugesagt, um dem kurpfälzischen Hause die Reichslehen, welche die bayerische Linie hatte, in Bayern und Schwaben zu verleihen, ebenso, daß Mecklenburg das „privilegium de non appellando" zur Entschädigung erhalte. An Kursachsen ferner verpflichtet sich Kurpfalz sechs Millionen Gulden nach dem 24-Guldenfuß in 24 halbjährigen Terminen zu bezahlen und jene von der Krone Böhmen abgetretenen Rechte über die schönburgischen Herr-

*) Vergl. Martens II., S. 661 ff. Auch finden sich dieselben in extenso mitgetheilt in Groß-Hoffinger's Archiv zur Geschichte Joseph's II., ebenso in Herzberg's Recueil Vol II., S. 267 und vielen anderen Sammlungen. Wir folgen, wie wir in der Biographie Joseph's II. gethan haben, der Darstellung Pfister's in seiner Geschichte der Deutschen V, S. 456 ff.

ſchaften zu überlaſſen, wogegen Kurſachſen allen ſeinen Allodialforderungen entſagt und Kurpfalz alle von der Erbfolge herrührenden Schulden übernimmt. Dem kurpfälziſchen Hauſe verkürzen die contrahirenden und vermittelnden Mächte, mit Einſchluß der bisher ausgeſchloſſenen zweiten Birkenfelder Linie, die beſtehenden Familienverträge (eine Beſtimmung, in welche Kurfürſt Karl Theodor aus Rückſicht für ſeine natürlichen Kinder ſehr ungern einwilligte). Endlich verpflichtet ſich die Kaiſerin-Königin der dereinſtigen Vereinigung der Markgrafthümer Anſpach und Baireuth mit der Primogenitur des Kurhauſes Brandenburg kein Hinderniß und keinen Einſpruch entgegenzuſetzen; in dem Falle als dieſe Vereinigung erfolgt, verzichtet die Kaiſerin auf die in den Markgrafthümern gelegenen böhmiſchen Lehen, der König von Preußen aber auf die in dem Erzherzogthum Oeſterreich gelegenen brandenburgiſchen Lehen. Uebrigens wurden der Weſtphäliſche, der Breslauer, der Berliner-Dresdener Friede neu beſtätigt in dieſen Frieden aufgenommen. Joſeph, als Mitregent von Oeſterreich tritt bei. Kaiſer und Reich werden von ſämmtlichen Contrahenten um Einſtimmung zu dem ganzen Friedenstraktat erſucht, wogegen die vermittelnden Mächte die Bürgſchaft deſſelben übernehmen.

Dies in kurzem die Beſtimmungen dieſes denkwürdigen Friedens, der von den Geſchichtſchreibern der früheren wie der neueren Zeit die verſchiedenartigſte Beurtheilung gefunden hat. Während die Einen Friedrich's Uneigennützigkeit (?) preißen und dabei an der ruſſiſchen Einmiſchung in die Sache keinen Anſtoß nehmen, ſtellen Andere das bei dem Frieden verletzte deutſche Intereſſe in den Vordergrund und beklagen den Kaiſer Joſeph, den in der Sache eben ausſchließlich das rein deutſche Intereſſe geleitet habe. Und dieſer letzteren Anſicht huldigt denn auch der größte Meiſter der Geſchichtſchreibung in der neueren Zeit, der ehrwürdige Schloſſer, welcher in ſeiner „Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts“ III. Bd. 1. Abthlg., S. 357, über den Teſchener Frieden bemerkt: „Die Bedingungen des Friedens zu Teſchen ſchienen für Preußen ehrenvoll, da von Oeſterreich und den vermittelnden Mächten förmlich zugeſtanden ward, daß Anſpach und Baireuth künftig mit Friedrich's Staate ſollten verbunden werden, ſobald der regierende Markgraf ohne Erben, d. h. ohne ſolche Söhne, die nach deutſchem Geſetz in Deutſchland regieren könnten, ſterben werde. Oeſterreich dagegen hatte drittehalbhundert Quadratmeilen von Bayern in Anſpruch genommen und erhielt nur vierunddreißig; allein trotz aller ſcheinbaren über Oeſterreich

erhaltenen Vortheile, trotz alles Berliner Posaunens über den Ruhm der Erhaltung sogenannter deutscher Freiheit, von der Niemand etwas entdecken konnte, und über den Schutz, den die deutschen Fürsten von Preußen gegen ihren Kaiser erwarten könnten, hatte sich der große König durch den Erbfolgekrieg in eine schiefe Stellung gebracht. Friedrich selbst nämlich zog ja jetzt Rußland in deutsche innere Angelegenheiten; er gab der russischen Regierung Vorwand und Anlaß, sich nach ihrer Manier gebietend entweder Oesterreichs oder Preußens anzunehmen, er schwächte das Reich, als er den engherzigen bayerschen Patriotismus gegen das deutsche Nationalgefühl in Schutz nahm, und nöthigte, als er selbst russischer Client ward, den wahrhaft deutschen Kaiser, sich ebenfalls russische Clientschaft gefallen zu lassen" — Gedanken, die wir auch von Kaiser Joseph selbst ausgesprochen finden, der jener Zeit einen Brief, den er an einen seiner Freunde schrieb, mit den Worten schloß: „Zwar genehmigte ich, um die Kaiserin nicht zu betrüben, den Frieden und leistete die Garantie hierüber. Ich kann aber mein Betragen hierbei mit jenem von Karl V. in Afrika vergleichen, der nach einem niedrigen Feldzuge mit seiner Flotte nach Spanien zurückkehrte; er stieg zwar auch zu Schiff, war aber der Letzte, der es that. Ich bin, wie einer der venetianischen Generals, der im Kriege ihre Landarmee commandirt und in dieser Absicht die Bestallung der Republik erhält. — Wenn die Feldzüge vorbei sind, so bekommt er eine Pension. Leben Sie zufrieden als ein Weiser; genießen Sie alle Reize Ihres Privatstandes und beneiden Sie ja das Glück der Könige nicht."

Mit größerer Aufmerksamkeit aber als auf ihn, den großen Sohn, muß sich selbstverständlich unser Blick hier auf die edle, hochherzige Mutter lenken. Und wer wollte der frommen, nur für das Wohl und Glück ihrer Staaten lebenden Frau darum einen Vorwurf machen, daß sie den Spätabend ihres Lebens frei von Krieg und ihre Völker vor neuem Kriegselend um jeden Preis sicher gestellt zu sehen wünschte?

Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor von Cöln und Münſter.

Während die in dem letzten Abſchnitte beſprochene bayerſche Erbfolgefrage der Welt enthüllt hatte, mit welcher Eiferſucht Preußen über ſeine ſeit den ſchleſiſchen Kriegen gewonnene Großmachtſtellung wachte, und mit welcher Entſchiedenheit es jeder Erweiterung der kaiſerlichen Autorität und des kaiſerlichen Einfluſſes im deutſchen Reichsverbande entgegenzutreten entſchloſſen war, ſollten die letzten Lebenstage unſerer Heldin auch noch davon Zeugniß bringen, wie ſich dieſer verhängnißvolle Zwieſpalt zwiſchen den beiden deutſchen Großſtaaten weiter und weiter fortſpann. Und — merkwürdig genug — mit derſelben Beſtimmtheit, mit welcher Maria Thereſia in jener bayerſchen Streitfrage ihren Sohn Joſeph zur Reſignation nöthigte, mit derſelben Beſtimmtheit trat ſie in der gleich näher zu beſprechenden, neuen Streitfrage für einen andern ihrer Söhne in die Schranken.

Als wir in unſerer früheren Darſtellung von dem Familienleben unſerer Heldin ſprachen, wurde mehrfach auch darauf hingewieſen, mit welch zärtlicher Liebe und Fürſorge ſie jedem einzelnen ihrer Kinder ein glückliches Loos zu bereiten bemüht war.*) Ja, noch bei ihren Lebzeiten wo möglich alle ihre Kinder gut verſorgt und in möglichſt unabhängiger Lage von ihrem älteſten Sohne und Nachfolger zu wiſſen, war daher ein Lieblingsgedanke von ihr und eine Sache des Herzens. Und wie zahlreich auch ihre Familie war, bei den meiſten ihrer Kinder ging ihr dieſer Wunſch in Erfüllung. Durch drei ihrer Töchter war Oeſterreich mit dem Bourboniſchen Hauſe verſchwägert worden; zwei derſelben

*) Vergl. hierzu den Abſchnitt S. 229 ff. in meinem Buche: „Kaiſer Joſeph II. und ſeine Zeit."

trugen die Kronen von Frankreich und Neapel, die dritte war mit dem Herzoge von Parma vermählt. Eine vierte Tochter lebte in glücklicher Ehe mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Teschen. Von ihren Söhnen besaß der zweite, Leopold, das von seinem Vater ererbte Großherzogthum Toskana, und der dritte, Ferdinand, war Gouverneur von Mailand und hatte dazu in Folge seiner Vermählung mit der Tochter des letzten Herzogs von Modena wohlbegründete Ansprüche und Aussicht auf das Herzogthum Modena. Ihr jüngster Sohn, Maximilian, der sich für den geistlichen Stand bestimmte, war Coadjutor seines väterlichen Oheims, des Hoch- und Deutschmeisters Herzogs Karl von Lothringen.

In derselben Zeit nun, in welcher der bayersche Erbfolgestreit spielte, wurde von Seiten des österreichischen Cabinets darauf hingearbeitet, auch diesem zuletztgenannten Sohne unserer Heldin eine bessere Versorgung zu verschaffen, zu welchem Ende derselbe mit noch mehreren geistlichen Fürstenthümern und zwar zunächst mit dem Erzstift, Kurfürstenthum Cöln und dem Hochstift Fürstenthum Münster bedacht werden sollte. Der Plan ging von Kaunitz aus und kündigte sich als ebenso vortheilhaft für den Prinzen selbst an, wie er dem Mutterherzen Maria Theresia's wohlthat, außerdem aber auch dem Kaiser Joseph sich besonders noch dadurch empfahl, daß, wenn derselbe verwirklicht wurde, dem Wiener Hofe leicht ein erweiterter Einfluß im deutschen Reiche verschafft werden konnte. Der Verwirklichung des Planes aber durfte jener Zeit gerade um so zuversichtlicher entgegengesehen werden, je wahrscheinlicher es war, daß die genannten beiden geistlichen Fürstenthümer bald zur Erledigung kommen würden, indem dieselben jener Zeit einen sehr hochbejahrten Mann, Maximilian Friedrich (derselbe war 1708 geboren) zum Regenten hatten. Zudem kam endlich, daß diese Lande gerade in dem Theile Deutschlands lagen, wo der preußische Einfluß am stärksten war, somit aber auch dem österreichischen Cabinet es um so wünschenswerther erscheinen mußte, hier festen Fuß zu fassen.

Allein in demselben Maße, wie die Mutterliebe Maria Theresia's in dem Gedanken an die hierdurch in Aussicht gestellte vortheilhaftere und glücklichere Stellung ihres Sohnes Befriedigung fand, ebenso gewaltig waren die Hindernisse, die sich der Ausführung dieses Planes entgegenstellten, und zwar wurde demselben nicht blos direct, sondern auch indirect entgegengearbeitet. Directer Widerstand fand sich in den Capiteln von Cöln und Münster selbst, indirecter in

der diplomatischen Welt, die auch hierbei wieder in einer Weise thätig wurde, welche ganz unwillkürlich an das mit der Theilung Polens verbundene Intriguenspiel erinnert. Einmal nämlich lag es im Interesse Frankreichs, das Kurfürstenthum an einen Prinzen eines minder mächtigen Hauses kommen zu lassen, ein Begehr, das dann auch von Preußen, sowie dasselbe von der Sache Kenntniß erhalten hatte, auf das Nachdrücklichste unterstützt wurde; dann aber mußte von Seiten Oesterreichs auch auf den russischen Einfluß Rücksicht genommen werden, da, wenn Preußen vollends noch auf die Mitwirkung dieser Macht rechnen durfte, ein Gelingen des österreichischen Planes schwerlich zu erhoffen stand. Ja bei der hohen Präponderanz, welche der Stimme Rußlands im Rathe der Großen seit dem Teschener Frieden eingeräumt worden war, mußte nothwendig Oesterreich seine Hauptaufgabe darin suchen, Katharina II. von Rußland ihrem bisherigen Bundesgenossen zu entfremden und deren Stimme für sich zu gewinnen.

Wie die ganze Regierungszeit Maria Thresia's hindurch wir bei den schwierigsten und verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen stets Kaunitz in den Vordergrund treten sehen, so erscheint derselbe auch in der Angelegenheit, um die sich's dermalen handelte, als diejenige Persönlichkeit, welche die Hauptrolle spielte und nach allen Seiten hin so geschickt zu agiren verstand, daß schließlich ein günstiger Erfolg um so weniger ausbleiben konnte, je lebhafter sich an der Sache auch Kaiser Joseph betheiligte. Ja, auf ihn lenkt sich bei weiterer Verfolgung der ebenso verwickelten wie interessanten Angelegenheit die Aufmerksamkeit des Beobachters zunächst.

Wie bereits erwähnt, sah das Wiener Cabinet sich die Hauptaufgabe vorerst darin gestellt, daß Rußland gewonnen und dem österreichischen Plane geneigt gemacht werde. Da aber zur Lösung einer so schwierigen diplomatischen Aufgabe nur ein Gesandter von sehr hohem Range tauglich schien, entschloß sich Kaiser Joseph zu einer Reise zur russischen Kaiserin, und bedarf es wohl nicht erst noch einer besonderen Auseinandersetzung, daß dieses Unternehmen schon an sich mehr als eine Bürgschaft in sich trug, in der fraglichen Angelegenheit zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Dazu kam, daß gerade jener Zeit sich auch eine gute Gelegenheit darbot, diese Reise in der Oeffentlichkeit lediglich als eine solche erscheinen zu lassen, der alle und jede politische Motive fremd seien. Eben jener Zeit nämlich traf Katharina Vorbereitungen zu einem Besuche ihrer neuen Erwerbungen in Polen; ein Zusammentreffen daselbst mit dem reiselusti-

gen Kaiser konnte in dem Uneingeweihten höchstens nur dunkle Vermuthungen erzeugen.

Kaiser Joseph bezeigte also dem russischen Gesandten in Wien, dem Fürsten von Galyczin, sein Verlangen, der großen Beherrscherin des Nordens in eigener Person seine Aufwartung zu machen, und von dieser Huldigung des ersten Monarchen Europa's geschmeichelt, bestimmte Katharina II. die Stadt Mohilew am Dnepr zum Orte ihrer Zusammenkunft. Am 23. Mai 1780 traf der Kaiser, am 25. die Kaiserin daselbst ein. Am 10. Juni reisten dann Beide bis Smolensk, wo sie sich trennten, indem Katharina sich nach Petersburg, Joseph nach Moskau begab. Von da ging Joseph jedoch ebenfalls nach Petersburg, verweilte daselbst vom 28. Juni bis 19. Juli, reiste dann über Riga, Mitau ꝛc. zurück und traf am 20. August wieder in Wien ein.

Näher auf diese Reise*) Joseph's und die damit verbundene denkwürdige Zusammenkunft desselben mit der russischen Zarin einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es genügt, des Resultates derselben zu gedenken, und entsprach dasselbe den Erwartungen, mit denen Kaiser Joseph den Ausflug unternommen hatte, vollkommen. Nicht nur, daß sich in Bezug auf einzelne politische Pläne die beiden Souveräne gegenseitig verständigten, so wurde auch der Hauptzweck, Rußland dem preußischen Interesse zu entfremden, vollkommen erreicht. Wie wir in unserer früheren Darstellung erwähnt haben, war die Allianz zwischen Rußland und Preußen zuerst im Jahre 1764 auf acht Jahre abgeschlossen und im Jahre 1772 auf die Dauer eines gleichen Zeitraumes erneuert worden. Gegenwärtig, wo dieser Zeitraum ablief, verzögerte Katharina nicht blos die Erneuerung des Bundes, welche Preußen eifrig betrieb, sondern lehnte dieselbe zuletzt ganz ab. Ja trotzdem, daß König Friedrich II. von Preußen, um die alte Allianz mit Rußland aufrecht zu erhalten, kurz nach Joseph's Abreise von Petersburg, seinen Neffen und Thronfolger, den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, ebenfalls nach Petersburg sendete, ließ sich die Kaiserin Katharina II. von der freundschaftlichen Verbindung, welche sie eben mit Oesterreich angeknüpft hatte, nicht wieder abbringen. So sehr sie auch ihren hohen preußischen Gast mit den glänzendsten Festen zu unterhalten suchte und mit Ehren- und Freundschaftsbezeugungen überhäufte, war und blieb doch ihre alte Allianz mit Preußen gelöst.

*) Vergl. Dohm's Denkwürdigkeiten und mein: „Kaiser Joseph II. und seine Zeit."

Und welchen Einfluß Joseph's Reise nach Petersburg endlich auch auf die Entscheidung der Wahlangelegenheit seines Bruders, des Erzherzogs Maximilian, hatte, sollte, wie gleich weiter erzählt werden wird, die Welt schon noch im August des Jahres 1780 erfahren.

In derselben Zeit, in welcher Kaiser Joseph die Kaiserin Katharina II. dem österreichischen Interesse zu gewinnen wußte, wurde nun auch direct in Cöln und Münster, in den Capiteln selbst, für die projectirte Wahl des Erzherzogs Maximilian gearbeitet; und wird man bei einer näheren Betrachtung der Theresianischen und Josephinischen Zeit irgendwo genöthigt, die außerordentliche diplomatische Gewandtheit Kaunitz's und der unter ihm und unter seiner Anleitung dienenden Staatsmänner zu bewundern, so muß Solches vor Allem von der Thätigkeit gesagt werden, welche von den österreichischen Diplomaten bei der hier in Frage kommenden Angelegenheit entwickelt wurde. Die ausführlichste und dabei beste Darstellung dieses Ereignisses verdanken wir einem preußischen Staatsmanne, dem schon mehrfach erwähnten Dohm, welcher jener Zeit (1779) auf die Empfehlung des Ministers Herzberg als Geheimer Archivar und Kriegsrath beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt worden war, später als bevollmächtigter Minister am kurcölnischen Hofe fungirte und in der Angelegenheit, mit der wir es hier zu thun haben, selbst mit thätig war. In seinem berühmten Werke: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" (5 Bde. Lemgo 1814—19) hat derselbe diesem Gegenstande im ersten Bande ein eigenes sehr umfangreiches Capitel (das siebente, S. 295 bis 378) gewidmet, ein Exposé, das wir unserer Darstellung zum Grunde legen.

Die nächste und größte Schwierigkeit, die sich der Ausführung des österreichischen Planes entgegenstellte, lag in dem Widerwillen, welchen der Kurfürst Maximilian Friedrich selbst gegen die Annahme eines Coadjutors bezeigte. Obgleich derselbe bereits in hohem Alter stand, dachte er jener Zeit doch noch nicht im entferntesten daran, sich einen Coadjutor beigeben zu lassen. Der preußische Gesandte in Cöln, Herr von Emminghaus, versicherte noch im Frühling des Jahres 1780, daß Kurfürst Maximilian Friedrich durchaus abgeneigt sei, einen Coadjutor sich beiordnen zu lassen. Nur in Bezug auf das Fürstbisthum Münster hatte er mehrmals erklärt, daß, wenn je zunehmendes Alter oder irgend andere Gründe ihn bestimmen sollten, einen Coadjutor für das Hochstift zu begehren, er dieses nie anders als unter der Bedingung thun werde, wenn er sich zuvor ver-

sichert hätte, daß die Wahl des Domcapitels auf seinen dermaligen Minister, den Domherrn Friedrich Wilhelm Franz von Fürstenberg, fallen werde. Dieses Wohlwollen gegen Fürstenberg aber hatte seine volle Berechtigung, indem dieser geistliche Staatsmann die ihm anvertraute Verwaltung des Münsterlandes sich in der verständigsten und gedeihlichsten Weise angelegen sein ließ. Und daher betrachtete man denn auch allgemein Fürstenberg als künftigen Regenten des Fürstenthums Münster. Im cölnischen Domcapitel dagegen war keiner, für den der Kurfürst oder das Domcapitel sich auf so bestimmte Weise bereits erklärt hätte, wenn auch der Mann, der jener Zeit hier als Staatsminister fungirte, Freiherr von Belderbusch, die Verwaltung des Landes unter ebenso unbeschränktem Vertrauen des Kurfürsten leitete, wie Fürstenberg in Münster.

Da nun nach dem kanonischen Rechte einem Bischofe ein Coadjutor nie anders gegeben werden kann, als wenn er selbst einen solchen begehrt, so war das Erste, worauf von Seiten Kaunitz's zu Gunsten seines Planes nothwendig hingearbeitet werden mußte, die Abneigung des Kurfürsten gegen eine Coadjutorwahl zu überwinden und ihn zuvörderst der Annahme eines Coadjutors überhaupt dann des Sohnes von Maria Theresia geneigt zu machen. Um aber Solches zu bewirken, gewann Kaunitz für seinen Entwurf den bereits genannten kurcölnischen Staatsminister, Freiherrn von Belderbusch, einen Mann, von früher Jugend an am Hofe gebildet und in den Staatsgeschäften ebenso gewandt, wie von seinem Herrn hochgeachtet. Die Begierde, auch bei einem künftigen Regenten das gleiche Ansehen zu behaupten, sowie die Aussicht auf die mannigfachen Vortheile, welche die Gunst des kaiserlichen Hofes geben konnte, waren die Triebfedern, welche Belderbusch bestimmten, in die Wünsche des Fürsten Kaunitz einzugehen und es zu übernehmen, die Ausführung des österreichischen Entwurfs zu leiten; und so schwierig auch die Aufgabe erscheinen mochte, in ebenso kurzer Zeit sollte Kaunitz erfahren, daß er zur Lösung derselben den rechten Mann ausfindig gemacht hatte, ob auch die Art und Weise, wie Belderbusch zu seinem Ziele zu kommen wußte, ihn weniger als redlichen, als vielmehr als schlauen Diplomaten kennzeichnet.

Da das Ziel nicht auf geradem Wege zu erreichen war — denn in solchem Falle hätte der Kurfürst Maximilian Friedrich geradezu von dem österreichischen Plane unterrichtet werden müssen —, wählte Belderbusch einen Umweg, der ein Gelingen des Unternehmens in um so sicherere Aussicht stellte. Zu dem Ende

entwarf Belderbusch den Plan, daß der Gedanke, einen Coadjutor zu wählen, aus dem Domcapitel selbst hervorgehen und ein Glied desselben als Bewerber auftreten sollte, gegen welches voraussichtlich sowohl bei dem Kurfürsten selbst, als auch bei der Mehrheit der Capitularen Widerspruch erhoben werden würde. Werde dann, wie vorauszusehen war, das Bestreben dieses Bewerbers scheitern, so würde, wie Belderbusch richtig weiter calculirte, der Kurfürst, mit dem Gedanken an eine Coadjutorie einmal vertraut gemacht, gewiß auch nicht anstehen, sich für den Gegencandidaten, den Erzherzog Maximilian zu entscheiden. Zufolge dieses Planes kam es also zunächst darauf an, aus dem Cölner Domcapitel diejenige Persönlichkeit herauszusuchen, die sich im Voraus als das zur Durchführung dieses Entwurfs geeignetste Werkzeug ankündigte. Und auch dieses gelang Belderbusch, und da gerade hiervon, von dem Gelingen des ersten Schrittes, welcher ohne Zweifel der schwierigste war, alles Weitere abhing, mag die überaus interessante Schilderung hier einen Platz finden, welche uns Dohm hierüber gibt. Derselbe erzählt in Bezug hierauf:

„Der Prinz Joseph von Hohenlohe-Bartenstein (geboren 1740), Cölnischer Domgraf, der zugleich in den hohen Stiftern von Straßburg und Breslau präbendirt war, wurde ausersehen, das Werkzeug dieses Entwurfs zu sein. Ein Mann von hohem Sinn und edler Gesinnung war der Prinz Joseph vorzüglich dazu gemacht, sich um einen Kurhut zu bewerben; doch hatte er bis jetzt keinen ernstlichen Gedanken der Art, da er die Gesinnungen des jetzigen Regenten, als aller Coadjutorie abgeneigt, kannte. Aber, ihm unerwartet, ließ der Minister von Belderbusch durch einen an ihn gesandten Vertrauten ihn ermuntern, sich um die Coadjutorie zu bewerben. Es wurde die Versicherung gegeben, Prinz Joseph könne auf freundschaftliche Gesinnung und Vertrauen des Kurfürsten rechnen und überzeugt sein, es werde demselben seine Bewerbung vorzüglich angenehm sein und von ihm bei dem Domcapitel kräftigst unterstützt werden. Prinz Joseph, welcher nie vorher Beweise solcher Gesinnung erhalten, konnte nur mit Mühe überredet werden. Aber der Vertraute des Ministers fuhr fort, ihm die stärksten Versicherungen zu geben und ihn aufzufordern, nicht zu säumen, sich um die Stimmen der Capitularen zu bewerben. Belderbusch selbst vermied jedoch eine Unterredung über diesen Gegenstand, bezeugte aber außerdem im Allgemeinen sehr freundschaftliche und ergebene Gesinnungen, welche die Eröffnungen des Ver-

trauten, ohne derselben zu erwähnen, zu bestätigen schienen. Auch bewog dieser Minister den Kurfürsten selbst, unter dem Vorwande, daß es um gewisse damals bei dem Domcapitel durchzusetzende Sachen rathsam sei, den Prinz Joseph in guter Stimmung zu erhalten, diesen bei jeder Gelegenheit mit auszeichnendem Vertrauen zu empfangen. Zugleich wurde der Vertraute immer dringender; der Minister ließ durch ihn versichern, daß für standesmäßigen Unterhalt, bis Prinz Joseph zur Regierung gelangen werde, gesorgt, und eins der kurfürstlichen Schlösser nahe bei Bonn, zur Residenz des Coadjutors sofort eingerichtet werden solle. Diese Eröffnungen thaten ihre Wirkung und bewogen den Prinzen Joseph in einem an den Kurfürsten erlassenen Schreiben, diesen um die Erlaubniß zu bitten, sich um die Coadjutorie zu bewerben und deshalb bei dem Domcapitel Schritte thun zu dürfen. Kaum war dies geschehen, so schien Belderbusch ebenso überrascht, als es der Kurfürst wirklich war. Jener machte es nun sehr wahrscheinlich, daß Prinz Joseph, als ein Glied des Breslau'schen Domcapitels, vom König von Preußen zu dieser Bewerbung aufgereizt sei, und dieser Monarch ohne Zweifel die Absicht habe, durch einen ihm ganz ergebenen Regenten die Regierung dieser Lande an sich zu ziehen; dieses werde aber dem Wiener Hofe und andern gewiß sehr zuwider sein, und der Kurfürst würde noch selbst, wenn Prinz Joseph Coadjutor würde, bei seinem Leben die unangenehmen Folgen hiervon empfinden. Nachdem diese Besorgniß erregt war, ging Belderbusch bald noch weiter, und indem er bemerkte, daß gegen einen von Preußen begünstigten Bewerber nicht wohl ein anderer aus der Mitte des Domcapitels aufzutreten wagen werde, zeigte er, das wirksamste Mittel, sich und seine Lande der preußischen Oberherrschaft für immer zu entziehen, werde die Wahl eines österreichischen Prinzen sein. Der schwache Kurfürst ließ sich bereden, und auch mehrere Glieder des Domcapitels wurden gleich bestimmt, den Abkömmling eines mächtigen Hauses, dessen Gunst mannigfache Vortheile darbot, einem aus ihrer Mitte vorzuziehen, den sie mit Eifersucht betrachteten und als Creatur von Preußen fürchteten. Mehrere kleine Vortheile wurden schlau benutzt, um Preußen die Absicht beizumessen, die schwachen Nachbarn zu unterjochen; besonders trugen verschiedene Aeußerungen und Handlungen des Generals von Wolffersdorf*) dazu bei, nur gegen diese

*) Derselbe war preußischer Commandant von Hamm.

Macht die Gemüther einzunehmen. Wirklich erlaubte dieser General sich oft gewaltsame Mittel, um Cölnische und Münstersche Unterthanen, entweder wenn sie das preußische Gebiet betraten, anhalten, oder sogar aus dem eigenen Lande abholen und zur Annahme von Kriegsdiensten zwingen zu lassen. Eine solche Gewaltthat war sogar einmal, wie der Kurfürst durch Hamm reiste, während er bei Wolffersdorf verweilte, gegen einige seiner Leute verübt. Alle Beschwerden gegen ein so ungerechtes Beginnen waren umsonst. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dasselbe nie zur Kenntniß des Königs gekommen sei, der es gewiß gemißbilligt und geahndet hätte. Aber Belderbusch benutzte diese Vorgänge, um seinem Herrn und dem Domcapitel die Nothwendigkeit eines mächtigen Schutzes gegen preußische Uebermacht und Unterdrückung fühlbar zu machen."

Auf diese Weise war also die Sache so weit gebracht, daß von Kaunitz zu Gunsten des Erzherzogs Maximilian der directe Weg an den Kurfürsten und die beiden Domcapitel betreten werden konnte. Und auch zu diesem Geschäfte wieder hatte Kaunitz die rechte Persönlichkeit auserwählt, einen Mann, der alle Eigenschaften besaß, um die ihm zugetheilte Aufgabe mit Erfolg zu lösen. Das war der Graf von Metternich-Winnenburg, der Vater des nachmals so berühmt gewordenen Fürsten, Haus-, Hof- und Staatskanzlers Metternich. Geboren 1746 und aus einem alten reichsgräflichen Geschlechte abstammend, fungirte derselbe seit 1773 als kaiserlicher Gesandter an den Kurhöfen Mainz, Trier und Cöln und hatte sich in allen Geschäften, die ihm bis dahin von seinem Hofe anvertraut worden waren, immer durch seinen biederen Charakter großes Vertrauen und allgemeine Achtung erworben. Dieser Staatsmann kam nun in der angegebenen Zeit als kaiserlicher Gesandter nach Bonn und bezeugte dem Kurfürsten Maximilian Friedrich den Wunsch Maria Thresia's, ihren jüngsten Sohn, den Erzherzog Maximilian, zum Coadjutor von Cöln und Münster erwählt zu sehen. Der Kurfürst gab seine Einwilligung, daß Graf Metternich sich deshalb an die Domcapitel wende, was zuerst in Cöln geschah, während der Kurfürst selbst gleichzeitig an das dortige Domcapitel schrieb, daß er bei seinem hohen Alter einen Coadjutor bedürfe, wozu er den Erzherzog Maximilian empfehle. Kaum aber hatte hiervon König Friedrich II. von Preußen Nachricht erhalten, als er durch seinen Gesandten, den Herrn von Emminghaus, sowohl bei dem Kurfürsten als auch bei allen einzelnen Mitgliedern des Domcapitels ernstliche

Vorstellungen erheben ließ, und zwar nicht blos gegen die Wahl eines Coadjutors überhaupt, sondern auch gegen die eines Erzherzogs, welche letztere den Nachbarstaaten keineswegs gleichgültig sein und für das Kurfürstenthum höchst nachtheilige Folgen haben könne. Wofern jedoch der Kurfürst darauf beharre, daß ihm ein Coadjutor beigegeben werde, so empfahl der König von Preußen den Prinzen Joseph von Hohenlohe-Bartenstein. Da aber nun die Empfehlung einer bestimmten Person durch eine fremde Macht von einem wählenden Capitel immer als eine beleidigende Anmaßung, seine Wahlfreiheit zu beschränken, betrachtet wurde, that diese namentliche Empfehlung des Prinzen Hohenlohe gerade die entgegengesetzte Wirkung und setzte Belderbusch erst recht in den Stand, die Wahl eines österreichischen Prinzen als das einzige Mittel darzustellen, um sich gegen die preußische Aufdringung sicher zu stellen. Dazu kam, daß gleichzeitig General Wolffersdorf sich Drohungen von zu gebrauchender Gewalt erlaubt und, wie Dohm bemerkt, Versprechungen gethan hatte, die jedes edle Gefühl beleidigen mußten. Unter solchen Umständen konnten die preußischen Vorschläge keine günstige Aufnahme finden.

Wie wir aus dem Berichte Dohm's weiter erfahren, war er es, welcher den König von Preußen auf den eben erwähnten Mißgriff aufmerksam machte und denselben veranlaßte, in seinem Schreiben an das Domcapitel zu Münster von einer namentlichen Verwendung abzusehen und vielmehr zu erklären, daß Jeder, den das Domcapitel aus seiner Mitte wählen werde, ihm willkommen sein werde. Allein auch hiermit konnte der begangene Mißgriff nicht wieder gut gemacht werden; und da vom Kurfürsten damals an das Münstersche Damcapitel wegen der Coadjutorie noch nichts gelangt war, beschloß die Mehrzahl, dieses dem Könige in einer kurzen Antwort zu sagen und zugleich zu versichern; daß, wenn es noch wirklich zur Wahl kommen sollte, jeder Domcapitular sich der Pflichten erinnern werde, die er der Kirche und dem Lande schuldig sei.

Nichtsdestoweniger gestaltete sich im Münsterschen Domcapitel die Sache für Oesterreich besonders schwierig, und war es hier vorzugsweise die hervorragende Persönlichkeit Fürstenberg's, durch die die österreichischen Pläne durchkreuzt wurden. Nicht nur, daß Fürstenberg aus Rücksicht für Preußen und Holland der Wahl eines österreichischen Prinzen entschieden abgeneigt war, so entschloß er sich endlich auch, im Fall, daß wirklich ein Coadjutor gewählt werden sollte, sich selbst um diese Würde zu bewerben. Je höher nun das Ansehen war,

in welchem dieser Mann stand, mit um so größerer Vorsicht und Entschiedenheit mußte von Seiten der österreichischen Diplomaten darauf hingearbeitet werden, in den Augen der bei der Sache Betheiligten die Candidatur des Erzherzogs Maximilian dennoch als diejenige erscheinen zu lassen, die den Vorzug verdiente. Und bei dieser Gelegenheit lernen wir abermals einen Mann kennen, der mit großem Geschick für das österreichische Interesse zu wirken wußte und, wie Graf Metternich in Cöln, so nun auch in Münster für den Erzherzog Maximilian mit Erfolg thätig wurde. Dies war der Legationssecretair Kornrumpf, dessen Bemühungen es gelang, mehrere Mitglieder des Domcapitels, so namentlich die Freiherren von Spiegel und von Brabeck ganz für das österreichische Interesse zu gewinnen. Ja der Freiherr von Brabeck reiste sogar selbst nach Wien und stellte daselbst, indem er seine eigene wie mehrerer anderer Capitularen Stimme antrug, die Durchsetzung der Wahl des Erzherzogs in sichere Aussicht, wofern nur Maria Theresia standhaft bei ihrem Plane beharre, ohne sich durch den Widerstand der Gegenpartei und durch Preußens und Hollands Einreden beirren zu lassen.

Zu der ersten Entscheidung in der Sache, und zwar Gunsten des Erzherzogs Maximilian, kam es in Cöln, und zwar trug hierzu wesentlich eine Reise bei, welche Prinz Joseph von Hohenlohe unterdeß nach Wien gemacht hatte, in keiner andern Absicht, als um sich die Geneigtheit und Fürsprache des kaiserlichen Hofes zu verschaffen. Die Veranlassung hierzu hatte er von dem Kurfürsten Maximilian Friedrich erhalten, als er demselben seinen Entschluß, sich um die Coadjutorie bewerben zu wollen, offenbart hatte. In Wien erfuhr nun Prinz Joseph aus Maria Theresia's Munde selbst zuerst, daß die Kaiserin-Königin für ihren Sohn die Coadjutorie suche, daß dieses mit Einstimmung des Kurfürsten geschehe, daß ferner Belderbusch sich um die Stimmen bewerbe und daß seinem Gegner die Mehrheit der Stimmen im Domcapitel bereits zugesagt sei. Bei der Gelegenheit stellte jedoch Maria Theresia zugleich an ihn das Gesuch, auch seine Stimme ihrem Sohne zu geben, was er denn auch zusagte. Nun trat zwar Prinz Joseph später, als die österreichischen Diplomaten an ihn die Anforderung stellten, er möge, um die Sache des Erzherzogs bei'm Domcapitel völlig durchzusetzen, sich für Erreichung dieses Ziels selbst mit Mühe geben, von seinem, Marien Theresien gegebenen Versprechen wieder zurück und bemühte sich vielmehr, den Kurfürsten zur Zurücknahme seines Verlangens nach einem Coadjutor zu bewe-

gen, doch blieb dieser neue Widerstand ohne allen und jeden Erfolg. Schon nach kurzer Zeit einigte sich das Domcapitel in dem Beschluß, daß die vorgängige Frage: ob ein Coadjutor zu wählen sei? am 2. August in Berathung genommen werden solle. Im Geheimen aber war die Mehrheit der Capitularen nicht blos über die bejahende Entscheidung dieser Frage, sondern auch über die Wahl des Erzherzogs Maximilian bereits einig geworden.

Nachdem also Graf Metternich die Wahl des Erzherzogs in Cöln gesichert sah, begab er sich nach Münster und betrieb die Angelegenheit auch hier mit gleichem Eifer, indem er sich bei allen einzelnen Domcapitularen, den anwesenden mündlich, den abwesenden schriftlich, im Namen Maria Theresia's um die Stimmen für den Erzherzog bewarb. Gleichzeitig erließ aber auch der Kurfürst Maximilian Friedrich selbst an das Domcapitel ein Schreiben, worin er die Wahl eines Coadjutors, dessen er bei herannahendem Alter bedürfe, verlangte und den Erzherzog empfahl, dessen Verbindung und Eigenschaften dem Lande Schutz und Nutzen versprächen. Und auf Grund dieser Bemühungen für den Erzherzog Maximilian sah Graf Metternich die Sache hier noch viel schneller als dort zur Entscheidung gebracht. Während im Cölnischen Domcapitel beschlossen worden war, der Verfassung gemäß, zuvörderst zu Entscheidung der vorgängigen Frage: ob ein Coadjutor zu wählen sei, eine Generalversammlung anzuberaumen, ging man in Münster rascher zu Werke. Die Mehrheit der anwesenden Capitularen hielt sich bei dieser Vorfrage gar nicht auf, nahm vielmehr dieselbe als bereits entschieden an und setzte fest, daß am 16. August die Wahl vorgenommen und der Kaiser ersucht werden solle, zu derselben einen Commissarius abzuordnen. Nun erhoben zwar Fürstenberg und dessen Freunde mit allem Nachdruck hiergegen Einsprache, indem sie insbesondere darauf hinwiesen, daß die Wahl eines Coadjutors nicht blos von den gerade zufällig in der Hauptstadt anwesenden Capitularen, sondern nur in einem Generalcapitel entschieden werden könne, zu welchem alle Abwesende förmlich, mit Anzeige der Ursache, eine geraume Zeit zuvor eingeladen werden müßten, sowie ferner, daß die namentliche Empfehlung einer bestimmten Person dem freien Wahlrechte durchaus zuwider sei; allein weder diese, noch andere Beschwerden über die Unregelmäßigkeiten, zu denen sich die Mehrheit der Capitularen bei jenem Beschluß hatte verleiten lassen, hatten irgendwelchen Erfolg. Unter eingelegter Protestation der Minderheit wurde der Wahltag festgesetzt, das Schreiben an den Kaiser entworfen und abge-

sendet. Begreiflicherweise faßte die Fürstenberg'sche Partei auch hierbei keine Beruhigung, sondern beschloß vielmehr, alle rechtlich zulässigen Schritte zu thun, um den Kaiser, der freilich eben jener Zeit noch auf seiner Petersburger Reise begriffen war, dahin zu bewegen, der angesetzten Wahl die Genehmigung zu versagen und keinen Commissarius zu senden, ferner sich an den Papst zu wenden, damit derselbe dem Erzherzoge das Breve der Wahlfähigkeit verweigere, sowie endlich alle Domcapitel in Deutschland aufzufordern, mit ihr (der Fürstenbergschen Partei) gemeinsame Sache zu machen, damit eben nicht ein Beispiel durchgehe, welches für die Wahlfreiheit aller Hochstifte nur die gefährlichsten Folgen haben könne. Allein eine Aenderung kam auch hierdurch in die Sache nicht.

Der Grund aber, warum auch dieser Widerspruch erfolglos verhallte, lag in Fürstenberg selbst. Ueberzeugt, daß die eben angegebenen Schritte, die seine Partei zu thun beabsichtigte, nur dann wirklichen Erfolg haben würden, wenn der König von Preußen mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht dieselben unterstützen werde, bestimmte Fürstenberg seine Partei dahin, in der beschlossenen energischen Weise nicht eher vorzugehen, als bis man des Beifalls und der Unterstützung des Königs Friedrich vollkommen sicher sei. Dieser war aber der Zeit gerade auf einer seiner gewöhnlichen Militairreisen begriffen, und ohne bestimmte Befehle des Königs wagte das Cabinets-Ministerium keine Schritte zu thun, die zu weit führen konnten. Dabei waren aber auch die beiden zu Berlin gebliebenen Minister Finkenstein und Herzberg in Betreff dieser Angelegenheit ganz verschiedener Ansicht. Während Herzberg für ein energisches Auftreten stimmte und gegen die Vornahme der Wahl zu protestiren rieth, entschied sich Finkenstein für ein glimpflicheres Mittel und empfahl, um einen Bruch mit Oesterreich zu vermeiden, Fortsetzung der diplomatischen Unterhandlungen. Und für die letztere Ansicht entschied sich denn endlich auch König Friedrich selbst, obschon er an den Kurfürsten und an beide Domcapitel nochmals ein neues und zwar sehr ernstes Abmahnungsschreiben richtete. Bei alledem aber konnte die Fürstenberg'sche Partei aus demselben deutlich erkennen, daß in der Weise, wie sie gehofft, auf die Unterstützung Friedrich's nicht zu rechnen war, daher denn auch die Schritte, die zu unternehmen sie nur erst beabsichtigt hatte, unterblieben, trotzdem daß General Wolffersdorf die Drohung laut werden ließ, daß er nächstdem die Stadt Münster besetzen lassen werde. Und ebenso unerfüllt blieb darauf die nochmalige Bitte Fürstenberg's an König Friedrich von Preußen, daß er sich

Die letzten Regierungsjahre Maria Thereſia's.

Der Friede von Teſchen, die durch Kaiſer Joſeph II. glücklich zu Stande gebrachte erneute Verbindung mit Rußland und die im letzten Abſchnitte unſerer Darſtellung erzählte Coadjutorwahl des Erzherzogs Maximilian waren die letzten Acte der Regierung unſerer Heldin. Jeder derſelben aber gewährt dem aufmerkſamen Beobachter nicht blos wegen der damit verbundenen mehr oder minder wichtigen Zeitereigniſſe, ſondern auch und noch vielmehr deswegen ein außergewöhnliches Intereſſe, weil ein jeder derſelben uns die große Kaiſerin noch einmal in der ganzen Fülle ihrer Autokratie, noch einmal als Selbſtherrſcherin im vollkommenſten Sinne des Wortes erkennen läßt. Denn ſo wenig auch bei einem Blick auf die politiſchen Zielpunkte, welche hierbei von dem öſterreichiſchen Cabinet verfolgt wurden, der Einfluß hinweggeleugnet werden kann, den Joſeph II. auf die öſterreichiſche Politik zu üben wußte, ſeitdem er die Kaiſerkrone trug und von ſeiner erhabenen Mutter zum Mitregenten ernannt worden war, ſo geben alle dieſe drei genannten Regierungsacte einer wie der andere doch auch wieder redendes Zeugniß von der völlig ſelbſtändig waltenden Hand der großen Kaiſerin, ſowie von der bewunderungswürdigen Conſequenz und Kraft, womit ſie, die edle Monarchin, gemäß ihrer individuellen Anſchauung das große Staatsſchiff zu lenken verſtand, ſo lange ihr an dem Steuer zu ſitzen vergönnt war. Und wie nun hierbei ſelbſt aus den einzelnen Facten ſich nachweiſen läßt, wie Maria Thereſia ſelbſt dann noch, als unter der Aegide ihres Sohnes die Strömung der Zeit mit aller Entſchiedenheit ein weiteres und freieres Feld zu gewinnen ſuchte, das Steuer feſtzuhalten wußte und mit ebenſo unbeugſamer Conſequenz, wie weiſer Vorſicht nur in ſoweit jener Strömung nachgab, als ſich daraus für den von ihr geſchaffenen ſtaatlichen Neubau ein

praktiſcher Gewinn mit Sicherheit erhoffen ließ, eine ebenſo ſcharf ausgeprägte Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit offenbart ſich auch fort und fort in der Sorge, welche die edle Frau in ihren letzten Lebensjahren auf den weiteren *inneren Ausbau* des großen, von ihr neugeſchaffenen Staatsorganismus zu verwenden nicht müde wurde. Treffend bemerkt daher Wolf: „Es lag in dem Charakter dieſer großen, tugendhaften Fürſtin, welche durch vierzig Jahre die Schickſale Oeſterreichs leitete, jene typiſche Gleichmäßigkeit in den Anſchauungen, jene zähe Conſequenz in Beſtrebungen, welche an die politiſchen Traditionen ihres Hauſes anknüpften. Zugleich zeigten ihre perſönlichen Eigenſchaften eine ſolche lebendige Mannigfaltigkeit, daß ſie, wie immer die Strömung der Zeit und der Erfahrung zurückwirkte, als eine eigenthümliche Individualität in der Reihe der Fürſten ihres Hauſes hervortrat. Es weht uns aus der hiſtoriſchen Erinnerung an dieſe Frau daſſelbe wohlthuende Gefühl, derſelbe Zauber entgegen, wie ihn jene empfanden, welche in unmittelbarer Einwirkung die Großartigkeit ihres Sinnes, die Friſche und Beweglichkeit ihrer Kraft kennen lernten."

Ein gleich wohlthuendes und ein gleich erhebendes Gefühl überkommt uns nun aber auch, wenn wir das große Werk, welches Maria Thereſia in den vierzig Jahren ihrer Regierung vollbrachte, im *Ganzen* vor uns treten laſſen und mit dem, was ſie raſcheren oder bedächtigeren Schrittes zu erſtreben bemüht war, das Endreſultat d. i. die Summa des Segens in Vergleich bringen, den ſie in ihrer göttlichen Miſſion über die öſterreichiſche Monarchie ſowohl in deren Verhältniß zum Auslande, als auch in dem inneren Staats- und Völkerleben brachte. Ja findet ſich in den Jahrbüchern unſeres theuren deutſchen Vaterlandes irgend ein Zeitraum, auf welchen die geſammte Nation noch in den ſpäteſten Jahrhunderten mit Bewunderung und Stolz zurückblicken wird, ſo ſind als eine ſolche Zeit ohne Zweifel vor Allem die vier Decennien zu bezeichnen, in denen Maria Thereſia die Schickſale Oeſterreichs leitete. Unter Stürmen und Drangſalen, die mit nichts Geringerem als mit einer vollſtändigen Zertrümmerung des öſterreichiſchen Staates drohten, ſtieg die edle Frau auf den väterlichen Thron, und ſchon die erſten Jahre ihrer Regierung wurden eine glorreiche Verherrlichung ihrer geſunden Staatsweisheit und ihrer jugendlichfriſchen Kraft. Nicht nur daß ſie den Staat vor dem Untergange rettete, ſo verpflanzte ſie auch in denſelben Jahren ſchwerer Prüfung und unſaglicher Noth in die verſchiedenen, nur

locker mit einander zuſammen hängenden Theile ihrer Geſammtmonarchie zum erſten Male das Gefühl der Zuſammengehörigkeit und ſicherte von neuem in der europäiſchen Welt die Großmachtſtellung ihres Staates, der ſich, zugleich wieder mit dem deutſchen Kaiſerthume verbunden, in ſeiner Verjüngung von neuem als ein nothwendiges Glied in der großen Kette der europäiſchen Staaten ankündigte. Und mit welchen Mitteln erreichte die edle Frau ſolch' Ziel? Dazu reichte nicht blos phyſiſche Kraft und Gewalt, nicht blos Wehr und Waffe, nicht blos diplomatiſche Kunſt und die Ausſöhnung und engere Verbindung mit einem alten mächtigen Erbfeinde aus, dazu bedurfte es vielmehr auch einer Um- reſp. Neugeſtaltung des inneren Staatslebens, und zwar einer ſolchen Umgeſtaltung, durch welche, unter Begründung einer in ſich ſelbſt ſtarken, alle Provinzen zu einer weſentlichen Einheit zuſammenfaſſenden centralen Gewalt, ein Staatsorganismus in's Leben gerufen wurde, der, wie von uns ſchon früher bemerkt worden iſt, bei aller individuellen Verſchiedenheit ſeiner Glieder, nach außen als eine Ehrfurcht gebietende, geſchloſſene Macht, nach innen als ein Körper erſcheine, in deſſen einzelnen Gliedern neben voller Kraft zu freier Selbſtbewegung auch die naturgemäße Nöthigung zu einer dem Wohle des Ganzen dienenden Thätigkeit ruhe. Und auch dieſe Aufgabe, mit wie vielen und großen Schwierigkeiten dieſelbe auch verknüpft war, brachte Maria Thereſia zu einer glücklichen Löſung, und iſt hierüber in dem umfangreichen Abſchnitt unſerer Darſtellung, in welchem über Maria Thereſia's Walten im Staate und in der Familie geredet wurde, das Nähere mitgetheilt worden.

In der Zeit nun, in welche die oben namhaft gemachten drei letzten Acte der Regierug Maria Thereſia's fallen, ſteht der große ſtaatliche Neubau, den alſo die erhabene Frau im Laufe ihrer Regierung erſtrebte, bereits vollendet vor uns, und erſcheint derſelbe ebenſo großartig und bewunderungswürdig in ſeinem allmäligen Werden und Entſtehen, wie in ſeiner Vollendung und in den zugleich mit dieſer Vollendung zu Tage tretenden Reſultaten. Nicht nur, daß ſie, getragen von dem Geiſte der reinſten und edelſten Autokratie, überall die rechten Wege gefunden hatte, ihren Staat aus ſeiner alten, jede Entwickelung hemmenden, provinciellen Zerriſſenheit herauszureißen und dadurch ihrer Regierung eine ſolche Kraft und Gewalt zu verſchaffen, daß ſie in ihrer weiteren Thätigkeit und Sorge für das Leben in ihrem Staate irgend einen provinciellen oder corporativen Widerſtand nicht zu fürchten brauchte; ſo hatte ſie auch, wiederum

getragen von dem Geiſte der Humanität, durch ihr reformatoriſches Walten in allen Zweigen der Staatsverwaltung und in allen Sphären der Cultur und des öffentlichen Lebens ihren Staat in allen ſeinen Theilen auf eine Bahn gebracht, die ihren Ausgangspunkt nur in einer Fülle von Glück und Segen finden konnte.

Und ein redendes Zeugniß hierfür iſt denn auch der Glanz und die Blüthe, die Kraft und Macht, zu der wir das Haus Habsburg-Lothringen gebracht ſehen in den letzten Regierungsjahren Maria Thereſia's. In demſelben Maße, wie die öſterreichiſche Monarchie am Anfang der Thereſianiſchen Regierung, nach welcher Seite ſich das Auge hinwenden mag, nichts Anderes erblicken läßt, als ein Bild trübſeliger Verkommenheit, grauenhafter Unordnung und gefahrdrohender Schwäche, in demſelben Maße erſcheint der Staat in den letzten Jahren der Thereſianiſchen Herrſchaft nach innen und außen ſtark, belebt in allen ſeinen einzelnen Theilen durch einen friſchen, lebendigen, thatkräftigen Geiſt und einen bis dahin unbekannten Gemeinſinn ſeiner Bevölkerung, geſegnet durch einen geſunden, mehr als ausgiebigen Wohlſtand des Volkes und von der geſammten europäiſchen Welt geachtet und bewundert ob ſeines in allen Zweigen der Cultur ſich kundgebenden Flors. Am bezeichnendſten ſind die Worte, welche Sonnenfels in ſeiner erſten Vorleſung nach dem Tode der Kaiſerin über ihren Charakter und ihre Wirkſamkeit ſprach: „Als Maria Thereſia den Thron beſtieg, war die Monarchie von Außen ohne Einfluß, von Innen ohne Nerven, die Talente ohne Ermunterung, ohne Wetteifer, den Feldbau machte Unterdrückung und Elend ſchlaff, der Handel war gering, die Finanzwelt ohne Plan, ohne Credit. Bei ihrem Tode übergab ſie dem Nachfolger einen Staat, in den weſentlichen Theilen der inneren Verfaſſung verbeſſert, zu den übrigen Verbeſſerungen vorbereitet und im Syſtem Europa's wieder eingeſetzt in den entſcheidenden Rang, den ihm ſeine Größe, die allgemeine Fruchtbarkeit ſeiner Länder, die gleiche Nationalfähigkeit unter den Mächtigen ſtets hätte verſichern ſollen." Wie jeder Zeit Zahlen am deutlichſten reden, ſo wird es zum ſprechendſten Beleg hierfür wohl ausreichen, wenn wir dem die Angabe beifügen, in wie außerordentlicher Progreſſion ſich das öffentliche Einkommen ſteigerte. Während, wie wir früher erwähnten, unter Maria Thereſia's Vater die Staatseinnahmen kaum 30 Millionen Gulden betrugen, erreichten dieſelben unter Maria Thereſia bereits im Jahre 1748 die Höhe von 36 Millionen, im Jahre 1754 gegen 40 Millionen und 1773, in welchem Jahre hauptſächlich auf Joſeph's Betrieb eine genaue Ueberſicht der

Staats-Einnahmen und Ausgaben aufgeſtellt wurde, weit über 50 Millionen. Und zwar zeigen die einzelnen Rubriken des Etats in dieſem Jahre folgende Zahlen:

Steuer und Contribution	19,700,000	Gulden,
Kameralbeitrag . . .	21,000	„
Judenſteuer in Böhmen	290,000	„
Arrhaabzüge	830,000	„
Taxen	600,000	„
Poſtgefälle	500,000	„
Tabakgefälle	1,900,000	„
Mauth und Zoll . .	4,350,000	„
Kameralgefälle . . .	4,000,000	„
Münz- und Bergwerke .	5,000,000	„
Erbſchaftsſteuer . . .	300,000	„
Schuldenſteuer . . .	1,800,000	„
Quinquennalcollecte . .	115,000	„
Pferdeſteuer	300,000	„
Taz	500,000	„
Salzgefälle	8,900,000	„
Conſumtionsgefälle . .	2,800,000	„
Stempelgefälle . . .	320,000	„
Trankſteuer	1,600,000	„
Sperr- und Wegegefälle	550,000	„
	54,376,000	Gulden,

und zwar ohne den Ertrag der Lombardei, der Niederlande und Galizien, wogegen die Ausgaben betrugen:

Für Kriegsweſen	17,000,000	Gulden,
„ Beſoldungen	8,000,000	„
„ Penſionen	1,000,000	„
„ geiſtliche Werke . . .	350,000	„
„ Verlagsnothwendigkeiten bei verſchiedenen Aemtern	9,000,000	„
„ Extraordinär . . .	2,000,000	„
„ Intereſſen und Capitalien	15,000,000	„
„ den Hofſtaat	3,300,000	„
	55,650,000	Gulden.

Ebenfalls auf Kaiſer Joſeph's Betrieb wurden übrigens in demſelben Jahre 1773 auch Liſten zum Behuf einer allgemeinen Volkszählung in Umlauf geſetzt, und dabei ergab ſich, daß die Geſammtbevölkerung der ganzen öſterreichiſchen Monarchie ſich auf 25 Millionen Seelen belief, die ſich jener Zeit auf die einzelnen Länder in folgender Weiſe vertheilten:

In Böhmen 2,493,878 Seelen, in Mähren 1,465,758 S., in Unteröſterreich 1,697,067 S., in Oberöſterreich 401,550 S., in Schleſien 399,974 S., in Steiermark 503,155 S., in Kärnthen 229,812 S., in Krain 198,951 S., in Gradiska 116,264 S., in Galizien 1,690,149 S., in Lodomerien 1,216,501 S., in Zathor 487,651 S., in Auſchwitz 494,645 S., in den Niederlanden 4,003,462 S., in Italien 2,218,718 S., in Tyrol 589,241 S., in den Vorlanden 94,026 S., in Ungarn 4,370,490 S., in Slavonien 2,219,300 S., in Siebenbürgen 422,283 S., in dem Bannat 386,104 S.

Noch darf aber endlich auch bei einem Rückblick auf die Regierungszeit Maria Thereſia's nicht unerwähnt bleiben, in wie weit die öſterreichiſche Monarchie im Laufe dieſer Zeit durch neue Ländererwerbungen vergrößert wurde. Ueber die Erwerbungen in Polen und Bayern iſt bereits in unſerer früheren Darſtellung ausführlich geredet worden. Zu dieſem Zuwachs an Land kam im Jahre 1774 die Bukowina, die früher zu Siebenbürgen gehört hatte und in demſelben Jahre, in welchem ſich das türkiſche Reich zu dem nachtheiligen Frieden von Kainardſche bequemen mußte, von Oeſterreich zurückgefordert wurde. Der Mann aber, deſſen diplomatiſcher Geſchicklichkeit es zu verdanken war, daß die Pforte auf die Forderung Oeſterreichs einging und ſich zur Abtretung dieſes für die Verbindung zwiſchen Ungarn und Galizien beſonders wichtigen Landes 1775 bewegen ließ, war der Baron Thugut, derſelbe Diplomat, mit dem wir unſere Leſer ebenfalls ſchon früher näher bekannt machten.

Ferner erwarb Oeſterreich unter der Regierung Maria Thereſia's einige Länder, welche ſeinen Einfluß auf die deutſchen Angelegenheiten vermehrten, ſo: die Grafſchaft Hohenems (auch Hohenemps geſchrieben), ein Beſitzthum, welches von Oeſterreich in Beſitz genommen wurde, als 1759 mit Franz Wilhelm Max, kaiſerlichem Kämmerer und Oberſten, das Geſchlecht der Grafen von Hohenems ausſtarb. Die Grafſchaft hatte einen Sitz auf der ſchwäbiſchen Grafenbank. Von geringerer Bedeutung war ferner die Erwerbung der Landvoigtei Ortenau in Schwaben, welche 1771 nach dem Tode des Markgrafen Auguſt Georg von

Baden an Oeſterreich fiel. Die letzte Erwerbung endlich war die der Herrſchaften Tettnang und Langenarchen in Schwaben, welche nach dem Tode des letzten Grafen von Montfort, Franz Xaver, (am 23. März 1780) mit Vorderöſterreich vereinigt wurde. Welchen Werth aber immerhin beſonders in politiſcher Beziehung dieſer geſammte territoriale Zuwachs für Oeſterreich haben mochte, der bei weitem größere Vortheil erwuchs aus ihrer Verſchmelzung mit Oeſterreich allen dieſen Landgebieten ſelbſt, und namentlich gilt dies von den umfangreicheren derſelben, wie z. B. dem zu Oeſterreich geſchlagenen Theile von Polen. Denn nicht nur daß hierdurch dieſen Territorien der gar nicht hoch genug anzuſchlagende Vortheil zu Theil wurde, ſich fortan als integrirende Glieder einer Großmacht anſehen zu dürfen, ſo ſchenkte auch Maria Thereſia gerade dieſen neuen Erwerbungen, ſo lange es ihr vergönnt war, über dieſelben zu herrſchen, ihre ganz beſondere landesmütterliche Fürſorge, ſo daß eine jede derſelben, und ſo namentlich wieder das frühere polniſche Gebiet, ſich in Verhältniſſe gebracht ſah, die, wenn ſie nicht auf der Stelle nach allen Seiten hin Befriedigung gewährten, doch mit Sicherheit eine glückliche Zukunft in Ausſicht ſtellten.

Und in dieſer ebenſo wohlthuenden wie erhebenden Befriedigung, die das Auge des Beobachters bei einem Ueberſchauen des ganzen großen Tagewerkes Maria Thereſia's aus der Betrachtung jedes einzelnen Regierungsjahres derſelben als das Reſultat ſeiner Forſchungen mit hinwegnimmt, während bei dieſer Betrachtung das Herz nicht leer bleibt, ſondern vielmehr je länger je mehr erwarmt und mit immer höher geſteigertem Intereſſe, mit fort und fort wachſender Bewunderung und Liebe ſich zur Hauptperſon des Ganzen hingezogen fühlt, — hierin offenbart ſich denn nun auch die hiſtoriſche Bedeutung, welche Maria Thereſia in der Geſchichte der Menſchheit überhaupt, wie in der Geſchichte der deutſchen Nation insbeſondere hat und unbeſtreitbar behalten wird bis an das Ende der Tage. Als ein guter Engel, als eine Heldin im eigentlichſten Sinne des Wortes, iſt ſie von der die Schickſale der Völker lenkenden Vorſehung an die Grenzſcheide einer alten und neuen Zeit geſtellt mit der hohen Miſſion, die große und edle Nation, in deren Mitte ihre Wiege ſtand, aus der alten, in Vorurtheilen befangenen, jede freiere geiſtige Regung hemmenden und in todtem Formenweſen erſtickten und erſtickenden Zeit hinüberzuführen in die Tage der Neuzeit; und die richtende Geſchichte ſchreibt in ihre Jahrbücher, daß ſie dieſe hohe Miſſon erfüllt. Nicht nur, daß ſie in den vierzig Jahren ihres ſegens-

reichen Waltens den umfangreichen, vielgegliederten Staat, über den ſie zu herrſchen berufen war, aus ſeiner tiefen Verſunkenheit, in der ſie ihn aus der Hand ihres Vaters erhalten hatte, innerlich kräftigte, feſtigte und ſoweit wieder emporhob, daß derſelbe ſeine Stimme wieder mächtig in Deutſchland und Europa erheben durfte, ſo brachte ſie auch denſelben ſammt ſeiner Geſammtbevölkerung auf eine Bildungs-, Entwickelungs- und Fortſchrittsbahn, auf welcher derſelbe nicht wieder ſtillſtehen konnte. Und mochte nun auch bei Uebernahme, Ausführung und Vollendung dieſes großen und ſchwierigen Tagewerkes aus der im Ganzen nur ſegnenden und beglückenden Hand Manches mit geboten werden, was die Probe nicht beſtand und nicht beſtehen konnte, was und wie viel Solches auch ſein mag, es thut der Größe des endlich gewonnenen Reſultates keinen Abbruch, ebenſo wenig, wie die individuelle Größe, die in der Perſon Maria Thereſia's auf die Bühne des Lebens trat, dadurch auch nur eine Linie breit niedriger geſtellt werden darf. Ja, im Gegentheil, wird, wie wir meinen, wenn die Geſchichte auch auf die in Maria Thereſia's Walten zu Tage tretenden Mängel, Schwächen, Mißgriffe und Unebenheiten hinweiſt, die zu zeichnende Geſtaltung erſt recht eine ehrfurchtgebietende, geweihete und ſieggekrönte, da gerade aus ſolchen Mängeln und Mißgriffen mehr als aus irgend etwas Anderem die große Ehrlichkeit, Redlichkeit und Treue erſichtbar wird, die ſich die edle Frau ſelbſt bewahrte Zeit ihres Lebens. Denn, um nur auf einiges hierauf Bezügliche zurückzukommen, was war die Befangenheit, die ſie in Sachen des religiöſen Glaubens blicken ließ und wodurch ſie mit ihrem Sohne Joſeph ſelbſt mehrfach in Conflict kam, was war dieſelbe anders, als eine ſich ſelbſt bewahrte Treue, was anders, als jener mit männlichem Muthe gepaarte fromme Sinn, welcher ſich der in Fleiſch und Blut übergegangenen Ueberzeugung nur auf Grund einer neuen Ueberzeugung entſchlägt, ſo lange dieſe aber fehlt, jener ſowohl im ſtillen Herzensſchreine wie offen vor der Welt unverbrüchliche Treue bewahrt und, weil er eben in derſelben Glück und Befriedigung gefunden, eben dieſelbe auch in die Herzen Anderer zu verpflanzen bemüht iſt? Oder was waren ſelbſt ihre ebenſo eigenthümlichen wie erfolgloſen Verſuche, glückliche Ehen zu ſtiften und in das innerſte und geheimſte Familienleben ihrer Unterthanen denjenigen ſittlichen Halt zu bringen, der nur im Ideal, nie aber in der proſaiſchen Wirklichkeit denkbar iſt (erzwungene Eheſtiftungen, Keuſchheitscommiſſionen), Verſuche, bei denen, wie bekannt, Maria Thereſia ſelbſt die geheimſten Geheimniſſe der Fami-

lien nicht ſchonte, was waren dieſelben anders, als eine ſich ſelbſt bewahrte Treue, was anders, als jene aus dem Glauben an ſich ſelbſt wie an die Menſchheit entſpringende Begeiſterung, welche das in dem eigenen Ich verkörperte Ideal ſchon durch bloße Aeußerlichkeiten und menſchliche Satzungen vervielfältigen zu können für möglich hält? Wenige Augenblicke vor ihrem Tode ging das große Wort über ihre Lippen: „Könnte ich unſterblich ſein, ſo wünſchte ich es nur, um die Unglücklichen zu unterſtützen", — wir meinen, ſchon dieſer einzige Ausſpruch, der uns allerdings einen tiefen Blick in ihr edles Seelenleben thun läßt, macht jedes Herummäkeln an der Individualität ihres Charakters verſtummen. Und wenn wir nun in ihrem ganzen reichgeſegneten Leben, in ihrem ganzen Denken und Thun von Anfang an bis zu Ende immer und immer wieder dieſe Großartigkeit, Reinheit und Erhabenheit des Sinnes wiederfinden, und eine tiefergehende critiſche Beleuchtung jeder einzelnen ihrer Handlungen uns immer und immer wieder den geſchichtlichen Nachweis liefert, daß es wohl Fürſten gegeben hat, aus deren Regierung eine geläutertere Anſchauung der ſtaatlichen und menſchlichen Verhältniſſe erkennbar wird, keinen aber, der für das ſeiner Regierung anheimgegebene Volk und Land hochherziger handelte und in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſich von edleren Abſichten leiten ließ, als Maria Thereſia, dann muß ſich auch der letzte Mißton des Tadels in den Triumphgeſang des deutſchen Sängers Klopſtock auflöſen, der unſerer Heldin in ihr Grab das Wort nachrief:

Schlaf ſanft, Du größte Deines Stammes,
Weil Du die menſchlichſte warſt!

Maria Thereſia's Tod.

Neben der Freude, welche Marien Thereſien noch kurz vor ihrem Tode durch die Coadjutorwahl ihres Sohnes Maximilian zu Theil wurde, erlitt ſie in derſelben Zeit auch noch einen Verluſt, der ihr tief an's Herz ging. Am 4. Juli 1780 ſtarb Prinz Karl von Lothringen*), derſelbe Mann, der unſern Leſern ſchon aus dem öſterreichiſchen Erbfolgekriege, wie aus dem ſiebenjährigen Kriege hinlänglich bekannt iſt. Er war geboren 1712, wurde mit ſeinem Bruder am Wiener Hofe erzogen, war der beſondere Liebling Kaiſer Karl's VI. und heirathete 1744 die Schweſter Maria Thereſia's, Maria Anna, die aber frühzeitig ſtarb. Bereits in ſeinem 24. Jahre erhielt er eine Oberſtenſtelle bei der Infanterie, focht im Türkenkriege mit und blieb activ im Kriegsdienſte bis zur Schlacht bei Leuthen, worauf er als Gouverneur in die Niederlande ging.**) Bis dahin erſcheint er fortwährend als eins der hervorragendſten Glieder im engeren Kreiſe der kaiſerlichen Familie. Nicht nur, daß er öffentlich mit dem Kaiſer und der Kaiſerin ſpeiſte, ſo wurde er auch wie die Majeſtäten bedient. Maria Thereſia ſelbſt nennt ihn in einem Briefe, den wir unſeren Leſern mitgetheilt haben, ihren „liebſten Schwagern" und hatte großes Vertrauen zu ihm. In wie hohem Maße aber er dieſer hohen Auszeichnung werth war, zeigte er nicht blos auf dem Felde der kriegeriſchen Ehre, ſondern auch und noch mehr als

*) Vergl. Wolf, S. 123.

**) Vergl. oben S. 275.

Statthalter in den Niederlanden, die unter ſeiner weiſen Oberleitung ihre glücklichſten Zeiten erlebten, ſo daß daſelbſt noch heutigen Tages ſein Name ein ebenſo gefeierter iſt, wie der unſerer Heldin. Sechs und dreißig Jahre lang waltete er ganz im Geiſte der erhabenen Kaiſerin in jenem ſchönen Lande und gewann ſich durch ſeine Weisheit und Milde, ſowie durch ſeine unermüdliche und redliche Sorge, die er auf Förderung des Ackerbaues, des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften verwendete, die Liebe der Niederländer in ſo hohem Maße, daß ihm die Stände noch bei ſeinen Lebzeiten auf dem heutigen Place royale in Brüſſel ein Standbild errichteten.

Nur eine kurze Zeit ſollte Maria Thereſia die treue Seele, die in dem Prinzen Karl ſchlafen ging, überleben. Obgleich ſie ſich von früher Jugend an bis in ihr hohes Alter einer kräftigen, dauerhaften Geſundheit zu erfreuen hatte, verurſachte ihr doch in ihren letzten Jahren die ſtete Zunahme ihrer Beleibtheit mannigfache Beſchwerden. Nicht nur, daß ihr das Athmen ſchwerer und ſchwerer wurde, ſo ſchwollen auch die Beine, ſo daß dieſelben, um ihr wenigſtens einige Sicherheit im Auftreten zu verſchaffen, eingeſchnürt werden mußten. Bei alledem nahm ſie jedoch, da ihr die ganze geiſtige Friſche und Beweglichkeit bis an ihren Tod blieb, auch in der Zeit noch an Allem, was ſich Frohes oder Trübes ereignete, den innigſten und lebhafteſten Antheil. Da aber traf ſie ein eigenthümlicher Unfall. Schon früher iſt erwähnt worden, mit welcher wahrhaft rührenden Innigkeit ſie das Andenken ihres früh heimgegangenen, inniggeliebten Gemahls ehrte. Namentlich offenbarte ſich dies auch darin, daß ſie am 18. eines jeden Monats — dem Gedächtnißtage des Todes ihres Gemahls — die Kaiſergruft bei den Kapuzinern beſuchte und dort am Sarge ihres Gemahls in ſtiller Andacht ihr Gebet verrichtete. Da ihr aber nun, eben weil ſie in ihren letzten Jahren auffallend ſtark und etwas unbehülflich wurde, das Gehen außerordentlich ſchwer fiel und das Treppenſteigen ganz unmöglich wurde, waren, wie in der Gloriette zu Schönbrunn und in der Burg zu Wien, ſo auch in der Kapuzinergruft Maſchinen angebracht, mittelſt deren ſie von der ebenen Erde in die Tiefe herabgelaſſen und von da wieder in die Höhe heraufzogen werden konnte. Als ſie ſo am 18. Novbr. 1780 die Kaiſergruft beſuchte, riß, als ſie nahe am Boden war, eins der Seile, in welchem der Stuhl hing, auf dem ſie hinuntergelaſſen wurde. Obſchon ſie ohne Verletzung davon kam, betrachtete ſie doch den Vorfall als ein Vorzeichen, daß auch ſie wohl bald für immer an dieſem Orte

ruhen werde. Und ihre Ahnung ſollte ſich auch wirklich erfüllen. *) Schon Tags darauf befiel ſie ein, mit einem ſtickflußähnlichen Huſten verbundener Bruſtkatarrh, der indeß, obgleich er ihr große Beklemmungen verurſachte, von ihr nicht beſonders beachtet wurde. Leider aber ſteigerte ſich das Uebel in Kurzem dermaßen, daß man befürchtete, ſie werde erſticken. In Folge deß verordnete Leibarzt Störk einen Aderlaß, allein derſelbe brachte der hohen Kranken nur eine augenblickliche, nicht eine nachhaltige Erleichterung. Es entwickelte ſich eine Bruſtwaſſerſucht, die ihr außerordentliche Schmerzen verurſachte. Namentlich ſteigerten ſich die Beklemmungen dermaßen, daß ſie im Bett nicht liegen konnte. Sie blieb daher während ihrer ganzen Krankheit in einem Lehnſtuhle, in welchem ſie auch ſtarb. Aber trotz der Schmerzen und Leiden, die die Edle zu erdulden hatte, behielt ſie doch, ohne daß auch nur ein Laut der Klage über ihre Lippen kam, fort und fort ihre ganze Faſſung, und in frommer Ergebung ſich der Fügung der Vorſehung unterwerfend fürchtete ſie nur, daß ihre geiſtige Kraft doch am Ende von der Schwere ihrer Leiden gebrochen werden möchte. „Gebe Gott, daß es bald ende!“ rief ſie ſo nach einem Anfall des heftigen Stickhuſtens aus, „ſonſt weiß ich nicht, wie ich es länger ertragen ſoll.“ Und in demſelben Sinne ſprach ſie zum Erzherzog Maximilian: „Bis jetzt hat mich meine Feſtigkeit und Standhaftigkeit noch nicht verlaſſen. Bitte Gott, nach welchem all mein Sehnen ſteht, daß ich ſie bis zum letzten Augenblicke behalte.“ Ein ander Mal, als ſie wieder von einem heftigen Stickfluß befallen wurde, ſprach ſie zum Kaiſer Joſeph, als ſie ihn weinen ſah: „Ich bitte Dich, ſchone mich, dieſer Anblick könnte mich um meine ganze Feſtigkeit bringen.“

So ſteigerte ſich die Krankheit von Tag zu Tag, bis ſie am 26. November endlich ſelbſt auch deutlicher fühlte, daß ihr letztes Stündlein näher und näher herankam. Sie begehrte darum mit den heiligen Sterbeſacramenten verſehen zu werden. Und als Solches geſchehen, verſammelte ſie alle in Wien anweſenden Glieder ihrer Familie um ſich und nahm von denſelben mit folgenden rührenden Worten Abſchied: „Lieben Kinder, ich habe nun die heiligen Sacramente empfangen und weiß, daß es für mich keine Hoffnung auf Geneſung gibt. Erinnert Euch, mit welcher Sorge und Mühe Euer Vater, der ſelige Kaiſer, und ich ſtets an Eurer Erziehung gearbeitet, wie ſehr wir Euch ſtets geliebt und Euch

*) Vergl. hierzu Coxe, IV, 411

Alles, was Euch glücklich machen konnte, zu verſchaffen bemüht geweſen. Da Alles, was ich auf dieſer Welt habe, von Rechtswegen Dir gehört", fuhr ſie zum Kaiſer Joſeph hinblickend fort, „ſo brauche ich darüber nicht zu verfügen. Nur meine Kinder gehören mir und werden immer mein bleiben. Ich übergebe ſie Dir, ſei ihnen Vater! Ich werde ruhig ſterben, wenn Du mir verſprichſt, durchaus und überall für ſie zu ſorgen." Darauf wendete ſie ſich an die übrigen Kinder und ſprach: „Fortan betrachtet den Kaiſer als Euern Gebieter; gehorcht ihm und achtet ihn als ſolchen! Folget ſeinem Rathe, vertrauet ihm, liebet ihn aufrichtig, damit er Urſache habe, Euch ſeine Sorge, ſeine Freundſchaft, ſeine Liebe zu ſchenken!" Darauf ertheilte ſie, alſo dem Tode ruhig und gefaßt in die Augen ſehend, jedem einzelnen ihrer Kinder, den anweſenden wie abweſenden, ihren mütterlichen Segen, eine Scene, die, wie wohl kaum erwähnt zu werden braucht, auf Alle den erſchütterndſten Eindruck machte. Und doch behielt ſie auch da noch ihre volle Faſſung, daher ſie auch, als Alle, die gegenwärtig waren, von gerechtem Weh überwältigt, weinten und ſchluchzten, ſprach: „Ich glaube, Ihr thätet beſſer, in das Nebenzimmer zu gehen, um wieder Faſſung zu gewinnen."

Mit gleichbewunderungswürdiger Geiſtesfriſche beſchäftigte ſich die hohe Frau trotz ihrer Krankheit und Leiden in ihren letzten Tagen auch noch mit Regierungsangelegenheiten. Noch am Tage vor ihrem Tode unterzeichnete ſie alle Briefe eigenhändig, ſo namentlich ein Schreiben an Kaunitz, worin ſie demſelben für treugeleiſtete Dienſte ihren Dank ausſprach, ſo ferner ein andres an den Grafen Eſterhazy, Kanzler von Ungarn, worin ſie demſelben auftrug, in ihrem Namen dem ungariſchen Volke für alle erwieſene Anhänglichkeit und Treue und für die ihr in der Noth geleiſtete Hülfe zu danken, ſowie die edle Nation zu bitten, daß ſie daſſelbe, was ſie ihr gethan, auch für ihren Sohn und Nachfolger, den Kaiſer Joſeph, thun möchte. Selbſt noch in der Nacht vor ihrem Todestage unterhielt ſie ſich lange und ausführlich mit Kaiſer Joſeph über Regierungsangelegenheiten und das Wohl ihrer Völker, und als der Kaiſer, in banger Sorge, daß ſich die heißgeliebte Mutter zu ſehr anſtrengen möchte, bittend mahnte, ſie möge ſich doch lieber Ruhe gönnen, erwiederte ſie: „In einigen Stunden ſoll ich vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen, und Du meinſt, ich könne ſchlafen?"

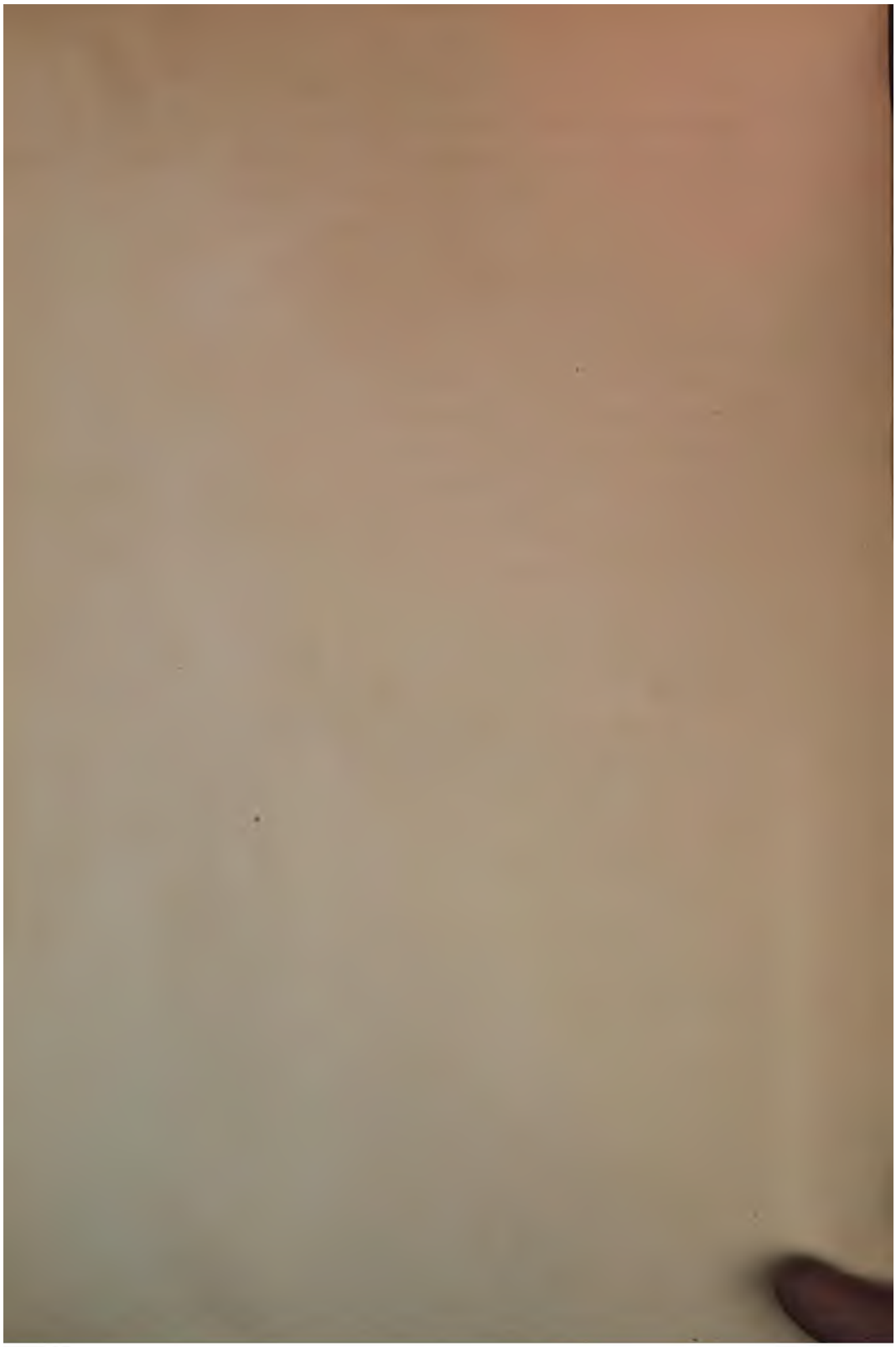
So behielt Maria Thereſia bis zum letzten Hauch ihres Lebens eine Heiter-

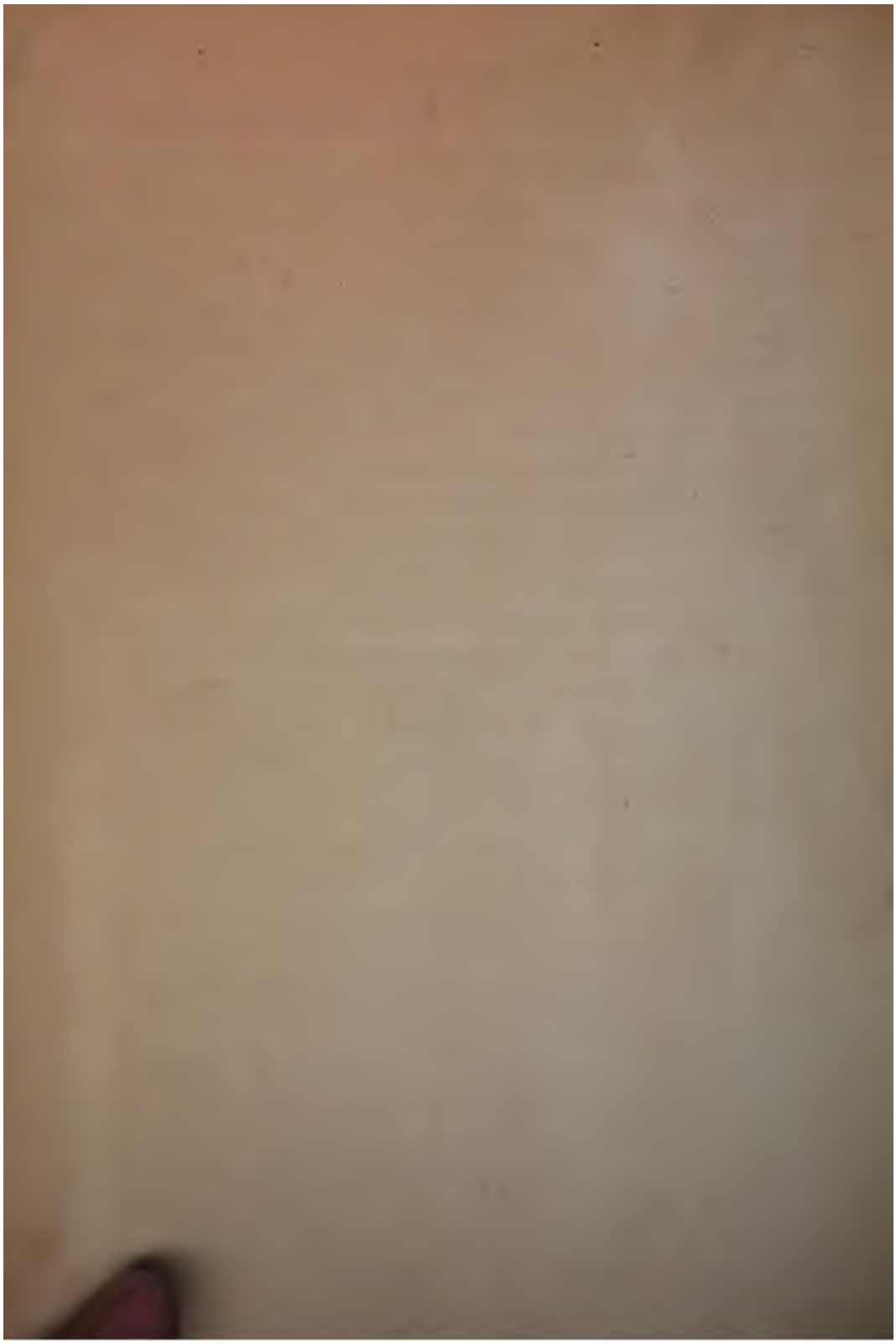
keit des Geiſtes und Gemüths, die ebenſo übermenſchlich ſchien, wie ſie von dem Seelenfrieden und der Geiſtesreinheit Zeugniß gab, mit der ſie von dannen ſchied. Der verhängnißvolle Moment kam am Abend des 29. Novbr. Die Beengung auf der Bruſt wurde endlich ſo peinlich, daß ſie nach friſcher Luft begehrte, daher die Fenſter offen bleiben mußten. Kaiſer Joſeph wich nicht von ihrer Seite. Wie ſein unvergeßlicher Vater, ſo ſollte auch ſeine erhabene Mutter in ſeinen Armen in den Tod gehen. Es war Abends nach 8 Uhr am 29. Novbr., als die hohe Frau ſich beengter fühlend mit dem Rufe: „Die Fenſter auf!“ ſich von ihrem Sitze aufzurichten ſuchte. Als Joſeph ſie ſanft bei'm Arme zurückhielt und dabei fragte: „Wohin wollen Eure Majeſtät?“ ſprach ſie noch vernehmlich: „Zu Dir — ich komme!“ — die letzten Worte, die über ihre Lippen gingen. Sie hatte vollendet — am 29. Novbr. 1780 Abends drei Viertel auf 9 Uhr.

Und ſo ſcheiden wir denn von ihr, der edlen deutſchen Frau, dem Stolze Oeſterreichs, der Fürſtin aller Fürſtinnen. Sie ſchied von dannen in einem Alter von 64 Jahren. Nachdem ihr Leichnam, bekleidet, wie ſie es gewünſcht, mit einem einfachen, ſchlichten Gewande, vom 1. bis 3. Decbr. ausgeſtellt worden war, wurden am 3. Decbr. Abends die irdiſchen Ueberreſte der großen Kaiſerin an der Seite ihres Gemahls in der Kaiſergruft bei den Kapuzinern zu Wien beigeſetzt. Noch kurz vor ihrem Tode hatte die unvergeßliche Frau den Wunſch ausgeſprochen, daß ihr keine Leichenrede gehalten werde. Solcher Form bedurfte es auch nicht. Die Thränen, welche der im Leben Angebeteten von Millionen nachgeweint wurden in prunkenden Paläſten, wie in den Hütten der Armuth, ſprachen von dem Verluſt, den die Welt durch den Hintritt der großen Kaiſerin erlitten hatte, beredter, als es der Mund eines Sterblichen vermocht hätte. Indeß fehlte es doch auch nicht an Herzensergießungen, die nach dem Tode der großen Monarchin in allen Theilen der Monarchie in Worten des Dankes, der Anerkennung, des Ruhmes und der Verehrung laut wurden. Vor uns liegen nicht weniger denn 35 Gedächtnißreden, die in deutſcher, italieniſcher, polniſcher, lateiniſcher, ungariſcher, böhmiſcher und holländiſcher Sprache auf die Verblichene gehalten wurden. In gleicher Weiſe wie ſie, die Heimgegangene, auch denjenigen ehrend, der dieſe Worte ſchrieb, waren die Zeilen, welche ihr großer Gegner im Leben, Friedrich der Große, auf die Nachricht von ihrem Tode ſchrieb, in denen es heißt: „Der Tod der Kaiſerin hat mich geſchmerzt; ſie hat ihrem Throne und ihrem Geſchlechte Ehre gemacht; ich habe ſie bekriegt, bin

aber nie ihr Feind geweſen.“ Wohl aber am tiefſten empfand den Schmerz über ihren Hintritt ihr Sohn, Kaiſer Joſeph, der noch am Abende ihres Todes an Kaunitz die Worte ſchrieb: „Der ſchreckliche Unglücksfall, der mich betroffen, wird Ihnen ſchon bekannt ſein. Ich bin nicht Sohn mehr, das, was ich am beſten zu ſein glaubte. Es müſſen noch heute Gardiſten nach Florenz, Neapel, Mailand, Parma und Paris abgeſchickt werden. Ich will ſogleich die traurigen Briefe ſchreiben. Bleiben Sie mein Freund; ſein Sie mein Beiſtand, mein Führer bei der ſchweren Laſt, die nun auf mich gelegt iſt“, — während er kurz nachher an den Herzog von Choiſeul die denkwürdigen Worte ſchrieb: „Die Kaiſerin, meine Mutter, hat mir einen großen Staat, Miniſter und Generals von entſchiedenen Talenten, getreue Unterthanen und einen Ruhm hinterlaſſen, der es jedem Nachfolger ſchwer macht, ihn zu behaupten. Ich habe jederzeit die größte Hochachtung für ihre Tugenden und die vollkommenſte Ehrerbietung für ihren Charakter gehabt. Ich verehre ihr Gedächtniß, und ihr vortreffliches Herz wird mir unvergeßlich ſein, ſo lang ich lebe.“

So der große Sohn von der großen, unſterblichen Mutter. Die Geſchichte, welche das Andenken der Auserwählten fortträgt von Geſchlecht zu Geſchlecht, hat dieſer Auserwählten einen Siegeskranz um den Scheitel geſchlungen, der ſeine ganze unverwelkliche Pracht und Glorie behalten hat bis auf den heutigen Tag. Möchte die Vorſehung denſelben Siegeskranz auch auf den Scheitel aller derer legen, welche in der Gegenwart ſowie in den kommenden Tagen berufen ſind, da den Zepter zu führen, wo denſelben dereinſt die größte aller Frauen führte!





DB 70 .R3 C.1
Maria Theresia und ihre Zeit.
Stanford University Libraries
3 6105 037 460 958

D
70
R

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.